Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Hundertzweiundzwanzigster Band.

Mit den Portraits von:
Frédéri Mistral, Gustav Wied,
radiert von Andreas Pickel in Nürnberg.
August Schmarsow,
radiert von Clara Frank in Berlin.



Berlin
S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Inhalt des 122. Bandes.

Juli — August — September.

1907.

Seite

Seite

Mit den Portraits von:
Frédéri Mistral, Gustav Wied,
radiert von Andreas Pickel in Nürnberg,
August Schmarsow,
radiert von Clara Frank in Berlin.





Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Hefte) 6 ℳ, pro Jahr (12 Hefte) 2

(Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

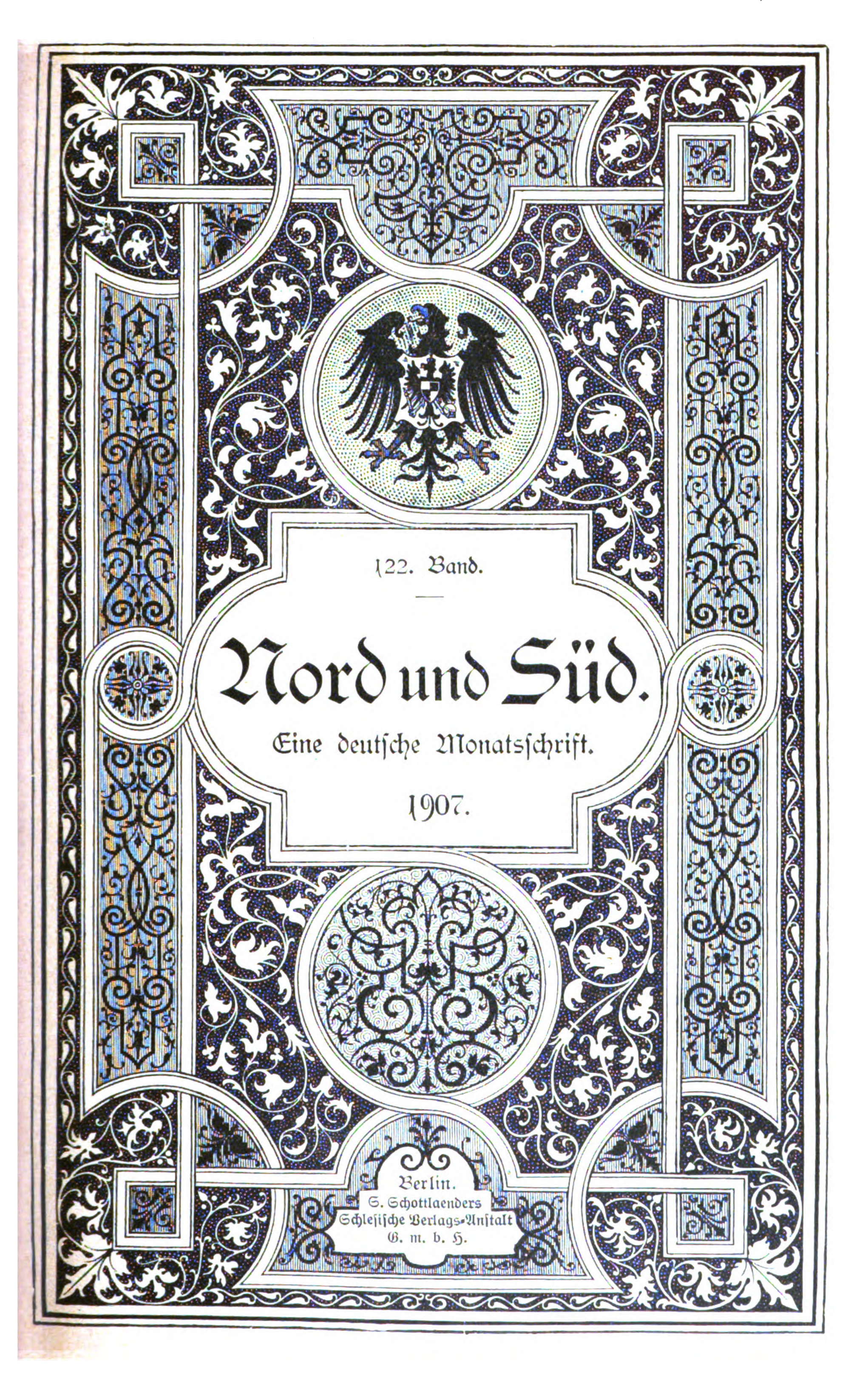
Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXXII (Juli bis September 1907), wie auch zu den früheren Bänden I—CXXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Berlin.

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

(Bestellzettel umstehend.)

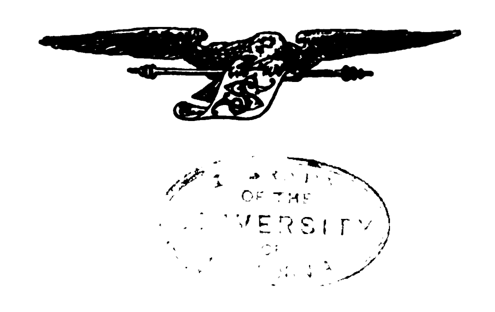

122. Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1907.
Berlin.
S. Schottlaenders
Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXXII. Band. — Juli 1907. — Heft 364.

(Mit einem Portrait in Radierung: Frédéri Mistral.)



S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Juli 1907.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Frédéri Mistral.
Radierung von Andreas Pickel in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaktion von „Nord und Süd", Breslau,
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



F. Mistral

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlænder in Breslau.





Darthe Semmit.

Baltische Novelle aus der Revolutionszeit.

Von

Frances Külpe.

— Nervi. —

Vor der niederen Hütte saß die kleine Darthe und schaukelte ihr jüngeres Brüderchen. Sie tat es widerwillig. „Halt's Maul, Jahnit!" sagte sie zornig und runzelte düster die Brauen. „Kannst du nicht schlafen, was?" Sie gab dem Säugling einen heftigen Klaps, und als der nicht zu helfen schien, fuhr die kleine braune Hand unter die Wickeltücher und kniff ihn wütend ins Bein.

Klein Jahnit aber riß sein Mündchen in Schreck und Entsetzen weit auf, als sammle er Kraft zu einem berserkerähnlichen Schmerzgebrüll, — aber es kam kein Ton. Neugierig beugte sich Darthe über ihn und sah ihn aus weit aufgerissenen braunen Kinderaugen fragend an. „Nu, was wird nu sein?" sagte sie halblaut. Und nun kam's, kreischend, empört, in gellenden verzweifelten Stößen, — das kleine Gesicht wurde blaurot, die Fäustchen fuhren geballt an den Kopf, und die Beine zuckten krampfhaft auf und nieder.

„Jahnit, Jahnit, schrei nicht so!" rief die kleine Darthe weinerlich und begann darauf mit schrillem Stimmchen ein lettisches Kinderlied zu singen.

„Drüben auf der Wiese
Geht ein weißer Storch —"

„Wai Gottchen, Gottchen!" stöhnte die alte Großmutter, die gelähmt in der rauchgeschwärzten Stube auf dem Strohsack lag — „wai Gottchen, Gottchen! Ist das ein Kreuz mit den Kindern! Darthing, Darthing, so komm doch her, Kind, wenn die Großmutter ruft!"

„Ich komme ja schon, Großmutter!" schrie das Kind mit trotzig

aufgeworfener Oberlippe, dann packte sie das brüllende Bündel und schleppte es keuchend in die warme Stube. Unsanft legte sie es auf das Fußende des Bettes. Die Alte richtete sich stöhnend auf und betrachtete das Kleine. Unter den weißen Brauen sah sie drohend die kleine Missetäterin an. „Hast du ihm was getan, Darthe?" fragte sie streng. „Antworte!"

Stumm stand das Kind da mit gesenkten Wimpern und steckte statt aller Antwort den Finger in den Mund.

„Du hast ihm was getan!" ächzte die Großmutter. „Das ist eine große Sünde. Dich wird der Pfarrer holen, — der steckt dich in einen schwarzen Sack und trägt dich geradeswegs in die Hölle. Da wirst du zeitlebens braten!"

Erschrocken sahen die Kinderaugen zu der Alten auf und blinzelten unsicher.

„Ja, ja," murmelte die Alte, „du wirst schon sehen, was dir geschieht!"

Leise streichelnd fuhr die runzlige Hand über das schreiende Kind, und immer schwächer und sanfter wurde das Weinen, endlich verstummte es ganz. Die kleine Faust fuhr in das Mündchen und eifrig begann das Kind daran zu lutschen. Zwei schwere dicke Tränen lagen anklagend auf den runden Bäckchen. Darthe stand noch immer steif und stumm neben der Großmutter.

Die Alte zog jetzt andere Saiten auf.

„Liebst du denn den Jahnit gar nicht, Darthing?" fragte sie. „Es ist doch dein gutes Brüderchen, so'n liebes schönes Kind. Sein Brüderchen muß man doch lieben."

„Ne!" sagte Darthe und schüttelte unwirsch den Kopf. Die dunklen ungekämmten Haare fielen über die bräunliche Stirn, und eine böse Falte legte sich drohend darüber.

„Der Jahnit schläft nicht und immer krieg' ich Prügel. Ich will an den Fluß — spielen!"

„Ui — ja!" sagte die Alte. „Spielen willst du am Fluß? Dazu bist du nun viel zu groß — was hast du denn am Fluß zu suchen? Lauf nicht immer an den Fluß, sonst läuft er einmal nach dir und holt dich, und dann bist du kalt und tot."

Wieder schüttelte das kleine Ding den Kopf.

„Der Fluß ist gut," sagte sie, „besser als — als alle. Und holen kann er mich gar nicht."

„Wart, wart . . . sei nicht hochmütig, du dummes Kind, sonst geht's dir wie dem Buttchen und du kriegst ein schiefes Maul."

„Welchem Buttchen?" fragte die Kleine — ihre schwarzen Augen funkelten gespannt.

„Das ist eine alte Geschichte," stöhnte die Großmutter, „eine alte

schöne Geschichte. Als der liebe Herrgott die Welt erschaffen hatte und sich sein Werk besah, da ging er an dem großen Wasser spazieren und war recht von Herzen froh. Im Sande aber lag eine Butte und sonnte sich. ‚Was tust du denn hier in der Sonne, liebes Buttchen?‘ fragte der Herrgott so recht freundlich. Und die Butte, dies unverschämte Vieh — zieht ihr Maul schief, blinzelt zum Herrgott empor und wiederholt höhnisch: ‚Was tust du denn hier, liebes Buttchen?‘ Da wurde der Herrgott zornig und sprach: ‚Du hast mich gehöhnt — darum sollst du von nun an dein schiefes Maul behalten und auf der einen Seite sollst du rauh und grantig bleiben.‘ — Und seitdem hat die Butte ein schiefes Maul — und rauh ist sie auch, aber nur auf der einen Seite, auf der sie im Sande lag. Ja, ja — so geht's, wenn man hochmütig ist!

Und das ist die Wahrheit — hast du nicht gesehen, wie rauh die Butten auf der einen Seite sind?"

Die kleine Darthe seufzte tief auf. „Ja!" sprach sie überzeugt. „Erzähl' noch was, Großmutter!"

„Hast du den Jahnit geschlagen? Antworte zuerst, Mädchen, — hernach erzähl' ich dir eine viel schönere Geschichte — vom Regenvogel. Sieh doch, nu schläft das Brüderchen, — wie'n Engel im Himmel sieht er aus. Hast du ihn geschlagen? Wenn du deine Sünde nicht gestehst, erzähl' ich dir mein Lebtag nichts mehr."

Die runden Kinderaugen hingen sehnsüchtig an den Lippen der Großmutter. Ein heftiger Kampf malte sich in dem trotzigen kleinen Gesicht. „Wirst's nich Mutter sagen?" fragte die Kleine vorsichtig.

„Ne, ne, — diesmal nich, . . . gesteh' nur."

„Gekniffen!" stieß Darthe kurz hervor.

„Ach, du Höllenbraten, du siebenjähriger!" ereiferte sich die Alte. „Ist das ein Kreuz mit den unvernünftigen Kindern, ist das ein Kreuz! Wai Gottchen, Gottchen, erbarm dich doch über uns! Und ich muß hier hilflos auf dem Strohsack liegen, kann kein Glied rühren und dir nicht mal eine ordentliche Birkenrute schneiden! Peitsche hast du verdient, nicht bloß Ruten! — Wirst's wieder tun, sag', du kleines Ungetüm, wirst's wieder tun — wie?"

Darthe knitterte nachdenklich ihre Schürze zusammen. „Ne!" murmelte sie, „aber nu erzähl' auch, Großmutter — vom Regenvogel!"

Die Alte seufzte, blickte zur verräucherten Decke und begann:

„Es war einmal eine Zeit, da gab's kein Wasser auf der Erde, keinen Fluß, keinen Bach und keinen See. Nur ein dunkles weites Wasser, rings um die Erde herum, und das war bitter und salzig — und man nannte es das Meer. Aber süßes Flußwasser gab es nirgends. Da rief der liebe Herrgott alle Tiere der Erde zusammen, die Wölfe und Bären und Hunde, die Katzen und Ratten und Mäuse,

die Pferde und Kühe und Kälber und alle Schafe und Ziegen und Lämmer, — und alle Vögel rief er zusammen, die Hühner und Gänse und die Vögel, die im Walde fliegen, und befahl ihnen tiefe Straßen zu graben, ein jedes nach seinen Kräften, damit sich das Regenwasser darin sammle. Und alle Tiere kamen herbei und gruben emsig, die großen vierfüßigen Tiere mit ihren Tatzen und Klauen, die Vögel mit ihren Krallen und Schnäbeln, und nur einer von ihnen, der Regenvogel, der drückte sich beiseite und half nicht mit bei der Arbeit. Und so waren die Flüsse und Bäche entstanden, und der liebe Herrgtt lobte alle Tiere und war mit ihnen zufrieden. Da er aber alles weiß und alles sieht, so wußte er auch, daß der Regenvogel nicht mit bei der Arbeit gewesen war, und er rief ihn und sagte: ‚Regenvogel, warum hast du nicht mitgeholfen?‘

‚Ich wollte nicht,‘ sagte der Regenvogel trotzig.

‚So?‘ sagte der Herrgott und schüttelte den Kopf, ‚du wolltest nicht? Nun sollst du aber zur Strafe nimmer Wasser aus dem Fluß trinken, wie die anderen Tiere, sondern nur Regenwasser. Von den nassen Gräsern und Blättern sollst du die Regentropfen auffangen mit deinem Schnabel, und darum sollst du immer Sehnsucht nach Regen haben und ihn voraus verkünden, ehe er kommt!‘ Seitdem — sieh mal — schreit der Regenvogel immer ängstlich und klagend vor dem Regen und läuft hin und her im Grase und hat keine Rast noch Ruhe.

Ja, siehst du, so geht's, wenn man trotzig ist, und nun spring schnell an den Fluß, Darthing, und spiel ein wenig, aber ja nicht zu lange, hörst du wohl, und reich mir die Milchflasche für den Jahnit her, damit ich sie ihm geben kann, wenn er aufwacht.“

Die Kleine ließ sich das nicht zweimal sagen und war wie der Blitz zur Tür hinaus.

Mit einem schrillen Schrei des Entzückens lief sie durch den kärglichen Gemüsegarten, breitete die Arme aus und hob und senkte sie wie ein Vogel seine Flügel. Geschmeidig wie ein Kätzchen wand sie sich durch die Zaunlücke und stand jetzt vor dem grünen Abhange, der schräg zum Flusse führte. Nun warf sie sich jauchzend ins Gras und rollte wie eine reife Frucht geradeswegs zum Fluß hinunter. Die braunen Füße stemmten sich fest gegen den Boden, die kleinen Hände griffen hastig ringsum nach einem Halt und krampften sich an Grasbüscheln und Wacholdersträuchen fest; mit weit offenen verwunderten Augen fand sie sich auf dem feuchten Ufer sitzen und lachte laut und fröhlich.

Sie sah in den blinkenden Fluß hinein. Mit leisem murmelndem Rauschen strömte er unablässig und ruhig zwischen den grünen Wiesen dahin. Sehnsüchtig bog sich grüngraues Weidengefieder zu ihm hinab, und seine kleinen Wellen umhüpften schmeichelnd die schwanken Zweige. Weit in der Ferne blaute ein dunkler Tannenwald, und ein lichtblauer

nordischer Frühlingshimmel, von leichten schwimmenden Wölkchen bedeckt, spannte sich über das grünende Gelände.

Klein-Darthe streckte die Füße ins Wasser und sah vergnügt zu, wie es über sie hinströmte. Immer tiefer rutschte sie hinab — jetzt steckten schon die Beine weit über die Knie in der kalten strömenden Flut. Ein wonniges Behagen durchrieselte sie. Ja, der Fluß war doch gut, und holen konnte er sie gar nicht — dachte sie. Also hatte die Großmutter die Unwahrheit gesprochen. Gut, daß die sie hier nicht sitzen sah, die Beine im Wasser, dann gäbe es wieder Schelte und vielleicht gar Schläge! Noch einige Minuten genoß sie das verbotene Vergnügen, dann kroch ein Kältegefühl durch ihren Körper, und schnell zog sie die Füße zurück.

Sie knetete den Uferschlamm zu Kugeln zusammen und warf sie jauchzend in den Strom hinein. Wie das klatschte und aufschlug und dann wirbelnd versank! Nun sprang sie auf und begann eifrig nach Holzspänen zu suchen. So, nun hatte sie die ganze Schürze voll. Hui, wie die dahingetragen wurden vom flutenden Strom, schnell, so schnell . . . wohin eigentlich? Fest halten hätte sie sie mögen oder mit ihnen schwimmen in die Weite — ja, wohin schwammen sie denn nur? fragte sie sich nachdenklich. Richtig, der Fluß ging ja nach Bauske, und Bauske war eine Stadt, und Klein-Darthe hatte noch nie eine Stadt gesehen. Aber da war es gewiß herrlich, — da gab es einen Marktplatz und einen großen Kirchhof und viele Buden. Neulich hatte die Mutter den neuen Sonntagsstaat aus Bauske geholt — dunkelblauen Kattun und ein süßes Pfefferkuchenherz für Darthe. Sehnsüchtig blickte die Kleine den treibenden Holzspänen nach. Ob sie so schnell laufen konnte? O und wie! Eilig begann sie am Uferrande mit den nackten braunen Füßchen zu laufen, — ach, der dumme Weidenbusch stand ihr im Wege, hastig umkreiste sie ihn und blieb atemlos am Ufer stehen. Sie sah ihren Holzspan nicht mehr. War er untergegangen? War er weiter fortgeschwommen? Sie hatte ihn verloren. Rasch entschlossen warf sie einen größeren trockenen Ast ins Wasser, nein, den würde sie nicht aus den Augen lassen, und geschäftig lief sie vorwärts, dem Flußufer entlang, — da blieb sie wie angewurzelt stehen.

Sie hörte Stimmen, und hinter dem Ufergestrüpp tauchten zwei herrschaftlich gekleidete Knaben in Matrosenanzügen auf, neben ihnen ein Häuslerssohn, der Grendsche-Jehkab. Alle mochten sie zwölf Jahre zählen. Sie kannte die drei. Der eine breitschulterige blonde Junge mit dem gutmütigen Gesicht, das war Pastors Willy, der andere mit den glänzenden Schnürstiefeln und der schlanken hochaufgeschossenen Gestalt war das Jungherrchen, der kleine Baron. Der dritte aber, der Grendsche-Jehkab war eigentlich der hübscheste von allen. Er war barfuß und trug eine junge Dohle im Arm.

„Schenk mir die Dohle, Willy!“ hörte sie das Jungherrchen sagen.

„Nein, ich will sie selbst behalten, Wolf.“

„Du!“ sagte Wolf und maß seinen Kameraden von oben bis unten, „das ist ruppig von dir. Ich bin doch dein Gast, und gegen Gäste muß man liebenswürdig sein.“

Der kleine Pastorssohn besann sich eine Weile. „Höre,“ sagte er zögernd, „wir machen alle drei zuvor einen Wettlauf. Wer am schnellsten laufen kann, der bekommt die Dohle. Du, Jehkab, stell die Dohle hin, wir wollen alle laufen.“

„Aber dann fliegt sie doch fort, Jungherrchen!“ sagte der hübsche Jehkab und lachte, daß seine Zähne blitzten. Suchend blickte er um sich. „Wir können ihr ja die Flügel binden. „Nein, warten Sie!“ Er sprang auf die kleine Darthe los. „Du bist Semmits Meiting — nicht? Wart, halt mal die Dohle — und paß auf, daß sie nicht davonfliegt. Wir wollen alle laufen!“

Zögernd nahm Darthe den großen schwarzen Vogel in Empfang und preßte ihn fest an sich. Ihre Augen leuchteten vor Vergnügen, und sie nickte eifrig zwei-, dreimal.

„Halt ihn ja fest, Kleine!“ rief der kleine Baron. „Und jetzt — stellen wir uns auf — dort bis zum großen Weidenbusch laufen wir. Eins, zwei, drei!“

Die Knaben standen vorgebeugt in erwartungsvoller Haltung, den rechten Fuß vorgestreckt, die Augen aufs Ziel gerichtet.

„Los!“ schrie der kleine Baron.

Pfeilschnell ging es über die grüne Wiese dahin. Der kleine Baron war den andern um einen Fuß voraus, doch jetzt, jetzt überholte ihn der barfüßige Grendsche-Jehkab. Keuchend war Willy hinter den beiden zurückgeblieben. Noch einen neuen Schwung gab sich das Herrensöhnchen — gleichzeitig, zitternd vor Eifer und Leidenschaft prallten der kleine Jungherr und der Häuslerssohn gegen das Ziel.

„Ich war zuerst da!“ schrie Wolf, und seine Augen blitzten.

„Nein, ich!“ rief Grendsche-Jehkab. „Willy — Jungherr — wer hat nu recht?“

Keuchend war Willy langsam herangekommen.

„Ich weiß nicht, — ich glaube, beide.“

Die beiden Sieger maßen einander mit flammenden Blicken.

Atemlos war Darthe dem Vorgange gefolgt.

„Der Grendsche-Jehkab hat recht,“ sagte sie laut, „und er muß die Dohle bekommen.“

Aber niemand hörte ihre Worte.

„Ich geb' dir zehn Kopeken, Jehkab,“ sagte Wolf, „die Dohle muß ich haben.“

„Aber ich war doch der erste!“ sagte Jehkab trotzig.

„Gib ihm dreißig Kopeken, Wolf!“ schlug der Pastorssohn vermittelnd vor.

Die kleine Darthe hatte die Beratung nicht gehört, sie stand zu weit ab. „Und Grendsche-Jehkab hat doch recht,“ murmelte sie. Ein trotziger Entschluß malte sich in ihrem Gesicht: sie hob die Hände hoch und warf den Vogel in die Luft. Verwundert breitete er die Flügel aus und flatterte auf eine kleine Tanne. Dann, als sei das Selbstgefühl in ihm erwacht, reckte er seinen Kopf, stieß ein heiseres Krächzen aus und flog mit starken ruhigen Flügelschlägen über den Fluß. Er war seinen Peinigern entkommen.

„Die Dohle, die Dohle!“ tönte es zornig und klagend aus drei Kehlen.

„Weshalb hast du sie fliegen lassen?“ fragte der kleine Baron wütend. „Das kommt davon, wenn man sich mit Mädchen einläßt!“

Stumm, mit niedergeschlagenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen stand Darthe und knitterte an ihrer Schürze.

„Haue sollst du kriegen!“ rief Grendsche-Jehkab und rüttelte sie derb.

„Komm, Jehkab, laß! Mädchen haut man nicht!“ entschied der Pastorssohn großmütig.

„Du hast sie mit Absicht fliegen lassen — pfui, wie gemein!“ sprach der kleine Baron im Tone tiefster Verachtung.

Grendsche-Jehkab stand blaß vor Wut beiseite und rührte sich nicht.

Willy fuhr in die Hosentasche und brachte ein Zehnkopekenstück hervor. „Da nimm, Jehkab,“ sagte er großartig, „für die Enttäuschung. Du läufst sehr brav.“

Nun wollte auch das Jungherrchen in der Großmut nicht zurückstehen. Aus einem zierlichen ledernen Portemonnaie zog er einen Zwanziger und reichte ihn Jehkab.

„Da!“ sprach er.

Darthe machte große Augen. So war bei der allgemeinen Enttäuschung doch Grendsche-Jehkab der einzige gewesen, der Vorteil davon gehabt hatte. Verwirrt drehte sie sich um und schlich mit gesenktem Haupt nach Hause.

Die Dohle aber hüpfte auf dem jenseitigen Ufer vergnüglich von Strauch zu Strauch und ließ ein verwundertes lautes Krächzen hören.

* * *

Jahr um Jahr strömte der Fluß unablässig und ruhig dahin. Im Frühjahr wurden seine Fluten stürmischer und dunkler, so als beseele ihn ein junger starker Wille. Im Winter aber erstarrten sie ganz, und eine schwere harte Eisdecke hielt den vorwärtsstrebenden Gesellen

monatelang gefangen, bis er im Märzmonat unter donnerndem Krachen und Tosen den Eispanzer sprengte, großmächtige Blöcke übereinander schleuderte wie ein zorniger Riese und, als wolle er sich für die lange Gefangenschaft schadlos halten, die Eisschollen durcheinander wirbelte und jagte, bis sie verängstigt und immer kleiner werdend dahin schwammen auf Nimmerwiederkehr.

In dieser Zeit liebte Darthe den Fluß am meisten. Sie hatte ordentlich Respekt vor ihm und sah den Eisschollen mit triumphierender Freude nach. Ja, ihr Fluß, der konnte schon was Rechtes, der war stark und mächtig, viel mächtiger als der Baron, der Pastor und der Zehsewirt zusammengenommen. Bei dem arbeiteten ihre Eltern um Tagelohn.

Darthe war nun ein schönes kräftiges Mädchen und stand im dreizehnten Jahre. Nicht mehr wie einst lief sie ungekämmt einher. In zwei dicken schweren Flechten trug sie das dunkle Haar wie eine Krone über dem Haupt. Trotzig und horchend blickten die braunen Augen unter der bräunlichen Stirn hervor, — sie schienen immer etwas zu suchen, nach innen hinein. Und sie suchten auch etwas, ohne daß sie es wußten. Die alte Großmutter, eine lebensmüde Welle, war vom Zeitenstrom dahingeflutet, und Darthe hatte nun niemanden mehr, der ihr Geschichten erzählen konnte, der sie schalt und dennoch lieb hatte. Ihr Tod hatte im Hause der Knechtsleute eine trübe Leere hinterlassen, und Darthe schien es oft in dunklen Herbstnächten, als höre sie die Stimme der Großmutter rufen. Jetzt brauchte sie nicht mehr widerstrebend ein Kleines zu warten, denn Jahnit war nun schon fünf Jahre alt und folgte ihr auf den eigenen stämmigen Beinchen wie ein Schoßhund, und jüngere Geschwister waren nicht gekommen. Jahnit war aber auch der ganze Stolz der Knechtsleute; um Darthe kümmerte sich die eigene Mutter nicht sonderlich. Sie war ja nur ein Mädchen.

So war der Fluß erst recht ihr liebster Gefährte geworden. Immer und immer flüchtete sie zu ihm hin. Bald saß sie mit sinnenden Augen, starrte in die strömende Flut und ließ das kühle Wasser durch ihre Finger rinnen, bald kauerte sie mit gebeugtem Rücken am Wasser und wusch Jahnits Kleider und ihre eigenen oder spülte Geschirre. Sie hatte ein ganz persönliches Verhältnis zu ihm. In ihren kindlichen Gedanken sagte sie ihm du, und zugleich mit einer achtungsvollen Wertschätzung regte sich ein übermütiges Selbstbewußtsein in ihr. Dann drohte sie dem blinkenden Wasser mit der Faust und sagte triumphierend: „Sieh mal, du bist stark und groß, aber holen kannst du mich doch nicht!"

Es war ein leuchtender Sommertag. Festliche Sonnenstrahlen ruhten über Feldern und Wiesen und glitzerten übermütig in dem rauschenden Fluß. Weiße glänzende Wasserrosen mit ihren dunkelgrünen Blättern schwankten leise in der goldig funkelnden Flut. Die

kleine Darthe trat aus der schiefgedrückten elterlichen Hütte und spazierte sittig den Abhang hinunter. Die neuen ledernen Schuhe drückten sie und zwangen sie zum ruhigen Vorwärtsschreiten, und dennoch zog sie sie nicht aus. Es war ja Sonntag, — da konnte man ein übriges leiden. Sie strich sich ihre neue rote Schürze glatt und sah voll Stolz auf ihre beschuhten Füße, wie sie vernünftig und altklug einhertrabten, als hätten sie die Weisheit mit Löffeln geschluckt. Ja, neue Schuhe tragen, das konnte nicht jede — was tat es da, wenn sie unbequem waren und kniffen wie ein böses Gewissen? Vorsichtig hob sie ihren blauen Sonntagsrock auf, breitete den Unterrock gemächlich aus und setzte sich auf den feuchten Ufersand. Nun saß sie da, steif und tugendhaft, und seufzte.

Sie streckte die Füße aus und versuchte die gefangenen Zehen zu bewegen. Aber neue derbe Bauernschuhe sind stärker als menschlicher Wille, die Zehen konnten sich nicht rühren, Darthe seufzte wieder, und auf ihrem hübschen braunen Gesichtchen malte sich ein bitterliches Entsagen. Die braunen Hände hielt sie nachdenklich über dem Leib gefaltet. Wehmütig und würdevoll ließ sie sich von der lieben Sonntagssonne bescheinen. „Ach, wenn es doch schon Montag wäre!" seufzte sie laut. Und plötzlich, einem tapferen Entschluß folgend, beugte sie sich nieder und löste die Schuhbänder. Rechts und links flogen die ledernen Quälgeister ins grüne Gras, rechts und links die groben Strümpfe — die alte fröhliche Darthe stand mit nackten Füßen im Uferschlamm und ließ sich das laue Wasser um die gequälten Zehen plätschern. Nun rauschte der Fluß lauter, die Sonne schien goldiger, die Vögel sangen heller, und Darthes Augen blitzten in Kinderwonne und Übermut.

Sie beugte den Kopf und lauschte — hörte sie nicht Stimmen?

Ja — dort hinter der Flußkrümmung tauchte ein weißes Boot hervor. Leise glitt es mit der Strömung dahin, erfüllt von fröhlichem Gelächter.

Ein schönes Fräulein im weißen Sommerkleide stand lachend im schwanken Gefährt und breitete die Arme aus. Am Steuer saß Willy, der Pastorssohn, er war breit und stämmig geworden. Der junge Baron Wolf und Grendsche-Zehkab, beide hochaufgeschossene schlanke Gesellen, hielten die Ruder lässig in den Händen und sahen gespannt zu dem schönen Mädchen hin.

„Wo kommt denn die her?" murmelte Darthe, und ihre Augen wurden groß und rund vor Staunen. Da fiel ihr ein, daß der Pastor Konfirmationslehre hielt. Das schöne Fräulein sollte also auch konfirmiert werden.

„Fräulein Marga, vorsichtig!" rief warnend der Jungherr Wolf. Übermütig sah ihn das junge Fräulein über die Schulter an.

„Die schönen Wasserrosen!" rief sie. „Rudern Sie dorthin! Die Wasserrosen muß ich durchaus haben!"

Sie machte eine herrische Gebärde. Wie schön sie war mit ihrem rotgoldenen Lockenhaar, wie süß klang ihre weiche Mädchenstimme!

Gehorsam lenkte Willy den Kahn, eifrig schwangen die andern die Ruder. Sie waren in das schwankende Blätternetz der Wasserrosen geglitten.

„Vorsicht, Fräulein Marga!" rief nun auch Willy. „Das Wasser ist sehr tief."

Aber Fräulein Marga lachte nur. Umflossen von goldenem Sonnenlicht stand die weiße leuchtende Gestalt und beugte sich weit vor.

„Achtung, geben Sie mir die Hand!" rief Wolf gebieterisch. Er war aufgesprungen. Grendsche-Jehkab suchte mit seinem Ruder die schönsten Blüten heranzulangen. Marga kniete im Boot und griff begierig nach den Blumen — das Boot geriet in ein bedenkliches Schwanken — die weiße Gestalt verlor das Gleichgewicht, stürzte lautlos über den Bootrand und versank.

Ein Schreckensruf aus vier Kehlen — am lautesten schrie Darthe — schon sprang Wolf ins Wasser. Willy zog hastig seine Jacke aus und stand zum Sprunge bereit. Grendsche-Jehkab saß bleich und vorgebeugt — seine Augen bohrten sich suchend in die spiegelnde Wasserfläche.

„Ruhig, Willy Jungherr, — nicht springen!" rief er. „Da, da ist sie!"

Er tat ein paar Ruderschläge und streckte das Ruder steif ins Wasser.

„Festhalten!" rief er überlaut.

Ein paar weiße Arme griffen nach dem rettenden Ruder, ein todblasses, weißes Gesicht, von triefendem rötlichem Haar umflossen, tauchte auf.

„Die Ranken halten mich fest!" keuchte sie tonlos.

Wolf tauchte auf wie eine Ente, schwamm an Marga heran und riß mit seinen jungen, sehnigen Armen die gierigen Ranken von der zarten Gestalt. Seine Augen funkelten.

„Fertig!" rief er. „Nun zieht!"

Jehkab und Willy griffen zu und hoben und zerrten das junge Mädchen ins Boot.

„Schnell ans Ufer!" kommandierte Wolf. „Kümmert euch nicht um mich, ich kann schwimmen."

Wie ein Pudel schwamm der junge Baron hinter dem Boot her.

Marga saß still und blaß. „Ich hatte schon Wasser in Mund und Nase," sagte sie, „es fehlte nicht viel, und ich wäre . . ." Sie schauderte.

„Jehkab," sie reichte ihm die feine schmale Hand. „Du hast mich gerettet — ich danke dir."

Über Jehkabs hübsche Züge glitt ein dunkles Rot, und auch Willy überlief es heiß.

„Und Wolf?" fragte er vorwurfsvoll — „er sprang sofort hinein, und ich wollte ebenfalls . . ."

Da flog ein neckisches Leuchten über das blasse Gesicht.

„Jeder meiner drei Kavaliere tat, was er konnte," sagte sie, „ich bin allen dreien vielen Dank schuldig."

Sie schauerte zusammen.

„Ihnen ist kalt, Fräulein Marga," sagte Willy eifrig, „wir wollen gleich in die Semmitsche Hütte, vielleicht können Sie dort heiße Milch bekommen. Jehkab soll ins Pastorat laufen nach Kleidern, hörst du, Jehkab, oder nein, ich gehe selbst, Mutter wird mir das rechte schon geben. Und du, Semmits Darthe — was stehst du da und schaust in die blaue Luft? Habt ihr Milch im Hause?"

„Ja—a!" rief Darthe bestürzt.

„So lauf schnell und stell sie auf zum Kochen, und die Mutter soll frische Wäsche hergeben für das gnädige Fräulein. Mach schnell — wir kommen gleich nach."

„Ja—a!" rief Darthe wieder. Und dann lief sie die Böschung hinauf, so schnell sie die nackten Füße trugen. Ihre rote Schürze flatterte im Winde. Vergessen und voneinander getrennt lagen die Sonntagsschuhe und Strümpfe im Grase.

Die Milch stand auf dem Herd und Darthe daneben, da wurde es in der rauchigen dunklen Stube hell: Fräulein Marga war hereingetreten, und Wolf warf vor ihr die Tür auf, als sei sie eine Königin. Das nasse Gewand klebte an ihr, vorsichtig raffte sie das Kleid zusammen. Auch der hübsche Bursche war pudelnaß, und wo er ging und stand, da bildeten sich kleine Lachen.

Er schleppte einen Dreifuß herbei. „Setzen Sie sich, Fräulein Marga, — wo ist denn Mutter Greetsche?"

Mutter Greetsche, eine stämmige Frau, kam aus der Kammer und schlug die Hände überm Kopf zusammen.

„Wai Gottchen, — was für'n Unglück, was für'n Unglück!" jammerte sie.

Sie küßte Marga die Hand und Wolf den nassen Ärmel.

Er lachte. „Nu Mutter Greetsche, noch ist ja nichts entzwei."

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!" sagte die Frau. „Wär' ja auch jammerschade um so'n schönes Fräuleinchen! Das muß noch lange leben und 'nen jungen Baron glücklich machen."

Wolf und Marga wurden trotz ihrer Nässe dunkelrot.

„Nu Jehkab, — was stehst du da unnütz herum, du Taugenichts?"

fuhr die Frau fort. „Kannst du nicht dem gnädigen Fräuleinchen die Stiefelchen ausziehen — wie? Die Füßchen sind ja klitschnaß."

Schon lag Jehkab auf dem Boden und griff nach Margas Füßen. „Wart, laß mich!" rief der junge Baron und drängte ihn fort. Zornig trat Jehkab zurück.

Ein sprühender Blick aus Darthes dunklen Augen schoß zu den beiden jungen Leuten hinüber. Unwillkürlich ballte sie die Fäuste. Sie fühlte es: sie haßte sie alle beide — weshalb machten sie auch so viel Aufhebens von dem Fräulein?

Wolf hatte inzwischen die Stiefeletten aufgeknöpft und stellte sie vorsichtig nebeneinander auf die Ofenbank.

„Mutter Greetsche," sagte er darauf leise, „könnt Ihr dem gnädigen Fräulein etwas von Eurer Wäsche borgen?"

„Uh ja!" rief die Frau verwundert. „So'n grobes Bauernhemd paßt ja nicht für die gnädige Baroneß. Würde ihr ja das weiße Körperchen wund scheuern!"

Wieder wurden Marga und Wolf von dunkler Röte übergossen. Trotzig stand Jehkab in der Ecke, die Hände in den Hosentaschen.

Verlegen lachte Marga. „Wenn Ihr mir wenigstens ein trockenes Laken geben könntet, Mutter Greetsche," sagte sie bittend, „und eine warme Decke für den jungen Baron. Er ist ja ebenso naß wie ich!"

„Um mich sorgen Sie sich nur ja nicht, Fräulein Marga!" rief Wolf. „Ich fühle mich pudelwohl."

Geschäftig ging die Frau in die Nebenkammer.

„Wolf," begann Fräulein Marga leise und schlug ihre schönen Augen auf, „geben Sie mir die Hand, ich habe Ihnen ja noch gar nicht gedankt!"

„Aber, Fräulein Marga, das war doch selbstverständlich, ich bitte Sie," sagte er unwirsch, aber die kleine Hand hielt er noch einen Augenblick fest in der seinen und drückte sie krampfhaft.

„Geh hinaus, Jehkab, und sieh zu, ob der Jungherr Willy mit den trockenen Kleidern kommt," befahl er kurz.

Jehkab trollte sich zur Tür hinaus.

Eine verlegene Pause.

Mit strahlendem Gesicht kam Mutter Greetsche zurück, eine Decke und ein weißes Linnen über dem Arm.

„Ein Betttuch fand ich nicht, das wäre auch gar zu grob, aber hier," triumphierend wies sie auf das Leinen, „ein schönes Tischtüchlein bringe ich, das hat mir noch die gnädige Frau Pastorin zur Hochzeit geschenkt. Das ist fein und weich. Da hinein können wir das gnädige Fräulein packen."

Eifrig begann sie Fräulein Margas Kleid aufzuhaken.

„Hier nicht, hier nicht, Mutter Greetsche!“ rief Marga entsetzt und wehrte ihr.

Wie ein Pfeil schoß Wolf zur Tür hinaus.

„Was für'n braver, schöner Jungherr!“ lobte Mutter Greetsche und löste gelassen Bänder und Schnüre, „das wär' so'n richtiger Baron fürs gnädige Fräuleinchen, — und wie lieb er's gnädige Fräuleinchen hat! Nicht mal zulassen wollt' er, daß Jehkab dem gnädigen Fräuleinchen die Stiefelchen auszieht. Ja, ja . . . gnädiges Fräuleinchen werden in ein paar Jahrchen schon gnädige Frau Baronin sein! Denken Sie an Mutter Greetsches Worte!“

Wie eine erglühte Rose stand Marga da. Darthe betrachtete sie mit neugierigen Blicken. Hastig streifte das Fräulein die Unterkleider ab.

Mutter Greetsche war im Fahrwasser. „Und das schöne Gut, das der junge Baron bekommt — so ein Gut, ja, das lohnt sich! 'n prachtvolles Schloß — vierzig Zimmer soll es haben — so sagte mir die Madde, die dort gedient hat.“

„Hört auf, Mutter Greetsche!“ rief Fräulein Marga heftig, „und kehrt Euch zur Wand, — ich will nichts davon hören.“

Zitternd und bebend stand sie da in das Tischtuch gehüllt und trocknete sich die rotgoldenen Haare. Schon kräuselten sich die einzelnen Härchen und standen leuchtend um das schmale weiße Gesicht.

Sie ist sehr hübsch, dachte Darthe bewundernd. Noch nie hatte sie etwas so Schönes gesehen. Warum aber war das schöne Fräulein so zornig?

„Die Milch kocht, Mutter,“ sagte sie verdrossen.

Mit zischendem Laut sprudelte die heiße Milch auf den Herd über.

„Ach, du Nichtsnutz!“ eiferte Mutter Greetsche, „kannst du nicht besser aufpassen? Such doch, wo ein Taßchen oder ein Glaschen zu finden, aber spül es zuvor ordentlich rein, und daß du mir den Jahnit nicht weckst, er schläft, hörst du?!“

Pferdegetrappel vor der Tür. Ein diskretes Klopfen.

„Fräulein Marga!“ ertönte Willys Stimme, „die Kleider sind da!“

Marga flüchtete hinter die Tür. „Danke!“ rief sie und öffnete einen Spalt. „Werfen Sie sie nur herein. War Frau Pastor sehr böse?“

„Nur erschreckt,“ rief Willy wieder, „und hier,“ er schob das Kleiderbündel in den Türspalt und reichte eine Flasche Madeira hinein, „davon sollen Sie gleich sechs Schluck nehmen, sagt Mutter. Bitte, tun Sie's, Fräulein Marga!“

Sie nahm die Flasche. „Warten Sie,“ rief sie, „gleich!“ Gehorsam trank sie sechs Schluck. „Nun aber — lassen Sie Wolf auch trinken. Ich bin in fünf Minuten angekleidet.“

Eilig öffnete sie das Kleiderbündel und schlüpfte in die trockene Wäsche. Obenauf lag ein dunkelblaues Wollenkleid.

Bewundernd stand Mutter Greetsche dabei.

„Nein, nein, die schönen Spitzchen!" rief sie. „Und das feine Gewebe, und nu erst das prächtige Kleidchen!"

Jetzt kam Darthe mit einer Riesentasse herein. Mutter Greetsche goß die Milch in die Tasse und reichte sie dem Fräulein.

„Sie ist noch zu heiß," sagte Marga, „vielen Dank, Mutter Greetsche. Und nun hab' ich noch eine Bitte: die nassen Kleider da sollt Ihr behalten für Euer Darthing. Wenn sie einmal konfirmiert wird, hat sie ein weißes Kleid."

„Ach wai! Ach wai!" sagte Mutter Greetsche strahlend. „Das is ja alles viel zu prächtig für'n Bauernmädel. Darthe, Kind, hörst du, das gnädige Fräulein Baroneß, was nächstens Frau Baronin wird, schenkt dir die Kleider alle. Bedank' dich doch, Mädchen!"

Verschämt trat Darthe näher und küßte dem Fräulein die Hand. Zugleich aber stieg ein sonderbarer Trotz in ihr auf. Das Fräulein war schön und gut, gewiß — — und sie gönnte ihr auch alles Gute, aber, daß der Wolf Jungherr und der Grendsche-Jehkab sie so gern hatten, — das, — ja, das gönnte sie ihr doch nicht.

Fräulein Marga riß die Tür weit auf, nahm die Decke auf den Arm und rief: „Wolf, Willy, Jehkab, ich bin fertig, kommen Sie rasch herein!"

Sie trank ein paar Schluck Milch und hielt die große Tasse fest in den Händen.

Eilig kamen die jungen Leute.

„Wolf, Sie wickeln sich sofort in die Decke und trinken diese Milch aus!" befahl sie. „Ich will nicht, daß Sie meinetwegen krank werden."

„Aber," wehrte er, „ich hab' mich ja draußen ganz warm gelaufen. So sehen Sie mich doch an, Fräulein Marga, ich habe ja auch trockene Kleider bekommen."

„Um so besser," sagte sie. „Die Milch trinken Sie aber dennoch. Seien Sie vernünftig, Wolf, bitte!"

Er tat ihr den Willen. „Nun aber vorwärts!" sagte er. „Lebt wohl, Mutter Greetsche, und vielen Dank!"

Er ließ einen Silberrubel in die schwielige Hand der Bäuerin gleiten.

Vor der Tür hob Grendsche-Jehkab ein Bündel weißer Wasserrosen auf.

„Fürs gnädige Fräulein!" sagte er kurz.

„Ach!" rief Fräulein Marga erfreut. „Du hast sie mit dem Boot geholt — was bist du für ein guter Junge, Jehkab! Dank, tausend Dank!"

Die kleine Karawane setzte sich in Bewegung. Willy führte das Pferd am Zügel.

Mutter Greetsche stand auf der Türschwelle und strahlte. Darthe sah finster und verdrossen drein. Nein, auch die Blumen, die gönnte sie dem schönen Fräulein nicht, nein, erst recht nicht.

* * *

Leise spann die Zeit ihre grauen und bunten Fäden. Jahr um Jahr rauschte der Fluß sein eintöniges Lied. Jahr um Jahr aber blieb er der gleiche, nur die Menschen an seinen Ufern waren anders geworden, und die Zeiten hatten sich gewandelt. Die Zeit aber und der Fluß, sie blieben sich gleich.

In der Ferne hatte der Orkan getobt: Krieg! Krieg! Der unselige Krieg mit Japan! Niemand war begeistert gewesen, Tausende hatten sich entrüstet und empört, und die Empörung war zur bleibenden Stimmung geworden. Hier aber im kleinen Ländchen mit der alten Bildung, mit der festen Treue, mit der soliden Arbeit, hier hatte man Wind gesät; was Wunder, daß nach Jahrzehnten der Sturm losbrach, der nicht mehr zu stillen war!

Wind war gesät. Die Letten hatten begonnen, die Russen hatten vollendet. „Lettland den Letten!“ so murmelte man zuerst leise zwischen den Zähnen. „Nieder mit den Deutschen!“ so brüllte man schließlich aus voller Brust.

Russische Bildung der russischen Provinz Kurland. Das war die windige Losung gewesen. Welche Bildung hatte Rußland zu geben? Die Russen selbst sprangen aus der Unbildung in die Überbildung, aus dem Bauernhemd in die Staatsuniform, die Bildung blieb aus — das gibt einen bösen Sturz. Überdruß und Weltschmerz sind die Folgen.

Dieser Wind wehte durch das Land. Immer stärker, immer heißer wehte er von Dorf zu Dorf, von Gesinde zu Gesinde. Die Bauernsöhne kehrten aus der Stadt zurück — Helden der Phrase, zu „fein“ für die Landarbeit, „zu gut“ für die alte Treue, faul und frech. Sie schimpften und hetzten, und sie waren die Klugen. Die jungen Volkslehrer mit der neuen russischen Vorbildung, sie hatten das Nichts auf ihrer Fahne, das Nichts in ihrem Gewissen. Sie konnten nicht anders, sie mußten Wind säen. Du armes Land, du liebes Baltenland, wehe dir!

Herbstsonnenschein. Noch einmal milde verklärte sonnige Tage. Gleich seligen Träumen zogen weiße schwimmende Wolken über den

blauen Himmel, und wieder trat Tarthe vor die Schwelle ihrer elterlichen Hütte.

Müde und alt kauerte das schiefgedrückte Häuslein in sich zusammen, stolz und aufrecht stand das junge schöne Kind des Volkes vor der morschen Tür und beschattete die Augen mit der Hand.

Sie spähte über die Straße zur Wiese hinüber, die sich leise zum Fluß abschrägte. Was ging da vor? Fremde Gestalten mit Spaten und Hacken in den Händen schritten die Wiese auf und nieder. Sie sah einige bekannte Gesichter — den jungen Majoratsherrn Baron Wolf, den Studenten Willy, den Pfarrerssohn, die grüne Cerevismütze schief auf dem Kopf, — da war auch der alte Pastor mit dem weißen Haar, neben ihm die rundliche bewegliche Figur der Pastorin. Da stand endlich Mathildchen, die siebzehnjährige einzige Tochter des alten Ehepaares, mit den leisen huschenden Bewegungen. Sie hatte ein weißes feines aufgewecktes Gesichtchen und eine zarte Stimme, weshalb sie „Mäuschen" genannt wurde. Auch in der Gemeinde nannte man sie so, wenn man von ihr sprach. Aufmerksam sah Mäuschen zu der hohen blühenden Gestalt der Baroneß Marga auf. Sie sprachen miteinander, und die Baroneß hielt ihr graues Tuchkleid mit der linken Hand gerafft. Ihr rotes Haar, das in einem griechischen Knoten lose und wellig unter dem breiten Federhut hervorleuchtete, funkelte in der Sonne wie mattes Gold. Jetzt beugte sie sich vor und lachte und nickte; nun schritt sie auf Grendsche-Jehkab zu und redete ihn an. Der stand mit seinem Spaten hoch und schlank da; jetzt verbeugte er sich, zog seine Mütze und zeigte lachend seine blitzenden Zähne. Er war jetzt Diener beim jungen Baron.

Finster runzelte Darthe die Brauen. Die trotzige Falte grub sich tief in ihre braune Stirn. Was wollte diese ganze Herrschaftssippe dort auf der Wiese? Da ging etwas Besonderes vor, denn umsonst waren der Baron Wolf und die Baroneß Marga nicht von ihren auseinanderliegenden Gütern herbeigekommen, um sich auf dem Pastoratsgebiet zu treffen. Und wer waren die Fremden? Sie sah schärfer hin. Ein kräftiger Herr mit braunem Vollbart, eine goldene Brille auf der Nase, ging eifrig gestikulierend vom Baron zum Pastor, jetzt stach er mit seinem Spaten in den Wiesengrund und zirkelte ein längliches Geviert ab. Ein alter, hagestolzlicher Herr, der aussah wie ein gelehrter Storch, sah ihm dabei angelegentlich zu.

Von der Flußseite hinter der Hütte her kamen vier Bauern, alle mit Spaten bewaffnet. Ihnen folgte in einiger Entfernung ein Trupp Neugieriger, Männer, Weiber und Kinder, allen voran der Dumpje-Wirt. Sein gedunsenes Gesicht saß auf einem büffelstarken roten Hals. Er redete laut und zornig. Über der schiefen abgetretenen Nase funkelten zwei tückische triumphierende Äuglein.

Darthe hielt es nicht länger. Wie der Wind flog sie unter den Haufen.

„Was wollen die Deutschen da?“ fragte sie kurz.

Ein verworrenes Geschrei antwortete ihr.

„Leichen ausgraben! Tote schänden! Schätze suchen!“

Das Mädchen stand versteinert. „Unsinn!“ rief sie. „Die Wiese ist doch kein Friedhof.“

„Es soll einmal vor vielen hundert Jahren eine Schlacht hier gegeben haben, — und die gelehrten deutschen Professoren, die immer alles wissen, behaupten, hier wär' der Ort,“ belehrte sie der Dumpje-Wirt mit hämischem Lachen. „Nu, wollen sehen, ob die deutschen Nasen recht haben.“

„Und was wollen sie von den Toten?“

„Schmucksachen sollen die Leichen haben, goldene Spangen und Ringe — — haben die Deutschen nicht je und je ihre Finger ausgestreckt, wo es was zu holen gab?“

„Aber der Pastor wird das nicht zulassen!“

„Hoho!“ brüllte der Dumpje-Wirt, „das alte Mannchen! Siehst du nicht, wie er vergnügt dabei steht? Ja, unsereins, freilich, — das kann wieder einmal zusehen! Bei uns wär's gleich „Leichenschändung“, — bei den Deutschen aber, den verfluchten Besserwissern, heißt's: Wissenschaftliche Ausgrabungen. Ja, ein Deckmäntelchen läßt sich ja für alles finden!“

Stumm schloß sich Darthe dem Haufen an. Sie gingen über den Weg auf die Wiese und blieben einige Schritte hinter den Herrschaften stehen.

„Na, Dumpje-Wirt,“ rief Baron Wolf fröhlich, „seid Ihr da? Könntet Ihr uns nicht noch einige Arbeiter und Spaten schaffen?“

„Jawohl, gnädiger Herr Baron,“ sagte der Dumpje-Wirt und nahm eine tückisch-demütige Haltung an. „Wenn ich fragen darf — was wollen die gnädigen Herrschaften hier suchen?“

„Das will ich Euch gleich erklären,“ rief Baron Wolf laut, „oder besser, Herr Pastor, haben Sie die Güte und erklären Sie's den Leuten.“

Mit freundlichem Lächeln sah der alte Herr die Bauern an und reckte seine Gestalt empor.

„Liebe Gemeinde!“ redete er sie gewohnheitsgemäß an und räusperte sich. „Aus Petersburg hat eine gelehrte Gesellschaft, die sich auch mit unserer Landeskunde befaßt, diese beiden Herren Professoren zu uns gesandt, um hier auf unserem Gebiet wissenschaftliche Ausgrabungen vorzunehmen. Noch lange bevor das lettische Volk hier ansässig war, vor tausend und mehr Jahren haben hier andere Völker gehaust, man nannte sie die Goten, und um das in den gelehrten Schriften festzu-

stellen, soll man die alten Grabstätten öffnen. Was bei diesen Ausgrabungen gefunden wird, ist Eigentum der russischen Regierung und soll in Museen öffentlich ausgestellt werden. Darum ist es von großem Interesse für uns alle, daß etwas gefunden wird, und hier der junge Baron Wolf von Wolfshausen ersucht mich, Euch mitzuteilen, daß jeder, der beim Graben helfen will, zwei Rubel Tageslohn erhält. Außerdem soll der Besitzer der Wiese, also Ihr, Dumpje-Wirt, für die zerstörte Wiese und jeden gefundenen Wertgegenstand eine angemessene Entschädigung erhalten."

Die finsteren Gesichter der Bauern hatten sich aufgeklärt. Das gedunsene Antlitz des Dumpje-Wirts strahlte vor Eifer und Geldgier. Leise redete er auf einige Bauernburschen ein, sie trabten eilig davon.

„Wir danken für die Auskunft, gnädiger Herr Pastor und gnädiger Herr Baron," sagte er mit einem tiefen Bückling. „Es werden gleich noch acht bis zehn Mann mit Schaufeln zur Stelle sein."

„Wo soll mit dem Graben begonnen werden, Herr Professor?" fragte Baron Wolf.

„Hier, Baron Wolfshausen, wenn ich bitten darf, — und vielleicht auch gleichzeitig hier." Er wies auf eine zweite umzirkelte Stelle.

Baron Wolf schwang den Spaten. „Auf Ihr Glück, Baroneß!" rief er mit leuchtenden Augen. „Sagen Sie mir ein gutes Wort."

„Gut Heil, Baron!" rief Baroneß Marga und errötete.

Mit wütendem Eifer begann Baron Wolf an der zweiten bezeichneten Stelle zu graben. Auch der Student Willy nahm eine Schaufel zur Hand, an seiner Seite stand Grendsche-Jehkab. Die weiche Wiesenerde flog nach allen Seiten auseinander. Nun setzten auch die vier Arbeiter ein; unter ihren regelmäßigen Stichen weitete sich zusehends die Öffnung.

Lachend traten die Damen zurück. „Ich will auch mithelfen!" rief Baroneß Marga übermütig.

„Aber Ihr Kleid, Marga!" rief Mäuschen besorgt. „Warten Sie, ich will Ihnen eine Schürze verschaffen. — Semmits Darthing, kannst du nicht dem gnädigen Fräulein deine Schürze borgen?"

Stumm band Darthe ihre Schürze los und reichte sie der Baroneß.

„Ah, Semmits Darthe, wir sind ja alte Bekannte!" sagte Baroneß Marga freundlich. „Wie du groß und hübsch geworden bist, Mädchen! Kannst du jetzt besser Milch kochen, wie?"

Darthe murmelte etwas Unverständliches. Ihr Zorn gegen die Deutschen war verflogen.

Wie sie grub, die schöne Baroneß! Scheinbar mühelos, regelmäßig und ruhig, und doch förderte jeder kräftige Spatenstich einen gleichen

Haufen Erde zutage. Wider Willen bewundernd sahen ihr die Bauern zu.

Ohne ein Wort zu sagen, wandte sich Darthe um und ging in ihre Hütte zurück. Sie kehrte mit einer kleinen leichten Schaufel wieder. „Da, nehmen Sie diese," sagte sie, „die ist für Ihre feinen Hände bequemer."

Lächelnd nahm die Baroneß den Spaten in Empfang und grub emsig weiter.

Sonderbar! dachte Darthe: weshalb verwöhnen sie nur alle Leute? Schweigend stellte sie sich neben Baroneß Marga und begann auch zu graben. Es zog sie etwas zu dem schönen Fräulein hin und stieß sie doch gleichzeitig wieder ab.

„So ist's recht, Darthing!" scherzte die Baroneß, „meinen Tagelohn bekommst du auch ausgezahlt. Nun wollen wir mal sehen, wer mehr Glück hat, der junge Baron mit dem Herrn Willy und Grendsche-Zehkab oder wir."

„Wir!" stieß Darthe zwischen den Zähnen hervor und grub darauf los, als sei jeder Stich ein Protest gegen die jungen Männer drüben.

Schmunzelnd sah der alte Pastor zu. Er hatte seine Freude an seinen ehemaligen Konfirmanden. Neugierig trippelte die Frau Pastorin von einer Gruppe zur anderen. Der jüngere Professor setzte Mäuschen etwas eindringlich auseinander — ihre Augen leuchteten, und ihr feines weißes Gesichtchen war in gläubigem Vertrauen zu ihm emporgerichtet.

Jetzt kam ein neuer Trupp Arbeiter heran, zehn handfeste starke Männer. Der Professor wies ihnen ihre Plätze an. Stumm ging die Arbeit vor sich.

Baron Wolf richtete sich auf und trocknete die heiße Stirn. „Ich setze eine Tonne Bier, Leute!" rief er. „Aber erst nachmittag, wenn wir weiter sind."

Er trat zu Marga. „Baroneß," sagte er, „Sie verderben Ihre Hände."

„Arbeit schändet nicht," sprach sie und arbeitete emsig weiter.

„Aber Erde beschmutzt," erwiderte er schlagfertig, „sehen Sie, wie Ihr helles Kleid aussieht."

Sie richtete sich auf und sah ihm voll in die Augen.

„Sie haben recht," sprach sie, „wollen Sie nicht Semmits Darthe begrüßen, Baron?"

Wohlgefällig betrachtete er das schweigsame Mädchen.

„**Mais c'est une beauté!**" murmelte er. „**Un vrai type bohémien.**"

„**N'est ce pas?**" gab sie zurück.

„Ei, Darthe," sagte Baron Wolf, „mir scheint, wir kennen uns schon lange!"

Sie warf einen düsteren funkelnden Blick zu ihm empor und grub schweigend weiter. „Kann schon sein," murmelte sie gleichmütig.

„Une fierté de reine," sagte er wieder, „elle m'intéresse. — Höre," sprach er weiter, „warst du's nicht, die vor ein Dutzend Jahren die Dohle, um die wir einen Wettlauf machten, fliegen ließest?"

„Jawohl, gnädiger Herr." Um ihre Mundwinkel zuckte ein trotziges Lächeln.

„Warum tatest du es denn?" fragte er freundlich. „Sieh mal, ich bin ein neugieriger Mensch und möchte es gerne wissen."

„Was ist das für eine Geschichte mit der Dohle?" fiel Baroneß Marga ein.

„Ich erzähle sie Ihnen sofort, Baroneß — also, wie war's, Darthing, warum ließest du die Dohle fliegen?"

Jetzt richtete sich das Mädchen auf. Eine flammende Röte überzog ihr braunes Gesicht.

„Weil ich Sie nicht leiden konnte!" stieß sie trotzig hervor. „Sie waren ungerecht gegen den Grendsche-Jehkab. Der lief eben so schnell wie Sie!"

„Mais elle est parfaite!" wandte sich Baron Wolf amüsiert zu Marga. „Höre," fuhr er dann fort, „also ungerecht bin ich gewesen? Nun, was meinst du wohl, was war dem Jehkab lieber, die Dohle oder die dreißig Kopeken, die er nachher als Entschädigung bekam?"

„Wie soll ich das wissen?" fragte sie trotzig. „Fragen Sie ihn selber. Mir wär' die Dohle lieber gewesen, und darum sollt' sie keiner haben."

„Das gefällt mir, Darthing!" rief Baroneß Marga, die nun auch den Hergang verstanden hatte. „Sieh, du bist ja stolz wie eine Prinzessin. Wirst du denn auch jetzt nicht zu stolz sein, ein kleines Andenken von mir anzunehmen?" Sie löste eine kleine goldene Nadel aus ihrer Krawatte und steckte sie Darthe an die Brust.

„Ich will keine Goldsachen," wehrte sich Darthe — „ich will nichts von Ihnen."

Verwundert zog Marga die feinen dunklen Augenbrauen in die Höhe.

„Und warum nicht?" fragte sie.

„Weil Sie alle deutsche Herrschaften sind und wir nichts mit Ihnen gemein haben!"

Baron Wolf ließ einen leisen Pfiff erschallen.

„Daher also pfeift der Wind," sagte er halblaut. „Du gehörst also zu den Roten, Kind," sprach er verstimmt. „Wer hat dir denn diese Ideen in den Kopf gesetzt?"

Darthe schwieg. Unwillig wandte sich der Baron ab.

„Noblesse oblige!“ murmelte Marga leise. „Laissez nous. Darthe,“ sagte sie darauf freundlich, „willst du mir ein paar Fragen beantworten, nicht dem gnädigen Fräulein, sondern einfach — wie ein Mensch zum andern redet?“

Darthe hielt den sicheren gütigen Blick des Fräuleins ruhig aus. „Ja,“ sagte sie entschlossen.

„Ihr schimpft auf die Deutschen — sie sollen euch bitteres Unrecht getan haben und so weiter — sag, kannst du was dafür, daß du als Lettenkind geboren bist?“

„Nein,“ sagte sie ernsthaft.

„Gut. Wenn du nun aber als Deutsche im Herrenhofe geboren wärst — was würdest du tun? Würdest du dich ruhig weiter schimpfen lassen?“

Darthe schüttelte den Kopf. „Ich würde mein Land den Letten geben und fortziehen — die Letten waren zuerst im Land!“ sagte sie furchtlos.

Baroneß Marga lächelte leise. „So?“ sagte sie. „Das geht ja schnell bei dir. Wenn nun aber ein altes Volk, das vor euch hier hauste, zu deinem Vater sagte: Höre, Semmit, wir waren vor euch hier, uns gehört deine Hütte, — würdet ihr sie ihnen geben?“

Darthe schwieg. „Nein!“ sagte sie nach langem Zögern.

Baroneß Marga sah sie mit leuchtendem Blick an.

„Du bist ein ehrlicher Mensch, Darthe,“ sprach sie gütig, „und ein gerechtes Mädchen. Nun sieh, — in diesen Gräbern hier sollen einige des Volkes ruhn, die vor euch Herren im Lande waren. Alle werden wir einst in Gräbern ruhen, Hoch und Gering. Soll man sich darum hassen und befehden?“

„Man soll miteinander kämpfen um sein Recht!“ stieß Darthe wieder ungestüm hervor.

„Das ist ein ehrliches Wort, wenn auch traurig genug,“ sprach Baroneß Marga wieder — „nun, sei versichert, wir wollen und werden kämpfen und für unser angestammtes Recht einstehen, solange wir können! — Kommen Sie, Baron Wolf.“ Sie nahm seinen Arm.

Widerstreitende Gefühle, Haß, Achtung, Bewunderung und etwas wie Liebe tobten in Darthens Brust. Mit zitternden Fingern löste sie die Nadel von ihrem Kleide.

„Bitte nehmen Sie!“ sagte sie flehend, und ihre Lippen zuckten. „Sie hasse ich nicht, aber Sie sind ein Herrenkind, und ich eine Knechtstochter.“

Zögernd nahm Marga die Nadel zurück. „Sie hat keinen Wert mehr für mich!“ sagte sie traurig. Sie zerbrach sie und warf die flimmernden Stücke weit in die Wiese hinein.

Mit lüsternen Augen waren die lettischen Bauern dem Vorgang gefolgt. Eine beutegierige Horde stürzten sich Burschen, Weiber und Kinder der zerbrochenen Nadel nach und wühlten und suchten im Grase.

Marga warf den stolzen Kopf zurück. „Das da sind unsere Feinde!" sprach sie mit bitterm Lächeln. „Gegen Raubtiere, nicht Menschen sollen wir kämpfen! Der einzige Mensch in dieser Gesellschaft mit einer menschlichen Seele — ist die kleine wilde Schönheit. Schade um sie!" Sie seufzte.

Grendsche-Jehkab hatte eine Pause gemacht. Seine Augen funkelten. Leise schlich er zu Darthe heran, die versunken dastand.

„Mädchen," sagte er und faßte sie rauh beim Arm — „bist du toll? Weißt du, daß die Nadel da mindestens fünfzig Rubel wert war?"

Sie schrak auf. „Laß mich!" rief sie zornig, „was geht das dich an?"

„Bist du so reich," fragte er höhnisch, „daß du Gold und Edelsteine verschmähst? Darthe Semmit, ei, ei, —" seine Augen glitten blinzelnd an ihrer schlanken Gestalt nieder, — „du tust ja so stolz, als wenn du 'ne Baroneß wärst."

Sie wies auf den wühlenden Haufen.

„Besser 'ne Baroneß, als ein wühlendes Schwein!" sagte sie kurz.

Der Dumpje-Wirt hatte den Edelstein gefunden und verbarg ihn hastig in seiner roten Faust. Er bückte sich und tat, als ob er noch suchte.

Ein lauter Freudenruf des jüngeren Professors scheuchte die Leute auf. Er stand vorgebeugt mit glänzenden Augen an der Grube, an welcher die Baroneß Marga und Darthe gearbeitet hatten. „Vorsichtig, um Gottes willen, vorsichtig!" rief er. „Ein menschlicher Fußknochen!"

Alles drängte an die Grube heran. Mit einem kühnen Satz sprang der Professor hinein.

„Es ist richtig!" rief er. „Wahrhaftig ein Fußknochen — alle fünf Glieder unversehrt! — Bitte, hier weiter graben!" rief er in fieberhaftem Eifer. „Hierher, nach links, und vorsichtig, ja vorsichtig!"

Darthe ergriff ihre Schaufel und schob sich durch die Reihen. „Fort du!" herrschte sie Grendsche-Jehkab an. „Wer goldene Schätze verschmäht, der soll auch nicht nach morschen Knochen graben!"

Er spie in die Hände, faßte den Spaten fester und arbeitete tapfer darauf los. Sein hübsches Gesicht troff von Schweiß. Noch nie hatte er Darthe so gut gefallen. Gleichzeitig hatten einige Arbeiter, darunter der Dumpje-Wirt, ein paar Fuß weiter, da, wo der Professor den Kopf vermutete, zu graben begonnen. Schweigend und fieberhaft arbeiteten sie weiter. Eine dumpfe, erwartungsvolle Stille lag über der Versammlung. Die beiden Professoren beobachteten gespannt die zunehmende Höhlung der Grube.

Eine Schaufel klirrte gegen morsches Gebein.

„Zurück!" donnerte der Professor, „Sie, junger Mann," zu Grendsche-Jehkab, „und ich, wir wollen den Rest selbst besorgen, Sie haben eine leichte Hand!"

Sie standen in der Grube. Die Erde flog in kleinen Häufchen heraus — entblößt lag das gelbe morsche Gerippe vor ihnen.

„Mittelgroße Rasse," murmelte der Professor, „feinknochig, muß von fürstlicher Abstammung gewesen sein!"

Mit zitternden Fingern strich er die Erde vom Armknochen zurück.

„Hm — eine bronzene Armspange — dacht' ich's mir doch — — eine Brustplatte —" Mit liebkosendem Griff streifte er die Spange ab und löste das Brustschild. „Fräulein Mathilde!" rief er spähend, „wo sind Sie?"

Mauschen war zur Stelle und breitete ein schneeweißes Taschentüchlein auf den Rasen. „Geben Sie her!" rief sie.

Er reichte ihr die mit Grünspan überzogenen Gegenstände.

„Vorsichtig!" flüsterte er heiser. „Ritzen Sie sich ja die Finger nicht!"

Dann bückte er sich wieder nach dem Schädel und hob ihn behutsam heraus.

Ein dumpfes Murmeln flog durch die Versammlung.

Tastend gingen seine Finger an den Fingergliedern des Gerippes auf und nieder. Er zog einen breitgedrückten Ring von der Knochenhand und löste sie aus der Erde.

„Genug!" sagte er keuchend vor Erregung. „Die Leute kann ich nicht mehr brauchen!"

Der alte Professor hatte ihm den Schädel aus der Hand gegriffen und betastete spürend die Schädeldecke.

„Plattschädel . . . mindestens 1200 Jahre alt," murmelte er, „ein wertvoller Fund, Kollege Weiß."

Professor Weiß stieg aus der Grube und klopfte sich die Beinkleider von der haftenden Erde rein.

„Ich habe noch mindestens eine Stunde mit Messungen zu tun," erklärte er, „die Leute können gehen. Morgen um diese Zeit sollen sie wieder am Platz sein, wenn es möglich ist. Ich will die Herrschaften auch nicht mehr aufhalten und hoffe Sie alle im Pastorat vorzufinden."

Damit zog er einen Kompaß und ein Zentimetermaß aus der Tasche und stieg wieder in die Grube. Sein Kollege folgte ihm.

In kleinen Gruppen schlugen die Herrschaften den Weg zum Pastorat ein.

„Ah!" brummte der Dumpje-Wirt unzufrieden, „die Entschädigung für die paar lumpigen Dinger wird ja wohl mager genug ausfallen! Ist ja nicht mal Gold!"



Und wohlgefällig betastete er den funkelnden Stein, den er heimlich in seine Westentasche gesteckt hatte.

Darthes dunkle Augen sahen sinnend ins Leere. In diesen Gräbern sollen einige des Volkes ruhen, die vor euch Herren im Lande waren — hatte die Baroneß gesagt. Und das war Wahrheit. Ohne Gruß wandte sie sich um und schritt langsam zum Fluß hinab.

Sie setzte sich und starrte in die hüpfenden kleinen Wellen. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und fing bitterlich an zu weinen.

Oben aber auf der Wiese lagerten die Letten und ließen sich das herrschaftliche Bier wohl schmecken. — Als die Professoren gegangen waren, hielt der Dumpje-Wirt eine freche, revolutionäre Rede.

(Schluß folgt.)





Die Vorstrafen.*)

Von

Prof. Dr. Wachenfeld.

— Rostock. —

In unserer Zeit der Überproduktion von Gesetzen sind es besonders die Strafbestimmungen, die sich in erschreckender Weise mehren, so sehr, daß schon jetzt kaum jemand imstande ist, das Heer derselben zu übersehen. Je mehr Strafgesetze, um so näher rückt die Gefahr einer Übertretung; um so größer wird die Zahl der Bestraften, oder wie es in bezug auf die zurückliegende Bestrafung technisch heißt, der „Vorbestraften". Man kann heute der loyalste Staatsbürger sein und doch zu den Vorbestraften gehören. Man denke nur z. B. an den Hausbesitzer, der bei plötzlichem Glatteis nicht rechtzeitig gestreut, den Dienstherrn, der aus Unkenntnis die Versicherungsmarken unrichtig eingeklebt oder entwertet, den Ladeninhaber, der aus Versehen das Geschäft Sonntags zu spät geschlossen, den Redakteur, der unbedacht einen Artikel mit irgend

---

*) Die Strafrechtsreform hat sich in letzter Zeit sehr intensiv mit den gesellschaftlichen, ethischen und juristischen Konsequenzen, die aus der Verjährung der Vorstrafen entspringen, beschäftigt. Die Frage tauchte auf, ob es gerecht und billig sei, daß jede Verurteilung — und sei sie auch noch so gerecht — eine Verdoppelung, gleichsam eine Vervielfältigung der Strafe dadurch bedeutet, daß diese Vorstrafen immer in den Gerichtsakten fortgeführt werden und so bei jeder Gelegenheit vor aller Öffentlichkeit den Verurteilten an seine Vergangenheit mahnen.

Wir haben uns in Anbetracht dieser nicht nur aktuellen, sondern auch sittlich und gesellschaftlich sehr wichtigen Frage entschlossen, eine Rundfrage an Autoritäten des Rechtes ergehen zu lassen, mit der Bitte, ihre Stellung hierzu zu präzisieren. Wir beginnen mit dem obigen Artikel die Veröffentlichung der eingegangenen Antworten.

Die Redaktion.

einer anscheinend harmlosen, in Wahrheit beleidigenden Äußerung aufgenommen, den Impfgegner, der geflissentlich die Impfung seines Kindes unterlassen hat, und vieles andere mehr. Tausendfältig sind die Situationen, die heute auch den besten Bürger in die Reihen der Vorbestraften bringen können.

Nun macht es allerdings einen Unterschied, ob die Strafe auf Grund einer polizeilichen Verfügung oder eines gerichtlichen Urteils eintrat. Aber der Unterschied ist juristisch nicht bedeutend. Auch die Polizeistrafe ist eine eigentliche Strafe. Oft hängt es von bloßem Zufall, nämlich je nachdem die Tat zur Kenntnis der Polizei oder der Staatsanwaltschaft gelangte, ab, ob Polizei oder Gericht die Strafe verhängt. War die Strafe von der Polizei erlassen, so läuft gerade derjenige, der sich unschuldig fühlt, Gefahr, eine gerichtliche, vielleicht noch härtere Strafe zu erhalten (Vgl. § 457 Abs. 3 R. St. P. O.), sofern er durch Antrag auf gerichtliche Entscheidung gegen die Strafverfügung protestiert und das Gericht ihn für schuldig hält.

Einer geringfügigen Strafe, z. B. der Geldstrafe, sieht man es nicht an, von wem sie verhängt ist, und keiner einzigen Strafe die Tatumstände, auf Grund deren sie eintrat. Bei der Anführung der Vorstrafe wird wohl der Name des Delikts, wegen welcher sie erging, zugefügt. Da heißt es z. B., daß A. die 3 Tage Gefängnis wegen Diebstahls, B. das Jahr Zuchthaus wegen schwerer Körperverletzung, C. die 1½ Jahre wegen schwerer Kuppelei erhielt. Aber sagt uns die starre Formel, um was es sich bei dem Delikt handelte? Bekundet sie, daß A. eine arme Witwe ist, die bei des Winters Kälte der Versuchung nicht widerstand, für ihr frierendes Kind einen Anzug aus dem reichen Warenlager zu entwenden? Sagt sie uns, daß der B. so hart gestraft wurde, weil er unglücklicherweise den ihn herausfordernden Gegner mit der Faust gerade ins Auge derart traf, daß dessen Sehkraft verloren ging? Bei der Strafe wegen schwerer Kuppelei wird man an den Abschaum der Menschheit denken, und doch hat sie vielleicht in jenem Fall die Bäuerin erhalten, die sich kaum des Unrechts bewußt dem Bräutigam ihrer Tochter den intimen Verkehr mit derselben schon vor der Ehe in ihrem Hause gestattete.

Diese wenigen Beispiele, die beliebig vermehrt werden könnten, mögen genügen, um zu zeigen, daß selbst schwerste Strafen nicht immer einen moralisch Verkommenen zu treffen brauchen.

Freilich in den meisten Fällen wird die schwere Strafe verhängt über einen Menschen mit nicht einwandsfreiem Charakter. Weil somit die Vorstrafen immerhin einen Fingerzeig geben können zur Beurteilung des Menschen, läßt man dieselben sorgfältig registrieren. In das Strafregister werden nicht alle Strafen eingetragen, regelmäßig z. B. nicht die polizeilichen, sondern nur die gerichtlichen. Für die Unterscheidung, die man damit macht, läßt sich juristisch kaum ein anderer Grund anführen, als die leichtere oder schwerere Bestrafung. Nur sollte man dann konsequent

sein und den Eintrag aller leichteren Strafen, also auch der gerichtlichen, unterlassen.

Doch wird sich hierzu wenig Neigung zeigen. Die Zeitrichtung geht vielmehr dahin, jede geringfügigste Strafe genau zu buchen. Die bloße Registrierung hätte nun nichts weiter auf sich, wenn sie nur für statistische Nachweisungen berechnet wäre; aber sie zeitigt auch eine besondere Wirkung. Denn im öffentlichen Leben wird nur derjenige als vorbestraft behandelt, dessen Strafe in dem Strafregister vermerkt ist. Das wird um so bedeutungsvoller, als auf die Vorstrafen großes Gewicht gelegt wird. Weit über alles Maß hinaus benutzt man sie zu Schlußfolgerungen auf Wert und Unwert des Menschen. Man kann sich noch nicht von dem Gedanken emanzipieren, daß die Bestrafung und die Minderwertigkeit sich nicht unbedingt zu decken brauchen. Daß man dies heute noch nicht vermag, ist wohl zum guten Teil geschichtlich erklärlich.

Bis vor anderthalb Jahrhunderten sah man in dem zu schwerer Strafe Verurteilten einen verlorenen Menschen, der durch die Verurteilung rechtlos, ehrlos wurde, den bürgerlichen Tod erlitt oder jedenfalls für das ganze Leben aller Ehrenrechte verlustig ging. Erst das Aufklärungszeitalter hat gegen diese mittelalterliche Anschauung angekämpft, und zwar mit gutem Erfolg. Nach unserem heutigen Recht wird selbst der zu allerschwerster Strafe Verurteilte weder recht- noch ehrlos und nicht einmal seiner Ehrenrechte beraubt. Nur die s. g. bürgerlichen Ehrenrechte, also bloß ein Teil der Ehrenrechte, können ihm auf höchstens 10 Jahre abgesprochen werden.

Das erweckt den Anschein, als würde der Verurteilte, der seine Strafe abgesessen hat, spätestens nach Ablauf der Zeit, für welche ihm die Ehrenrechte aberkannt sind, seinen Mitmenschen wieder gleichgestellt. Aber dies trifft nicht zu. Abgesehen davon, daß der entlassene Sträfling unter seinen Mitbürgern nicht wieder als voll gilt, hat die Bestrafung noch manche Folge, die bis an das Lebensende dauert. So kann z. B. der mit Zuchthaus Bestrafte nie Soldat werden, nie ein noch so geringfügiges Amt in Staat oder Gemeinde erlangen, nicht Schöffe oder Geschworener werden u. dergl. mehr. Zieht nun auch eine minderschwere Strafe nicht so weitgehende Wirkungen nach sich — eine Wirkung hat jede Vorstrafe: diese darf dem Bestraften immer wieder und sein ganzes Leben lang öffentlich, insbesondere vor Gericht, vorgehalten werden.

Nun denke man sich den 70jährigen Mann, dem, wie es tatsächlich vorgekommen sein soll, der Diebstahl vorgehalten wird, den er als 15jähriger Junge beging. Oder man vergegenwärtige sich den folgenden, in der Literatur mehrfach erörterten Fall: ein Kaufmann hatte die mit 19 Jahren im jugendlichen Leichtsinn begangene Fälschung eines Wechsels über 250 Taler mit schwerer Freiheitsstrafe, von der er 1 Jahr abzusitzen hatte, zu büßen. Obwohl er nun seit seiner Entlassung ein ein-

wandfreies Leben führte und in der Stadt, die nichts von seiner „Vorstrafe“ wußte, allgemein geachtet war, wurde diese nach 25 Jahren in einem Meineidsprozeß, in dem er Belastungszeuge war, vom Verteidiger herangezogen, um seine Glaubwürdigkeit zu erschüttern, und nach 30 Jahren ihm noch vorgehalten, als er der Mißhandlung eines Jungen angeklagt war, den er beim Diebstahl in seinem Geschäft ertappt und dem er, statt ihn anzuzeigen, ein paar Ohrfeigen gegeben hatte. Die Strafe, die er für diese Körperverletzung erhielt, war eine Geldstrafe von 15 Mark! Und um dieser Bagatellsache willen mußte der Mann, der sein ganzes späteres Leben dazu verwendet hatte, die Jugendsünde wieder gut zu machen, in der Öffentlichkeit bloßgestellt werden!

Daß zur Beurteilung eines wegen Körperverletzung angeklagten Menschen die Heranziehung einer 30 Jahre zurückliegenden Wechselfälschung notwendig sein sollte, ist schwer einzusehen. Ja, wäre die Vorstrafe wegen eines gleichen oder ähnlichen Delikts verhängt gewesen, so würde es schon eher verständlich sein.

Sehen wir aber ganz ab von der Art des Delikts, um deswillen die Vorstrafe erkannt ist! Zeigt nicht etwa schon die Tatsache wiederholter Gesetzesübertretung, daß der betreffende Mensch überhaupt zu Verbrechen neigt und nur zufällig das eine Mal dieses, das andere Mal jenes Gesetz übertrat?

Die Antwort hierauf hängt mit der grundsätzlichen Auffassung von Verbrechen und Verbrecher zusammen. Wer mit Lombroso in dem Verbrecher eine besondere Art Menschen sieht, dem liefert wohl die Frage nach den Vorstrafen eine Handhabe zur Bestimmung, ob man es im Einzelfall mit einem Angehörigen dieser Menschenspezies zu tun hat. Aber niemand glaubt heute mehr an die Lehre Lombrosos. Das Verbrechen gilt ebensogut als Produkt der Erziehung und der äußeren Umstände als der erblichen Anlage. Gar mancher wäre nicht zum Verbrecher geworden, hätte er eine andere Erziehung genossen oder wäre er nicht in Not und Elend geraten. Und umgekehrt würde mancher ehrbare Mensch den Lockungen des Verbrechens nicht widerstanden haben, wäre er nur wirklich einmal in Versuchung geführt worden!

Die deliktische Anlage, die Lombroso für eine besondere Menschenklasse behauptet, ist mehr oder minder Gemeingut aller Menschen. Der biblische Satz „Wir sind allzumal Sünder“ hat Geltung auch im Rechtssinne. Der B e s t r a f u n g für ein Delikt kann man schließlich noch entgehen, aber **niemals** ein Delikt begangen zu haben, sei es auch nur durch Betreten fremder Äcker, Abpflücken fremden Obstes oder Blumen, oder als Student durch Erregung ruhestörenden Lärms, Ausfechtung eines Zweikampfs u. dgl. — dessen kann sich schwerlich jemand rühmen!

Leichte und schwere Delikte begrifflich zu unterscheiden, wird trotz aller Bemühungen nie gelingen. Wodurch sie differieren, ist nichts weiter als die Höhe der Strafdrohung. Ungeachtet der Wesensverschiedenheit, die in ethischer und anderer Beziehung besteht, ist der Unterschied juristisch nur ein quantitativer.

Darum: weder aus der Tatsache der Bestrafung noch aus der Höhe der Vorstrafe läßt sich ein sicherer Schluß auf den Wert eines Menschen ziehen.

Bei der Schlußfolgerung würde man nur dann sicher gehen können, wenn die Motive der bestraften Tat bekannt wären. Aber über die Motive schweigt das Strafregister. Höchstens aus dem Nebeneinander mehrerer Vorstrafen lassen sich einigermaßen sichere Schlüsse ziehen. Ist jemand wiederholt wegen Körperverletzung vorbestraft, so wird man nicht fehl gehen, ihn für einen gewalttätigen Menschen zu halten. Betreffen seine Vorstrafen wiederholt Eigentumsdelikte, so kann man wohl annehmen, daß man es mit einem gewohnheitsmäßigen Dieb zu tun hat.

Zu viel mehr geben aber die Vorstrafen keine sichere Grundlage ab. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie schlechthin belanglos wären. Hält man das richtige Maß inne und benutzt sie, nicht, um auf die Gewißheit, sondern auf die Möglichkeit, höchstens Wahrscheinlichkeit von Charaktereigenschaften des Bestraften zu schließen, so erfüllt ihre Feststellung einen guten prozessualen Zweck.

Höchst fraglich aber ist es, ob sie das vermag, wenn die Vorstrafen lange Jahre zurückliegen.

Die Entscheidung hierauf wird wiederum von der wissenschaftlichen Auffassung des Verbrechens überhaupt abhängen. Vertritt man in einseitiger Weise die Anschauung der sog. neuen Strafrechtsschule, daß das Verbrechen ein Ausfluß der Gesamtpersönlichkeit sei, so wird man geneigt sein, auch auf die weit zurückliegende Vorstrafe Gewicht zu legen.

Diese Theorie zeigt sich aber gerade hier recht bedenklich; denn sie berücksichtigt nicht einen der Hauptfaktoren des individuellen wie des gesellschaftlichen Lebens, nämlich die Wirkung der Zeit, den Wechsel in allen Dingen.

Wie sich der Mensch physisch und psychisch mit den Jahren ändert, so ändert er sich auch in seinen rechtlichen Qualitäten. Darum kann ein Mensch aus seinen Vorstrafen richtig beurteilt werden, nur wenn man die Zeit der Tat in Rechnung zieht. Jahrzehnte, vielleicht ein Menschenalter nach der Tat hat sich der Bestrafte bestimmt verändert, und ungewiß ist nur, wie weit diese Veränderung reicht. Ist er inzwischen nicht in einen schweren Konflikt mit dem Strafgesetz geraten, so bedeutet die Veränderung eine Besserung. Nähme man die Möglichkeit der Besserung nicht an, so wäre jede Strafe zwecklos im eigentlichsten Sinne. Und doch soll sie nicht nur Sühne für die Tat sein, sondern auch den

Gesetzesübertreter bessern und der menschlichen Gesellschaft als brauchbares Mitglied zurückgeben.

Infolge des Einflusses der Zeit auf den Menschen sind die Schlußfolgerungen aus den langzurückliegenden Vorstrafen gewagt. Mit deren Heranziehung wird für die richtige Beurteilung des Beschuldigten nicht viel gewonnen, mit deren Weglassung dem Beschuldigten eine schwere und oft nutzlose Demütigung erspart.

Das geltende Recht kennt nun keine Einschränkung in der Heranziehung der Vorstrafen. Daß dies billigen Anforderungen nicht entspricht, mußte die Kommission, welche jüngst mit der Vorarbeit für eine neue Strafprozeßordnung betraut war, zugeben. Sie konstatierte, daß in der Praxis vielfach die Feststellung der Vorstrafen ohne Rücksicht darauf geschehe, ob sie für die Entscheidung von Bedeutung sei. Dies trifft den Beschuldigten natürlich besonders hart, wenn die erkannte Strafe in keinem Verhältnis zu dem Nachteil steht, der ihm durch die öffentliche Verkündung seiner Vorstrafe erwächst, oder wenn er gar freigesprochen wird! Aus diesem Gesichtspunkt hat die Kommission einstimmig beschlossen, daß die Feststellung der Vorstrafen des Angeklagten nur erfolgen solle, wenn sie nach dem Ermessen des Vorsitzenden für die Entscheidung von Bedeutung sei oder von einem Prozeßbeteiligten beantragt werde.

Mit einer dahingehenden Bestimmung würde wenigstens der schablonenhaften Verlesung aller Vorstrafen Einhalt geschehen.

Aber damit würde noch kein genügender Schutz dem Angeklagten geboten, da die Verlesung auch gegen die richterliche Überzeugung von der Einflußlosigkeit auf die Entscheidnng erfolgen müßte und in vielen Fällen von dem guten Willen des Staatsanwalts abhängen würde.

Jene Kommission hat nun auch dem Zeugen und dem Sachverständigen Schutz vor unnützer Befragung nach den Vorstrafen zu gewähren versucht. Denn auch als Zeuge oder Sachverständiger kann man in die Lage kommen, eine längst zurückliegende Bestrafung öffentlich bekennen zu müssen. Die Auskunftpersonen werden nach den Vorstrafen gefragt, damit sich das Gericht eine Meinung von ihrem Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit bilde. Dabei liegt der Gedanke zugrunde, daß die Aussage eines Vorbestraften nicht in dem Maße glaubwürdig sei wie die eines Nichtbestraften. Aber meint man wohl im Ernst, daß ein früher einmal wegen Diebstahls oder Körperverletzung Bestrafter nicht imstande sei, die Wahrheit zu sagen? Freilich, betraf die frühere Bestrafung ein Delikt wie Meineid, so sind die Zweifel an die Glaubwürdigkeit des Zeugen einigermaßen berechtigt. Und deshalb darf man einerseits dem Angeklagten nicht die Möglichkeit nehmen, seine Belastungszeugen nach den Vorstrafen zu befragen, um ihn nicht in seiner Verteidigung zu beschränken, andererseits aber auch den Zeugen nicht unnütz bloßstellen. Die richtige Grenze zu ziehen zwischen den kollidierenden Interessen von

Zeugen und Angeklagten ist nicht leicht. Mit dem Interesse des Angeklagten auf Freisprechnng im Fall seiner Unschuld läuft parallel das öffentliche Interesse an der Ermittelung der objektiven Wahrheit. Aber dieses wird gefährdet, wenn man gegen den Zeugen zu rigoros vorgeht. Denn es ist sehr wohl denkbar, daß eine Person, die über den fraglichen Vorgang Auskunft geben könnte, sich nicht als Zeuge meldet, um nicht ihre Vorstrafe vor Gericht bekunden zu müssen und sich dadurch in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu ruinieren.

Das geltende Recht beachtet nicht diese Interessenkollision und nimmt keine Rücksicht auf den Zeugen und den Sachverständigen. Dadurch ist ein Mißbrauch des Fragerechts an beide, insbesondere an den Zeugen, eingerissen. Es wird allgemein zugegeben, daß die Frage an den Zeugen nach seinen Vorstrafen häufig ohne zwingenden Grund gestellt wird. Der Verteidiger des Angeklagten richtet die Frage an den Belastungszeugen nicht selten, um ihn in Verwirrung zu bringen und seine Aussage herabzusetzen. Und bisweilen geschieht sie geradezu in der Absicht, den Zeugen öffentlich bloßzustellen. Das heutige Gesetz gibt dem Richter kein Mittel, die Frage nach den Vorstrafen zurückzuweisen. Das Gericht darf wohl Fragen verhindern, welche nicht zur Sache gehören und sich statt dessen mit der Person des Zeugen beschäftigen; aber wird die Stellung der Frage nach den Vorstrafen damit motiviert, daß sie zur Feststellung der Glaubwürdigkeit des Zeugen und damit zur Entlastung des Angeklagten diene, so kann es die Frage nicht hindern. Dann muß der Zeuge auf seinen Eid hin selbst die halbvergessene Bestrafung aller Welt offenbaren und dies, obwohl er nur Unwichtiges und für die Entscheidung Belangloses zu bekunden weiß, oder obwohl er in einer ganz unbedeutenden Strafsache vernommen wird. Also, um auch ein für die Wahrheitsermittelung gleichgültiges Material zu liefern, muß er sich einer Frage aussetzen, deren Beantwortung er nicht verweigern darf, und die ihm doch seine Ehre und gesellschaftliche Existenz rauben kann. Solche Wirkung steht nicht im Einklang mit den allgemeinen Grundsätzen der Rechtspflege. Darum hat die Kommission für die Reform des Strafprozesses beschlossen, daß Fragen, deren Beantwortung dem Zeugen oder Sachverständigen zur Unehre gereichen könnten — und dahin gehört zweifellos die Frage nach den Vorstrafen — zurückgewiesen werden sollen, wenn der zu bekundende Umstand als für die Entscheidung unerheblich anzusehen ist (zu § 240 St. P. O.).

Ein weitergehender Antrag, die den Zeugen kompromittierende Frage nicht nur auszuschließen, wenn sie unerheblich erscheint, sondern auch dann, wenn sie nicht so erheblich sei, um den dem Zeugen erwachsenden Nachteil aufzuwiegen, wurde mit 1 Stimme Majorität abgelehnt, da eine solche Abwägung von größerer oder geringerer Erheblichkeit nicht angehe.

Doch selbst mit dem letzteren Projekt würde nicht viel erreicht sein.

Denn würde es Gesetz, so hinge doch die Frage nach den Vorstrafen im Grunde davon ab, welches Interesse der Angeklagte oder die Staatsanwaltschaft an der Glaubwürdigkeit des Zeugen behaupten.

Die Beschlüsse der Kommission werden nicht so bald Gesetz werden; aber die an sie gesetzte Arbeit ist keinesfalls eine vergebliche gewesen. Die Beschlüsse enthalten das Bekenntnis, daß

1) das heutige Recht hinsichtlich der Feststellung der Vorstrafen von Angeklagten, Zeugen und Sachverständigen verbesserungsbedürftig ist,
2) eine Gerichtsverhandlung auch ohne schablonenhafte Verlesung der Vorstrafen des Angeklagten durchgeführt werden kann,
3) die Wahrheitsermittelung nicht für gefährdet erachtet wird, wenn die Frage nach den Vorstrafen des Zeugen oder Sachverständigen als unnötig zurückgewiesen wird.

Dieses Bekenntnis ist um so wertvoller, als die Kommission ihre Beschlüsse einstimmig gefaßt hat und zumeist aus älteren erfahrenen Praktikern zusammengesetzt war.

Führt nun der von der Kommission eingeschlagene Weg nicht zum Ziel, so fragt es sich, ob dieses nicht auf anderem Wege erreicht wird.

In letzter Zeit wird lebhaft agitiert für die Einführung der Rehabilitation. Auch von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung wird die Rehabilitation als gerichtliche Wiedereinsetzung in die verlorenen Rechte nach Ablauf einer Bewährungsfrist empfohlen. Und in der Tat hat dieser Vorschlag viel Bestechendes. Denn er führt selbstverständlich dazu, daß die Vorstrafen des Rehabilitierten gelöscht werden. Aber auch gegen ihn lassen sich Bedenken nicht unterdrücken.

Die Rehabilitation soll einmal den Rehabilitierten wieder als ehrbaren Mann hinstellen. Damit verleiht sie aber dem Vorbestraften einen unverdienten Nimbus und geht über die Grenzen hinaus, in denen sich die richterliche Beurteilung zu halten hat. Denn durch obrigkeitlichen Ausspruch kann niemals einem Menschen die Ehre wiedergegeben werden. Diese kann nur erworben werden durch das eigene Verhalten.

Sodann soll die Rehabilitation die durch die Bestrafung verlorenen Rechte wiedergeben. Hiermit aber kommt sie nur dem zu gute, der durch die Strafe Rechte eingebüßt hat. Das sind die mit schwerer Strafe Belegten, die sonst zeitlebens unter den Folgen derselben leiden müßten. Weil die Rehabilitation eigentlich nur für solche Personen berechnet ist, deshalb finden wir sie fast ausschließlich in Ländern, die wie Frankreich nicht zeitlichen, sondern lebenslänglichen Ehrverlust kennen und mit ihr den Folgen der Bestrafung ein zeitliches Ziel setzen wollen. Das Bedürfnis, die Rehabilitation gerade um der schweren Verbrecher willen einzuführen, ist nicht groß, zumal dann, wenn wie bei uns die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte nicht obligatorisch ist. Wen nach geltendem

Recht diese Nebenstrafe trifft, über den ist sie mit gutem Grunde verhängt. Ihm aber den Ehrverlust durch Rehabilitation ein paar Jahre vor dem gesetzlichen Endtermin zu kürzen, hat wenig Zweck.

Weit mehr würde das Bedürfnis der Rehabilitation für diejenigen Vorbestraften behauptet werden können, denen keine Ehrenrechte genommen sind, und die also nicht nötig haben in verlorene Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Die Rehabilitation besteht heute fast nur in den beiden Formen der Wiedereinsetzung durch einen Gnadenakt (réhabilitation gracieuse) und der Wiedereinsetzung durch Richterspruch (réhabilitation judiciaire). In der ersteren Form wird sie nirgends empfohlen, weil sie dann auch Würdigen versagt und Unwürdigen zuteil werden könnte. Dagegen wird sie um so mehr befürwortet in der letzteren Form.

Aber ist sie dann geeigneter? Man denke sich nur den Fall, daß jemand in seiner Jugend einen Diebstahl oder irgend ein anderes Delikt begangen und deshalb eine Gefängnisstrafe erhalten hat. Seit vielen Jahren wohnt er als geachteter Mann in einem Ort, in dem niemand seine Vorstrafe ahnt. Nun wünscht er die Rehabilitation, damit die Strafe aus dem Strafregister verschwinde. Soll er sich jetzt an das Gericht wenden und eine Verhandlung darüber herbeiführen? Das hieße doch gerade das bewirken, was er zu vermeiden wünscht, nämlich das Bekanntwerden seiner Straftat. Denn wenn das Verfahren noch so geheim gehalten wird, es sickert doch immer etwas ins Publikum durch. Würde dieses die Sache auch nur halb erfahren, wie würde sie aufgebauscht werden! Der gesellschaftliche Ruin wäre auch dann besiegelt.

In der Erkenntnis der Unvollkommenheit der réhabilitation judiciaire hat Frankreich seit einigen Jahren neben diese die réhabilitation de droit gestellt und läßt die Rehabilitation ohne weiteres eintreten, wenn ein längerer Zeitraum verstrichen ist.

Aber auch diese stillschweigende Rehabilitation, die, nebenbei bemerkt, über den Begriff der Rehabilitation hinausgeht, ist gebunden an die Voraussetzung, daß der Vorbestrafte sich inzwischen gut geführt hat.

Als gute Führung kommt hier selbstverständlich nicht moralische Besserung in Betracht. Vielmehr genügt es, wenn der zu Rehabilitierende seit seiner Vorstrafe keine weitere Bestrafung erlitten hat.

Ist es aber billig, die Rehabilitation wegen jeder Bestrafung in der Zwischenzeit zu versagen? Wenn es sich um eine Rehabilitation wegen Diebstahls handelt, dürfte es schwerlich angemessen sein, sie auszuschließen wegen der Bestrafung für eine Beleidigung, zu der sich der Vorbestrafte nach einer provozierenden Äußerung hinreißen ließ.

Die Beseitigung der Wirkungen der Vorstrafen darf nicht abhängen von Umständen, die mit dieser in keinem Zusammenhange stehen.

Uebrigens finden sich in Deutschland für die **réhabilitation de droit** nur vereinzelte Stimmen. Dies mit Recht. Denn sie bedeutet eine unbefriedigende Halbheit.

Das einzige richtige Mittel, der Vorstrafe ihre Schärfe zu nehmen, ist die Verjährung.

Sind seit der Verbüßung der Strafe eine Reihe von Jahren, deren Zahl nach der Schwere der Strafe verschieden bemessen werden könnte, verstrichen, so muß jede Wirkung der Bestrafung aufhören und der staatliche Anspruch, den Vorbestraften als bestraft zu behandeln, erlöschen.

Bei der Durchführung dieses Vorschlags würde der Vorbestrafte zwar nicht wie bei der Rehabilitation einen besonderen Ausweis über seine Ehrbarkeit erhalten, aber dem Unbestraften rechtlich gleichgestellt werden.

Gegen die Gleichstellung hat man verschiedene Befürchtungen geäußert.

Man hat darin eine Herabsetzung des Unbestraften finden wollen. Aber ohne Grund. Allerdings erfährt man dann nicht mehr aus der Gerichtsverhandlung, ob jemand überhaupt nie bestraft ist, und die Frage des Richters an den Beschuldigten oder den Zeugen kann nicht mehr lauten „Sind Sie vorbestraft?" sondern „Haben Sie in den letzten so und so viel Jahren eine Bestrafung erlitten?" Wird aber die Frage derart in gleicher Weise an jedermann gestellt, so wird niemand um der Fragestellung willen etwas Ungünstiges für den Befragten vermuten.

Ferner glaubt man, daß jene Gleichstellung den Verbrecher vor dem durch das Verbrechen Geschädigten bevorzuge. Denn es könne dann vorkommen, daß der letztere sein ganzes Leben lang an den Folgen des Verbrechens leide, während der Verbrecher nach einer Reihe von Jahren keinen Nachteil aus dem Verbrechen mehr verspüre. Wohl ist das richtig, besagt aber nichts. Daß es dem Verbrecher einmal besser als dem Verletzten geht, ist ohnedies möglich. Auch wäre der Einwand nur von dem heute überwundenen Standpunkt einer rohen Vergeltung aus gerechtfertigt. Außerdem könnte er durch stärkere Heranziehung des Verbrechers zur Bußzahlung abgeschwächt werden.

Schließlich befürchtet man, daß dem Angeklagten, wenn er den Zeugen mit verjährter Vorstrafe wie einen Unbestraften zu behandeln habe, ein Beweismittel für die Unglaubwürdigkeit des Zeugen verloren gehe. Aber, selbst zugegeben, daß Vorstrafe und Glaubwürdigkeit im allgemeinen im Zusammenhang stehen, so läßt sich doch, wie schon hervorgehoben, aus der lang zurückliegenden Vorstrafe wenig folgern. Um deswillen den Zeugen bloßzustellen, ist um so weniger nötig, als seine Unglaubwürdigkeit auch aus anderen Dingen als die Vorstrafe, z. B. Leumundszeugnissen und dergl., dargetan werden kann und dem Richter völlig freie Beweiswürdigung zusteht.

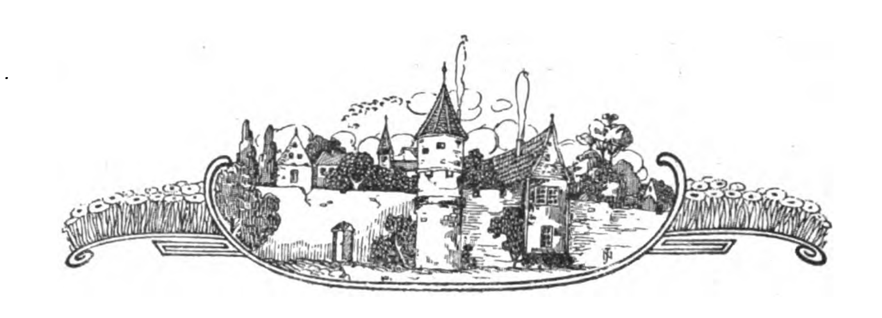
Die näheren Ausführungen über die vorgeschlagene Strafverbüßungs-

(oder vielleicht richtiger Strafwirkungs-)Verjährung muß ich mir hier versagen. Aber so viel dürfte klar sein, daß die Einführung dieser Verjährungsart ein Gebot logischer Notwendigkeit ist. Denn wenn demjenigen Missetäter, der sich eine Zeitlang der Bestrafung zu entziehen wußte, seine Tat nicht mehr vorgeworfen werden kann, dann muß es auch für denjenigen, der die Bestrafung über sich ergehen ließ, einmal eine Zeit geben, in der ihm ein Vorhalt aus seinem Vorleben nicht mehr gemacht werden kann.

Heute haben wir zwei Arten der Verjährung: die Strafverfolgungsverjährung als die Verjährung der durch das Verbrechen verwirkten Strafe und die Strafvollstreckungsverjährung als die Verjährung der rechtskräftig erkannten Strafe. Aber noch fehlt die notwendige Ergänzung beider: die Verjährung der verbüßten Strafe.

Hoffen wir, daß das kommende Recht sie bringt, womöglich schon vor der projektierten allgemeinen Reform unseres Strafrechts. Über diese werden noch Jahre vergehen, die Strafverbüßungs- (bezw. Strafwirkungs-)Verjährung sollte aber schon früher in die Wege geleitet werden nicht nur im Interesse der Humanität, sondern auch der wahren Gerechtigkeit.





Frédéri Mistral.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —

An Mistrals großem und schönem Beispiel könnten unsere Heimatkunstapostel lernen, daß es das Programm und die Beschränktheit nicht tut, sondern nur die schöpferische Begabung und die weisliche Selbstbeschränkung des Meisters; könnten sie ferner lernen, daß Heimatkunst und Weltdichtung nicht schlechthin Gegensätze zu sein brauchen; daß vielmehr oft gerade die bodenwüchsigste, schollenduftigste Poesie sich jener Weltliteratur einreiht, von der der greise Goethe des westöstlichen Diwan sang und träumte. In diesem Sphärentanz, harmonisch im Getümmel, in dem neben Davids königlichem Harfenschlag der süße Laut der persischen Bülbül tönt, darf auch die liebliche Stimme der Provence nicht fehlen, dieses schon in südliche Sonne gebadeten, von ritterlicher und dichterischer Vergangenheit verklärten Landstrichs. Der bloße Name löst ja schon einen romantischen Gesamteindruck, einen musikalischen Gefühlston aus — und das Beste daran ist wieder das völlig Unsagbare, dem Verstande Unzugängliche, das in dem geschlossenen Wohllaut dieser wenigen Silben liegt und den schlummernden Reichtum unserer Seele weckt. Allmählich erst löst sich aus diesem von sanftem Zwielicht übergossenen Gewirr von Duft, Bild und Ton eine bestimmtere Vorstellung nach der andern heraus: eine breite melodische Welle zunächst, die wie ein heißer flirrender und klingender Mittagshimmel über diesen Gestaden liegt; dann historische Kreuzfahrererinnerungen und der Hauch südlicher Meere; verwehte Klänge eines adlig-glühenden Troubadoursanges und sonnenverbrannte Ebenen; schneegekränzte, im blauen Duft verschwimmende Berge und reisig-minnige Krieger- und Sängerscharen; uralte

leuchtende Kulturborde, von der farbengaukelnden Flut des Mittelmeers bespült, und holdselig-brünstiger Mariendienst; der schwüle Duft südlicher Vegetation und die ländlich schwellende Kraft üppiger Felder und Herden; Rhônewellenrauschen und Sumpflüfte; Spuren des nüchtern welterobernden Römertums und süße Nachklänge griechischer Lebensfülle und Formengrazie; vor allem aber ein edler Menschenschlag, der in Fleisch und Blut die Verwandtschaft mit der Antike bezeugt. Einfache Männer, ganz im ländlichen Boden und Getriebe wurzelnd und doch, wie unseres Dichters Vater, voll Ehrfurcht vor allem höheren geistigen Schaffen; Bäuerinnen mit der Sicherheit und dem Ebenmaß attischer Jungfrauen in Formen, Schritt und Gebärde ... Es ist nicht säuberlich zu scheiden, wieviel an diesem Bilde objektive Wirklichkeit, wieviel daran Sehnsuchtsbild und persönliche Zutat ist — am wenigsten dann, wenn man das Land nicht aus eigenem Augenschein, sondern nur aus den Dichtungen seines größten modernen Dichters kennt; aber wenn es nicht durch so und so viele berühmte Gewährsmänner, Kenner des Landes und der Dichtung zugleich, bestätigt wäre, müßte der kritisch-künstlerische Instinkt sofort empfinden: daß auch hier Wahrheit ist, vielleicht eine höhere Wahrheit als jene der platten Realität — wie sich die große Dichtung immer tiefer und dauernder in die Seele prägt als die Eindrücke der Wirklichkeit ...

Wahrlich, alle anspruchsvollen und quantitativen Wertungen versagen einer solchen Erscheinung gegenüber. Hier ist eine Heimatdichtung, die in naiver Selbstverständlichkeit dem Herzen entquollen, nur zu höchsteigener Befriedigung des Dichters und allenfalls seiner Freunde und engeren Landsleute gedichtet worden ist, ohne alle Nebenrücksicht auf literarische Richtungen und Erfolge; und dieses Werk hat sich kraft seines eingeborenen Wertes, nicht zum wenigsten gerade vermöge seines ganz bestimmten Heimatstones, neben die bewußt internationalen Schöpfungen einer heut schon vorhandenen europäischen Literatur gestellt — die es an Weite und Reichtum wohl übertreffen, an organischer Notwendigkeit, Saft und Farbigkeit dahinter zurückstehen. —

Was ist also Genie? Die Weite der Horizonte, die Größe und Tiefe der Ideen, die Auseinandersetzung mit dem sogenannten Zeitgeist, die Überflügelung der heimatlichen und nationalen Grenzen? Oder vielmehr das Gegenteil? Die Liebe zum Allerengsten; das trauliche Zuhausesein in sich und den Dingen; der zähe Konservativismus des Gefühls? Gerade eine Erscheinung wie Mistral stellt uns wieder vor dergleichen Fragen, die unsere verwirrte Zeit vorläufig nur mit einem „non liquet“ zu beantworten vermag. Und wenn wir nun vollends hören, daß dieser „Naturdichter“ zugleich ein „Artist“ im verwegensten Sinne des Wortes ist, daß er den Klang jedes Verses, jedes Wortes peinlichst abschmeckt, abwägt; daß er sieben Jahre an jeder Dichtung

feilt, ehe er sie für reif zur Veröffentlichung hält — so fallen wir aus dem ersten in ein zweites ästhetisches Paradoxon und Problem, und die Grundlagen unserer Theorie scheinen bedenklich zu wanken. Denn wenn der Naturdichter kein bloßer Improvisator mehr ist, sondern ein strenger und beinahe selbstquälerischer Meister der Form — was hat dann der Kunstdichter schließlich noch vor ihm voraus, und wo liegen dann überhaupt die ohnehin recht flüssigen Grenzen zwischen Volks- und Kunstdichtung? In der Tat rollt sich hier dies alte Problem wieder einmal vor uns auf, zu dessen Verdunklung, wie mir scheint, Schnellfertigkeit und Unverstand wesentlich beigetragen haben. Welchen tieferen Geist hätte es noch nicht verdrossen, daß die Volksdichtung zumeist in eine Wolke der Unpersönlichkeit gerückt wird? Daß die Namenlosigkeit ihrer Schöpfer mit der Kollektiv-Urheberschaft einer fabelhaften Volksgesamtheit verwechselt wird? Die Philologen haben uns in dieser Weise Homer und den Dichter des Nibelungenliedes zu entpersönlichen versucht — trotz der grandiosen Stil- und Kompositionseinheit, die diese archaistisch gewaltigen Dichtungen zugleich zu mächtigen Kunstwerken erhebt. Schon das Gefühl sträubt sich dagegen: wer den großen Künstler Homer liebt und seine Verse und Gestalten wie ein teures Kleinod durchs Leben trägt, der wird sich Homers Persönlichkeit nur ungern entwinden lassen, und auch die allgemeinste ästhetische Erfahrung lehrt, daß ein Volkstum wohl der nährende und widertönende Boden der Kunst, niemals aber selbst kunstzeugerisch sein kann; daß jedes individuelle Kunstgebilde auch einen persönlichen Urheber voraussetzt. Man vergleiche hierzu Nietzsches schöne akademische Antrittsrede über „Die Persönlichkeit Homers". Ein törichtes Mißverständnis, das von der tiefen Kunstfremdheit der offiziellen Literaturwissenschaft zeugt, hat augenscheinlich hier gewaltet: weil die naive Künstlerpersönlichkeit sich selbst gar nicht als Persönlichkeit empfindet, also hinter ihrer Schöpfung zurücktritt, in der Gesamtheit und Anonymität untertaucht, darum hat man hier überhaupt den schaffenden Einzelnen ausschalten zu dürfen geglaubt. Es liegt aber geradezu im Wesen des naiven Genies (mit dem das im engen Sinne klassische identisch ist, das vielleicht nur die höhere artistische Kultur voraushat), daß es jene Bewußtseinsspaltung und dadurch erst bedingte Bewußtwerdung, jene Selbstbelauerung und Selbstzersetzung des modernen und romantischen Kunstdichters nicht kennt; daß es jene glückliche Einheit des Instinktes und Geistes *besitzt*, die der Kunstdichter verloren hat und allenfalls erst in sich wiederherzustellen sucht. Die Philister aller Zeiten freilich schwärmen für die Naturdichter, weil sie wiederum ihre eigene Sattheit, Problemlosigkeit, Unfruchtbarkeit mit dem heiteren In-sich-vollendetsein, dem angeborenen glücklichen Gleichgewicht dieser Götterlieblinge

verwechseln. Aber noch in anderer Hinsicht bestätigt sich's: daß es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe tun. Das Paradoxon nämlich, daß Naturdichter, wie unser Mistral oder etwa der wüst-geniale Schwede Bellmann, der in seiner Verbindung von urwüchsiger Naivität und höchstem Kunstverstande jüngst treffend und trefflich von Paul Friedrich beleuchtet worden ist (Berlin, Gose und Tetzlaff, 1907, in der Sammlung „Moderne Essays"), oft zugleich Artisten ersten Ranges sind, löst sich sehr einfach: Das gleiche Phänomen geht hier aus ganz anderen Ursachen hervor und äußert sich in ganz anderen Formen. Beim Kunstdichter ist es ein wählerisches Wägen und Prägen; ein angstvolles Hindurchsteuern zwischen den Klippen der Banalität und der Gesuchtheit; ein verstandesmäßiges Hineinzerren des Kaum- oder Halb-Empfundenen in die Helle des Bewußtseins. — Beim Naturdichter ist es im Gegenteil ein breites Ausschwingen und gemäßigtes Kreisen um die knappsten und reichsten Ausdrucksmöglichkeiten; ein instinktives Treffen und Auswählen des Richtigsten und Passendsten — nur nicht auf den ersten Schlag. So wird der Kunstdichter immer der interessantere, vielfältigere, tiefere und weitere Typus sein — aber er wird auch niemals jenen höchsten, wieder naturgewordenen Reiz erzeugen, der von sich selbst nichts weiß; er wird niemals in seiner eigensten Persönlichkeit zugleich sein Land und Volkstum offenbaren. So gerecht ist Licht und Schatten hier verteilt.

Wie könnte man sich ohne solch grundlegende Unterscheidungen vor falscher, übertreibender oder herabsetzender Schätzung hüten! „C'est Homère!" rief Lamartine einst in dem begreiflichen Enthusiasmus des ersten Eindrucks aus, als er „Mirèio" gelesen hatte. Die kühl nachhinkende Kritik kann ihm immerhin mit einigen Vorbehalten folgen. Naturdichtung wird in den verschiedensten Zonen und Zeiten im wesentlichen stets dieselben Züge tragen; unter gleichen Bedingungen wird Natur stets die Kunst als ihre feinste Blüte heraustreiben, Kunst die Natur als ihre steigernde Vollendung krönen; aber dennoch ist der Unterschied der Zeiten, Rassen und Kulturen nicht völlig bedeutungslos. Der bescheidene Feliber von Maiano wäre gewiß der Erste, der sich gegen einen solchen Vergleich wehrte, der doch in gewissen Grenzen wohlbegründet ist.

Wir sind heut, in den Zeiten des dichtenden Größenwahns und der verstiegenen Höhenphraseologie, allzu sehr geneigt, die groß-bescheidene, intensive Meisterkunst eines Mistral überschätzend aufzublähen oder anmaßend zu verkleinern; aber gerade das Beispiel Mistrals sollte uns zu denken geben. Schließlich wird ja das kritische Urteil, so sehr auch die Ästhetik mit Fug und Erfolg bemüht sein mag, allgemein-gültige Maßstäbe des künstlerischen Wertes festzustellen, zuletzt doch wieder auf der Wage des persönlichen Geschmackes und Temperamentes stehen. Es

ist am Ende wirklich „Geschmacksache", ob man den kultivierten, zwiespältigen, grüblerischen Geist höher oder geringer schätzen will, als das glückliche Naturkind. Es gibt kein absolutes Maß dafür, wer von beiden der „Größere" sei. Uralte Typen des Geistes stehen sich hier gegenüber, und man möchte die Kunstworte des „Dionysischen" und „Apollinischen" heranziehen, wenn sie nicht schon zu stark mit der literarischen Zunftsprache verwachsen wären und die reine Menschlichkeit dieser Erscheinungen zu trüben drohten. Nun gibt es gewiß vielerlei Grade dieser besser unbenannten und nur empfundenen Grundwerte; eine Stufenleiter der Sättigungs- und Mischungsformen, der seelischen Inhalte und der künstlerischen Leuchtkräfte. Ihren Höhepunkt aber erreicht sie wohl dort, wo sich die gewaltigste Kraft im reinsten und lächelndsten Maße löst. Weit eher als den „provençalischen Homer", (was doch nur zu Mißverständnissen führen kann, da sich selbst die durchsonnteste Welt eines späten, wenn auch noch so naturkindlichen Einzelnen nicht mit dem monumentalen Gesamtwerk der griechischen Frühzeit messen kann) — möchte ich Mistral den „provençalischen Apollo" nennen, in den nur so viel Dionysisches eingegangen ist, als sich von der gesunden, segendampfenden Kraft der Scholle mit diesem Götternamen umspannen läßt. Und mag es nicht die höchste apollinische Majestät der griechischen Antike, nicht die maßgebändigte moderne Hoheit Apollo-Goethes sein: es ist doch jedenfalls in Mistrals Erscheinung etwas von der unbeschreiblichen verklärenden Milde und Süßigkeit des Lichtgottes, in der die Ordnung über das Chaos triumphiert . . .

Doch ob man Mistral nun an Menschen- oder Götterwerten messe, um den Vergleich mit der griechischen Antike kommt man jedenfalls nicht herum, — weil seine ganze Erscheinung dazu herausfordert. Und es ist vielleicht nicht nur die allgemein-künstlerische und allgemein-südliche Verwandtschaft, die hier den Ausschlag gibt. So wenig man auf Rassentheorien zu schwören braucht, so sehr etwa in des Deutschen Goethe Adern ein verirrter Tropfen griechischen Blutes zu fließen scheint: es führt vielleicht doch eine direkte Linie von der adligen Grazie der Antike bis zu Mistral, und mehr noch als an die marmorne Plastik Homers erinnert seine Dichtung an die lebengesättigte, lebenverschönende Idyllik Theokrits. Daß aber hier die antike Seele doch auch wieder gleichsam von innen her erweicht und durchleuchtet, daß sie aus altertümlicher Starre und Gebundenheit zur zarten Innerlichkeit des modernen und christlichen Temperaments erwacht ist — gibt Mistrals Dichtung jene Lyrik der Stimmung und des Gefühls, die erst bei einem gewissen mystischen Wärmegrad der Seele möglich ist und daher der herben und gefestigten Männlichkeit der Antike unerreichbar blieb.

Immerhin ist's mehr als nur eine wohlklingende und wirksame literarische Anspielung, Mistral und seine Dichtung von solch erlauchten

Ahnen abzuleiten. Die Gestade des Mittelmeers sind uralter griechischer Kolonialboden; griechischer Seefahrerdrang trug die Götter und die Kultur der Heimat über das weit mehr verbindende als trennende mittelländische Binnenmeer; und Massilias sagenverklärter griechischer Ursprung ist ausdrücklich bezeugt. Der rassige Südfranzose, der Schüler und Erbe der Troubadoure, der ergebene und gläubige Katholik, der lyrisch bewegte Marienverehrer Mistral empfindet sich denn auch selbst ganz deutlich und bewußt als Griechenenkel:

Von edler Griechen Ursprung ich mich wähne,
Göttlicher Orpheus, deines Stammes Sproß.
Wir sind der gräflichen Provence Söhne,
Und unsre Hauptstadt ist Marseille, das schöne,
In unserm Meer glänzt des Delphines Floss'.

Laßt singen uns der Väter Ruhm!
In der Geschichte Heiligtum
Prangt hell ihr Nam' und hehr.
Und wo wir auch von der Provence lesen,
Stolz ist sie stets, ist immer frei gewesen,
Stolz wie der Mistral, frei wie das Meer!*)

Stolz wie der Mistral! Ist es nicht ein seltsames Spiel des Zufalls, daß der Mann, in dem sich die lyrische Süße seiner Heimat und seines Volkstums gesammelt zu haben scheint, so wenig es ihm auch an urwüchsiger Naturkraft fehlt, — den gleichen Namen mit dem verrufenen Sturmwind seines Landes trägt! Und doch ist es kein völliger Widerspruch: dieser Idylliker wohnt doch wie ein König auf dem eigenen Grund, in prächtiger Selbstabschließung und Zurückgezogenheit, mit den starken und zähen antirevolutionären Beharrungstrieben des Edelbauern und in bewußter Abkehr von dem eintagsflüchtigen und zerbröckelnden Getriebe weltstädtischer Hochkultur. Die Ablehnung hat sich hier wiederum nicht nur im goethischen Sinne als Prinzip der Vornehmheit, sondern auch der geschlossenen Kraft und des selbstgewissen Instinktes bewiesen, der sich aus seinem heimatlichen Sitz nicht zu wesensfremden Zielen ablenken läßt. Nicht Beifallsstürme, Schmeicheleien, Ehren und Auszeichnungen haben es vermocht, ihn an sich selber irre zu machen, und wahrlich, der Instinkt, der der tiefste Ausdruck unserer Persönlichkeit, die letzte schicksalsbestimmende Macht und das wahre Dämonion unseres Innern ist, hat auch in diesem Falle recht: denn es ist wahrhaftig mehr, der ungekrönte König der Provence, als einer der vielen berühmten Literaten von Paris zu sein, ja selbst als einer der vierzig Unsterblichen der Akademie — denn auch diese Ehrung hat Mistral bezeichnenderweise abgelehnt, und wirklich wäre diese Würde eine falsche Linie in seinem Bilde

---

*) Gedichte von Frédéri Mistral. Aus dem Provençalischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von F. Steinitz. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. S. 4.

gewesen: eine Kulturattitude, die zu dem naturechten, naturstarken Sänger des meerbespülten Sonnenlandes nicht gepaßt hätte.

In wie großartiger Unbefangenheit, lediglich als ein unschulds-volles Spiel des in dichterischer Gestaltung sich selbst rundenden und be-glückenden Gemüts, Mistrals herrlichste Dichtung „Mirèio“ entstanden ist, das lehren mehrere Stellen in seinen in provençalisch-französischer Doppelausgabe erschienenen Kindheit- und Jugend-Erinnerungen. „Ce poème, enfant d'amour, fit son éclosion paisible, peu à peu, à loisir, au souffle du vent largue, à la chaleur du soleil ou aux rafales du mistral . . . Me plaire à moi, d'abord, puis à quelques amis de ma première jeunesse . . . c'était tout ce que je voulais. Nous ne pensions pas à Paris, dans ces temps d'innocence. Pourvu qu'Arles — que j'avais à mon horizon, comme Virgile avait Mantoue — reconnût, un jour, sa poésie dans la mienne, c'était mon ambition lointaine.“ (S. 381). Und den gleichen Geist atmet weiterhin die schöne Apostrophe: „. . . à toi, ma Provence, et à toi, poésie, qui ne m'avez jamais donné que pure joie, je me livrai tout entier.“

Und dieser ländliche Genius, der ganz aus dem Boden seiner Provinz hervorgewachsen ist, in dem Barbey d'Aurévilly, der wohl allzu sehr in Stadtkultur Eingetauchte, zu seiner Enttäuschung keinen einfachen Hirten, sondern einen wissenschaftlich durchgebildeten Europäer fand, — dieser ländliche Genius, der freilich auch das Gewissen und Feingefühl seiner Begabung besaß und durch sie zu einem großen und kultivierten Formkünstler ward, ist zugleich der Wiedererwecker seines Volkstums und seines anmutreichen und leider so lang entwerteten Idioms geworden. Das ist eine Tat historischer Erneuerung und Belebung, die namentlich von dem Freunde alter stolzer Kulturüberlieferungen und friedlich-bunter nationaler Mannigfaltigkeit nicht hoch genug geschätzt werden kann. Erst seit Mistral kennt Europa wieder provenzalische Sprach-musik. Es ist, als wäre darin das dunkle Dröhnen uralter und unent-deckter Erzgänge oder die tönende Magie halbverschollener Glocken-stimmen wieder zum Klingen gebracht . . . so seltsam gemischt und doch einfach, rauh und doch weich ausschwingend, herb und süß, klarkräftig und in Moll verschwebend, schmeichelnd und ungefüge zugleich, bannt uns dieses ungewohnte Klangsystem. Lamartine charakterisiert es in seiner seltsamen historischen und musikalischen Mischung treffend als „ce doux et nerveux idiome provençal, qui rappelle tantôt l'accent latin, tantôt la grâce attique, tantôt l'âpreté toscane“.

Derselbe Lamartine fand für den musikalischen Reiz der schönsten Dichtung Mistrals das feine Gleichnis: „Die Merèiostanzen klingen me-lodisch wie die Silberglöckchen an den Füßen orientalischer Tänzerinnen.“ Ein Hauch maßvoll-schwüler Erotik liegt ja in der Tat bei aller Schlicht-

heit und Abgestimmtheit für den nordischen Menschen, vielleicht schon für den Nordfranzosen, über diesem Werk. Es hat, um einen wunderhübschen Ausdruck Hermann Grimms zu gebrauchen, unsere „poetische Geographie“ bereichert, die Provence mit einem süßen Fluidum, einer feinen geistigen Astralschicht der fabulierenden Phantasie erfüllt und mit unvergeßlichen, unsterblichen dichterischen Gestalten bevölkert. Nur der Barbar, der der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, kann sich dem Zauber solch idealer Schauplätze verschließen; wem Dichtung eine zweite, höhere Heimat ward, dem wird sie oft die Wirklichkeit entfärben und verschleiern. Heine suchte auf Venedigs Rialto zuerst Shylok und Jessica, und das Griechenland Homers, das Spanien des Cervantes ist uns mehr als das wirkliche Griechenland und Spanien ... Ich möchte an dieser Stelle einige treffend formulierte und erschöpfende Urteile über Mistral und sein Hauptwerk einschieben, weil sich aus dieser Aneinanderreihung subjektiver Kennereindrücke unmerklich auch ein objektives Bild gestaltet. Der schon wiederholt zitierte Lamartine, des jugendlichen Mistral greiser Gönner und Förderer, dem der Dichter immer ein dankbares Andenken bewahrt und eine ergreifende Trauerode gewidmet hat, drückt auch einmal sehr gut jenes organische Verwachsensein Mistrals mit der ihn umgebenden Natur, jenes Lautwerden der unfaßbarsten heimatlichen Untertöne in dem klingenden Medium seiner Dichtungen aus: „Die Provence ist ganz in Mistrals Seele übergegangen; das Land zwischen den Alpen, Avignon, Arles und dem Meere von Marseille ist ein Buch geworden.“ Ganz ähnlich Nicolaus Welter, der Mistral-Biograph: „Nicht das Liebespaar Mirèio und Vincèn bloß besingt Mistral: die ganze Provence schildert seine Kunst, feiert sein Lied; ihre Berge und Täler, Ströme und Steppen, Gehöfte und Städte zaubert er als entzückendes Rundbild vor des Lesers Augen“ („Münch. Allgem. Ztg.“ vom 3. Juli 1899). — Und noch einmal in lyrisch schönen und gehobenen, vom Enthusiasmus des ersten Eindrucks zitternden Worten Lamartine: „Ein großer Epiker ist erstanden, ein Homer der Gegenwart, ein Dichter, wie die Menschen des Deukalion aus einem Kieselstein der Crau hervorgegangen; ein Naturdichter in unserer Epoche der Dekadenz, ein griechischer Sänger in Avignon; ein Poet, der aus einem Idiom eine Sprache schuf, wie Petrarca das Italienische ... Ja, dieses Epos ist ein Meisterwerk, was kann ich mehr sagen? Man könnte glauben, daß sich nachts eine Insel des Archipels, ein schwimmendes Delos, von seiner griechischen oder ionischen Gruppe loslöste und geräuschlos mit dem balsamischen Festlande der Provence verband, einen seiner göttlichen Sänger vom Stamme Homers mit sich führend ...“ Dies wundervolle, eines großen Dichters würdige Schlußbild hält in glücklich gleichnishafter Eingebung den Zusammen-

hang unseres Dichters mit der griechischen Antike fest. Unverkennbar gemeinsam ist jedenfalls beiden jenes Gottesgnadentum der Poesie, jenes Siegel höchster Vermählung von Natur und Kunst. Eine Begabung aus erster Hand, unberührt, unverkünstelt und formsicher, wird sich immer in gleichen oder ähnlichen Formen äußern. Solche halb-zeitlosen Erscheinungen stehen denn auch über dem Wirrsal und Hader der ästhetischen Richtungen und Tageskämpfe. Darum stimmen in der Verehrung Mistrals die Ältesten mit den Jüngsten überein. Nicht nur Lamartine hat seinem Genius gehuldigt, auch der junge belgische Mystiker Georges Rodenbach, der um das „tote Brügge" seinen eintönigen und schwermütigen Stimmungszauber gelegt hat, reicht Mistral einmal den Kranz: „**Le midi a appelé Mistral magnifiquement l'Empereur du Soleil. C'est que, en effet, il règne sur cette Provence à qui il a donné conscience d'elle-même . . . Il apparaît une figure presque unique en Europe, aujourd'hui . . . C'est-à-dire que Mistral est plus qu'un poète. Il est la poésie même avec son caractère d'éternité.**" (Mercure de France vom 1. Januar 1905.) Endlich noch, abschließend und zusammenfassend, das äußerst feinfühlige und eindringende Urteil Paul Heyses aus einem Briefe an den ungemein verdienstvollen Übersetzer Mistrals, Professor August Bertuch in Frankfurt a. M., bekannt durch seine zahlreichen Mistral-Rhapsodieen in allen größeren Städten Deutschlands, dessen gerechte Würdigung die Schlußworte des Briefes bringen . . . .: „Drei stille, regnerische Rasttage in Parma habe ich mir mit Mirèio vergoldet, werter Herr, erst hier aber das Gedicht zu Ende gelesen, mit einer Empfindung, wie ich sie lange keinem dichterischen Werke verdankt. Ja, eigentlich überhaupt keinem seit den frühesten Tagen, als mir die großen Schätze alter und neuer Volkspoesie zuerst entgegenglänzten. Denn was dieses Werk eines Zeitgenossen so einzig macht, ist eben der starke, reine Hauch eines von Bildung nicht angewelkten Naturgefühls, das zugleich durch allen Reiz moderner Zartheit das Gepräge seiner Zeit erhalten hat. Schon in ‚Nerto' hatte mich diese ganz eigene Mischung angezogen, die hier mit noch stärkerem Zauber hervortritt. Dazu das Ineinanderweben heidnischer und mystisch-katholischer Vorstellungen auf dem Boden naiver Volkstradition, die süßeste, unschuldigste Sinnlichkeit und züchtigste Sitte, idyllische Zierlichkeit neben elementarer Roheit (in der gewaltigen Kampfszene) und das alles in streng geschlossener, kunstreicher Form, die doch wieder, wenn man sich ihr eine Weile hingegeben hat, als die naturnotwendige, einzig-mögliche Tonart erscheint, in der diese wundersamen Geschichten vorgetragen werden konnten." Über Bertuchs Übersetzung heißt es dann: „Man fühlt, daß es ein Werk der Liebe war, da nur eine wahre Hingebung die großen

Schwierigkeiten der Form, die dreifachen Reime jeder Strophe zu überwinden vermochte.“ Wie das nahezu klassisch und in aller Kürze erschöpfend formulierte Urteil über Dichter und Dichtung, wird man auch die dem Übersetzer gespendete Anerkennung rückhaltlos unterschreiben dürfen; man fühlt, daß man es hier nicht nur mit geläufiger Vermittlerarbeit, sondern mit einem Lebenswerk und einer Nachdichtung zu tun hat. —

Im Anschluß an Bertuchs Einleitung zu seiner Übersetzung der „Mirèio“ teile ich hier die wichtigsten Tatsachen des Lebensganges Mistrals mit — möglichst ohne Kommentar, da sie für sich selbst sprechen und durch ihre stumme Beredsamkeit am besten das in seiner Beschränkung gewaltige und umfassende Lebenswerk des Dichters widerspiegeln. Mistral ist am 8. September 1830 auf dem stattlichen väterlichen Bauerngute, lou Mas dóu Juge (dem „Richterhofe“) bei Maiano geboren. „Wie von seinem trefflichen Vater die Liebe zur heimischen Sitte und Sprache, so war ihm von seiner schönen und sinnigen Mutter die Lust am Fabulieren angeboren und anerzogen worden. Beide hatten früh die außerordentliche Begabung des kraftvoll emporblühenden Knaben erkannt und übergaben ihn nach einigem Vorunterricht zu weiterer Ausbildung der vorzüglich geleiteten Dupuyschen Erziehungsanstalt zu Avignon. Hier fügte es des jungen Mistral glücklicher Stern, daß der nur um wenig ältere, humor- und gemütvolle Roumanille, den man später mit Recht den Vater der provenzalischen Renaissance genannt hat, sein Lehrer und bald sein liebster Freund wurde, und daß er von ihm die erste Anregung zur Pflege der provenzalischen Dichtkunst empfing.“ — Es folgt dann jene allerliebste, von Mistral mit entzückend gutmütiger Schelmerei wiedergegebene Episode, die sich an des kaum siebzehnjährigen jungen Dichters Baccalaureatsprüfung in Nîmes knüpft. Wie er hier im bescheidenen Vorstadtwirtshaus „Zum kleinen Sankt Johannes“ einkehrt, eine Schar biederer Landsleute durch seine frischbackene Gelehrsamkeit belustigt und verblüfft und schließlich mit ihnen die glücklich bestandene Prüfung nach heimischer Sitte festlich begeht — das möge man entweder in Bertuchs Übersetzung oder im Original, in den Jugenderinnerungen des Dichters nachlesen; jede ausführlichere Umschreibung könnte nur den feinen und ungezwungenen Charme der Szene stören. Beachtenswert ist, wie in diesem Zuge schon der ganze Mistral steckt: in der untertönig-diskreten Selbst- und Kulturverspottung und dem naiven Einsgefühl mit den animalisch gesunden und behaglichen Lebensinstinkten des Volkes. — Doch um zunächst im rein Historischen und Biographischen fortzufahren: „Der 17 jährige Baccalaureus ließ sich an der Rechtsfakultät von Aix immatrikulieren und kehrte von da als wohlbestallter Lizentiat 1851 ins Vaterhaus zurück. Mit Roumanille und der provenzalischen Muse war er in stetem Verkehr geblieben; und

als sein weitblickender und großherziger Vater ihm die Wahl eines Berufes völlig freistellte, war er sofort entschlossen, nur noch der Pflege seiner dichterischen Begabung und der Wiedererweckung der provenzalischen Poesie zu leben. Mit Roumanille, Aubanel und vier weiteren Gesinnungsgenossen gründete er den Bund der Feliber, mit dem bewußten Ziele, die seit den Albigenserkriegen unterdrückte und in Verfall geratene provenzalische Sprache von dem Schutte des in sie eingedrungenen Französischen zu reinigen und sie wieder zur Höhe einer Schriftsprache zu erheben." — Von den zutreffendsten Deutungen des seltsamen und gerade in seiner Dunkelheit weihevollen Namens „Feliber" sei nebenbei nur die Ableitung vom lateinischen felibris oder fellebris, der Pflegling, erwähnt. „Felibris" soll, wie alumnus, aktive und passive Bedeutung gehabt haben, und félibre würde demnach ebensowohl dem Begriffe von Pflegling, als demjenigen von Pfleger (der Musen) entsprechen.

Nunmehr der wissenschaftlichen Vollständigkeit halber die Aufzählung seiner Werke. Auf das 1859 vollendete herrliche Jugendwerk Mirèio, das zum klassischen Ausdruck der Heimat und Persönlichkeit des Dichters geworden und in siebenjähriger peinlicher künstlerischer Formensorgfalt erwachsen ist, folgt 1866 das „gleich Mirèio von begeisterter Liebe zur Heimat getragene" Epos „Calendau"; 1874 die lyrische Gedichtsammlung „Lis Isclo d'or" (Die Goldinseln); 1884 die poetische Erzählung „Nerto"; 1890 die dramatische Verherrlichung der schönen Königin Johanna von Neapel und Provence „La Rèino Jano", und endlich 1897 sein Sang vom Rhonestrom „Lou Rose". — Das Beruhigt-Emsige und das Majestätisch-Umfassende dieses in seiner Bescheidenheit und Selbstgenügsamkeit so großartigen Lebenswerkes wird am besten dadurch beleuchtet, daß der dichterischen Tätigkeit Mistrals eine nicht minder gewaltige theoretische und lexikographische zur Seite tritt, beide aber durch jene höhere Einheit verbunden und überwölbt sind: die Wiedererweckung der provenzalischen Sprache und Nationalität. „In mehr als zwanzigjährigem, unablässigem Sammeleifer hat er sein großes, ungefähr 2400 dreispaltige Quartseiten umfassendes Wörterbuch der neuprovenzalischen Sprache ‚Loutrésor dóu Félibrige' zustande gebracht. Wie Dante und Luther die italienische und deutsche, so hat Mistral die provenzalische Sprache von Schlacken gereinigt und neu geschmiedet." Mag der Vergleich mit Dante und Luther auch vielleicht zu groß sein — weder die seraphische Ekstase und kosmische Tiefe des Florentiners, noch die stiernackige Kraft und der erdgebundene Märtyrertrotz des Deutschen wollen mit Mistrals abgewogener und bildfreudiger Natur zusammenstimmen —, aber seine sprach- und kulturschöpferische Leistung stellt ihn trotzdem neben jene Ganzgroßen, und im Zeitalter der Demokratie und des Kollektivismus, der grobsinnigen Nüchternheit und

skeptischen Heldenverkleinerung lehrt jeden, der Ohren hat zu hören, auch sein Beispiel mit tausend Zungen, daß es immer jener in sich geballten, durchdauernden, vom Enthusiasmus einer einzigen großen Idee durchglühten und tätig eingreifenden Kräfte bedarf, die wir die „großen Persönlichkeiten" der Geschichte zu nennen pflegen — um die Trägheit der Massen aufzurütteln, die kristallisierten Kulturbildungen vor der Erstarrung zu behüten und die Gesamtentwicklung den einen großen entscheidenden Schritt nach vorwärts tun zu lassen. Unsere Tagesschreiber und Nationalökonomen aber beten noch immer unentwegt den Cynismus des Idealisten Schiller nach, daß Hunger und Liebe die weltzusammenhaltenden, weltbewegenden Kräfte seien . . .

Doch dem stolzen Gebäude hat noch der 75jährige Dichter den Schlußstein eingefügt: Das von ihm ins Leben gerufene „Museon Arlaten" zu Arles, „eine reichhaltige ethnographische Sammlung, die die Schätze provenzalischer Kunst und Industrie in sich vereinigen soll," ist der beste konkrete und ergänzende Kommentar seiner Schriften und seiner Lebensarbeit. Vor wenigen Jahren erst hat Europa in Mistral durch die Verleihung des Nobelpreises seine ursprünglichste und künstlerischste Dichterkraft zugleich geehrt, und auch diese Ehrengabe ist jener Museumsgründung zugute gekommen. Mochte man oft mit den Stockholmer Preisrichtern hadern: hier hätte die Wahl kaum einen Würdigeren treffen können, als diesen wundervollen menschlichen und dichterischen Anachronismus des Südens, der als eine „Natur" im goethischen Vollgewicht des Wortes in unsere naturferne, verkünstelte und verlogene Zeit hineinragt. —

Noch bedarf es zur vollen Würdigung Mistrals, soweit sie im Rahmen einer essayistischen Studie überhaupt möglich ist, einer kurzen kritischen und genießenden Rast bei den Einzelheiten seiner dichterischen Technik und Darstellung.

Für die Art Mistrals, die Natur zu sehen und zu schildern, nur zwei Proben, die seinen Natursinn und seine künstlerische Formkraft, seine zeichnerischen und musikalischen Fähigkeiten zugleich illustrieren:

„Durchsichtig weißes Lichtgedüfte
Stieg aus dem Meer auf in die Lüfte
Und wogte hin und her. Wer kennt und wer begreift
Der Ätherhöhen Wunderweben?
Läßt eine Himmelsheil'ge eben
Den Nonnenschleier niederschweben,
Weil sie auf ihrem Flug die Sonne nahgestreift?"

Und diesem süßen, mit zartesten Pastellfarben gemalten lyrischen Idyll gegenüber das Meeres- und Sturmstück, das dennoch bei aller Aufgewühltheit das angeborene anmutige Maß nirgends verleugnet, zugleich von einer Anschaulichkeit und Eindrucksstärke bei aller Sparsamkeit der

Mittel ist, daß einem unwillkürlich wieder das Beiwort „homerisch" auf die Lippen tritt:

„Von dunklen Wolken überzogen
Kam nun das Meer in wilden Wogen,
Mit Schnauben und Gebrüll auf unser Schifflein zu;
Und plötzlich schlug uns eine Welle
Hinab ins Dunkel, aber schnelle
Riß uns die nächste auf zur Helle
Und wieder ab und auf! Hilf, Herr im Himmel du!"

An homerische Naivität und Phantasiefülle mahnt noch ein anderes Phänomen: das ungemein glückliche und echt volkstümliche, niemals spielerische, sondern immer durch den künstlerischen Plan gebotene Hineinverweben mythischer Motive, wie der Gespenster Rache an dem wilden Hirten Ourrias oder die Heilung des tödlich-verwundeten Vincèn in der Zauberhöhle.... Homerisch endlich ist oft Mistrals epische Technik (wie denn auch die Charakteristik seiner kernigen und naturhaften Gestalten, zumal etwa des Meister Ramoun, mit dem der Dichter seinem Vater ein schönes dichterisches Denkmal gesetzt hat, diesen vielbemühten, aber eben in wichtigen Punkten wirklich stichhaltigen Vergleich nahelegt): homerisch die refrainartige Wiederkehr gewisser stark und kurz formulierter Verszeilen, die bei Homer selbst so oft schon die Technik des Leitmotivs vorwegnehmen; homerisch auch die Auflösung des zu schildernden Bildes in Handlung, wie hier ganz nach Lessings aus Homer abgezogenem laokoontischen Rezept etwa Mirèios Toilette geschildert wird. — Und die Sonne Homers lacht selbst über der natürlichen Urfrische und rührenden Unschuld der Liebesszenen — wenn auch nicht mit der vollen triebstarken Heiterkeit der Antike, sondern eher durch die zarten Wolkenschleier der modernen Seele farbig gebrochen und gedämpft, und man wird auch hier wieder Nicolaus Welters Urteil beipflichten: „Den besten aller Literaturen ebenbürtig sind u. a. die Liebesepisoden der Dichtung ... Da wüßte ich nichts, was sich an Naivität und Zartheit des Gefühls, an Innigkeit und Fülle des Ausdrucks mit diesen Stellen messen könnte. Das haucht und flüstert, scherzt und lacht, singt und jubelt und eint sich zu einem wunderbaren Hymnus auf Jugend und Liebe. Dazu kommt die Musik des Wortes, süß und einschmeichelnd, voll und berauschend, durchblitzt von refrainartigen Wiederholungen, worin die Stimmung, hier schalkhaft jauchzend, dort wonneheimlich austönt." —

Wir dürfen hier auch desselben Nicolaus Welter Charakteristik der drei Hauptwerke Mistrals akzeptieren: „Mirèio ist der Hymnus der Dichterjugend, der leichtbewegten, liebesfrohen zwanziger Jahre; Calendau das weithin hallende Sturm- und Trutzlied der Männlichkeit; Nerto das Lied des reiferen Alters, innig und sinnig, be-

schwichtigend und ergreifend." — Außer „Mirèio" ist in Deutschland nur noch „Nerto" gleichfalls durch Bertuchs vortreffliche Übersetzung bekannt geworden. Man tut dieser feinen poetischen Erzählung unrecht, wenn man durchaus in ihr die Vorzüge des älteren Werkes wiederfinden will, die doch an den Charakter des Erstlingswerkes und die Einmaligkeit des glücklichen Wurfes streng gebunden sind: den seidigen Glanz, das würzige Aroma und die fast die dünne Hülle sprengende saftige Blutfülle frischer und vollreifer Südlandsfrüchte — denn an „Nerto" ist eben, wie schon Welter andeutet, ganz anderes zu schätzen: eine silberkühle Abgeklärtheit, ein feierliches Beruhigtsein, eine gottergebene Lebensweisheit des Gefühls. Dennoch ist die Einheit der Persönlichkeit gewahrt: auch dies ist Heimatdichtung, auch dies von einem mystisch goldenen Schein katholischer Romantik lieblich durchblinkt, auch dies in die zartgeknüpften Gespinste der Legende eingesponnen. Und die fabulierende und gestaltende Gabe des Dichters ist im wesentlichen noch ungebrochen: glücklich ist die Sage von dem wilden Edelmann, der sein Töchterlein an den Teufel verspielt hat, und die historische Bedrängnis des mittelalterlichen Papsttums miteinander verflochten, das Ganze auf den Hintergrund des zeitengrauen und leis noch vom Troubadoursang umklungenen Avignon gesetzt. Hier spricht sich auch am stärksten jener konservative und religiöse Zug des Mistralschen Wesens aus, der gleich sehr in den Beharrungstrieben einer ländlichen Vollnatur, wie in der Resignation des Erkennenden begründet ist:

„Mensch, du willst wissen, wissen, wissen:
Wenn, was dein Hirn erfaßt und sinnt,
Zur Ehre des dient, des die Ehre,
Gut! Aber füllst du dich mit Wind,
Willst, weil ein Elsternnest erstiegen,
Nun gleich bis in die Wolken fliegen
Und hinter Gottes Engeln jagen,
Das wirst du schwerlich gut vertragen,
Und wenn du auf die Nase fällst,
Darfst du dich weiter nicht beklagen." — —

So rundet sich das Charakterbild dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung, deren primitive Stilisierung teils nur der harmonische Ausdruck ihrer Natur, teils ein mit unaufdringlicher Bewußtheit und moderner Innerlichkeit verwendetes Kunstmittel ist. Wenige *wollen* in unserm persönlichkeitslüsternen und selbstbespieglerischen Zeitalter so wenig Individualität sein wie Mistral, und wenige *sind* es so *sehr*. Dennoch: auch an ihm sind *typische* Züge nachzuweisen. Nicht die geringsten modernen Geister haben die Lügen und Laster der Kultur geflohen und Gesundung am Heilquell der Natur gesucht, und jeder bessere Geist ist in unsern von den Massen und der Materie regierten Zeitläuften zur Absonderung und Vereinzelung gezwungen. Aber

Mistral hat weder die überreizte Subjektivität Rousseaus noch den verzweifelt-großen anklägerischen Pessimismus Leopardis, noch auch endlich die zerknirschte Selbstzerfleischung und fanatische Beschränktheit Tolstois. Er verlangt im Grunde nicht, wie jene, sehnsüchtig nach der Natur, er hat sie und ist sie vielmehr. Er ist nicht romantisch und sentimentalisch, sondern klassisch und naiv im Sinne Schillers. Freilich zerschellen an seiner Vollnatur alle unsere luftigen ästhetischen Kategorieen: das Reale ist in ihm ins Ideale gehoben, das Ideale im Realen verwurzelt. Und vielleicht kann er, so sehr er auch selbst immer außerhalb aller literarischen Schulen und Programme stehen wird, wenigstens als vorbildlich großer Leitstern über unserer neuesten Entwicklung stehen: da wir doch auch zu einer Neuklassik hinstreben, die tief in Romantik gesättigt ist, in der gleichsam die beiden Gegenpole des Wirklichen und Überwirklichen zusammengebogen sind. Nicht zum wenigsten aber kann Mistral unserer unruhig schweifenden Generation, die nichts oder wenig zu erfassen vermag, weil sie zu viel zugleich zu umfassen strebt, ein Muster der weisen Selbstbeschränkung werden; eines Künstlertums, das europäisch geworden ist, obwohl oder gerade weil es wie mit unvergänglicher Aureole von der Schönheit der engen Heimat gekränzt ist; klar und doch mystisch überglänzt von der Esplendour de la Prouvènço, der Herrlichkeit der Provence.





Berliner Kunstausstellungen 1907.

Von

Dr. Paul Kraemer.

— Berlin. —

Der allgemeinen Bedeutung des sechzigsten Geburtstags Max Liebermanns und seinen besonderen Verdiensten um die Berliner Sezession würde eine große umfassende Ausstellung seiner Werke im Ausstellungshause am Kurfürstendamm wohl entsprochen haben. — Man gibt der persönlichen Bescheidenheit des Meisters und seinem Wohlwollen für die nachstrebenden jüngeren Kollegen schuld daran, daß die derzeitige Sezessionsausstellung nur einen Bruchteil seines Lebenswerkes zur Schau stellt. Aber schon dieser genügt, um über die Entwickelung des gefeierten Malers innerhalb des dreißigjährigen Zeitraums von 1876 bis zum Augenblick zu orientieren.

Noch 1899 schrieb Cornelius Gurlitt: „Erreicht hat Liebermann, daß seine Bilder auf den Ausstellungen hell und fröhlich aus jenen der altmeisterlichen hervorragen.“ Dementgegen muß man schon heute sagen: Erreicht hat Liebermann, daß seine Werke altmeisterlich aus all' den hellen, fröhlichen und z. T. auch bunten Bildern hervorleuchten, die in unseren Sezessionsausstellungen immer mehr und mehr vorherrschen.

Innerhalb der altmeisterlichen Stimmung aber, die den Liebermannsaal erfüllt und der Gesamtheit der einzelnen Bilder den Charakter der Einheitlichkeit sichert, enthüllt sich dem genaueren Zusehen eine Weite und ein Reichtum der Entwickelung, der beispiellos ist für die Begabung eines einzelnen. Man merkt es hier wieder recht deutlich, wie unrecht alle die hatten, die mit Liebermanns Namen ein bestimmtes Kunstprogramm identifizierten. Die zugleich im höchsten Maße in-

telligente und temperamentvolle Veranlagung Liebermanns duldete niemals ein Ausruhen und Verharren. Immer stellte er sich mit jedem neuen Werk auch neue Ziele. Und solche Unbefangenheit bewahrte der Kunst des Malers eine Frische, die den Eindruck einer stetigen Verjüngung zurückläßt.

Die Betrachtung der Liebermannschen Bilder in ihrer zeitlichen Folge lehrt handgreiflich, wie das Interesse am Gegenständlichen immer mehr zurückgegangen ist vor dem Interesse am Studium der Bewegung, des Lichts und der Luft. In ursächlichem Zusammenhang mit diesem Fortschreiten steht das immer vollkommenere Verschwinden schwarzer und brauner Töne zugunsten einer hellen Palette, und das immer weitere Zurücktreten des zeichnerischen Moments zugunsten eines weichen und breiten Vortrags der rein malerischen Impression.

Denkt man daran, daß z. B. „Die Gänserupferinnen" und „Die Konservenmacherinnen" Liebermanns schon 1873 entstanden sind, so wundert man sich nicht weiter über die vollendete Reife, die schon das frühste Bild unter den hier ausgestellten, „Die holländische Nähschule" aus dem Jahre 1876 auszeichnet.

Das chronologisch an zweiter Stelle stehende Werk aus 1879 „Jesus unter den Schriftgelehrten" aus dem Besitz Fritz von Uhdes begegnet wohl vielen, denen alle anderen hier vereinigten Bilder des Meisters aus den verschiedenen Ausstellungen der letzten Jahre bekannt sind, zum ersten Male. Keiner aber wird begreifen, wie dieses so abgeklärte Bild, das in seinem wunderbaren Kolorit an Rembrandtschen Glanz gemahnt, seiner Zeit solchen erregten Widerspruch herausfordern konnte, wie es in der Wirklichkeit der Fall war. Der bayrische Klerus tobte förmlich vor Wut über solchen Realismus, und im bayrischen Landtag gab es sogar hitzige Debatten über dieses Werk, das der Münchener Jahresausstellung von 1879 zur Zierde gereichte, und das uns heute klassisch anmutet und geradezu andächtig stimmt. — —

Jedenfalls verdroß dieses sachliche und persönliche Ärgernis den Maler hinlänglich, um nie wieder ein religiöses Bild zu verfertigen. Anstatt der Bibel, die ihn zu diesem unbeschreiblich schönen Christusbild verleitet hatte, war es von nun an Holland, aus dem er sich durch drei Jahrzehnte immer neue fruchtbare Anregungen holte. Hierfür sind fast alle hier vereinten Bilder wunderbare, ergreifende Belege.

In diese sanfte und weiche Harmonie sich schon in ihrem gegenständlichen Inhalt verbindender Werke tönen die wenigen Porträts mit ihren großen einfachen Linien wie breite, begleitende Akkorde hinein. Besondere Freude macht es, das schöne, pietätvolle Porträt der Eltern des Malers, das seiner Zeit deren begnadetem Sohn eine große goldene Medaille einbrachte, hier bei dieser Gelegenheit wiederzusehen. Das ein Jahr vor diesem Doppelbildnis, also 1890 entstandene Porträt des ham-

burgischen Bürgermeisters Petersen, das diesen selbst einst so furchtbar erschreckte, daß er seine öffentliche Ausstellung verbot, ruft den Ausstellungsbesucher aus dem eigentlichen Liebermannkabinett in den großen Hauptsaal, wo die breite Wand neben diesem Bürgermeisterbildnis beherrscht wird von dem für den Historiker und Kritiker bedeutsamsten Werk der ganzen Ausstellung überhaupt.

Die Erinnerungen an die berühmten Staalmeesters, jene großartigen Gruppenbilder der gefeiertsten holländischen Maler, werden lebendig, tritt man vor Liebermanns Konvent hamburgischer Professoren. Aber alle historischen Erinnerungen schwinden wieder, setzt man sich mit diesem Werk des näheren und im einzelnen auseinander. So schnell und so ganz führt hingebende Betrachtung in den Bann der echten großen und einfachen Kunst Max Liebermanns. Jedes dieser neun Porträts, die sich hier zu einem Bild vereinigen, ist ein neuer vollgültiger Beweis für die eindringliche Schärfe der Beobachtung und für die Kraft und Klugheit der künstlerischen Analyse des Porträtisten Liebermann. Die Wiederholung dieses Beweises in den zahlreichen Öl- und Zeichenstudien, die das Werk einrahmen, scheint mir hier dem Hauptbilde entschieden nachteilig zu sein, weil die Unruhe, die das dichte Nebeneinander dieser zahlreichen Skizzen verbreitet, sicherlich der Wirkung des Stimmungsgehalts im Hauptbilde Abbruch tut. Ja, mir scheint, daß dieses an sich sinnreiche und instruktive Arrangement der beabsichtigten und erwünschten Stimmung des Hauptraums der Ausstellung überhaupt gefährlich ist.

Dafür gibt's eine andere Einheit, die die in diesem herrlichen großen Raum sichtbaren Bildwerke bindet. Und diese Einheit ist der Gedanke an die Verdienste Lichtwarks, des Direktors der Hamburger Kunsthalle. Seinem Eifer und seiner Tatkraft ist die Entstehung der meisten und besten der hier ausgestellten Gemälde zu danken. Er ist's, der Liebermann dazu berufen und trotz seines eigenen Zögerns dazu bestimmt hat, dieses Gruppenbild der geistig-wissenschaftlichen Führer im hamburgischen Staatsleben zu malen. Er ist's, der die Hamburger Bürgermeister und Senatoren dazu brachte, sich von einem Liebermann, einem Trübner und einem Slevogt porträtieren zu lassen. Und er ist's, der einem Grafen Kalckreuth eine Reihe lohnendster Aufträge für Hamburg zu verschaffen wußte. Das ist ein kleiner Teil der mannigfachen Verdienste des bekannten Hamburger Galeriedirektors, aber es ist der Teil, der uns im Augenblick am meisten greifbar ist, wo wir einige der großen Werke Kalckreuths aus der Hamburger Kunsthalle und verschiedene der Bürgermeister-Porträts von Trübner, Slevogt und Liebermann neben dessen besprochenem Gruppenbild vor uns sehen.

Es ist lehrreich und interessant, Trübners Dr. Mönckeberg, Liebermanns Bürgermeister Petersen und Slevogts Senator O'Swald, den

man übrigens auch in der Moabiter Kunstausstellung mehrfach porträtiert sieht,*) miteinander zu vergleichen.

Von diesen Bildnissen, denen z. T. schon durch die feierliche Amtstracht der Dargestellten ein durchaus repräsentativer Charakter anhaftet, sticht das Selbstporträt Kalckreuths durch seine — man möchte sagen — bürgerliche Einfachheit merkwürdig ab.

Dies Selbstbildnis Kalckreuths ist für den Maler so bezeichnend, wie das große Selbstporträt Slevogts für diesen bezeichnend ist. Palette und Pinsel halten beide in Händen, aber welche Welten liegen zwischen diesen extremen Malercharakteren, die sich hier und dort dokumentieren!

Neben jenen großen mächtigen Bildern würde ein drittes Selbstbildnis von winzigem Format verschwinden, wenn es nicht von dem unvergleichlichen Vincent van Gogh wäre, der auch im kleinsten noch zu den Größten gehört. —

Es überrascht, in der sogenannten Bildnisgalerie der derzeitigen Moabiter Kunstausstellung das berühmte Selbstbildnis des großen Satirikers, Radierers und Malers William Hogarth zu finden. Es interessiert, Gustave Courbet, den einstigen Führer der naturalistischen Schule in Frankreich, mittels seiner eigenen Kunst von Angesicht kennen zu lernen, und man macht gerne die Bekanntschaft mit dem Geistesverwandten Hans Thomas Wilhelm Steinhausen, der in seinem Selbstporträt eine neue Probe seiner Art und seines Könnens gibt.

Unter den Bildnissen, die die beiden heurigen Ausstellungen sonst aufweisen, verdient Corinths „Rudolf Rittner als Florian Geyer" an erster Stelle Erwähnung. Ein Bild von gegensätzlicher Stimmung ist das Porträt der Frau Gerhard Hauptmann von Dora Hitz. Dieses ist so liebenswürdig, anmutig und reizvoll, als jenes großzügig, streng und herb ist.

Einen Kontrast aber, wie er fesselnder und bezeichnender für erstklassische Werke der neusten Kunst überhaupt nicht gedacht werden kann, bieten in der Bildnisgalerie der Großen Kunstausstellung Hans Makarts Porträt der Fürstin Bülow und Paul Albert Besnards Porträt der Mme. Réjane. Die prunkvolle Farbenpracht und der delikate Geschmack in Makarts herrlichem Bild spottet jeder Beschreibung. Man sehnt sich leise nach der sanften Ruhe, die über dieses Werk ausgebreitet ist, wenn einen die Stürme packen, die das malerische Temperament Besnards in seinem Réjane-Bildnis entfacht. Aber vor solchen Stürmen gibt es keine Rettung, sie reißen einen fort und tragen einen zu den weiten hohen Gefilden, wo die reine Freude an der sinnfälligen Pracht und Schönheit wohnt — — —

---

*) Einmal vom Maler Johannes Mogk, ein anderes Mal vom Bildhauer Martin Schauß.

Merkwürdigerweise findet man auch in dieser Bildnisgalerie zwei schöne Stilleben des vor einigen Jahren verstorbenen Carl Chuch; um so merkwürdiger, als auch zufällig gerade die Sezession zwei Bilder dieses berühmten Malers der nature morte vorführt. Im Gegensatz zu Moabit sind hier überhaupt die Stilleben sehr zahlreich. Fritz Rhun, Breyer, Kardorff und Stutz exzellieren in diesem Bildgenre ja schon seit Jahren. Dazu kommt diesmal noch der in Paris lebende Walther Bondy mit zwei sehr pikanten Arbeiten, und der soeben im sechsunddreißigsten Jahre verstorbene Philipp Klein mit einem schönen feinen Blumenstück.

Dieses so früh dahin gegangenen Künstlers starkes malerisches Talent kommt in seinem zweiten hier zur Schau gestellten Bild „Rückenakt" zu liebenswürdigstem Ausdruck. Die zarten silbrigen und blauweißen Reflexe, die von dem metallenen und porzellanenen Geschirr des gedeckten Frühstückstisches auf den neben diesem stehenden weiblichen Körper fallen, sind aufs feinste beobachtet, und die Stimmung solchen zarten Lichtspiels ist aufs eleganteste zum Vortrag gebracht.

Die Aktmalerei ist übrigens mehrfach durch umfangreiche und rühmenswerte Arbeiten vertreten. Im besten Sinne überrascht Beckmann, dessen Kunst hier kraftvoller und sympathischer wirkt als in der Winterausstellung bei Cassirer. Von diesem außergewöhnlich begabten Maler darf man das Größte und Beste erwarten. Corinth ist trotz mancher Brutalität wie immer meisterhaft. Mehr noch als die „Gefangennehmung Simsons" gefällt mir das „Urteil des Paris". Daß dieses Bild und sogar auch der ausgezeichnete Akt Purrmanns, der aller Konvention mit Fäusten ins Gesicht schlägt, gleich in den ersten Tagen der Ausstellung ihre Käufer gefunden haben, spricht zugunsten des wachsenden Verständnisses für das tief verborgene, sich immer erneuernde Wesen der bildenden Kunst.

Bezeichnenderweise ist im Gegensatz zur Ausstellung am Kurfürstendamm im großen Glaspalast das Genrehafte vorherrschend; doch gibt es auch hierin ganz meisterliche Leistungen. So ist das ganz im Charakter der frühen Florentinischen Kunst gehaltene Bild „Scherzo" von dem in Florenz lebenden Friedrich Stahl in jeder Beziehung zu rühmen. Des Münchners Adolf Hellers in Haltung und Farbe überaus elegantes Bildchen „Die Korallenkette" kommt als Dokument koloristischen Geschmacks dem kleinen Bild F. Skarbinas „Das rote Service" nahe.

Skarbinas anderes höchst aktuelles Bild „Prof. v. Bergmann in der Kgl. Chirurgischen Klinik" erinnert mit seinem atemspannenden Inhalt an ein früheres Werk des Malers, das wohl um das Jahr 1880 herum wegen seiner für die damalige Zeit erst recht erschreckenden Realistik die Nerven und die Gemüter der Menschen erregte. Schon

des Bildes Titel „Erwachen in der Morgue“ macht uns solche Erregung noch heute begreiflich. In seinem neuesten Gemälde hat Skarbina übrigens die Aufgabe, die er sich als Maler stellte, und die ihn zu der ganzen Arbeit wohl verlockte, glänzend gelöst. Schade, daß diese koloristisch so interessante Sinfonie in Weiß, zu der alle diese weißen Kittel, Laken, Schürzen und Watteknäuel zusammenklingen, durch die optische Aufdringlichkeit des Auditoriums gestört wird!

Die Plastik ist in der Ausstellung am Kurfürstendamm wie in der in Moabit in einigen höchst interessanten Stücken vertreten. Rodin, Tuaillon, Klimsch, Nicolaus Friedrich, Georg Kolbe und andere zeigen sich in ihrer ihnen eigenen bekannten Art in bestem Lichte. Daneben aber überrascht Paul Peterich mit seiner „Medea“ in schwarz-grauem dunklen Marmor, einem durchaus aparten und eindrucksvollen Werk, und Pöppelmann (Dresden) mit einer Bildnisbüste von erstaunlicher Lebendigkeit und seltenem Geschmack.

Unter der Bildnisplastik in Moabit fällt besonders Wandschneiders Herrenbüste auf. Alle bösartigen Gefahren der Panoptikumkunst umlauern dieses Werk in beängstigender Nähe, das durch seine ungewohnte realistisch-farbige Behandlung zuerst wie eine gelungene Castansche Wachsfigur erschreckt, dann aber bei näherem Zusehen einen geschickten und talentvollen Bildner verrät, dem man wünschen möchte, daß er sich durch die umfangreiche Literatur, die über die Frage polychromer Plastik existiert, zu einem Nachdenken anregen ließe, das seine sichtliche Begabung vor peinlichen Irrwegen bewahrt.

Weiterhin hat die Große Kunstausstellung drei Kunstgebieten umfangreichen Raum geboten, die in der Sezession nicht zu Wort kommen: den graphischen Künsten, der Architektur und der Raumkunst.

Die sogenannte schwarz-weiß Ausstellung, die allerhand Zeichnungen, schwarze und farbige Radierungen, Steindrucke und Holzschnitte umfaßt, ist eine vorwiegend deutsche. Nur zwei Wiener Künstler, Rudolf Jettmar und Ferdinand Schmutzer, grüßen hier aus Werkstätten, die außerhalb schwarz-weiß-roter Pfähle gelegen sind. Unter den Heimischen ragt Käthe Kollwitz und namentlich Carl Kappstein mit seinen wunderbaren Steindrucken hervor.

Die Architekturausstellung, veranstaltet vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ist durchweg lehrreich und zum Teil auch erfreulich. Man bekommt hier eine Ahnung von dem großen Umfang der Arbeiten, die von dieser Dienststelle aus erledigt werden, und man kann sich angesichts dieser enormen Tätigkeit wohl nicht wundern, wenn die Arbeiten strengeren Forderungen fortschrittlichen Geschmacks nicht gleichmäßig entsprechen. Sicher aber deuten hier manche Werke auf einen frischen Luftzug, der in die verstaubten Bureaus des hohen Ministeriums endlich neues Leben und neue Freude hineinträgt.

Die Raumkunst, über deren Einzelheiten der Katalog orientiert, ist leider im Augenblick dieser Niederschrift noch nicht sichtbar. Bis zu der Zeit aber, wo diese Zeilen ihre Leser finden dürften, wird die Neugierde des Publikums befriedigt sein, die berechtigterweise groß ist, da hier der neue Direktor der Berliner Kunstgewerbeschule, Bruno Paul, mit zehn verschiedenen Räumen den meisten Berlinern die überhaupt erste Probe seiner vielgerühmten Kunst geben wird.

Aber schon so, ohne diese noch in der Vorbereitung befindliche Offenbarung Bruno Paulschen Geistes würdigen zu können, muß man der diesmaligen Ausstellungsleitung für ihre mannigfachen Verdienste Lob und Dank aussprechen, wenn es natürlich auch Sache des Publikums bleibt, aus der ungeheuren Fülle von weit über 2000 Werken die guten und besten herauszusuchen. Weil die Leitung der Sezessionsausstellung diese Auswahl selbst trifft und so von Haus aus die Zahl der Kunstwerke auf den zehnten Teil der in Moabit zur Schau gestellten beschränkt, hat die Veranstaltung der Sezession von vornherein einen nicht auszugleichenden Vorsprung; aber der Kenner, der Geduld und Gerechtigkeit, d. h. hingebende Liebe zur Sache zu seinem Verständnis hinzubringt, wird hier wie dort auf seine Rechnung kommen und wird die künstlerischen Freuden, die den Berliner Sommer würzen, bald hier und bald dort gerne und dankbar genießen.





Zur Geschichte des Feuilletons und eines Feuilletonisten.

Ungedruckte Briefe von Hans Wachenhusen, mitgeteilt

von

Eugen Isolani.

— Berlin.—

Ernst Eckstein, der vor einigen Jahren in Dresden verstorbene Dichter und Schriftsteller, beabsichtigte im Jahre 1875, — damals bereits zu Ansehen gelangt durch seine Epen und durch den viel gelesenen „Besuch im Karzer", — eine Geschichte des deutschen Feuilletons zu schreiben, in welchem er alle bedeutenden zeitgenössischen und verstorbenen Vertreter dieses Faches in biographisch-kritischen Charakterbildern vorführen wollte. Ergab sich nun bald bei der Ausführung, daß sich diese Geschichte nicht schreiben ließ, ohne auf die Entwickelung des deutschen Feuilletons aus dem französischen zurückzugehen, so erwies sich dadurch der Stoff für die Absicht Ecksteins, ihn selbst feuilletonistisch zu behandeln, zu umfangreich, und so entstand ein zweibändiges Werk, das er „Beiträge zur Geschichte des Feuilletons" betitelte, das einerseits den ursprünglichen Plan beschränkte, andererseits aber doch auch erweiterte. Wohl als erster Versuch auf diesem Gebiete ist Ecksteins Werk immerhin bedeutungsvoll und von bleibendem Wert.

Es ist selbstverständlich, daß Eckstein sich zu den Vorarbeiten für die Arbeit mit den bedeutendsten Feuilletonisten seiner Zeit in Verbindung setzte, und aus den Briefen derer, die mir vorliegen, scheinen mir die von Wachenhusen mitteilenswert. Es sind vier Briefe vorhanden, von denen zwei, der erste und der letzte unter den folgenden, uns einen Einblick in die Werkstatt eines Feuilletonisten alten Stils gewähren, während die anderen beiden nur als autobiographische Beiträge Wachenhusens wohl interessant erscheinen.

Denn Hans Wachenhusen war gewissermaßen der geborene Feuilletonist; er lebte sozusagen Feuilletons. Was er schrieb, wurde unwillkürlich zur leichten Plauderei, ob er wollte oder nicht, auch seine Briefe sind kleine Feuilletons. So zerflatterten seine Romane zu einzelnen Feuilletons, und in solchen gab er auch den Roman seines bunt bewegten Lebens wieder. Wachenhusen, der damals (1875) auf der Höhe des Lebens und Schaffens stand, war wohl einer der ersten, der von Eckstein mit dessen Plan vertraut gemacht wurde.

Sein erstes Antwortschreiben lautete:

Wiesbaden 27. März 75.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Schreiben kam mir aus Stuttgart hierher, wo ich mich vor einigen Jahren schon festgesetzt.

Die Idee einer Geschichte des Feuilletons ist eine sehr interessante, wenn auch wohl weniger die des deutschen, das sich doch eigentlich nur in Wien hat einbürgern können, weil es dort einen seiner Heimath verwandten Boden fand.

Ich gestehe, daß ich einmal die Ueberzeugung hatte, jetzt werde auch bei uns das Feuilleton in Flor kommen, nämlich als uns allen der Milliardentraum überkam; aber es war bald mit der Aussicht wieder zu Ende, die Nüchternheit griff wieder Platz, die Leute drehten ihre Lustres wieder aus und tranken wieder ihr Bier.

Ich habe all mein Lebtag ein gutes Feuilleton für das schwerste Stück Arbeit gehalten, selbst damals, als unsere Literatur noch nichts von ihm wissen wollte. Erfahrung darin hab' ich genug gemacht. Als ich 1856 nach dem Orientkriege nach Paris ging, um mich nur mit den „Chroniquen“ zu beschäftigen, sagte mir Jules Janin, mit unserer Sprache werde nie eine „Chronique“ zu schreiben sein. Philarète Chasles, der sich für einen großen Kenner der deutschen Sprache hielt, lachte, wenn er mich Feuilleton schreiben sah, und zu Hause in Deutschland, wenn man ihnen Pariser Feuilletons schrieb, hielten sie den Verfasser für einen schrecklich liederlichen Patron, der so haarsträubende Dinge über das Leben in Paris schreiben könne.

Dabei passierte mir folgendes. Ich schrieb ein Feuilleton „Die Lorette“, eben eine kleine Studie der weiblichen Devergondage. Ein deutscher Verleger packte sich das Ding, machte eine kleine Broschüre in eleganter Form daraus, und das Buch erlebte 250000 Ex. Auflage! Die Damen hatten es in ihren Boudoirs, die kleinen Backfische gingen damit in die Schule: es war kaum ein weibliches Individuum, das es nicht gekauft oder gelesen hätte.

Die Presse rümpfte die Nase, und doch war's schwerer, in unserer Sprache diesen Stoff mit Eleganz und Dezenz zu behandeln, als ein großes Buch zu schreiben.

Von da ab beschäftigte ich mich fast ausschließlich mit dem Feuilleton, zunächst in der Augsburger Allg. Ztg., vorzugsweise in der Vossischen Zeitung. Fortwährend auf Reisen gab ich meinen Berichten feuilletonistisches Gewand. Auch in den acht Feldzügen, die ich mitmachte, führte ich bei uns zuerst das Kriegsfeuilleton ein, das nach Beendigung eines Krieges als Buch noch immer eine Auflage von 10—20000 Exemplaren fand. Ich habe in dieser Weise den Orientkrieg, den Garibaldi-Zug, den italienischen Krieg 1859 unter Giulai, die polnische Revolution unter Langiewitsch, den schleswig-holsteinischen Feldzug, den böhmischen 66 und den französischen Krieg behandelt, stets mit großem buchhändlerischem Erfolg.

Meine zweite Heimath ward mir natürlich Paris, denn das Feuilletonisiren in Berlin langweilte mich. Ich sah dort einen Chroniqueur nach dem andern auftreten, seit Janin, sich selbst für einen Halbgott haltend, nur noch im Olymp zu Hause war, und beneidete die

Leute stets um ihre Sprache und ihr Material. Mein Liebling in letzter Zeit ward Rochefort mit seinen bekannten Chroniquen, und ewig Schade ist's, daß der Unglückliche seinen Compaß verlieren mußte. (Wünschen Sie über diesen ewig zerstreuten Menschen Näheres, so kann ich Ihnen wohl manches mitteilen.)

Charakteristisch ist für das deutsche und französische Feuilleton, daß Albert Wolff es gelingen konnte, durch langes Studium sich zum französischen Chroniqueur zu machen, bezeichnender aber noch, daß dieser Renegat (den man auch naturhistorisch, wie Ihnen bekannt sein wird, für einen Zwitter hält) in Paris als Feuilletonist mit seinen Kalauern des Jahres an die 50 000 Fr. verdienen kann, während er, wie er mir selbst gestand, in Deutschland mit dem Feuilleton nicht sein täglich Brot hätte erwerben können. Das ganze Geheimniß liegt darin, daß der Pariser schon zufrieden, wenn er in einer Chronique ein einziges bon mot findet.

Vergessen wir Eins nicht bei der Behandlung des Feuilletons. Schon Janin saß die ganze Woche hindurch über seinem Montags-Artikel. Er schrieb erst ein Canevas und stickte und posamentirte die ganze Woche über da hinein. Der Artikel brachte ihm ein Riesen-Honorar. Sollte ein deutscher Feuilletonist so viel Zeit an einen Artikel verwenden, er müßte Hungers sterben.

Der arme Kossack war schon immer genötigt, denselben magern Stoff mit bewunderns-werter Ausdauer für ein halb Dutzend Zeitungen zu verarbeiten und hat sich dabei ruinirt. Was ich für meine Reise-Feuilletons bekommen, hätte nicht den vierten Teil meiner Kosten gedeckt, und doch verbraucht man für das Feuilleton mehr Phosphor als für jede andere Arbeit, zumal uns in Deutschland weder die Gesellschaft noch das Volks-leben ermutigenden Stoff liefert. Ich habe deshalb außer meinen „Berliner Photographien", meinen Arbeiten in „N. Fr. Presse", im „Hausfreund", in der „Köln. Ztg." meist das exotische Feuilleton cultivirt und darunter meines langen und häufigen Aufenthalts in Paris wegen namentlich das französische.

Endlich habe ich eingesehen, wie pekuniär undankbar diese Arbeit, und beschäftigte mich damit nur noch als angenehme Parenthese.

Wenn ich Ihnen, sehr geehrter Herr, mit irgendwelchen Spezialitäten dienen kann, so geschieht es mit Vergnügen und bitte um Weiteres. Ich verfolge Ihre Arbeiten mit großem Interesse.

Für heute in der Zeit beeilt schicke ich Ihnen meine besten collegialischen Grüße

Ihr

Hans Wachenhusen.

Erwähnenswert in seiner Wirkung auf das Publikum dürfte es sein, daß z. B. Zeitungen, die sich ganz in feuilletonistischem Stil halten, wie z. B. die „N. Fr. Presse" und jetzt auch die Schlesische Presse, stets guten Erfolg haben.

Die nächsten Briefe Wachenhusens an Eckstein waren autobiographischen Inhalts. Sie geben in Kürze Schilderungen eines wildbewegten Lebens, wie es eben geeignet war, Stoff für Tausende Feuilletons zu bieten. Die Briefe lauten:

Wiesbaden 9. April 1875.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Beigehend sende ich Ihnen von meinen Feuilleton-Büchern, was ich eben habe; es fehlen wohl die Hauptsachen, die aber vergriffen sind. Es fehlen meine spanischen Feuilletons, die aus den Feldzügen mit Garibaldi, aus dem italienischen Kriege 59 und Schleswig-Holstein und das Buch „Am Wanderstab", 2 Bände, von denen Otto Janke vielleicht

noch einige Exemplare besitzt. Er wird sie Ihnen jedenfalls zur Disposition stellen auf eine Zeile von Ihnen.

In biographischer Hinsicht gestatten Sie mir die Andeutung, daß ich bereits mit siebzehn Jahren mich mit Uebersetzungen beschäftigte, mit dem 25. auf Reisen ging, zunächst nach Skandinavien, Lappland, Irland und zwischen dem Nordcap und dem Nordkyn Schiffbruch litt. Dann ging ich in den Donau- und Krimkrieg, wurde den zur Entsetzung von Silistria von Kalafat abmarschirenden Truppen vorauseilend, um nicht die Nachtmärsche mitzumachen, von Ismael-Pascha, Commandanten von Nicopolis, als vermeintlicher russischer Spion ergriffen und, trotzdem ich zwei türkische Ordonnanzen bei mir hatte, zum Erschießen bestimmt. Die Truppen hatten inzwischen für ihren Marsch Contre-Ordre erhalten und gingen über den Balkan anstatt die Donau entlang und ohne die Ankunft eines mir befreundeten Adjutanten Omer Paschas, der mich legitimirte, hätte der stets besoffene Türke mich füsilieren lassen. Das Bukarester russische Korrespondenz-Bureau meldete auch schon meine Erschießung.

Aehnlich aber besser ging's mir bei Magenta. Ich war mit versprengt worden und am Morgen nicht zu finden, wurde also vom Hauptquartier mit auf die Verlustliste gesetzt. Als ich auf dem schnellen Rückmarsch gegen den Mincio in Króna ankam, begegnete mir Hackländer, der mir erzählte, ich sei ja todt, wenigstens stehe ich auf der Liste, was in der Tat ich im sogenannten schreibenden Hauptquartier bestätigt fand.

Danach ging ich nach Egypten bis zum zweiten Katarakt, dann nach Asien, nach längerer Anwesenheit in Paris, wieder nach Afrika, über Spanien und Portugal. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege wieder über Paris nach Afrika, das ich fünfmal besuchte, zuletzt während der Sueztage. Bei jener Gelegenheit machte mir der Vicekönig den Vorschlag, ihm, da ich mich stets für Colonie-Sachen sehr interessirte, eine deutsche Colonie im Delta zu gründen. Er ließ mir zwei Schiffe ausrüsten, um mir selbst den dazu geeigneten Boden unter seinen eigenen Besitzthümern auszusuchen, (denn ihm gehört persönlich ²/₃ des Delta).

Ich fand ein vorzüglich fruchtbares Terrain am Nil zwischen Alexandrien und Kairo und lebte vier Monate unter den Fellahs der Vorbereitungen halber. Der Vicekönig hatte durch Ferman 2¹/₂ Millionen Francs dafür ausgesetzt. Leider aber zerschlug sich die Sache, da die Pforte damals nicht auf die Abschaffung der Consulatsgerichte eingehen wollte, welche die politisch-sociale Grundlage des Unternehmens war, und jetzt, da diese abgeschafft worden, hab' ich keine Lust mehr daran zu gehen. Die 5000 Feddan Land, die ich ausgesucht und vermessen ließ, liegen jetzt nutzlos da.

Danach, eben vom Nil kommend, ging ich mit in den französischen Krieg von 1870, den ich vom ersten Flintenschuß in Saarbrücken ab mitgemacht.

Dies, hochverehrter Herr, ist ein flüchtiger biographischer Umriß. Des Reisens bin ich müde und lebe einstweilen sehr zurückgezogen nur der Arbeit in Wiesbaden, denn der Rhein ist meine Heimath, und bin ich eben im Begriff, mit Hackländer und K. Stieler ein feuilletonistisch gehaltenes großes Prachtwerk über den Rhein herauszugeben.

Schreiben Sie mir gütigst, was Sie sonst etwa wissen wollen. Daß ich in Wiesbaden jetzt ungefährdet lebe, ist auch Folge von 1866. Der Herzog von Nassau wollte mich 1865 wegen meines Romans „Rouge et Noir", der hier spielt, heimlich aufgreifen lassen und mir den Hochverratsprozeß machen. Arthur Müller, der damals hier lebte, gab mir einen Wink. Ich reiste absichtlich hierher, trat hier unter Verkleidung auf, ließ mich unter fremdem Namen den Polizeibeamten vorstellen, die mich sonst persönlich kannten, und trug meinen Namen in das Fremdenbuch ein — der Zweck dieser Demonstration. Danach forderte ich den Herzog auf, mich öffentlich in Anklagezustand zu versetzen, ich sei bereit, nach Wiesbaden zu kommen und mich zu verteidigen. Man tat es nicht. Der Herzog ging und ich bin hier.

Nehmen Sie für heute die schönsten Grüße Ihres

Wachenhusen.

Nur einen kürzeren autobiographischen Beitrag gibt der folgende Brief, die kurze Schilderung eines Erlebnisses, das für jeden anderen nur fürchterlich sein mag, für einen Feuilletonisten immerhin seine sehr erfreulichen Seiten hatte:

Wiesbaden 22. April 75.

Sehr geehrter College!

Meine Büchersendung wird Ihnen zugekommen sein. In dem begleitenden Briefe gab ich Ihnen einen flüchtigen Lebensabriß. Sollt' es nun Ihnen interessant genug sein, in Ihrer Geschichte des Feuilletons überhaupt ein ereignißreiches, abenteuervolles Feuilletonisten-Leben zu schildern, so gestatten Sie mir wohl, noch einzuschalten, daß ich im Jahre 1863 mit dem Luftschiffer Regenti jene unglückliche Luftschiffahrt mitmachte.

Wir stiegen cá. 16 000 Fuß, sehr glücklich; beim Hinuntersteigen erfaßte der Sturm unter uns, von dem wir nichts geahnt, den noch zu 1/3 gefüllten Ballon, schleifte uns wohl eine Stunde weit über Wiesen und Aecker; der Anker faßte nicht und brach. Endlich hingen wir bei Nauen auf der Hamburger Eisenbahn an einem hohen Telegraphendraht, vollständig zerschunden und blutend.

Ein Hamburger Güterzug nahte sich; kam die Locomotive dem Ballon nahe, so explodirte er über uns. Glücklicherweise hatte der Führer uns fallen gesehen, bremste und Schaffner und Passagiere erlösten uns, während der Ballon sich losriß und wieder aufsteigend verloren ging.

Es war das jene in allen illustrirten Blättern gebrachte seltsame Geschichte, wie ein Luftballon mit einer Eisenbahn-Locomotive in Conflict geraten kann.

Brauchen Sie die Notiz nicht, so werfen Sie dieselbe in den Papierkorb.

Ihnen meine besten Grüße sendend

Ihr Wachenhusen.

Der letzte mir vorliegende Brief Wachenhusens an Eckstein ist vermutlich durch Ecksteins Frage veranlaßt, was ihm Wachenhusen über den im ersten Briefe erwähnten Berliner Feuilletonisten Ernst Kossak (1814—1880) berichten könne. Kossak, der damals zwar noch lebte, aber schwer leidend war, mochte wohl deshalb persönlich schwer den Anfragen Ecksteins zugängig gewesen sein. Wachenhusens Urteil über den Berliner Kollegen, der als Begründer des deutschen Feuilletons nach Pariser Muster angesehen werden darf, ist wohl im allgemeinen zutreffend. Wachenhusen schreibt:

Wiesbaden 16. 6. 75.

Verehrter Herr College!

Kossack trat, soviel ich weiß, zuerst als Feuilletonist der Constitutionellen Ztg. in Berlin auf. Seine Hauptforce war die musikalische Kritik und ist es immer gewesen.

Später schrieb er seine Berliner Federzeichnungen wöchentlich in einem halben Dutzend deutscher Zeitungen mit bewundernswerther Ausdauer, den mageren Berliner Stoff in so viel verschiedener Form verarbeitend; dann gründete ihm Stroußberg die Montagspost, die während oder nachdem er lange krank und arbeitsunfähig war, in die jetzige „Post" verwandelt wurde, an der er eben wohl seiner Kränklichkeit halber nicht mehr beteiligt war.

Seine Federzeichnungen (ich weiß nicht, Stereoscopen oder wie er sie genannt hat) sind in mehreren Bändchen bei O. Janke erschienen, von dessen Commissionär Sie dieselben gewiß in Leipzig bekommen können. K. schrieb oder schreibt auch jetzt wieder seine gewohnten Feuilletons, doch scheint er körperlich und geistig sehr gebrochen. Er gab auch

E. Hildebrandts, des Malers Reise um die Welt bei Janke heraus. Mir sagte er einmal, als ich ihn wegen seiner Mühe bewunderte, mit der er den elenden Berliner Stoff verarbeite: ich erstaune über Ihre Arbeitskraft; „ich arbeite schwer, übrigens bin ich wie ein Chausseegeld-Einnehmer, der jedem Karren seinen Beutel hinaussteckt, um Tribut zu empfangen.“ Er ist liebenswürdig, aber sehr bissig und hat nie fremde Waden geschont; übrigens geistreich in seiner Detailzeichnung.

Soviel in Eile über K., den Sie in den genannten Federzeichnungen genau kennen lernen.

Was mich betrifft, ich bin 1827 an der Mosel geboren, Sohn eines preußischen Offiziers.

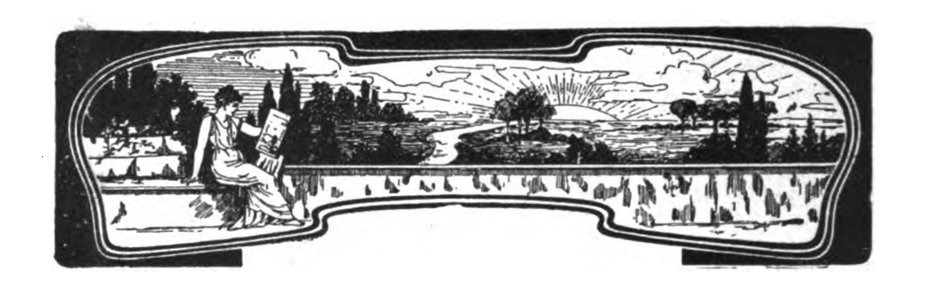
Kann ich Ihnen sonst dienen, Sie finden mich stets bereit. Ich hätte Ihnen K.s Schriften gesandt, wenn meine Bibliothek nicht in Berlin läge.

Mit collegialischen Grüßen

Ihr

Wachenhusen.





Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

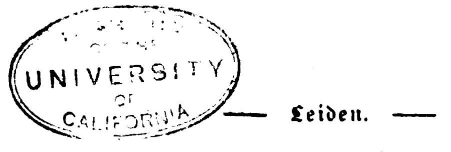
XIV.

In seinem sehr luxuriös, für einen verfeinerten Geschmack etwas zu überladen ausgestatteten Eßzimmer saß Direktor Maibrück mit seiner Gattin und seiner jung verheirateten Tochter beim Lunch. Es war, außer an Sonntagen, eine große Seltenheit, daß Maibrück diese Mahlzeit mit der Familie teilte, da er zumeist um zehn Uhr pünktlich auf seine Bank ging und erst um sieben zu Tisch wieder nach Hause kam.

Ein leichtes Unwohlsein, mehr noch die Bitten seiner Frau, die überängstlicher Natur war, hatten ihn heute im Hause zurückbehalten. Zu seiner Erheiterung, deren er sehr bedurfte, seit Max, sein Stolz und zugleich der Liebling seines Herzens, dem Elternhause entfremdet war, hatte Frau Maibrück ihre Tochter herbeitelephoniert, die in Lichterfelde an einen Ingenieur verheiratet war und ihres Kleinen halber nicht allzu oft nach Berlin hereinkommen konnte.

Die beiden Damen, die nicht nur eine auffällige körperliche Ähnlichkeit hatten, sondern sich auch im Wesen und Gebaren wie ein Ei dem andern glichen, hatten sich mancherlei Wichtiges aus der Kinderstube und den Modeateliers zu erzählen.

Der Direktor hatte sich anfangs aus Liebenswürdigkeit an dem Gespräch beteiligt, dann war er der Unterhaltung überdrüssig geworden,



hatte die Frankfurter Zeitung vorgenommen und im Börsenbericht geblättert.

Da sein Unwohlsein sich bereits gebessert, war er fest entschlossen, nach aufgehobener Tafel auf sein Bureau zu gehen. Seit Max nicht mehr im Hause war, reizte es ihn im Grunde wenig, sich mehr als nötig im Kreise seiner Familie zu bewegen.

Der Diener, der schon lange in seiner Stellung war, hatte eben den letzten Gang aufgetragen, als er eilends wieder zurückkam und durchaus abweichend von seiner sonstigen überaus ruhigen und zurückhaltenden Manier an den Stuhl des Direktors trat und ihm etwas zuflüsterte.

Maibrück, der bei der geringsten Erregung an Blutwallungen litt, stieg die Röte ins Gesicht.

Rasch schob er den Stuhl hinter sich fort und eilte aus dem Zimmer, der Diener hinter ihm her.

Frau Maibrück zog ihre langstielige Schildpattlorgnette aus dem seidenen Gürtel ihres eleganten Kleides und sah dem Fortschreitenden besorgt nach.

„Was er nur hat, Irene? Hoffentlich nicht wieder Unannehmlichkeiten von der Bank aus. Keinen Augenblick können sie ihn in Ruhe lassen! Als ob ein Mann nicht in erster Stelle für die Familie da wäre!"

Die junge Frau seufzte.

„Liebe Mama," sagte sie in derselben lässigen, ein klein wenig affektierten Manier wie ihre Mutter. „Liebe Mama, das predige ich Wilhelm auch alle Tage, und es nützt doch nichts, trotzdem wir doch junge Eheleute sind. Wir hätten beide besser getan, Millionäre ohne Beruf zu heiraten, dann wären unsere Männer wenigstens ganz für uns dagewesen."

Frau Maibrück hatte, während ihre Tochter sprach, den letzten Rest ihres Portweins geschlürft.

Dann sagte sie mit einem Gemisch von Nachdenklichkeit und persönlicher Gereiztheit:

„Wenn dein Vater nicht eben stets mehr an seinen Beruf als an seine Familie gedacht hätte, wären die Dinge mit Max auch anders gekommen."

„Das glaube ich nicht, Mama. Max hatte immer seinen Kopf für sich. Freilich, daß er auf solch eine Frau verfallen würde!"

Frau Maibrück seufzte.

Frau Irene legte das Obstmesser, mit dem sie soeben sehr zierlich mit spitzen Fingern einen französischen Pfirsich abgezogen hatte, auf ihren Teller zurück und sagte in einem etwas wärmeren Ton als bisher:

„Weißt du, Mama, den kleinen Fritz müßte man sich aber doch mal kommen lassen. Wenn man selbst einen Jungen hat —"

Frau Maibrück machte eine Bewegung lässiger Abwehr.

„Liebe Irene, du sprichst wie der Papa — ich bitte dich — wie soll das ohne die Mutter zu bewerkstelligen sein! Und ich will diese unfeine Frau nun einmal nicht in meinem Hause haben."

Von der Tür her, durch die Maibrück mit dem Diener aus dem Zimmer gegangen war, wurden laute, frohe Stimmen laut.

Beide Damen standen gleichzeitig auf und horchten gespannt.

Dann öffnete sich die Tür, und „Max!" rief Irene mit fröhlichem Erstaunen und flog dem Bruder in den Arm.

Frau Maibrück hielt sich vor Überraschung an dem nächsten besten Stuhl fest.

„Mein Gott, Max!"

Er war schon an ihrer Seite, stützte sie und küßte ihr zuerst die Hand, dann beide Wangen.

„Ja, da bin ich, Mama. Aus den Wolken gefallen, gelt?"

Die nervöse Frau fing zu weinen an.

Ihr Gatte trat zu ihr und klopfte sie ein wenig nachlässig, mit gutmütiger Ironie, auf die Schulter.

„Na, na, Mathilde, daß Max uns besucht, ist doch keine Sache, um darüber zu weinen!"

Sie wischte sich über die Augen und nahm die Lorgnette vor.

„Wie siehst du denn aus, mein Junge?"

Maibrück legte den Arm zärtlich um die Schulter seines Sohnes.

„Na, ganz passabel, denk' ich, und er hat auch alle Ursache dazu, der Strick. Sein ‚Wald' ist bei den Elfern ausgestellt, und Prinz Artur hat ihn so gut wie sicher gekauft."

Irene und die Mutter gratulierten. Daß ein Prinz der mutmaßliche Käufer des Bildes sein würde, imponierte ihnen gewaltig. Der Diener trug ein frisches Gedeck auf und servierte dem jungen Herrn, der stets sein besonderer Verzug gewesen war, den ersten Gang.

„Lang' ordentlich zu, Junge," sagte der Direktor.

„Erzähl' ein bißchen was von dem Prinzen," drängte Irene.

Ein Schatten flog über Max' Gesicht. Leicht gereizt sagte er:

„Und nach meinem fragt ihr gar nicht? Fritzl war Papas erstes Wort."

Beide Frauen wurden ein wenig rot und leicht verlegen.

„Wir sprachen gerade von deinem Jungen, die Mama und ich, ehe wir von deiner Ankunft eine Ahnung hatten."

Eine kleine unbehagliche Pause entstand.

Dann sagte der Direktor, um weitere Familienerörterungen abzuschneiden:

„Also bei den Elfern, und somit ist dein kühnster Wunsch erfüllt! Junge, das freut mich wahrhaftig, darauf bin ich stolz."

„Ich auch, Papa."

„Na, und wie ist das so schnell gekommen? Alles eigenes Verdienst natürlich?"

„Doch nicht so ganz, Papa." Max sah auf seinen Teller und lächelte geheimnisvoll, dann tat er einen tiefen Atemzug: „Weißt du, Papa, eigentlich ist es das Verdienst von Klara Möbius, daß ich dazu gekommen bin."

„Die Möbius!" rief Irene, ganz gegen ihre Gewohnheit elektrisiert. „Kennst du sie? Gott, wie interessant, Max!"

Max lächelte ein wenig.

„Ich kenne sie, ja."

„Gut?"

„Recht gut, ja."

„Nicht von hier, so viel ich weiß, Junge."

„Nein, Papa, ich habe sie in München kennen gelernt, vor ein paar Wochen. Ich habe ihr meinen ‚Wald' gebracht, und sie hat Gefallen daran gefunden und ihn bei den Eltern durchgesetzt."

„Bravo, Junge, das ist eine Bekanntschaft und eine Konnexion, die sich hören lassen! Prost, Max, darauf trink' ich."

Alle drei hoben sie das Glas gegen ihn und tranken ihm zu.

„Erzähl' mal ein bißchen von ihr, Max, ist sie eine interessante Person?"

„O ja, Irene!"

„Und schön, nicht wahr? Ich kenne nur ihre Photographien."

„Jung kann sie nicht mehr sein. Ich taxiere die Möbius doch Anfang vierzig."

„Entschuldige, Papa," warf Max sehr lebhaft ein, „das weiß ich besser — aus Zufall —" er war wieder sehr rot geworden, — „sie wird im nächsten Monat achtunddreißig."

„Na also, das ist kein großer Unterschied, und für eine Künstlerin mit ernsten Ambitionen, wenn sie nicht gerade bei der Bühne ist, sehr gleichgültig. Die Ehe der Möbius soll übrigens sehr glücklich sein, und der Sohn ein schöner und begabter Mensch. Ich sah ihn mal bei Schulte mit ihr."

„Und Gräfin ist sie auch," bemerkte Irene.

Max erwiderte nichts und sah auf den Grund seines Glases.

Frau Maibrück seufzte und fuhr dem Sohn, der neben ihr saß, mit ihren feinen nervösen Fingern über den Arm.

„Weshalb seufzest du denn, Mathilde?" fragte der Direktor etwas ungeduldig.

„Ich dachte nur, wenn Max nicht so übereilt gehandelt hätte, solch eine Frau, eine berühmte Künstlerin, das wäre was für ihn gewesen und — für uns!"

Sie seufzte noch einmal und legte resigniert die Lorgnette beiseite.

Der Direktor brummelte Unverständliches.

Max schenkte sein leeres Glas wieder voll und trank es in einem Zuge leer. Dann sprang er auf.

„Ich muß noch ein paar Gänge machen. Zu Tisch bin ich wieder da."

Der Direktor nahm seinen Sohn beim Arm.

„Ein Viertelstündchen noch, Max. Wir trinken noch eine Tasse Kaffee zusammen, und du rauchst mal wieder deine bellezza perfectos, wenn du noch deine alte Schwäche für sie hast."

„Gern, Papa."

Sie gingen in den Salon herüber. Sobald Max das Zimmer betrat, kam ihm die Erinnerung an Klaras Salon im Kontinental-Hotel zurück, der ihn vor Wochen in Stil und Farbe und Ausstattung so lebhaft an den Salon seiner Mutter gemahnt hatte. Nur dünkte ihm jetzt in der Erinnerung, daß der blumendurchduftete Raum, in dem er auf die Gräfin gewartet hatte, etwas Wärmeres, Wohnlicheres gehabt, obwohl er nur ein Hotelsalon war, eine persönlichere Marke getragen hatte, als dies Gemach in seinem Vaterhause, dessen Luxus heut etwas merkwürdig Fremdes, Kühles für ihn hatte.

War es in der Tat so, oder fehlte ihm nur Klaras Gestalt darin? Waren es nur Klaras warme Augen, ihre kosenden Hände gewesen, die er in jener Stunde zum ersten Male auf seinem Haupte gefühlt hatte, die den fremden Raum mit so köstlicher Wärme angefüllt hatten?

Eine plötzliche Sehnsucht packte ihn nach den wilden, heißen Zärtlichkeiten dieser Frau, auf die er noch stundenlang, bis zum Abend, zu warten haben würde. Er hörte kaum noch auf das, was um ihn her gesprochen wurde. Nur als der Name seines Jungen fiel, horchte er auf.

Es war sein Vater, der neben ihm stand und ihn fragte, wie lange er bliebe, und was er wohl für Fritzl mitnehmen möchte; die Damen sollten gleich nachher einkaufen gehen.

Max drückte dem Vater dankbar die Hand.

„Bis morgen abend, Papa, und ich denke, wir sprechen heute mittag noch über allerlei."

Max machte eine Bewegung, die nicht zu mißdeuten war.

„Recht so, mein Junge. Ich sehe, du willst fort. Ich begleite dich ein Stück und gehe dann auf die Bank. Deine Ankunft hat mich wieder völlig gesund gemacht." —

Nachdem Max bei einigen Kunsthändlern vorgesprochen hatte, suchte er den Besteller der märkischen Skizze, einen gut zu habenden, jovialen alten Mann auf, der behaglich als Junggeselle von seinen Renten lebte und sich den Luxus gestatten konnte, seine hübsche Bildersammlung alle Jahre um ein paar Nummern zu bereichern. Er ging sofort auf den Aufschub ein, den Max ihm vorschlug.

„Ganz wie Sie wollen, mein lieber junger Herr. Man muß keinen Menschen zwingen wollen, besonders keinen Künstler. Ich habe Ihren ‚Wald‘ in München gesehen und hab' mir gesagt: das ist der rechte Mann für ein märkisches Stimmungsbild, wie es mir vorschwebt. Der alte Fontane nämlich, müssen Sie wissen, hat mich zu einem Schwärmer der Mark gemacht. Nicht persönlich — obwohl ich den alten Herrn vom Sehen noch gut gekannt, wenn er allmittäglich bei jeder Witterung mit seinem grün und blau karierten Schal um den Hals durch die Tiergartenstraße und die Bellevuestraße spazierte — nein, seine Schriften haben mich zum Schwärmer der Heimatsscholle gemacht. Als ich nun gar in München hörte, der Maler des ‚Wald‘ sei ein Berliner, stand mein Entschluß fest: ein märkisches Stimmungsbild muß ich von Ihnen haben.“

„Und Sie sollen es auch haben, verehrtester Herr, und ich hoffe, ich werde Ihnen eine Freude damit machen und der Fontaneschen Tradition Ehre. Aber, wie gesagt, ich bin jetzt mit anderem beschäftigt, nicht in der richtigen Stimmung für ein stilles, schönes Werk. Wenn Sie irgend eine bestimmte Landschaftsstrecke bevorzugen, könnte ich sie mir aber immerhin ansehen. Ich fahre nicht vor morgen abend nach Hause.“

Der Alte rieb sich den Nasenrücken mit den drei Mittelfingern der linken Hand.

„Ich wüßte wohl da und dort ein Lieblingsplätzchen, aber ich beeinflusse einen Künstler nicht gern mit spezialisierten Wünschen; der soll lieber mit seinen eigenen Augen sehen, mit seinen eigenen Sinnen auffassen.“

„Mit dem Manne läßt sich reden,“ dachte Max befriedigt, als er die schmale Treppe des alten Hauses im Zentrum der Stadt wieder herabstieg.

Die Normaluhr auf dem Spittelmarkt zeigte drei vorüber, als Max sich in einen Taxameter warf, um in sein Hotel zurückzufahren. Er wollte etwas ruhen, da er in der Nacht so gut wie gar nicht geschlafen hatte, und dann an Marie schreiben, der er noch kein einziges Lebenszeichen gegeben hatte. Von ihr war heut morgen ein langer Brief eingetroffen, den sie während seiner Fahrt nach Berlin geschrieben hatte.

Wie er die übrige Zeit bis zur Tischzeit der Eltern totschlagen sollte, wußte er noch nicht. Bekannte wollte er nicht aufsuchen, in der Besorgnis, daß sie ihn für den Abend mit Beschlag belegen könnten.

Am liebsten hätte Max sich auf die Bahn gesetzt und wäre hinausgefahren an den stillen grünen See, um wenigstens von ferne zu sehen, wie das Kippingsche Haus gelegen war, wie der See die Terrasse umspülte, von der Klara ihm erzählt, wie der schön angewachsene Garten das Haus umgab und Klaras seitlich davon gelegenes Atelier.

Aber er stand von diesem Wunsche ab. Eine tief empfundene Scheu

hielt ihn davon zurück, auch nur in die Nähe des Besitzes zu dringen, das sie mit dem Gatten und dem Sohne teilte.

Klara selbst schien kein Verständnis für diese Empfindung zu haben. Sie hatte ihm gestern abend beim Souper das Wort abnehmen wollen, sie heute aufzusuchen, ihr Haus anzusehen mit all den stillen, verschwiegenen Plätzen, an denen sie von ihm geträumt, Helmut kennen zu lernen. Als er sich geweigert hatte, dies Wort zu geben, war sie in eine sehr gereizte Stimmung geraten. Sie hatte ihn einen Philister und Moralisierer gescholten. Beinahe wären sie in Unfrieden geschieden, wenn er nicht mit ein paar heißen leidenschaftlichen Worten sie sich zurückgewonnen hätte.

Er dachte ein wenig nach, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Nun, am Ende würde sich schon etwas finden, den schleichenden Tag zu kürzen, bis der Abend kam und sie sich wieder in der Dresdenerstraße zusammenfanden. In jedem Falle mußte er noch Blumen kaufen und irgend ein kleines Angebinde. Wenn sie sich auch vielleicht morgen noch sehen konnten, der eigentliche Abschied mußte doch heute genommen werden, im Schutz des kleinen verschwiegenen Gemachs.

Ängstlich war er besorgt, wie sie die Nachricht aufnehmen würde, daß er morgen schon wieder von ihr ging. Dennoch war er fest entschlossen, in keinen Aufschub zu willigen. Hier, wo ihre beiden Familien lebten, brannte ihm der Boden unter den Füßen. Vielleicht daß sie für den Sommer irgend ein stilles Plätzchen fänden, an dem sie zusammenkommen könnten!

Er fuhr mit dem Lift in sein Zimmer im dritten Stock. Als er den Fahrstuhl verließ, sprach der Kellner ihn an und berichtete, daß in seinem Zimmer eine Dame auf ihn warte.

Max dachte an Irene und fand es sehr überflüssig, daß sie ihn im Hotel aufsuchte. Etwas Wichtiges, Dringendes, wenn von einem solchen überhaupt die Rede war, hätte sich durch das Telephon abmachen lassen. Überdies hatte Irene ihn heute vormittag schon mit ihren mancherlei Fragen nach Klara Möbius nervös gemacht. Daß doch die Weiber das Fragen nicht lassen konnten!

Er nahm sich Zeit, den langen Gang bis zu seinem Zimmer herunter zu gehen.

Als er die Tür öffnete, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen. In einem Sessel der Tür gegenüber saß Klara Möbius ganz in strahlendes Weiß gekleidet, das kleine Gemach mit dem Glanz und Schimmer ihrer Erscheinung füllend. In ihrem Schoß lag ein loser Strauß weißgelber Rosen, in den sie die Hände vergraben hatte.

Atemlos vor Staunen, Schreck und Entzücken über die Unbesonnenheit, ihn hier aufzusuchen, blieb er vor ihr stehen.

„Du? Ja, du!?“

Sie sprang auf. Achtlos blieben die Rosen am Boden liegen. Da sie mit dem Rücken nach dem Licht zu gesessen hatte, bemerkte er erst jetzt, daß sie sehr blaß war und etwas wie ein finsterer Zorn in ihrem Antlitz stand, eine wilde, trotzige Entschlossenheit.

Dann, ehe sie noch ein Wort gesprochen, warf sie sich mit einem verzweifelten Aufschrei in seine Arme.

Er tat eine erschreckte Frage.

Sie drückte ihn auf einen Stuhl und setzte sich auf seinen Schoß.

„Erst küsse mich, dann will ich dir's sagen!"

Er streichelte ihr wirres Haar und liebkoste sie. Sie aber preßte ihre Lippen auf die seinen und küßte ihn wild und durstig, daß ein Schauer durch seine Glieder rann.

„Ich will bei dir bleiben," stöhnte sie, „immer, ganz."

Eine heiße Angst packte ihn plötzlich. Unsicher sah er auf sie hin, die mit verlangender Hingabe an seinem Halse hing.

Er streichelte sie sanft.

„Komm, komm, Liebe, sag' mir, was ist geschehen?"

Sie sprang auf und lief unruhig in dem engen Gemach hin und her.

„Ich kann heute abend nicht kommen, Max — aus einem lächerlichen Grunde — es hat sich jemand draußen angesagt, Klemens wünscht, daß ich zu Haus bleibe — er bittet wenigstens darum — jemand —" sie lachte laut und grell auf — „es ist zum Lachen — zu Haus bleiben, ausgerechnet weil Parthenius kommt!"

„Der Maler?"

„Ja. Aber du kommst auch, Liebling, — ja?"

Er schüttelte den Kopf.

Sie trat ganz dicht zu ihm und sah ihm in die Augen.

„Wenn ich dich bitte!"

„Laß, laß, wir sprachen schon zu oft davon. Ich könnte keinen freien Atemzug tun in Gegenwart der Deinen."

Sie riß den Hut vom Bett, auf das sie ihn achtlos geworfen hatte, um ihn aufzustecken, dann warf sie ihn wieder zurück. Ihre Augen blitzten. Finster hatten sich ihre Brauen zusammengezogen.

„Ich pfeife auf diese ganze Bande! Wär' ich nur gar nicht zurückgekommen, wär' ich in München geblieben! Du glaubst nicht, wie ich es hasse, dies in Gleichmäßigkeit erstarrte Dasein da draußen, den vornehmen, harmonisch abgestimmten Ton, in dem Klemens sich wohl fühlt. Ich ersticke allgemach in dieser Atmosphäre; sie trocknet mich aus, sie lähmt mich, ich kann nicht mehr denken, nicht mehr schaffen — ich werd' auf die Dauer verrückt dabei!"

Er hatte den Arm um die Aufgeregte geschlungen.

„Und dein Sohn?" sagte er leise.

Sie fuhr auf, wie von einem Stich getroffen.

„Ich liebe ihn, ja, aber er ist ein Knabe — was kann er mir geben? Auch Klemens hab' ich gern — er ist ein Gentleman durch und durch. Seine immer gleiche, vornehme Güte könnte mich rühren, wenn sie mir nicht langweilig wäre. Ich kann so nicht weiter — ich will etwas anderes — dich will ich, dich!"

Sie erstickte ihn mit ihren Küssen.

„Ich will ganz dein sein — dein Weib — mach' dich frei!" flüsterte sie.

Er strich ihr das Haar von der Stirn und küßte sie auf die brennenden Augen. Was sollte, was konnte er ihr sagen in einem solchen Augenblick!

Sie richtete sich ein wenig auf.

„Du sagst nichts, Liebling? Komm, hör' einmal auf mich, ich will dir alles erklären, und dann wirst du verstehen und sagen: sie hat recht."

Sie sprach in atemloser Hast. Die Worte überstürzten sich.

„Die Natur hat uns anders geformt als andere Menschen, sie hat uns geschaffen mit einem Recht auf Glück, einem Recht auf uns selbst, dem Recht andern wehe zu tun, wenn wir fühlen, es ist notwendig für unser menschliches und künstlerisches Wachstum. Läßt du die Deinen, verlasse ich die Meinen. Gewiß, sie werden es schwer empfinden und eine kurze Zeit trauern; danach geht alles wieder seinen gewohnten Gang. Wir aber, wenn wir verzichten auf das, was ein gütiges Schicksal uns mit dem Anruf bietet: ‚Greife zu und halte fest,' wir gehen zugrunde und mit uns eine Welt von Schönheit. Verstehst du mich, Liebling? Hab' ich recht?"

Max Maibrück schüttelte traurig den feinen Kopf.

„Liebste Klara, eine so starke Persönlichkeit, eine so große Künstlerin wie du hat vielleicht das Recht, so zu denken, — aber ich —!"

„Was dir noch fehlt, Maxi, — ich gebe es dir. Habe nur erst den Mut, dich loszulösen von all dem Kleinen, Engen, was dich umgibt, frei zu werden für unser Glück. Versprich mir's, willst du?"

„Ich will's versuchen," sagte er leise, kaum hörbar.

Sie umarmte ihn stürmisch.

„Glaube mir, die Familie ist der Tod aller Größe. Du wirst zu den Ersten zählen, wenn du die Kraft hast, dich von ihr loszureißen."

„Ich bezweifle es," sagte er niedergeschlagen, und dabei dachte er an die hingebende Fürsorge seiner Frau, ohne die er längst zugrunde gegangen wäre.

„Mach' ein frohes Gesicht, Maxi! Gereut es dich, daß wir uns fanden? Macht es dich nicht mehr glücklich, daß ich dich liebe?"

„O doch, doch!" sagte er mit halbem Lächeln und versenkte sich in ihren Anblick.

Sie errötete leicht.

„Wie du mich ansiehst, Bubi, als wolltest du mich durch und durch sehen?“

„Vielleicht will ich's auch.“

„O du, du!“

Sie flüsterte ihm etwas zu, was ihm die heiße Röte ins Gesicht trieb und sein junges Blut erschauern machte. Im gleichen Augenblick aber sprang sie auch schon auf und sagte:

„Ich muß jetzt gehen. Auf morgen denn!“

Er hatte nun, da ihnen der heutige Abend verloren ging, doch nicht den Mut, ihr zu sagen, daß er morgen fort müsse.

„Zwischen sieben und acht in der Dresdenerstraße. Und nun leb' wohl! Und sei brav! Und versprich mir, daß du kein anderes Weib anschaust. Bleibst du bei deinen Eltern?“

„Da wir uns nicht haben können — ja.“

„Wenn ich mit dir könnte, Marl! Ich denk' mir, wenn sie alles wüßten, sie müßten auf unserer Seite stehen.“

„Vielleicht,“ sagte er und wußte es selbst nicht, daß er bei diesem „Vielleicht“ geseufzt hatte.

XV.

Der Graf saß an seinem Schreibtisch, um das letzte Kapitel des ersten Bandes abzuschließen. Morgen mit dem Frühesten wollte er selbst zur Stadt, um seinem Verleger das Manuskript zu bringen. Es war in der Tat höchste Zeit für die Drucklegung geworden.

Der Tag war sehr heiß gewesen und wenig zur Arbeit gemacht. Selbst hier draußen zwischen Wald und Wasser hatte eine schier unerträgliche Schwüle geherrscht. Jetzt, gegen Abend, war die Luft reiner und kühler geworden. Vielleicht war anderswo ein Gewitter niedergegangen.

Klara und Helmut waren auf dem Wasser. Er hatte die Ruderschläge gehört, die das kleine Boot fortgetragen hatten. Dann war eine lange Stille um das Haus gewesen, die je länger sie währte, je mehr auf dem Schreibenden gelastet hatte. Es fing schon an zu dunkeln. Weshalb kamen die beiden nicht zurück? Helmut liebte es, in Kühle und Dunkelheit auf dem Wasser zu sein. Aber für seine Frau war das nichts. Die Wassernebel machten ihr Kopfweh. Zu allem übrigen durfte das nicht sein. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß sie schlecht aussah. Blaß, mit umschatteten Augen, saß sie stundenlang bei der Arbeit, und wenn sie sich auch nicht mehr, wie in der ersten Zeit nach der Rückkehr von München, für Tage und Nächte vor ihm und Helmut versteckte, so suchte sie doch oft genug noch die Einsamkeit, und ihr ganzes Wesen verriet

eine hochgradige Überreizung. Gleich nach ihrem Geburtstag, sobald Helmuts Ferien begonnen hatten, wollten sie alle zusammen fort. Nach München zuerst, Klaras Bilder im Glaspalast sehen, und dann auf den Brenner in hohe Luft.

Noch heute wollte er mit Klara darüber sprechen und ihr gleichzeitig mitteilen, daß er in der nächsten Woche auf ein paar Tage nach Wien müsse, um nach seiner Schwester zu sehen.

Klemens hatte sich gerade wieder in seine Arbeit zurückgefunden, als er unter seinen Fenstern Ruderschläge hörte. Endlich kamen sie zurück!

Nach einer kleinen Weile hörte er Schritte vor seiner Tür, dann ein rasches kurzes Klopfen. Es war Klaras Klopfen. Er lächelte über diese ihm neue formelle Gewohnheit.

„Nur herein!" rief er freundlich.

Hinter sich hörte er eine lachende Stimme.

„Helmut, du?" Der Graf machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Ich wollte dich ein bißchen foppen, Papa, mit Mamas Klopfen. Bist du mir böse?"

„I wo, Junge. Aber Schelte verdienst du doch! Du sollst mit der Mama nicht so spät auf dem Wasser bleiben. Die Nebel tun ihr nicht gut."

„Sie hat auch Kopfweh bekommen und wollte sich gleich zu Bett legen," beichtete Helmut kleinlaut.

„Ich sollte dich auch grüßen," fügte er hinzu, als er sah, daß eine Wolke über das Gesicht des Vaters ging.

Klemens antwortete nichts und nahm seine Feder wieder zur Hand.

Unschlüssig stand Helmut neben dem Vater.

„Soll ich gehn, Pappi, oder darf ich noch ein Weilchen bleiben?" fragte er zögernd.

„Setz' dich ein bißchen, wir haben uns heut ja noch kaum gesehen. Wenn du dir eine Zigarette anstecken willst?"

Mit leisem, gleichmäßigem Geräusch ging die Feder wieder über das Papier. Helmut hatte eine Zigarette angezündet und sah durch das Fenster auf den See hinaus, auf dem sich die Nebel verdichtet hatten. Der Himmel war dunkel und sternlos. Von Westen her schien ein Gewitter aufzuziehen.

Nach einer Weile legte der Graf die Feder nieder und wandte sich nach Helmut um.

„War die Fahrt schön?" fragte er freundlich.

„O, herrlich, Pappi!" Helmuts Augen leuchteten. „Wir hatten wundervolle Beleuchtungen und einen ganz merkwürdigen Sonnenuntergang hinter einer bläulichen Wolkenwand. Die ganze Küste war in ein

flüssiges Rotgelb getaucht. Die Mama war ganz begeistert und überrascht," Helmut legte seinem Vater die Hand auf die Schulter, „ganz die alte Mama."

Er seufzte auf wie von einer Last befreit.

„Ich bin so glücklich, Pappi. Vor kurzem noch, ich hoffe, du hast es nicht bemerkt, hab' ich mir schwere, düstere Gedanken gemacht. Ich hatte so ein Gefühl, als ob die Mama gar nicht mehr zu uns gehöre, als ob etwas Fremdes, Schreckliches zwischen uns sei. Aber jetzt hat sie Stunden, in denen sie so lieb und weich ist, wie früher stets, ehe sie uns verlassen mußte."

Klemens erschrak.

„Hat sie etwas dergleichen gesagt?"

„Wie käme sie dazu?" fragte Helmut erstaunt. „Wir wollen ja doch alle zusammen fort."

„Ganz recht, ja."

Der Graf sah vor sich hin und schwieg, er wußte selbst nicht, wie lange. Dann fragte er:

„Hast du noch zu arbeiten, Helmut?"

„Eine kleine Stunde, ja."

„Das trifft sich gut. So viel Zeit werde ich ungefähr auch noch brauchen. Sage Paul, daß er für zehn Uhr Bier und Brötchen zurechtstellt."

Helmut war gegangen. Kipping hatte die Feder wieder angesetzt; nach wenigen Sätzen war sie wie von selbst seiner Hand wieder entfallen.

Helmuts Worte klangen ihm im Ohr, die nur aussprachen, was er selbst in verzweifelten Tagen und Nächten empfunden hatte, ohne daß eines Menschen Auge es erspäht, eines Menschen Ohr es gehört hätte.

Still in sich verschlossen hatte er gelitten und gekämpft, kämpfte er noch, während sein Junge das Vorrecht der Jugend für sich in Anspruch genommen und seinem Schmerz in Tränen und Verzweiflungsausbrüchen Luft gemacht hatte.

Während sich Helmut unbeobachtet geglaubt hatte, war das Auge des Vaters ihm überallhin gefolgt. Mit zärtlicher Trauer hatte er in den Gefühlen des Sohnes das Echo seines eigenen Grames wiedergefunden.

Jetzt erst, da Helmut in dem vermeintlichen Wiederbesitz der Mutter aufs neue froh geworden war, gingen ihre Überlegungen und Empfindungen weit auseinander.

Was Klara seit ihrer Rückkehr von München ihm und dem Sohne gezeigt hatte, war im Grunde nichts anderes als ein potenzierter Ausdruck ihres stets sprunghaften, exzentrischen Wesens gewesen, das in ein schönes Gleichgewicht zu bringen er längst aufgegeben hatte.

Nicht aus Gleichgültigkeit und Müdigkeit, sondern weil er mit der Zeit einzusehen gelernt, daß diese ihre eigentliche Natur eben Klara war, die Klara, die er liebte, heute, wie am ersten Tage, mit all ihren Fehlern und Auswüchsen, die ihm an anderen unerträglich gewesen wären.

Er hatte auch aufgehört sich zu fragen, ob diese Auswüchse allein der Künstlerin gehörten, oder auch dem Weib, zu forschen, ob dasselbe starke künstlerische Temperament sich anders gegeben hätte, wenn das Weib von einer andern Mutter geboren, in einer andern Atmosphäre aufgewachsen wäre.

Über dem allen standen zwei Dinge unverrückbar fest und groß: seine unerschütterliche Liebe zu dieser Frau und das felsenstarke Bewußtsein, daß Klara seinen Namen, seine Ehre unbefleckt gehalten hatte, daß sie sie unbefleckt halten würde, jetzt und immerdar.

In nichts war dieses Bewußtsein erschüttert, und dennoch litt Klemens unter dem jetzigen Stand der Dinge, wie er nie gelitten hatte, litt unter der mehr fühlbaren als sichtbaren Entfremdung von Klara, die, während Helmut sich die Mutter neu gewonnen glaubte, ihm täglich zu wachsen und sich zu weiten schien.

Ohne dies Gefühl präzisieren oder näher begründen zu können, war es da, schwarz, schwer, dunkel, alles verschleiernd, was Glück und Sonne hieß.

Aufgestützten Hauptes saß der Graf, sinnend und brütend über einem Etwas, das er nicht bei Namen nennen, das er nicht fassen und festhalten konnte, und das ihn gepackt hielt, wie mit ehernen Fängen. Nur einmal wieder frei atmen können, ohne diese gräßliche Last auf der Brust! Er grübelte, wie er sie von sich werfen, sich von ihr befreien könnte! Vielleicht, wenn er sein Weib nicht täglich sah, nicht stündlich beobachtete, daß er der dunklen Gefühle wieder Herr würde!

War er weit fort von ihr, spähte er nicht jeden Augenblick, ob ihre Augen in die Ferne, über ihn und Helmut hinausgingen, oder ob sie ihnen freundlich leuchteten, wartete er nicht stetig auf ein gutes Wort, auf eine vertraute Liebkosung, auf ein Lächeln, das ihm die stille Sicherheit gab, sie ist dein, vielleicht daß er wieder klarer sah, ruhiger dachte.

Am Ende war er der Exzentrische, der Dinge sah, die nicht waren, der sich mit ungesunden Gefühlen belog! Hatte nicht Helmut mit seinen hellen gesunden Augen die Mutter als die alte erfunden, die ihn mit weicher, warmer Liebe umfing wie einst?

Nein, solange der Knabe an sie glaubte, wollte auch er nicht zweifeln, und um es zu können, mußte er selbst gesunden von seinem Wahn.

So beschloß Klemens, zu reisen, morgen schon, und seine Schwester mit seinem Besuch zu überraschen. Vielleicht war ihm und Frida gleichermaßen mit diesem raschen Entschluß geholfen. —

Klara war, was sie nicht regelmäßig tat, morgens zum Frühstück

herunter gekommen, das auf der Holzaltane nach dem Garten hinaus eingenommen wurde.

Ihr Kopfschmerz schien noch nicht überwunden zu sein. Sie sah bleich aus, und ihre Augen waren dunkel umschattet.

Paul brachte die Post und legte sie gesondert, wie er es zu tun gewohnt war, vor die Gräfin und Klemens hin.

Klaras matte Züge belebten sich. Mit rascher, hastiger Bewegung ließ sie einen Briefumschlag nach dem anderen durch die Finger gleiten. Dann warf sie den Haufen achtlos beiseite und starrte finster vor sich hin.

Ungewollt hatte Klemens sie beobachtet. Er legte seine Hand auf ihren Arm und fragte liebevoll:

„Ist etwas dir Wichtiges ausgeblieben?"

Einen Augenblick lang sah sie leicht erschreckt zu ihm hin. Dann, als sie bemerkte, daß nichts als freundliche Teilnahme in seiner Frage lag, erwiderte sie mit angenommener Gleichgültigkeit:

„Eine geschäftliche Mitteilung aus München, ja. Mir scheint, es hat sich da eine große Schlamperei herausgebildet."

„Im Glaspalast, Mammi?"

„Ja, mein Junge, da und anderswo."

Ihre Brauen zogen sich finster zusammen.

„Was ist's denn? Für wann ist die Eröffnung bestimmt?" fragte Klemens, um sie abzulenken.

„Für den ersten Juli."

„Dann fahren wir auch gleich, nicht wahr, Mama?"

Klara erwiderte nichts und rührte scheinbar gedankenlos in ihrer Tasse herum.

Helmut machte ein enttäuschtes Gesicht. Auf die gemeinsame Reise freute er sich seit vielen Monaten. Zwischen die durfte nichts kommen.

Er stand auf, um an seine Bücher zu gehen. Mit dem Neunuhrzug kam der Professor aus Berlin.

Der Graf hielt seinen Sohn beim Vorübergehen beim Arm fest.

„Einen Augenblick, Helmut. Ich empfehle die Mama, die der Pflege und Rücksicht sehr bedarf, für ein paar Tage deiner ausschließlichen Fürsorge an. Ich fahre heute abend für ganz kurze Zeit zu Tante Frida nach Wien."

Helmuts Augen leuchteten froh.

„Fahr' du nur ruhig, Papa. Ich sorge schon für die Mama," sagte er stolz. Er beugte sich über Klaras Schulter und streichelte ihr Haar.

„Nicht wahr, Mammi, du vertraust dich mir an?"

„Ganz gewiß, Junge."

Etwas wie eine große Erleichterung war in Klaras gespanntes Gesicht gekommen.

Klemens, der gerade im Begriff war, seine Frühstückszigarre anzuzünden, hatte nicht nach ihr hingesehen. Plötzlich zuckte die Hand, die das Streichholz hielt. War das Klara gewesen, die, wie von einer schweren Last befreit, so tief neben ihm aufgeatmet hatte?

Als er sich umwandte, saß sie ganz still und lächelte vor sich hin mit einem merkwürdigen geheimnisvollen Lächeln.

„Klara!"

„Wolltest du etwas, Klemens?"

„Nichts, nein —" sagte er beinahe verlegen. Dann fügte er hastig hinzu:

„Ja doch, ich wollte dich bitten, dich recht zu schonen, du siehst übel aus."

„O," meinte sie, noch immer mit dem geheimnisvollen Lächeln auf den Lippen, „das wird vorübergehen."

XVI.

Graf Kipping war wie immer im Bristol abgestiegen.

Vom Hotel aus schickte er seiner Schwester Botschaft in den Alsergrund, daß er sie im Laufe des Vormittags aufsuchen werde. Er war seit Jahren nicht in Wien gewesen und kannte Fridas neue Wohnung noch nicht. Daß sie einfach und bescheiden sei, hatte die Schwester ihm geschrieben, überdies bedingten es die Verhältnisse so; die krasse Armut, die er vorfand, schnitt ihm ins Herz.

Die Aufwartefrau, die die gröbste Hausarbeit verrichtete, öffnete ihm die Tür.

Riedinger war ausgegangen. Frida stand wie immer um diese Zeit in der Küche, und in der kleinen Kammer nebenan machte Dodo, die eben aus der Volksschule nach Haus gekommen war, ihre Aufgaben.

Trotzdem alle Fenster weit offen standen, schlug Klemens eine schwüle, staubige Luft entgegen. Der Wiener Wind machte hier unten in den schlecht gesäuberten Straßen wieder mal von seinem Privilegium, die Luft mit dickem Staub anzufüllen, ausgiebigsten Gebrauch.

Frida, die neben dem zischenden Kochtopf stand, hatte des Bruders Kommen überhört. Dodo mit fliegendem blonden Zopf lief ihm zuerst entgegen.

Das große, kräftige Mädchen, das nur drei Jahre jünger als Helmut war, kam ihm gegen seinen schlanken, jünglingshaften Knaben noch wie ein kleines Kind vor. Ja, sein Helmut war ein echter Kipping vom Scheitel bis zur Sohle!

„Na, Kleines, wo steckt die Mama?"

Frida hatte die Küchenschürze abgebunden und eilte auf ihren Bruder zu.

Die Geschwister umarmten einander zärtlich.

„Lieber, lieber Bruder!" Tränen standen in ihren Augen.

Er nahm sie bei beiden Händen.

„Laß dich mal anschau'n, Fridl! Schlecht siehst du nicht aus. Und auch die Dodo nicht, wenn auch ein bißchen blaß, was bei eurer heißen Staubluft kein Wunder ist. Freilich gegen Helmut ist sie noch ein ganz kleines Mädchen, diese blonde Dodo! Mein Junge ist so groß wie ich, beinahe ein Jüngling, und auch ebenso reif. Ich hätt' ihn dir gern mitgebracht, aber der Unterricht erlaubt es nicht. Auch sollte Klara nicht allein bleiben; sie ist rechtschaffen heruntergearbeitet."

Klemens hatte absichtlich so viel gesprochen, um seiner Schwester Zeit zu lassen, ihre Erregung zu bemeistern.

„Nun nimm auch Platz, Klemens," sagte sie, nachdem sie heimlich ihre Tränen getrocknet hatte. „Aber bitte, sieh dich nicht bei uns um."

„Warum nicht, es ist ein bißchen eng, aber ganz gemütlich."

Er lehnte sich, ein Behagen zeigend, das er keineswegs empfand, in einen Sessel zurück.

„Darf ich dir etwas anbieten, Klemens?"

„Wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, wird Dodo mir ein Glas frisches Wasser besorgen. Ich hab' mich schon lange nach Wiener Wasser gesehnt."

Frida lächelte schmerzlich, während Dodo davon sprang. Je mehr Mühe der Bruder sich gab, sie über den Eindruck fortzutäuschen, den ihre armseligen Verhältnisse auf ihn machten, desto schmerzlicher empfand sie die Misere, in der er sie wiedergefunden hatte.

„Ein hübsches Mädel, die Dodo, wenn auch nicht ganz Kippingscher Schlag."

„Nein, sie hat viel von ihrem Vater, aber Gott sei Dank bisher nichts von seinen bedenklichen Eigenschaften. Sie ist ein gutes und braves Mädel."

„Was treibt Rudi augenblicklich neben seinem Hauptberuf die Cour und Schulden zu machen?"

Frida zuckte die vornehm abfallenden, graziösen Schultern.

„Da fragst du mich zu viel, Klemens. Er bringt ab und zu ein paar Gulden mit nach Haus, ich nehme an, Spielgewinn. Wenn ich danach fragen würde, beschiede er mich doch nur ausweichend oder unwahr. Da lasse ich's lieber. — Daß Rudi im April in München war, weißt du von deiner Frau?"

„Ja, Klara erzählte mir davon."

„Sie müssen viel zusammen gewesen sein. Er war ganz entzückt von Klara. Er wird dir jedenfalls selbst davon erzählen."

„Hat er denn ein Geschäft gemacht mit dem Ankauf der Dreylerischen Zucker?"

„Das weiß ich nicht, lieber Bruder. Jedenfalls hat er etwas Geld heimgebracht. Er hat ein paar Einkäufe für sich gemacht und bar bezahlt und war die ganze Zeit her vortrefflicher Stimmung, das läßt mich darauf schließen, daß die Reise keine vergebliche war."

„Und du?"

„Was meinst du, Klemens?"

„Nun, ich meine, was du von dem mitgebrachten Gelde zu sehen bekommen hast?"

„Gerade so viel, als ich erwartet — gar nichts," sagte sie mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

Klemens stieß den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, so heftig hinter sich fort, daß er das Glas Wasser, das Dodo längst neben ihn hingestellt, beinahe zu Boden geworfen hätte.

„Ich werde mir erlauben, ein Wort hochdeutsch mit ihm zu sprechen."

„Tu' das nicht, lieber Klemens. Es führt zu nichts und bringt nur Unfrieden ins Haus, und ich bin froh, daß ich seit Rudis Rückkehr von München Ruhe habe."

Klemens griff nach seinem Hut.

„Du willst nicht auf meinen Mann warten?"

„Nein, liebes Kind. Ich glaube, es ist besser, ich treffe ihn jetzt nicht. Morgen ist auch noch ein Tag." Dann besann er sich. „Im übrigen, wie wär's, wenn du und Dodo mir nachmittag das Vergnügen machtet, mich auf einer Ausfahrt zu begleiten?"

Frida stimmte freudig zu. Dann, an sich herabsehend, sagte sie mit leichtem Erröten:

„Irgendwohin, wo's nicht allzu belebt ist."

„An anderes dachte ich nicht. Du weißt, ich bin ein Einsamkeitsfex geworden da draußen in meinem selbstgewählten Exil. Ist dir Neuwaldegg recht? Wir könnten uns der Einfachheit halber in der Meierei treffen, dort eine Jause nehmen und dann durch den Wald nach der Rohrer Hütte gehen. Abends fahre ich euch nach Haus."

Dodo, die wieder herbeigesprungen war, jubelte vor Vergnügen über diesen Plan.

„Also bleibt's dabei, Kinder. Um vier Uhr in der Meierei."

Zu seinem nicht gerade angenehmen Erstaunen fand Kipping, als er nachmittags den wundervoll beschatteten Platz vor der Meierei betrat, seinen Schwager zwischen Frida und Dodo sitzen. Riedinger kam ihm elastischen Ganges, mit freudig ausgestreckten Händen, entgegen.

„Nein, diese Überraschung, Schwager! Das konnt' ich mir doch nicht entgehen lassen, obwohl ich sonst kein Freund von ländlichen Jausen bin."

Der vollbesetzte Platz unter den großen Kastanien war nicht der Ort, Riedinger zur Rechenschaft zu ziehen, Fridas und Dodos Gesellschaft nicht die Umgebung, seinen Mißmut an dem Schwager auszulassen.

So ergab sich denn der Graf in die unerwünschte Begegnung. Ein dankbarer Blick aus Fridas sanften schönen Augen entschädigte ihn für die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegt hatte.

Dodo, die des Onkels Gast war, vertilgte Berge von Kuchen und schien sich an der köstlichen Milch nicht satt trinken zu können. Dann sprang sie auf, um jenseits des Fahrwegs ihre Lieblinge, die Rehe und Kaninchen zu besuchen, die in einem langen Drahtkäfig umhersprangen, so munter, als ihre Gefangenschaft es zuließ.

Riedinger, der sehr stolz auf Dodo war und diesen Stolz bei jeder Gelegenheit hervorkehrte, war seinem hübschen Töchterchen gefolgt.

Nachdem sie allein geblieben waren, faßte Frida des Bruders Hand.

„Sei mir nicht böse, Klemens, ich konnt' es nicht ändern. Er war wie versessen darauf, uns zu begleiten. Jedenfalls nur aus Laune oder Langeweile, denn es fällt ihm sonst niemals ein, mit uns ins Freie zu gehen."

„Mir ist es leid um den Nachmittag, der behaglich hätte werden können. Zu peinlichen Aussprachen wäre auch morgen noch Zeit gewesen."

„Vielleicht lassen sie sich heut umgehen, Klemens," meinte Frida. —

Um etliche Tische von den Geschwistern entfernt, doch aber so, daß man von einem Platz zum andern sehen konnte, saß ein sehr ungleiches Paar, das sich, namentlich weiblicherseits, in auffälliger Weise mit der Beobachtung der Riedingers beschäftigte.

Der Mann, eine schön gewachsene, männlich vornehme Erscheinung, mit leicht ergrautem Schnurrbart, in Klemens' Alter etwa, die Frau ebenso alt, wenn nicht älter. Sie mußte vor Jahren eine große Schönheit gewesen sein. Jetzt war sie fett und gewöhnlich geworden und trug sich in ihrer Toilette unfein und auffällig.

Klemens machte seine Schwester auf das ungleiche Paar aufmerksam, das zwischen dem zum größten Teil gut bürgerlichen Publikum leicht herauszufinden war.

Kaum daß Frida sich dem Tische zugewendet hatte, wurde von drüben her lebhaft gegrüßt. Frida erwiderte nur den Gruß des Mannes, die Frau schien sie geflissentlich zu übersehen.

„Armer Kerl, der Teurowski," wandte sich Frida an Klemens zurück. „Er war ein Regimentskamerad meines Mannes und hat der Frau halber den Abschied nehmen müssen. Schade um ihn! Er war einer der besten Offiziere im Regiment und hätte, da er überdies sehr wohlhabend ist, sicherlich große Karriere gemacht. Wir haben es alle nicht begriffen, daß er nach dem Eklat nicht von Wien fortgezogen ist."

„Was gab's denn mit der Frau?"

„Lieber Klemens, eine lange und eigentlich eine recht alltägliche Geschichte. Er vergaffte sich in sie, als sie noch beim Theater war, dazu-

mal eine blendend schöne Person, wenn auch nicht mehr jung, vielleicht ebenso alt, vielleicht älter als der Baron.

Da er trotz aller Abmahnungen seiner Freunde nicht davon ließ, sie heiraten zu wollen, ging sie vom Theater fort. Erst machte sich die Sache ganz gut. Sie war verliebt in ihn, und solange die Verliebtheit anhielt, nahm sie sich zusammen und man konnte zuweilen wirklich glauben, daß man eine Dame vor sich habe. Nach und nach verfiel sie in die alte gewohnte Bohême, wurde gewöhnlich in ihrem Wesen, schaffte sich Liebhaber an, bis er sie und sich am Ende nicht mehr halten konnte."

„Traurig, aber du wirst mit diesem einen Beispiel nicht beweisen wollen, daß die Ehe mit einer Schauspielerin à tout prix so ausschlagen muß? Ich habe andere Beispiele zu beobachten Gelegenheit gehabt —"

„O, daran denke ich nicht. Ich will durchaus nicht behaupten, daß die moralische Dekadenz dieser Frau durchaus nur die Frucht ihres Berufes ist. Viel mehr Schuld, daß es so gekommen, geb' ich ihrer Herkunft aus einer Familie, der nicht viel Gutes zuzutrauen ist, Unbildung, Leichtsinn und Roheit. Zwar wurde sie, wie man sagt, bei einem Onkel aufgezogen, der sich des schönen Kindes annahm. Aber am Ende: Art läßt nicht von Art. Was einmal vererbt und angeboren ist, was im Blute steckt, das bringt keine Erziehung und kein Beispiel ganz heraus. Irgendwann kommt die Stunde, wo aller Erziehung zum Trotz das eigentliche, anererbte Wesen wieder zutage tritt. So war es bei Teurowskis. Der Mann hätte sie laufen lassen sollen, aber dazu dachte er zu vornehm und wohl auch zu vorsichtig. Sie war nun einmal seine Frau, trug seinen Namen, hätte er ihr den Abschied gegeben, sie würde diesen Namen vermutlich durch jeden denkbaren Schmutz gezogen haben."

Frida sah auf ihren Bruder, der blaß und verstört ihr gegenüber saß.

„Was ist dir, Klemens?" fragte sie erschreckt.

„Gar nichts! Wie kommst du darauf, daß mir etwas sein soll?"

„Du siehst plötzlich so merkwürdig aus — so —"

Er unterbrach sie rasch.

„Ich bin die ganze Nacht gefahren und bin müde, das ist alles."

Frida sah ungläubig und besorgt nach ihm hin.

Nach einer kleinen Pause fragte er: „Sag' mal, Fridl, haben die Teurowskis Kinder?"

„Nein. Sonst hätte er sich wohl schwerlich entschlossen, mit der Frau zusammen zu bleiben."

„Das will mir nicht einleuchten. Kinder, die naturgemäß an der Mutter hängen, können die Trennung von der Frau doch höchstens erschweren!"

Frida schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, daß, wenn Teurowski Kinder gehabt, er eine Frau

nicht im Hause behalten hätte, der er das moralische Wohl seiner Kinder nicht hätte anvertrauen können."

Sie hielt einen Augenblick inne. Ein wehmütig resignierter Zug schwebte um ihren ernsten Mund.

„Ich habe oft daran gedacht, Klemens, ob, wenn Dodo ein Knabe gewesen, es nicht meine Pflicht gewesen wäre, ihn Rudis Einfluß zu entziehen und ihn in ein Institut zu geben. Bei Dodo ist nichts zu befürchten. Und am Ende, daß ich mich nicht versündige, zwischen Rudi und dieser Frau ist denn doch gottlob ein Unterschied!"

Klemens, der tief in Gedanken gesessen, hatte von den letzten Worten seiner Schwester so gut wie gar nichts gehört. Erst Dodo, die mit dem Vater über den Fahrdamm zurückkam, weckte ihn mit ihrer fröhlichen Stimme aus seinem düstern Brüten.

„Ich denke, Schwager," meinte Riedinger, der den Arm unter den seiner Tochter geschoben hatte, „wenn der Plan ausgeführt werden soll, bis zur Rohrer Hütte zu gehen, brechen wir jetzt auf, sonst kommt der Fratz zu spät ins Bett."

„Ach, das tut nichts, Papa, wenn der Onkel mal in Wien ist! Vetter Helmut geht gewiß noch lang nicht schlafen. Gelt, Onkel?"

„Nein, Dodo," sagte der Graf zerstreut, während seine Gedanken weit fort, an dem stillen, grünen, märkischen Heimatssee waren.

Eine große unbestimmte Angst hatte ihn plötzlich wieder ergriffen, eine dunkle Furcht hielt ihn plötzlich wieder wie mit ehernen Fängen gepackt.

„Willst du nicht kommen, Bruder?"

Die anderen standen schon zum Fortgehen bereit.

Dodo hatte sich in den Arm der Mutter gehängt und schritt mit ihr voran, die beiden Herren folgten.

Riedinger plauderte, während Klemens seine schweren Gedanken fortspann.

Den düstern Schatten, vor denen er hierher geflohen war, hatte Frida, ohne es zu ahnen, neue dunkle Wolken zugeführt. Die verdammenden Worte, die die sanfte, sonst so mild richtende Schwester über jene fremde Frau gesprochen hatte, klangen ihm unabläſſig im Ohr:

„Art läßt nicht von Art. Was ererbt und angeboren ist, was einmal im Blut steckt, das bringt keine Erziehung und kein Beispiel mehr heraus."

Je mehr er darüber grübelte, je mehr wollte es ihm scheinen, als ob Fridas Worte etwas seltsam Bestimmtes, Zielbewußtes, etwas geradezu Persönliches gehabt hätten. Und plötzlich drang etwas auf ihn ein, das ihm die Kehle zuschnürte, ihn des Atmens beraubte: Wenn diese Worte nicht jener Fremden, sondern einer andern Frau gegolten hätten! Wenn

Frida ihn hätte warnen, ihm hätte die Augen öffnen wollen! Ein Grauen schüttelte ihn.

Sie gingen am Ufer eines ausgedehnten Parksees. Daß das stille Wasser plötzlich den grünen Wiesenrand überschwemmte! Daß es zur reißenden Flut würde, ihn herabzuziehen und in seiner Tiefe zu begraben! Daß die Erde sich auftäte, ihn zu verschlingen!

Trotzdem die Luft hier draußen kühl und angenehm wehte, brach ihm der Schweiß aus allen Poren. Er nahm ein Tuch und wischte über sein Gesicht. Seine Stirn, seine Augen brannten wie im Fieber!

Wohin verlor er sich! Sah er Gespenster am lichten Tage!

Wie kam er darauf, daß Frida, die Aufrichtigkeit und Wahrheit selbst, ihm auf Umwegen, auf Kosten einer anderen Frau, sagen würde, was sie ihm zu sagen hatte?!

Mit dem letzten Rest seiner Energie riß er sich zusammen und zwang sich zu einer oberflächlichen Unterhaltung mit dem Schwager, die anfangs stockend nur geführt wurde, nach und nach erst lebendiger wurde, je mehr Klemens' Blick sich wieder für das Gegenwärtige weitete.

Wundervoll war der Weg durch dichtes Laubgrün und dunkle Tannenstände, an Seen und kleinen Wässern vorüber und durch den stillen schweigenden Wald.

Riedinger, der das Gespräch schon längst gern auf die Gräfin gebracht hätte, erinnerte daran, daß Klaras Schilderung nach die Gegend jener gleich sein müsse, durch die die Gräfin mit Grappe und Maibrück nach Buchhof gefahren war.

„Ich hörte von dieser Tour," bemerkte Kipping gleichmütig, ohne ein besonderes Interesse zu verraten.

Riedinger wollte um keinen Preis im Ernst den Angeber machen und dabei Klaras Gunst, von der sie ihm so greifbare Beweise gegeben hatte, etwa aufs Spiel setzen; aber es kitzelte ihn doch, zu erfahren, wieviel der Schwager von Klaras Münchener Verbindungen wußte, und wie er das freie Leben beurteilte, das seine Frau in ihrer Abwesenheit von Hause führte.

Nebenbei reizte es ihn, dem Grünschnabel, dem Maibrück, eins auszuwischen, damit Kipping gewarnt war, wenn sich dieser Schützling Klaras am Ende gar in Berlin einschmuggeln wollte. Riedinger hatte dem jungen Menschen den halben Verweis, den er ihm an jenem Abend in der Bar erteilt hatte, noch immer nicht vergeben.

Diese prickelnde Neugier war das eigentliche Motiv seines Kommens gewesen. Persönlich goutierte er den Schwager genau so wenig, als es umgekehrt der Fall war.

So fing er von den Münchener Tagen zu erzählen an, des Lobes und der Dankbarkeit für Klara voll, die sich ihm so gastfrei und liebenswürdig erwiesen hatte.

Dabei tastete er hin und her, ob Klemens wohl von den fünfhundert Mark Wind bekommen habe, mit denen Klara ihm auf den Weg geholfen hatte. Lange Zeit sondierte er vergebens.

Klemens war aus seiner zerstreuten, gedankenabwesenden Art in sein gewöhnliches, ruhiges, verschlossenes Wesen zurückgefallen. Riedinger, der nichts weniger als ein Menschenkenner war, vermochte sich's nicht zu deuten.

Erst als Kipping ihn geradezu und mit einem gewissen Nachdruck fragte, ob er denn wenigstens Geld von seiner Münchener Eskapade mit nach Haus gebracht, und wenn es der Fall war, weshalb er Frida, die so lange als möglich eine offene Hand für ihn gehabt hatte, Hausstand und Leben nicht damit erleichtert habe, wußte er, daß Klara geschwiegen hatte.

Um so besser, so konnte er gelegentlich sein Glück aufs neue bei ihr versuchen, ohne fürchten zu müssen, daß dieser Philister ihm die Chance verdarb!

Im übrigen, wo dachte der Schwager hin? Er und Geld nach Haus bringen! Solch ein Glück war ihm nicht beschieden gewesen, so fest er auch darauf gerechnet hatte.

Das Geschäft mit den Drexelerischen Juckern, für das er seinen Jugendfreund Pepi Hartung noch nachträglich zu allen Teufeln wünschte, war gründlich vorbeigelungen.

Klemens hatte es auf der Zunge, auszusprechen, was Frida ihm über bar bezahlte Anschaffungen vertraut hatte, die die Schlußfolgerung nahe legten, daß er doch nicht so ganz mit leeren Händen heimgekommen sein könne, aber er zog es vor zu schweigen. Im Grunde hatte Frida recht. Es kam nichts dabei heraus als Unfrieden und Verstimmungen. Überdies war er heut in einer Verfassung, die ihn zum Sachwalter und Wortführer für die Schwester wenig geeignet machte.

Indessen plauderte Riedinger in seiner nicht unangenehmen, leichten Art unermüdlich fort über tausenderlei Dinge, bei denen die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Gräfin die Hauptrolle spielte. Ob er wollte oder nicht, taten die beredten Lobessprüche Klemens' wundem Herzen wohl und täuschten ihn auf kurze Zeit über die folternden Qualen fort, die seine Seele bis ins Innerste aufgewühlt hatten.

Erst als Riedinger wieder und wieder auf die ausgelassenen heiteren Zusammenkünfte zurückkam, deren Mittelpunkt seine Frau gewesen war, umschattete sich Klemens' Gemüt aufs neue.

Sie hatte gelacht und gefestet, während er und der Knabe sich in banger Sorge nach ihr gesehnt, schmerzlichst die gewohnten Nachrichten vermißt, ihrem Ausbleiben dunkle Deutungen gegeben hatten!

Das ist der Fluch der Trennung von den Geliebtesten!

Selbst wenn eine Art von Gedankenbrücke durch regelmäßige Nach-

richten von einem zum andern hergestellt wird, im Grunde, was weiß der eine vom andern! Nichts! Eine leere Öde klafft zwischen Menschen, die sich die nächsten sind. Man mag sie bevölkern mit Gesichten und Träumen, aber wenn man näher zusieht, sind diese Gesichte und Träume falsch und trügerisch. Wo man Tränen durch die Ferne sieht, tönt ein Lachen, und statt der Sonne, in der man ein Geliebtes wandeln sieht, umdunkeln es trübe Schatten.

Riedinger redete fröhlich fort.

Jetzt hörte Klemens ihn sagen:

„Ich und alle beteten sie an. Prinz Artur und der alte Grappe, und nicht zuletzt Maibrück, der fromme, schüchterne Knabe!"

Riedinger hatte den Namen Maibrück schon so oft erwähnt, daß Klemens endlich aufmerksam werden mußte.

„Maibrück — ich erinnere mich, meine Frau sprach von ihm, das ist ja wohl der junge Mensch, den sie bei den ‚Elfern' eingeführt, und dessen Bild so gefallen hat?"

„Derselbe, ja. Ein Jüngling in lockigem Haar," zitierte Riedinger in leicht gereiztem Ton, „oder vielmehr mit sehr glattem, à la Leutnant oder Referendar gescheiteltem, unter dem, wie ich fürchte, ein Kopf sitzt, den Ihre Frau, Schwager, ein wenig verrückt gemacht hat. Ein so junges Bürschchen verträgt es nicht ohne weiteres, der ausgesprochene Liebling einer berühmten und schönen Frau zu sein."

Erst nachdem Kipping ihn mit einem sehr kühlen, beinahe mitleidigen Blick gemessen hatte, fühlte Riedinger, daß er zu weit gegangen sei.

Dann sagte der Graf sehr kurz und bestimmt:

„Was es mit dieser ausgesprochenen Bevorzugung des jungen Menschen auf sich hat, vermag ich selbst am besten zu taxieren. Klara erzählte mir von der ungewöhnlichen Begabung des jungen Malers, die zu fördern sie sich jetzt und in Zukunft angelegen sein lassen will."

Riedinger zuckte, von Kipping ungesehen, die Achseln. Es paßte ihm ganz und gar nicht in seinen Kram, daß der Schwager dies Techtelmechtel seiner Frau — denn das und nichts anderes war es, darauf legte Riedinger die Hand ins Feuer — so auf die leichte Achsel nahm. Er hatte ganz und gar keine Lust, die Gunst der schönen Schwägerin mit diesem unreifen Fratz zu teilen, noch dazu im Verhältnis von zwei zu eins. Denn so beschränkt war Riedinger nicht, daß er nicht ganz genau gewußt hätte, daß er einstweilen bei Klara neben diesem Max Maibrück nur eine sehr bescheidene Rolle spielte. Aber die Dinge konnten sich ändern, und was an ihm lag, würden sie es auch, und sollte er diesem Maibrück mit Gewalt die Trumpfkarten aus der Hand winden.

Jetzt kam Dodo zurückgelaufen mit einem großen Strauß wilder Blumen in der Hand.

„Nun sind wir gleich da, Onkel. Bist du auch schon müde?" Auch

Frida kam den Herren entgegen, deren lange Unterredung sie schon unruhig gemacht hatte.

„Ist's dir auch nicht zu viel, Klemens?"

Er drückte die Hand, die sich teilnehmend auf seinen Arm gelegt hatte.

„Dank dir, mein Herz. Es tut mir recht gut, mich wieder zu rühren. Ohnedies hab' ich lange Zeit keinen richtigen Schlaf mehr gehabt. Der wird wohl kommen nach dem langen Marsch!"

Als Frida am nächsten Morgen verabredetermaßen ihren Bruder vom Hotel abholen wollte, um ein paar Einkäufe mit ihm zu machen, fand sie statt seiner ein Briefchen beim Hotelportier vor. Klemens war mit dem ersten Zug nach Berlin zurückgefahren. Gründe gab er nicht an. Frida schüttelte den Kopf. Irgend etwas mußte mit Klemens vorgegangen sein! Seltsam verändert war er ihr erschienen.

Der Sorge um den geliebten Bruder voll, schritt die Baronin Riedinger durch das bunt belebte, fröhliche Treiben auf dem Ring in die Alltagsöde des Alsergrundes zurück.

XVII.

Gegen Ende Juni fiel Klara Möbius' Geburtstag. Seit vielen Jahren wurde er mit einem großen Gartenfest gefeiert, von dem in der kleinen Ansiedlerkolonie um den grünen See schon wochenlang vorher die Rede zu sein pflegte.

Ein Gerücht, dessen Ursprung niemand zurückverfolgen konnte, war umgegangen, daß in diesem Jahre die Feier ausfallen sollte. Desto größer war die Überraschung und Freude, als die gewohnte und liebgewordene Einladungskarte eintraf, die die Familien auf den zweiundzwanzigsten Juni in den Kippingschen Garten lud.

Dieses Fest war für den Grafen stets ein Stein des Anstoßes gewesen, den er, wie so manches andere in seiner Ehe, nur aus Güte und Klugheit nicht aus dem Wege geräumt hatte. Auswahllos wurden an diesem Tage Menschen in sein Haus geladen, die er einesteils kaum kannte, denen er zum andern Teil am liebsten seine Tür verschlossen gehalten hätte.

Klaras Familie konnte an einem solchen Tage nicht übergangen werden, an dem sie förmliche Orgien der Verwandtschaftszugehörigkeit feierte. Kollegen und Kolleginnen seiner Frau kamen, die ihm entweder fremd oder unsympathisch waren. Leute wurden geladen, mit denen Klara in Geschäftsverbindung stand, Agenten, Kunsthändler, Private, die Klara einmal im Jahre nötig befand bei sich zu sehen. Dazu zählten — horribile dictu — auch die Zeitungsmenschen, die der Graf auswahllos perhorreszierte.

Die wenigen ihm angenehmen Elemente, denen sein Haus stets offen stand, ein paar gute Bekannte aus der Kolonie, mit denen Klemens

hauptsächlich während Klaras Abwesenheit verkehrte, Parthenius, Helmuts Freunde, die er von Kind an Erlaubnis erhalten hatte am Geburtstage der Mutter einzuladen, verschwanden beinahe in dem großen Tohuwabohu der Fremden, die Haus und Garten bevölkerten, denen Klemens die vornehme Intimität seines Hauses auf Stunden preisgeben mußte.

In diesem Jahr hatte er gehofft, daß Klara von der Gesellschaft in dieser Form abstehen würde.

Sie war noch immer nicht wohl, und ihre Stimmungen ungleich und wechselnd, wenn ihre Mißstimmungen auch keine verletzenden Formen mehr annahmen, wenn sie auch wieder um einen Grad herzlicher und wärmer geworden war, so daß Klemens nach seiner Rückkehr von Wien sich mehr und mehr gefaßt hatte, seiner dunklen Sorge einigermaßen Herr geworden war.

Des erträglichen Zustands froh, wollte er nicht einmal durch eine Bitte, das geräuschvolle Fest ausfallen zu lassen, etwa verstimmend auf Klara einwirken, und so nahm die Sache wie alljährlich ihren vorbereitenden Gang, den Klemens beinahe wie in früheren Jahren mit heiterer Tätigkeit leitete.

Helmut war fröhlicher Geschäfte und Überraschungen voll. Nachdem die Eltern ihm bezüglich seiner Freundschaft neue ausgiebige Vollmacht erteilt, hatte er einen ganz besonderen Plan gefaßt. Er wollte, als Überraschung für Franz und die guten Stolper Alten, Annchen Wilde zu Gast bitten. Hoffentlich würde Franz kein Frosch sein und dem lieben Ding nachträglich keine Geschichten machen. —

Am letzten Sonntag vor dem Fest fuhr Helmut nach Berlin und von der Bahn schnurstracks in die Bendlerstraße, zu dem alten grauen rußigen Haus.

Heut, wo die Gartenwege trocken und von allerhand bunt durcheinander wuchernden Blumenarten umblüht waren, die häßliche kleine Baracke in blühendes Gebüsch eingehüllt lag, machte das ganze Anwesen keinen so traurigen, armseligen Eindruck mehr als das erste Mal im April, da Helmut mit Franz gekommen war, Annchen Wilde aufzusuchen.

Er fand die ganze Familie beisammen.

Frau Wilde am Fenster im Korbstuhl mit verbundenem Fuß; Martha ihr gegenüber. Beide arbeiteten fleißig Vorrat für den Weihnachtsverbrauch. In der kleinen Schlafkammer nebenan, die besseres Licht gab, saß Annchen am Reißbrett und zeichnete nach der Natur Schlehdorn und Japonica. Auf der wackeligen Bank der morschen Lattenlaube seitlich vom Haus spielten die Jungen. In ihr fröhliches Lachen hinein klang noch immer der trockne scharfe Husten des kleinen Hans.

Der junge Graf wurde mit scheuer Freude begrüßt.

Martha errötete und rief nach der Schwester, die den Freund ihres Franz schon hatte kommen sehen und eilends herbeigelaufen kam.

Frau Wilde lud zum Sitzen ein und entschuldigte sich, daß sie nicht imstande sei, aufzustehen.

„Es ist recht schlimm mit mir geworden seit dem Frühjahr," meinte sie resigniert.

Die Töchter trösteten: „Es wird wieder besser werden, Mutter."

„Wie's Gott gefällt, liebe Kinder. Ich kann noch arbeiten, das ist die Hauptsache. Die Jungens sind ordentlich, und Annchen hat ihren hübschen Verdienst. So haben wir immerhin allen Grund, dankbar zu sein, besonders wenn der Sommer dem Hans den Husten kuriert."

„Wenn Sie ihn aufs Land schicken könnten," meinte Helmut zaghaft, mit Betrübnis seiner, Franz wiederholt angebotenen, immer aufs neue abgelehnten Hilfe denkend.

Frau Wilde schüttelte den Kopf.

„Wir haben keine Verwandten auf dem Lande, und bei Fremden kostet es Geld. Er hat es auch wirklich ganz gut hier, frische Luft, und unser Annchen hat ihm von ihren Ersparnissen täglich einen Liter Milch gestiftet, dabei wird er schon wieder werden."

Annchen wandte sich an Helmut. Mit leichtem Erröten, das ihr blasses Gesichtchen sehr reizend machte, sagte sie:

„Wir könnten schon etwas haben für den Hans, aber die Mutter will Franz' Anerbieten, den Jungen nach Stolp zu seinen Eltern zu geben, ja durchaus nicht annehmen, Herr Graf."

„Aber warum denn nicht, Frau Wilde? Die alten Waßmanns nähmen das Kind gewiß von Herzen gern."

Frau Wilde schüttelte abwehrend den Kopf mit den feinen, nur leicht ergrauten Haarscheiteln.

„Nein, nein. Der wilde Junge würde den alten Leuten nur eine Last sein und eine verantwortliche Sorge. Franz tut ja mehr als genug für uns. Weil er Annchen gern hat, soll er doch darum nicht die ganze Familie auf den Hals bekommen. Franz haben wir's auch nur zu danken, daß mein Bruder Lepke klein beigegeben hat, und das ist fürs erste mehr als genug."

„Ja," rief Annchen freudig, „denken Sie nur, Herr Helmut, zum ersten Oktober komme ich auf die Kunstschule. Onkel Lepke gibt mich frei und zahlt mir mein Gehalt weiter."

Helmut drückte seine Freude in beredten Worten aus. Dann sagte er:

„Sobald Sie über die ersten Anfangsgründe fort sind, Fräulein Annchen, müssen Sie meiner Mutter etwas zur Prüfung vorlegen. Sie versteht mehr davon, als hundert Kunstschulprofessoren zusammen."

Annchen lachte frei und fröhlich heraus.

„Wo denken Sie hin, Herr Graf! Ich die Frau Gräfin mit meinen

Stümpereien belästigen! — Ich habe ja nicht mal die Ehre, sie zu kennen."

„Dem wollen wir bald abhelfen," meinte Helmut gemütlich. „Gerade deshalb komme ich heute zu Ihnen.

Morgen in acht Tagen ist Mamas Geburtstag. Wir feiern ihn mit einem großen Gartenfest, und da sollen Sie uns die Freude machen zu kommen, Fräulein Annchen."

Annchen hatte ihm anfangs sprachlos zugehört. Dann wehrte sie heftig ab.

„O nein, nein, das geht nicht. Ich zu Ihren Eltern! Das würde auch Franz nie gestatten."

„Der wird gar nicht gefragt. Es soll eine Überraschung für ihn und die alten Waßmanns werden. Fräulein Annchen, Sie werden uns doch die Freude nicht verderben wollen!"

Annchen beharrte bei ihrer Weigerung.

„Es würde Franz nicht recht sein, ganz gewiß nicht. Er betont so oft, daß jeder da stehen soll, wo er hingehört, niemand sich über seinen Platz erheben solle, und wenn Franz nicht Ihr ältester Jugendfreund wäre, Herr Graf —"

„Würde er selber nicht kommen?" fragte Helmut ärgerlich. „Wollen Sie das etwa sagen?"

Annchen blieb ihm die Antwort schuldig. Tränen standen in ihren Augen.

Sie glaubte recht zu tun mit einer Selbstüberwindung, die sie hart genug ankam, und nun sah sie, daß sie verletzte!

Frau Wilde legte sich ins Mittel.

„So meint es wohl Annchen nicht. Denn mit Franz Waßmann ist das ja nun ganz was anderes. Ein Gymnasiast vor dem Examen und ein so tüchtiger, gescheiter, junger Mann, der kann ja wohl überall aus- und eingehen, wo es sich für ein so einfaches Mädchen, wie meine Tochter ist, nicht schickt. Aber wir sind Ihnen sehr dankbar, Herr Graf, für Ihre ehrenvolle Einladung."

Helmut stand auf und griff nach seinem Hut. Er war sehr ärgerlich, daß seine hübsche Überraschung ins Wasser fallen sollte. Es kamen Leute zu ihnen an diesem Tage, die, selbst seiner unreifen Erkenntnis gemäß, Annchen Wilde nicht das Wasser reichten. Weshalb war sie so kleinlich? Er hätte ihr das gar nicht zugetraut, nach dem, was er bisher von ihr gesehen hatte! Sie hätte auch dem Papa, der diese Art einfacher tüchtiger Menschen sehr gern mochte, sicherlich gefallen. Und das wieder hätte ihn stolz gemacht.

Martha, die der Schwester so gern das Glück dieses Festes gegönnt hätte, hatte inzwischen leise auf Annchen eingesprochen. Jetzt trat

Annchen auf Helmut zu, der sich gerade rasch und kühl bei Frau Wilde verabschiedete, und sagte mit niedergeschlagenen Augen:

„Martha meint, wenn wir Franz um seine Ansicht fragten? Wenn er nichts dagegen hat —"

Helmuts Züge hellten sich wieder auf. Zwar wurde auf diese Weise nichts mit der Überraschung für Franz, aber es war doch wenigstens eine Aussicht, daß Annchen zu dem Feste kam. So besann er sich nicht lange.

„Gut also, ich werde zu Franz gehen und ihn fragen. Wissen Sie, ob ich ihn jetzt zu Hause treffe, Fräulein Annchen?"

Annchen warf einen Blick auf die alte Schwarzwälderuhr über dem zerschlissenen Roßhaarsofa an der Wand.

„Es ist gleich zwölf. Bis Sie in die Schützenstraße kommen, Herr Graf, wird er wieder zu Haus' sein. Er gibt von zehn bis zwölf Sonntags Nachhilfestunden bei Kommerzienrat Willebrandt in der Voßstraße."

Helmut empfahl sich kurz und ging davon.

Sobald er aus Hörweite war, sprach Martha lebhaft auf die Schwester ein, die schon wieder bei ihren Japonicablüten saß.

„Warum hast du abgesagt, Annchen! Wenn Franz nun nicht will! Ein so feines Mädchen wie du, so 'n bißchen was wie 'ne Künstlerin und so 'n bißchen was wie die Braut eines zukünftigen Doktors und Professors, braucht sich doch wahrhaftig nicht zu genieren. Du tust so viel für uns, du sollst auch mal was Besonderes haben. Wahrhaftig, du verdienst's."

„Gute Martha!" Sie streichelte der Schwester die schmale Wange. „Und wenn ich es wirklich überwände, in ein Haus zu gehen, in das ich absolut nicht gehöre, was meinst du, *wie* sollte ich gehen?"

Annchen sah lächelnd an ihrem schlichten blauweißen Waschkleid herunter.

„Viel Besseres hab' ich nicht, Marthelchen."

Die hübsche Martha lachte hell auf und zeigte durch die Tür auf eine alte wacklige Lade, die neben dem verschlissenen Roßhaarsofa stand.

„Weißt du nicht, was da drin steckt, Annchen?"

Langsam und fragend sagte sie:

„Mutters Brautkleid?"

„Ja, natürlich. Und Mutters Brautkleid wird angezogen."

Annchen wurde knallrot.

„Unsinn, Martha. Das ist für meine Hochzeit bestimmt."

„Du kleines Schaf, bis dahin mach' ich dir ein schönes neues, oder arbeite Mutters noch mal auf. Für jetzt wird es herausgeholt, heut abend, gleich wenn Mutter zu Bett ist, damit sie sich nicht darüber aufregt, und wir sehen zu, was sich Hübsches daraus machen läßt. Weiß Batist ist jetzt riesig Mode. Gib acht, ich mach' dir eine Toilette daraus, daß dich so leicht keine Gräfin oder Baronin aussticht."

Annchen lächelte. Wahrhaftig, Martha verstand es, einem Mut zur Freude zu machen.

„Wollen erst mal hören, was Franz sagt!"

Es kam zwar skeptisch heraus, im geheimen aber ertappte Annchen sich darauf, daß sie ganz ehrlich wünschte, Franz möchte „Ja" sagen. —

„Herr Waßmann sind eben nach Hause gekommen," meldete Frau Kolle, als sie Helmut die Tür öffnete.

Franz hatte, sozusagen, mit der einen Hand den Hut beiseite gelegt und mit der andern die Bücher für ein Präparandum gerichtet. Nachmittag hatte ihn sein Ordinarius geladen, da wollte er den Rest des Vormittags noch ergiebig ausnützen. Annchen würde sich heut, trotzdem es Sonntag war, ohne ihn begnügen müssen. Vielleicht daß er gegen Abend auf einen Sprung hinaus kam. Helmut hatte den Kopf durch die Tür gesteckt.

Als er den Freund schon wieder bei den Büchern sah, fragte er:

„Ich störe dich wohl, Franz, alter Büffler? Oder kriegt man noch auf fünf Minuten Audienz?"

„Du hier?" sagte Franz, erfreut den Freund zu sehen, und schüttelte dem Eintretenden die Hand.

„Ich komme in ganz besonderer Mission," sagte Helmut, eine drollig feierliche Haltung annehmend, „als Abgesandter deines Fräulein Braut."

Franz lachte.

„Du bist wohl ganz meschugge, Helmut. Du und Wildes! Aber red' mal 'nen Ton, 'nen vernünftigen und schnell. Weshalb bist du in Berlin bei diesem Götterwetter, beneidenswerter Villenbesitzersohn? Bringst du etwa Neues wegen Heidelberg?"

„Da gibt's nichts Neues, Franziskus. Mama hat ‚Ja' gesagt, wie ich dir berichtet, ohne jede Verklausulierung, und dabei bleibt's. Oder glaubst du, ich habe die Tage benutzt, die Papa in Wien war, sie gegen uns zu stimmen, Schlaumeier?!"

„Eigentlich merkwürdig."

„Wieso merkwürdig? Was willst du damit sagen?"

„Merkwürdig, daß deine Mutter so ohne weiteres auf dein Studium in Heidelberg eingeht, nachdem sie sonst nicht mal was von einer kurzen Ferienreise mit mir wissen wollte."

„Willst du damit sagen, daß eine Gleichgültigkeit in ihrem Einverständnis liegt?" fragte Helmut gereizt.

„Das zu behaupten, hab' ich nicht die geringste Berechtigung. Jedenfalls liegt doch aber eine Veränderung ihrer Anschauungen vor."

„Seien wir doch froh, Franz, anstatt darüber zu grübeln."

„Das pflegt sonst deines Amtes zu sein."

„Aber ich entschlage mich dessen mit gutem Recht. Alle Wolken sind verschwunden! Mama ist gut und heiter und lieb und schön wie je!"

Helmut sah sehr glücklich aus, und Franz hütete sich wohl, ihm dies vielleicht ephemere Glück zu stören, indem er ihm berichtete, daß man in der Umgebung der Seekolonie durchaus anderer Ansicht war, sich von einsamen tollkühnen Ritten der Gräfin, von ausgedehnten Spaziergängen in den versumpften Teilen der Waldungen allein mit Lord erzählte, bei denen man in ihren streng und finster blickenden Zügen nichts von Güte und Heiterkeit gefunden haben wollte.

„Und nun wirklich endlich zu meiner Mission, Franziskus. Du mußt an die Arbeit und ich nach Haus. Ich möchte Annchen Wilde bei unserm Feste haben. Ich hatte dich und deine Eltern mit ihr überraschen wollen, aber sie hat mir erklärt, daß sie nur mit deiner Erlaubnis käme, nachdem sie anfangs überhaupt abgelehnt hat."

Über Franz' schlichtes Gesicht zog es einen Augenblick wie heller Sonnenschein.

„Annchen hat wie immer die richtige Empfindung gehabt. Trotzdem, wenn Annchen gern gesehen ist und es dir wirklich Freude macht, du nicht nur uns einen Gefallen damit tun willst —" Helmut protestierte lebhaft — „mag sie das Fest mit mir besuchen. Annchen ist kein Mädchen, das gleich Schaden nimmt, wenn sie auch mal auf einen Platz gestellt wird, der ihr von Rechts wegen nicht zukommt. Ich glaube, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, sie ist die Bescheidenheit, Einfachheit, Klarheit selbst."

„Du übertreibst ganz und gar nicht, Franz. Sie ist das Liebste und Beste, was man sich denken kann. Und da du mich nun einmal zum Vertrauten gemacht hast, bin ich mit dir stolz auf sie und möchte, daß meine Eltern sie kennen lernten, denen sie sicherlich gefallen wird."

„Ich glaube auch, daß sie deinem Vater gefällt, Helmut," sagte Franz einfach.

„Und meiner Mutter?"

Franz vermied es, auf diese Frage zu antworten.

„Wir kommen also bestimmt, und Dank für uns alle beide." —

In der Villa wollte man gerade zu Tisch gehen, als Helmut nach Haus kam. Er hatte durch den Besuch bei Franz den Zug versäumt, den er ursprünglich hatte benützen wollen.

Klara, die es absolut nicht vertragen konnte, wenn man sie warten ließ, erteilte ihrem Jungen eine kleine Rüge, die er stillschweigend einsteckte, obgleich sie ihm überraschend genug kam. Sein Gerechtigkeitssinn sagte ihm, daß man es der Mama nicht verargen konnte, wenn sie um seinetwillen nicht in ihren Gewohnheiten gestört werden wollte. Ein Beweis besonders guter Stimmung war diese Zurechtweisung freilich nicht.

Die Mahlzeit verlief denn auch schweigsam genug, und Helmut hatte vollauf Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, die sich mit Wildes und Franz beschäftigten.

Wie immer, wenn er mit diesen einfachen, tüchtigen Menschen zu-

sammen war, überkam ihn das Gefühl von etwas Gutem, Gesundem, Starkem, das ihm das Herz weitete.

War es der Segen der Arbeit, war es die freundliche Verträglichkeit untereinander, war es die Schlichtheit der Verhältnisse, die an keinerlei überflüssigem Gefühl- oder Gedankenkram krankte, die nirgendwo von modernem Krimskrams angefressen war, — war es dies alles zusammen, was ihm so warm ans Herz ging?

Helmut hatte sich letzthin, seit Beunruhigungen und stillschweigend ausgekämpfte Kämpfe in sein eigenes reiches und schönes Elternhaus eingezogen waren, öfters darauf ertappt, daß er den Freund beinahe beneidete, um seine Selbständigkeit, seine Reife und Klarheit, ja selbst um Annchen, die ihm so selbstlos anhing, um die Alten in Stolp, denen der junge Sohn heute schon mehr Berater und Helfer, als erziehungsbedürftiger Knabe war. Das Leben dieser Menschen spielte sich einfach, klar und glatt, ohne Erregung, ohne Komplikation ab. Freilich auch nüchtern, ohne Glanz, ohne poetische Schönheit.

Wer ein Mittel fände, diese beiden getrennten Welten zusammen zu schweißen, der einen von der andern zu geben! Eine durch die andere zu vervollkommnen!

Ideale, denen die Wirklichkeit hohnlachte, durchschwirrten die Phantasie des Jünglings. Immer wieder aber fand er sich dahin zurück, daß ein Leben voll schlichter redlicher Arbeit ihn niemals schrecken würde, so sehr ihn heut auch eine glänzende Karriere lockte und ihm Zukunftsbilder von berauschender Größe und Schönheit vorzauberte.

— — — — — — — — — —

Ein strahlender Junitag leuchtete über dem grünen stillen See, als die Gäste am Nachmittag ihren Einzug hielten.

Der Garten war sinnreich für den Empfang von vielerlei Menschen mit verschiedenartigen Neigungen hergerichtet worden. Unten am Wasser waren Zelte mit Erfrischungen aufgeschlagen. Beflaggte und bekränzte Boote standen kielaufwärts am flachen Ufer zu Wasserfahrten bereit. Auf dem großen, kurz geschorenen Rasenplatz waren ein Croquetspiel und ein Kasten mit Bocciakugeln aufgestellt. An dem Lawntennisplatz wartete der Gärtnerbursche mit den Bällen und Schlägern. Hinten bei den Tannen war ein Schießstand errichtet worden. Das Souper sollte später auf der Seeterrasse und der Holzaltane nach dem Garten hinaus serviert werden.

Wie alljährlich traf Frau Möbius mit ihren Töchtern um einen Zug früher, als dem auf der Einladung angegebenen, ein. Sie nahm das am Geburtstag Klaras als ihr gutes Recht für sich in Anspruch. Mit breitem Behagen entleerte sie den großen grellfarbigen Pompadour, der

Klaras Geburtstagsgaben enthielt, gutgemeintes, aber wertloses, unpraktisches und geschmackloses Zeug, das Klara mit ein paar konventionellen Worten beiseite zu legen pflegte, falls nicht gerade eine Bemerkung oder ein Lächeln ihres Mannes sie dazu aufreizte, einen ostentativ betonten Wert auf die Geschenke ihrer Familie zu legen.

Diesmal hielt Selma noch ein besonderes Päckchen für die Schwester in Bereitschaft. Sie zog sie ein wenig abseits, um es ihr unbemerkt von der Mutter und Paula zu überreichen.

„Eigentlich wäre es an ihm gewesen, es dir selbst zu geben," meinte Selma mit einem Anflug jenes bitteren, resignierten Lächelns, das sich letzthin mehr und mehr um ihre nicht unschönen, aber etwas zu breiten sinnlichen Lippen einzugraben schien.

Klara sah die Schwester verwundert an.

„Wer hätte es mir selber geben sollen?"

„Na, mach' nur auf, du wirst schon sehen."

Klara riß in ihrer ungeduldigen Art den Papierumschlag voneinander. Ihr eigenes Bild, ein kleines Jugendbild, wunderfein in Wasserfarben ausgeführt, wurde sichtbar.

Sichtlich erfreut sah sie es eine lange Weile an.

„Wenn man noch so aussähe!" meinte sie mit einem kleinen koketten Seufzer.

„Du brauchst dich doch wahrhaftig nicht zu beklagen," sagte Selma, die Schwester bewundernd betrachtend, die heut in einem lichtblauen Chinékleid mit Girlanden eingestickter Chrysanthemen von gleicher Farbe, zu denen die überall niederrieselnden echten blaßgelben Spitzen wundervoll standen, wahrhaft königlich aussah.

Klara lächelte.

„Findest du, Selma? Es kommt mir so vor, als hätte ich zu viel Farbe."

„Du siehst merkwürdig erhitzt aus, ja — nicht deine Sache sonst — aber es steht dir vortrefflich."

„Um so besser."

Klaras Augen strahlten und flackerten in einem unsichern Feuer.

„Erwartest du jemand?" fragte Selma leise.

„Vielleicht! Aber es ist nicht gewiß."

Dann sah sie wieder auf das Bild.

„Hat Parthenius es freiwillig herausgegeben?"

„Wo denkst du hin! Er wollte überhaupt nicht recht heran. Aber schließlich hab' ich's durchgesetzt. Ich dachte, es würde dir Freude machen, es in deinen Besitz zu bekommen."

„Das tut es auch, jetzt ganz besonders. Ich dank' dir, Selma. Es war ein hübscher Einfall von dir. Kommt Parthenius?"

„Ich glaube ja. Man weiß nie etwas Gewisses bei ihm."

Die Schwestern wandten sich, um zu der Familie zurückzugehen. Auf halbem Wege blieb Selma noch einmal stehen.

„Wenn du jemand erwartest, Klara, sei vorsichtig in Parthenius' Gegenwart. Er sieht schärfer und ist nicht so gutgläubig wie dein Mann."

Klara warf den Kopf zurück und zuckte mit den Achseln.

„Mag Parthenius sehen, was er will."

„Es ist nicht klug, ihn zu reizen."

„Was geht mich das alles heut noch an? Überdies ist er Klemens' Intimus," fügte Klara ironisch hinzu.

Jetzt kamen die ersten Gäste aus der Kolonie.

Allen voran die Kommerzienrätin, trotz des heißen Tages in Samt und Seide, und überreich mit Schmuck beladen. Sie brachte für die Gräfin ein kostbares Orchideenbukett aus ihren berühmten Treibhäusern mit. An der lang nachflatternden Bandschleife war in Golddruck zu lesen:

„Dem gefeierten Geburtstagskinde zu seinem ? Wiegenfest. 22. Juni 1906."

Die Kommerzienrätin hatte sich eine großartige Wirkung von dieser geschmackvollen Huldigung versprochen und war sehr perplex, als Klara mit kühlem Dank den Strauß mit der Bemerkung beiseite legte: „Sie hätten sich nicht in so geistreiche Unkosten zu stürzen brauchen, Frau Kommerzienrätin, ich mache gar kein Geheimnis aus meinem Alter, das übrigens jedermann aus dem Gothaer sowohl, wie aus dem Konversationslexikon herauslesen kann." Und mit einem boshaften Blick in das verschminkte und gepuderte Gesicht der alternden Dame fügte sie hinzu: „Ich hab's ja, Gott sei Dank, noch nicht nötig."

Die beleidigte Frau flüchtete sich zu dem Grafen.

Als sie auf Vater und Sohn lossteuerte, die gerade damit beschäftigt waren, auf dem größten der Boote, das gleich „in See stechen sollte", die Flagge des Hauses zu hissen, flüsterte Helmut lachend:

„Siehst du, Papa, daß ich recht habe! Sie ist regelrecht in dich verliebt, die gute Kommerzienrätin. Sieh nur, wie sie auf dich loswackelt. Ganz rot vor Freude. Gott weiß, was ich noch an meinem Pappi erlebe."

Dann, ehe die starke Dame mit ihren kurzen Beinen die beiden noch erreicht hatte, schob Helmut den Arm unter den seines Vaters.

„Aber, Pappi, jemand anders hab' ich dir eingeladen, in den ich dir erlaube dich zu verlieben. Und wahrhaftig, da ist Annchen schon!"

Helmut lief davon, den ein wenig ansteigenden Weg am Ufer entlang auf Franz und Annchen zu, die gerade um die Ecke des Hauses gebogen waren.

Der Graf sah seinem Jungen mit zärtlichen Blicken nach, wie er

auf ein sehr junges, schlankes, blondes Geschöpfchen in einem schlichten, weißen Batistkleid zulief. Er mutmaßte so etwas wie ein lyrisches Jugendideal der beiden Freunde.

„Gott erhalte es ihm," dachte er mit einem halben Seufzer, auf seine Frau und Selma blickend, die gerade mit einem Zeitungsschreiber modernster Fasson, der sich bei ernsthaften Leuten durch seine aufgeblasene Impotenz übrigens schon längst unmöglich gemacht hatte, in einem der Erfrischungszelte verschwanden. —

Nach und nach war die ganze Gesellschaft beisammen; nur Parthenius fehlte und jemand anders noch, dem Klara aufgeregt entgegenspähte, und der, obwohl der erste Münchener Abendzug längst in Berlin sein mußte, sich noch immer nicht sehen ließ.

Baumeisters, die dem Kippingschen Hause von allen Umwohnern des Sees freundschaftlich am nächsten standen, traten zu der für den Augenblick allein stehenden Frau, die den Blick, ohne recht eigentlich zu wissen, wohin sie sah, mechanisch auf den See gerichtet hielt, an dessen Ufer Helmut gerade im Begriff stand, in dem kleinsten und leichtesten Boot mit Franz und Annchen abzustoßen.

„Sie sehen gewiß Ihrem Jungen nach, liebste Frau Gräfin," fragte die kleine anmutige Frau.

„Ein prächtiger Bursch'," fügte der Baumeister hinzu, „der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Sie dürfen stolz auf ihn sein, Frau Gräfin."

„Sehn Sie nur, wie geschickt und galant er schon ist, wie ein ganz fertiger junger Mann!" rief die kleine Frau begeistert.

„Er ist ein lieber Bursch', ja," stimmte Klara bei. Etwas Trübes, Müdes lag in ihrer Stimme. „Etwas zu reif vielleicht für seine Jahre."

Der Baumeister schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie gut sein, Frau Gräfin, heutzutage kann ein Knabe nicht früh genug Mann werden. Zu viel Anforderungen stellt das Leben. Je eher man ihnen gut gewappnet gegenübertritt, um so besser. Daß Ihr Helmut nicht zu einer ungesunden Überreife gelangt, dafür wird Ihr Herr Gemahl schon sorgen. Ein Erzieher übrigens, wie man ihn so leicht kein zweites Mal finden wird. Mit unsichtbaren Zügeln versteht er zu lenken. Vater und Sohn, beides Edelmenschen vom Scheitel bis zur Sohle. Sie haben wirklich ein großes Los gezogen, Frau Gräfin. Man darf Ihnen an diesem feierlichen Tage noch ganz extra dazu gratulieren."

Klara dankte dem liebenswürdigen Mann, den sie im ganzen gut leiden mochte, leicht und zerstreut. Er mochte recht haben, vielleicht, ja, ganz gewiß. Ihre Gedanken und Wünsche aber waren weit fort von diesen beiden, gingen einen anderen Weg, einen Weg heißer Sehnsucht, ungestümen Begehrens.

Jetzt machte der Baumeister eine kleine Bewegung nach der Richtung zu, der Klara den Rücken wandte.

„Ich glaube, man verlangt nach Ihnen," bemerkte er halblaut.

Rasch wandte Klara sich um. Eine heiße Erwartung war in ihr aufgestiegen.

Hinter ihr stand Parthenius, ein paar glutrote Rosen in der Hand.

„Gnädigste, ist es einem späten Gaste gestattet, seine Glückwünsche noch anzubringen?"

Klara faßte sich schnell. Als sie ihn seit langer Zeit wieder vor sich sah, den geschmeidigen Mann mit dem geistreichen, energischen Kopf, überkam sie das Gefühl, daß Selma recht haben möge, daß es gut getan sei, vor ihm auf der Hut zu sein.

Sie reichte ihm die Hand, die er einen Augenblick zwischen seinen schlanken Fingern festhielt. Als er sie wieder freigab, nahm sie die Rosen und befestigte sie in ihrem Gurtband. Er aber griff hastig danach und entfernte die dunkeln Blumen. Sie sah ihn erstaunt mit großen fragenden Augen an.

„Sie sehen aus wie Flecken auf Ihrem lichten Gewand, Gräfin." Er hatte sagen wollen „Blutflecken", unterdrückte die erste Silbe aber zu rechter Zeit. „Ich hätte Ihnen hellfarbige Rosen bringen sollen, Blumen der Freude, nicht der Leidenschaft."

Sie spielte nachlässig mit den Rosen, die sie jetzt wieder in der Hand hielt.

„Es kommt nicht darauf an," sagte sie und vermied es, den Maler dabei anzusehen, „ich habe Ihnen für eine wertvollere und dauerndere Gabe zu danken."

„Ich habe mich ungern davon getrennt." Er sprach kurz und hart. „Aber am Ende, Selma hat recht, und das Bildchen gehört heute mehr denn je in Ihren Besitz."

Klara stutzte. Was konnte er mit diesem seltsam betonten „mehr denn je" meinen? Sie sah ihn an mit einer Befangenheit, die ihr sonst völlig fremd war. Keine Wimper zuckte, keine Muskel bewegte sich. Parthenius sprach weiter.

„Selma ist ein gescheites Mädel. Ich habe sie früher unterschätzt. Schade um sie."

„Sie hat Sie sehr gern, Parthenius, und — sie ist nicht glücklich."

Er zuckte die Achseln.

„Ich weiß. Es tut mir leid um sie. Aber wer kann da helfen!" Parthenius sah ironisch auf die schöne, lebensvolle Gestalt der Gräfin.

„Nicht jeder kann sich wie Sie einer ewigen Jugend und der stets erneuten Wiedergeburt jugendlicher Gefühle rühmen."

Klara wurde kreidebleich. Ihre Augen blitzten den Verwegenen an.

„Was erlauben Sie sich, Parthenius!"

Er verneigte sich leicht und elegant.

„Die Wahrheit zu sprechen, Gräfin."

Klemens trat zu den beiden. Er legte dem Freunde vertraulich die Hand auf die Schulter.

„Was gibt's denn zwischen euch? Wieder mal eine kleine Kontroverse?" fragte er lächelnd.

Klara hatte sich stumm und trotzig abgewandt. Parthenius fragte mit leisem Spott, ob Klemens schon einmal eine Frau kennen gelernt, die die Wahrheit habe vertragen können? Nicht einmal die liebenswürdigste. Ich habe deiner Frau gesagt, daß sich nicht jede wie sie einer ewigen Jugend rühmen könnte. Das ist alles. Entscheide selbst, ob das ein Vergehen ist, das Ungnade verdient."

Klara wandte sich hastig um.

„Ich hasse dergleichen nichtssagende Komplimente. Übrigens, es muß schon spät sein. Ich denke, wir können soupieren."

„Noch ein wenig Geduld, liebes Herz. Es ist kaum acht. Die Jugend ist noch auf dem Wasser. Helmut hat Order, um punkt halb neun alles an Land zu setzen."

„Wie du willst, Klemens."

„Versöhne sie, Georg. Sie war so guter Stimmung bis jetzt," raunte Klemens dem Freunde zu.

Nachdem der Graf gegangen war, trat Klara rasch und hastig auf Parthenius zu.

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, was Sie mit Ihrer geschmackvollen Bemerkung bezweckten?"

„Mit Vergnügen, Klara."

Er sprach jetzt sehr ernst.

„Eigens aus diesem Grunde bin ich hier. Ich will Sie davor warnen, eine Unbesonnenheit zu begehen."

Sie warf den Kopf zurück und sah ihn mit leidenschaftlicher Herausforderung an.

„Eine Unbesonnenheit! Daß ich nicht wüßte!"

„Geographie schwach, liebe Klara. Sie scheinen zu glauben, daß München auf dem Mond liegt."

Sie biß sich auf die Lippen und wurde sehr bleich. Gleich darauf aber lachte sie laut heraus und sagte dann mit kaltem Lächeln:

„Sie wirken wirklich komisch, Parthenius, mit Ihrem Spionagesystem. Nehmen Sie ein Beispiel an Klemens."

Dann wandte sie ihm den Rücken und ging auf die Seeterrasse, um nach den Tafeln zu sehen.

Georg sah der Davonschreitenden lange und ernsthaft nach. „Ich hülfe ihr gern heraus,“ dachte er, „aber ich fürchte, es wird vergebene Mühe sein.“ —

Helmut hatte so lange gequält, bis er es durchgesetzt, daß der Vater seinen Platz bei der Jugend genommen hatte, die ihn insgesamt vergötterte. Sie besetzte die ganze Holzaltane, während die Mama der feierlichen Tafel auf der Seeterrasse präsidierte.

Annchen Wilde, zwischen Franz und Helmut, saß dem Grafen gerade gegenüber, zu dem sie leichter und schneller Zutrauen gefaßt hatte, als zu der gefeierten Klara Möbius, die ihr in Wirklichkeit unnahbarer noch erschien, als Annchen es vermutet hatte.

Trotzdem die Hausfrau — wie Annchen es nur natürlich fand — sie kaum beachtete, hatten der Graf und Helmut ritterlich dafür gesorgt, daß sie sich keinen Augenblick vereinsamt oder nicht am Platz gefühlt hatte.

Der Graf hatte ganz das Wohlgefallen an ihr gefunden, das Helmut vorausgesetzt hatte.

Jetzt sprach er über den Tisch herüber mit ihr und freute sich ihrer klaren verständigen Antworten, die Franz mit einem Lächeln der Genugtuung begleitete.

Unwillkürlich zog Klemens Vergleiche zwischen diesem, in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsenen Mädchen und der Familie seiner Frau, die wie die Wildes im kleinen Bürgerstand wurzelte, auf eine allerbescheidenste Existenz angewiesen war.

Welch ein Unterschied zwischen der Lebensfassung und Führung hier und da, zwischen der ernsten Arbeit ums tägliche Brot auf der einen Seite, den Zufallsverdiensten, die nicht immer die lauterste Basis hatten, auf der andern! Zwischen dem schlichten Sichgenügenlassen der jedem Schein abholden Einfachheit dieses anmutigen jungen Geschöpfs, den Ansprüchen, der Talmiexistenz der Möbius'!

Es kam ihm plötzlich wieder jener Brief der Mutter ins Gedächtnis, den er vor Monaten in der Hand gehabt hatte.

Die Anschauungen der geliebten alten Frau mit dem großen, vornehmen Sinn, daß, „was er selbst an der Familie Möbius zu tadeln fände, eng an der Grenze dessen stehe, was eine sittliche Weltanschauung heiße“, hatte er damals mit beredten Worten zurückgewiesen. Heut, nach achtzehn Jahren, würde er diese Anschauung eher bestärkt als angefochten haben. Am Ende aber, was nützte es, über Dinge zu grübeln, die nicht zu ändern sind, es jedenfalls niemals waren. Es gab nichts anderes, als ihnen resigniert ihren Lauf zu lassen. —

Klara hatte ihren Platz zwischen dem Baumeister und einem bekannten Kollegen von der Sezession, der erst kurz vor Parthenius gekommen war. Den dreien gegenüber saß Selma zwischen Parthenius und dem Leiter einer bekannten Wochenschrift.

Wenige Augenblicke nachdem Paul den Fisch aufgetragen hatte, kam er noch einmal an den Tisch zurück und brachte der Gräfin ein Telegramm.

„Ein noch verspäteterer Gratulant als ich," rief Parthenius herüber. „Die Sünden meines Nachfolgers rehabilitieren mich hoffentlich wieder."

Klara hatte gar nicht auf ihn gehört.

Mit fliegenden Fingern hatte sie das Telegramm von der silbernen Platte genommen und es aufgerissen.

Sie blickte rasch und scheinbar flüchtig hinein. Dann stürzte sie in einem Zuge den Sekt herunter, der im Glase vor ihr stand, und bat den Baumeister mit lauter, heiterer Stimme, ihr den Kelch wieder zu füllen. Rasch, in fieberhafter Bewegung, hob sie das schäumende Glas gegen die Tafelrunde.

„All denen, die gekommen sind!" rief sie und stieß mit ihren Nachbarn an. Nur Selma und Parthenius sahen, wie die Finger bebten, die den feinen Stiel des Glases umspannt hielten. —

Bald nach Mitternacht ging der letzte Zug nach Berlin. Gegen halb zwölf brachen die letzten Gäste auf.

Ohne Klemens oder Helmut eine gute Nacht zu wünschen, war Klara in ihr Schlafzimmer hinauf geeilt. Während sie die Fenster schloß, hörte sie unter sich die Diener und Mädchen räumen und zwischen dem Geklirr von Tellern und Gläsern die Stimme ihres Jungen, die nach ihr fragte. Rasch verriegelte sie Tür und Scheiben und zog die dunkelroten Seidenvorhänge zu. Gott sei Dank, endlich war sie allein!

Sie warf sich in einen Stuhl, vergrub die Hände in ihr dichtes Haar und stöhnte laut. Ein wildes Gemisch von Trotz und Verlangen durchschüttelte ihren Körper, daß er bebte wie im Fieber. Sie riß das Kleid von der Brust, um frei atmen zu können.

Dann lachte sie laut und grell heraus.

Der Komödie da unten, die ohne ihn keinen Sinn gehabt, war sie satt. Kein zweites Mal sollte der Vorhang über ihr aufgehen. Sie war entschlossen, ihr ein Ende zu machen, ihr und allem. Wer konnte sie zwingen zu bleiben, wo sie nur noch dem Schein nach war? Zu verhungern, zu verdursten, während sie nach seinen Küssen und Umarmungen, nach seiner süßen Jugend lechzte? Nichts, niemand! Gott sei Dank! Sie war sie selbst, Klara Möbius, sie konnte ihr Dasein formen nach ihrem Willen, sie hatte nicht nur ein Recht, sie hatte auch die Pflicht, es so zu formen, daß ihre Kunst zu mächtigstem Aufschwung gedieh, daß sie in der Sonne, nicht im Schatten wandelte. Und ihre Sonne, die allein alle Blütenträume reifen konnte, war er! Er!

War er klein und ängstlich, wagte er es nicht, mit rascher Hand die Bande abzustreifen, die ihn fesselten, so würde sie, die Große, Starke, ihm vorangehen. Kam er nicht zu ihr, so würde sie zu ihm eilen und ihm



sagen: „Siehe, du bist zag und schwach, aber ich liebe dich, und ich bringe dir das Glück und die Kraft. Komm, laß uns selig sein.“

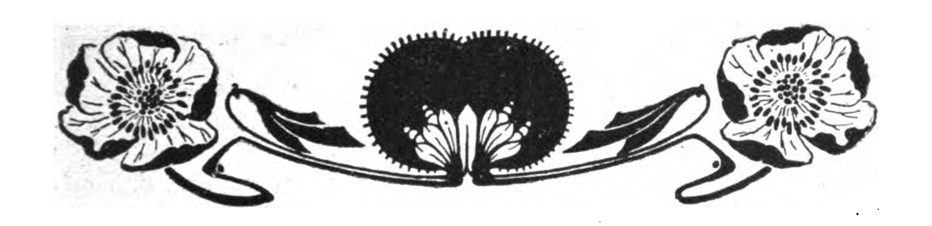
Unten war es still geworden. Leise öffnete sie die Scheiben wieder und sah hinaus in die schweigende Nacht.

Über dem See stand die erste Mondsichel und spiegelte ihren stillen Glanz in der glatten Flut.

Geheimnisvoll rauschte das Röhricht. Ganz von fern, aus dem Walde drüben, tönte der Liebeslockruf eines Nachtgetiers. Lange stand sie so. Keine Träne verdunkelte ihren Blick. Ihre Augen leuchteten. Die Welt ist groß und schön, und wo er ist, ist das Glück!

(Fortsetzung folgt.)





„Soll in Berlin eine Universität seyn?“

Von

Dr. Hans Schmidkunz.

— Berlin-Halensee. —

Nur wenige Jahre trennen uns noch von einer bevorstehenden festlichen Veranstaltung, die voraussichtlich ziemlich tief in die Interessen der wissenschaftlichen Kreise eingreifen wird. Es handelt sich um das hundertjährige Jubiläum der Universität Berlin. Noch läßt sich nicht genau absehen, auf welches Datum man die Festfeier verlegen wird, da die Gründung der Universität ziemlich allmählich und mit einer ganzen Reihe von Hauptdaten vor sich gegangen ist; doch scheint das Jahr 1909 bereits festgelegt zu sein.

Voraussichtlich werden sowohl die Gründungsverhältnisse der Universität wie auch ihre weitere Entwickelung in einer entsprechend großen fachwissenschaftlichen Gesamtschrift dargelegt werden; Professor Lenz soll mit dieser Aufgabe betraut sein. Vorläufig schöpfen wir unsere Kenntnisse der Anfänge jener alma mater hauptsächlich aus dem anerkannt tüchtigen Werke von Rudolf Köpke: „Die Gründung der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“, nebst Anhängen usw., Berlin 1860. Einige Ergänzungen dazu bieten einzelne Materialien in dem Werke von Daude: „Die Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Systematische Zusammenstellung“ usw., Berlin 1887. Neue Arbeiten aus jener Epoche mit besonderem Anschluß an die sie beinahe beherrschende Persönlichkeit Schleiermachers hat Alfred Heubaum gemacht und vorläufig in einem Artikel über ihn niedergelegt, der in Reins „Encyclopädischem Handbuch der Pädagogik“ (VI, 1898, Seite 87—128) veröffentlicht worden ist. Der Verfasser hat hier inmitten einer Gesamtdarstellung Schleiermachers auch jene Zeit überhaupt besser beleuchtet,

auf Grund staatlicher Akten und mit besonderer Rücksicht auf Schleiermachers amtliche Tätigkeit in der Sektion des öffentlichen Unterrichtes.

Rektoratsreden der Universität Berlin beschäftigen sich immer wieder gerne mit jener Zeit. So hat J. Vahlen eine der Reden zum Geburtstage des Stifters am 3. August 1887 dem Thema „Die Gründung der Universität" gewidmet. Früher sprach, am 3. August 1886, P. Kleinert über „Beziehungen Friedrichs des Großen zur Stiftung der Universität Berlin".

An diese Rede können wir anknüpfen, wenn wir selber den ersten Ursprüngen der Universität Berlin nachgehen. „Dreißig Jahre", schreibt Friedrich in einem merkwürdigen Briefe an d'Alembert vom Oktober 1772, „dreißig Jahre würden vorübergehen, ehe die Frucht seines mühevollen Ringens um Reform und allseitige Hebung des Unterrichts ans Licht kommen werde. Achtunddreißig Jahre nach diesem Zukunftswort ist die Universität Berlin ins Leben getreten." (Kleinert, Seite 10.)

Das waren allerdings nur Zukunftsgedanken. Näher kam man diesen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als (wie Köpke Seite 10 schreibt) die Anklage der Willkür und Planlosigkeit des Unterrichtes laut ward und man immer stärker auf Verbesserung und Methode drang. Das heißt: die Universitäten, die ja im 17. und zum Teile noch im 18. Jahrhundert wohl ihren niedrigsten Stand hatten, scheinen in ihren meisten, namentlich preußischen Exemplaren damals noch immer recht tief gestanden zu sein; und es würde sich lohnen, die kritischen und reformerischen Schriften jener Zeit über das Universitätswesen wieder hervorzuziehen. (Als Beispiel nennen wir das anonyme Buch: „Über die Universitäten in Deutschland, besonders in den Königl. Preußischen Staaten. Mit ausführbaren Vorschlägen" usw., Berlin 1798; es erörtert auch bereits die Frage der Kollegiengelder.)

Als nun das 19. Jahrhundert mit seinen Gefahren für das preußische Staatswesen gekommen war, besaß Preußen noch nicht das annähernde Dutzend von Universitäten, das ihm jetzt zur Verfügung steht. Die Neugründungen Berlin, Bonn und Breslau existierten noch nicht; die später von anderswoher übernommenen Universitäten Göttingen, Greifswald, Kiel und Marburg befanden sich noch bei ihren Stammstaaten; dagegen gab es einige absterbende Anstalten. Vorhanden waren in Preußen um die Mitte des ersten Jahrzehntes vom 19. Jahrhundert neun Universitäten (vergl. Köpke S. 15 f.) und ein Lyceum; die meisten davon recht dürftig in der Qualität oder in der Quantität oder in beidem. Dem selbständigen Alter nach sind es folgende: 1. Erfurt (1378, 1389, 1392), seit 1803 preußisch; 2. Frankfurt a. O. (1505), die älteste eigentlich preußische Universität, gestiftet von Joachim I., „damit die Untertanen ferner nicht genötigt seien, die Alpen zu übersteigen" — sie blieb hinter

den Erwartungen zurück; 3. Königsberg (1544); 4. Braunsberg, d. h. das Lyceum Hosianum (1565), gegründet von dem polnischen Erzbischof Stanislaus Hosius; 5. Paderborn (1614), seit 1803 preußisch; 6. Duisburg (1562, 1566, 1655), ursprünglich eine katholische Stiftung Clevescher Herzöge mit päpstlichem Diplom von 1562, dann vom Großen Kurfürsten als reformiert eröffnet; 7. Halle (1694), bald in großer Blüte, wenn auch später von Göttingen überholt — im Jahre 1806 ging es durch das französische Königreich Westfalen verloren und kam erst 1813 wieder zurück; 8. Breslau (1702), seit der Annexion Schlesiens preußisch; 9. Erlangen (1743), seit der fränkischen Abtretung 1791 preußisch; endlich 10. Münster (1773), seit 1803 preußisch, 1807—1813 an das französische Großherzogtum Berg verloren, 1818 zugleich mit Duisburg aufgehoben, im Jahre der Gründung Bonns.

Die Absterbungen und die Verluste, zumal der von Halle, waren ein besonderer Sporn zur Gründung einer neuen Universität. Allein der Wille zu einer solchen geht auf eine ältere Zeit zurück. Am 3. Juli 1793 hatte Friedrich Wilhelm III. eine Kabinettsorder über das ganze Unterrichtswesen seines Staates erlassen, und zwar einschließlich des Universitätswesens. Und nun taucht (wie namentlich Heubaum am angeführten Orte berichtet) unter den erwähnten Reformplänen für die Umgestaltung der Universitäten auch bereits 1799 der Gedanke auf, eine solche Lehranstalt in der Residenzstadt zu errichten. Unter den Männern, die hier zu nennen sind, dürfte der Vortritt dem späteren Minister Beyme gebühren. Es handelte sich um einen Lieblingsgedanken des damaligen geheimen Kabinettsrates Beyme (abgesehen von dem, dafür ebenfalls verdienstvollen, Justizminister v. Massow); und er hatte zur Verfolgung des Gedankens einen Mann zur Seite, der auch sonst in unserer Geistesgeschichte eine, wenngleich nicht tiefe, so doch umfangreiche Rolle spielt. Wir meinen Johann Jacob Engel, 1741—1802, Schriftsteller im Lessingschen Geiste, Herausgeber der Wochenschrift „Der Philosoph für die Welt" (1775—1777), Verfasser der „Ideen zu einer Mimik" (1785 f.) und des Romans „Herr Lorenz Stark" (1795 f.), Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, sodann Akademiker und Lehrer des Königs. In der Rektoratsrede vom 15. Oktober 1905: „Die Scepter der Universität" führt H. Diels (S. 14) die Gedanken Engels auf die pädagogischen Utopien des 17. Jahrhunderts zurück.

Die von Köpke veröffentlichten Urkunden zur Eröffnung der Universität beginnen mit dem 13. März 1802, an welchem Tage J. J. Engel seinen Entwurf zu einer solchen Universität an Beyme übersendete. Von da an stockt das Unternehmen im großen Ganzen, bis man über die Leiden des Jahres 1806 hinausgekommen war. Mit dem Jahre 1807 beginnen die ernstlichen Vorbereitungen, ja sogar schon die ersten Daseinszeugnisse der neuen Universität. Am 10. August 1807 richtete das Kon-

zilium der am 20. Oktober des vorigen Jahres aufgelösten Universität Halle an den damals in Memel befindlichen König die Bitte um Verlegung der früheren Universität nach Berlin, und eine Kabinettsorder vom 4. September 1807 sprach den Entschluß des Königs in Form eines Kabinettsschreibens an Beyme aus, einen solchen Ersatz in Berlin zu schaffen.

Nun drängten sich wiederum die Vorschläge; und hier liefen einige Zeit hindurch zwei Richtungen nebeneinander her: eine sowohl radikalere wie auch idealere, vertreten durch den doktrinären, großdenkenden Fichte, und eine mehr mildere, realistischere, historisch konservativere von Schleiermacher. Bekanntlich ist die letztere im ganzen herrschend geblieben. Doch besitzen wir in den Äußerungen Fichtes noch immer unverlierbare Dokumente einer tiefergehenden Auffassung der akademischen Welt, namentlich durch seine klassische Schrift „Deduzierter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höhern Lehranstalt“, der 1807 aufgezeichnet, doch erst 1817 veröffentlicht wurde. Er schließt sich zum Teil an die beiden Werke Fichtes über die Bestimmung und das Wesen des Gelehrten an, die 1794 und 1806 erschienen waren. Es wird sich lohnen, in der künftigen historischen Darstellung, die uns hoffentlich das Fest bescheren wird, auf diese Gegensätze einer mehr rigorosen und einer mehr weitherzigen Behandlung der Universitätsdinge näher einzugehen.

Aber schon war die Universität gewissermaßen da. „Schleiermacher konstituierte mit Schmalz, Wolf und Fichte die Universität im Geheimen“, d. h. es wurden seit 1807 private Vorlesungen gehalten. Daß unter ihnen Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (im Winter 1807 f.) eine ganz besondere Bedeutung hatten, ist wohl allgemein bekannt. Weniger dürfte bisher beachtet sein, daß es im Interesse der Geschichtsforschung des Universitätswesens liegen dürfte, nach Analogien zu solchen geheimen oder wenigstens privaten Universitätsanfängen bei anderen Völkern zu suchen. Man braucht nicht erst nach dem Beispiele Siebolds in Japan greifen: auch in der Geschichte des polnischen Geisteslebens finden sich solche Erscheinungen.

Ende des Jahres 1808 kam Wilhelm v. Humboldt in die Sektion des öffentlichen Unterrichtswesens beim Ministerium des Inneren, der Nachfolgerin des aus dem Jahre 1787 stammenden Oberschulkollegiums, der Vorgängerin des erst im Jahre 1817 konstituierten preußischen Unterrichtsministeriums. Am 20. Februar 1809 übernahm Wilhelm v. Humboldt ihre Leitung, und im Herbst 1810 wurde auch Schleiermacher Mitglied der Unterrichtssektion.

Die Schwierigkeiten waren jedenfalls größer, als man zunächst denken mochte. „Auch abmahnende Gründe stellten sich ein, aus den Beziehungen zu anderen Preußischen Universitäten, aus den Verhältnissen der Haupt-

stadt selbst gezogen; und vor allem mangelte das zwingende Bedürfnis, das ein so kostspieliges Unternehmen dem Staate aufzuerlegen rechtfertigen konnte. Nicht das behagliche Wohlgefühl, das aus dem Überfluß befriedigter Zustände entspringt und sich auch einen Luxus, zumal einen so edeln, gestatten darf, sondern die Not hat sie in das Dasein gerufen". (Vahlen, Seite 6 f.) Andererseits wurden aber diese Bestrebungen gefördert durch den in Preußen damals allseitigen Drang, die Güter des Volkes und des Staates in jeder Weise zu heben. Im Jahre 1807 verfaßte v. Hardenberg seine Denkschrift „Über die Reorganisation des preußischen Staates", mit Benutzung von Entwürfen des Freiherrn v. Stein. Ihr gemeinsamer Grundsatz war, „daß die natürliche Freiheit nicht weiter beschränkt werden müsse, als es die Notwendigkeit erfordert", woraus „die möglichste Herstellung des freien Gebrauchs der Kräfte der Staatsbürger aller Klassen sich von selbst ergebe". So sind beide auch darin einverstanden, „daß die Freiheit im Unterricht nicht durch positive Vorschriften beschränkt werden, und daß der Zweck nicht sowohl die Anfüllung des Menschen mit positiven Kenntnissen als die Ausbildung seiner Denkkraft und deren Hinleitung zu dem höheren Geistigen sein müsse". „Werden der wissenschaftlichen Ausbildung keine ängstlichen Fesseln angelegt und wird der Zustand der Wissenschaft nicht vom Staate selbst auf einen Punkt gebannt, so wird sich deren wohltätige Wirkung auf das ganze gemeine Leben erstrecken: jede Wissenschaft schreitet unaufhaltsam fort, und der Gewinn übersteigt im ganzen den Nachteil, den einzelne Verirrungen herbeiführen können" (Vahlen, Seite 10).

Nun aber drängten sich die Ereignisse. Am 16. August 1809 kam wieder eine die Sache entscheidende Kabinettsorder; verschiedene andere administrative Verfügungen usw. zogen sich durch die Jahre 1809 und 1810 hin. Humboldt setzte schließlich als Leiter der Unterrichtssektion eine Kommission ein „zur Einrichtung der Universität"; sie tagte vom 3. Juni bis zum 20. Oktober 1810. Inzwischen kam die erste offizielle Versammlung der Universität am 10. Oktober 1810, und dieses Datum wird vielleicht auch für die bevorstehende Jubelfeier entscheidend werden. Der regelmäßige Gang der Vorlesungen begann bald darauf, so daß die Universität am 3. August 1811 (wie Vahlen Seite 3 berichtet) die Vollendung ihres ersten Jahres feiern und hiermit auch die ununterbrochene Reihe ihrer Festversammlungen zum Geburtstage des Stifters Friedrich Wilhelms III. beginnen konnte. Erst später, am 31. Oktober 1816, wurden die Statuten für die neue Universität erlassen, nachdem über ein Reglement der Universität ein Kabinettsschreiben und über die Spende des noch jetzt benutzten Palais eine Urkunde schon am 24. November 1810 erlassen war.

Auch die späteren Knotenpunkte in der Entwickelung der Universität sind ziemlich allgemein bekannt, und Adolf Wagner hat in einer Rede

vom 3. August 1896 die Entwickelung der Universität Berlin in diesen ersten 86 Jahren geschildert. Die traurigen Zeiten des politischen Druckes auf den deutschen Universitäten waren auch für Berlin fühlbar, und erst 1829 wurde eine freiere Bewegung wiedergewonnen. Das Jahr 1840 brachte für die Universität insofern einen denkwürdigen Einschnitt, als in diesem Jahre sowohl der Stifter wie auch der indirekt um sie wesentlich verdiente Minister Altenstein starben.

Man wird bei den künftigen Darstellungen der Geschichte dieser Universität wohl auch für die Charakterisierung der Prinzipien sorgen, die ihr durch die Richtung der damaligen Zeit gegeben worden waren. Während bei älteren Universitätsgründungen noch das Moment der Charakterbildung betont war, wie z. B. in den Statuten der Universität Greifswald, zeigen die Statuten der Berliner Universität die intellektualistische und utilitarische Auffassung jener rationalistischen Zeit. Die utilitarische Auffassung der Universität war namentlich im „Allgemeinen Landrecht“ (II, 12, 1) ausgesprochen. Über diese Enge ging der § 1 der Berliner Statuten ein wenig hinaus, behielt aber jedenfalls den intellektualistischen Zug der Zeit bei. Ferner wird es von Wert sein, die Ursprünge der Universität in erklärende Beziehung zu bringen zu den damaligen verschiedenen Auffassungen über das Wesen der Universität und über die Reformen, die bei einer Neugründung das allgemeine Bedürfnis befriedigen sollten. Nicht nur in Preußen hatten sich damals die Federn in Bewegung gesetzt; und Schleiermachers vielzitiertes Buch „Über Universitäten in deutschem Sinne“ von 1808 ist trotz seines hohen Wertes nur ein Glied in einer weitgehenden Literaturkette. Anscheinend unabhängig von den Berliner Bestrebungen dürfte z. B. die lateinische Schrift des Leipziger Universitätsprofessors J. H. A. Tittmann sein: „**De rebus academicis epistola**“, Leipzig 1808.

Das merkwürdigste aber ist eine, jetzt wahrscheinlich nicht ebenso weit bekannte und wohl auch selten gewordene Schrift eines anonymen Verfassers mit dem Titel: „Soll in Berlin eine Universität seyn? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. Berlin, 1808. Gedruckt und verlegt von Karl Friedrich Amelang.“ 115 Seiten kl. 8°. Es ist nicht schwer, heute das Richtige und das Falsche, das diese Schrift enthält, voneinander zu unterscheiden; und es ist auch nicht schwer, ihre Erörterungen einzugliedern in die alte Streitfrage, ob eine Universität besser in eine kleine oder besser in eine große Stadt paßt. Des Interesses bietet aber diese Schrift auch für heute noch so viel, daß wir sie trotz ihrer leicht belächelten Ablehnung des bereits damals nicht mehr rückgängig zu machenden Planes noch mit manchen Anregungen vornehmen können. (Über ähnliche antiberlinische Schriften berichtet Köpke S. 54.)

In zwanzig Kapitelchen erwägt der Verfasser den Gedanken erst

lange hin und her, gelangt dann zu einer Ablehnung und schließt mit einem eigenen Vorschlage.

Das erste Kapitel unterscheidet ein doppeltes „soll", mit welchem von einer neuen Universität zu sprechen sei. Der Verfasser scheint außerhalb der leitenden Kreise gestanden zu sein, denn er sagt (1808): „Man erzählt sich diese Neuigkeit nicht nur überall, sondern sie ist sogar in den Zeitungen (jedoch nicht offiziell) berichtet worden. Es ist bis jetzt nur unverbürgtes Gerücht."

Ein zweites Kapitel ist überschrieben: „Es wäre für Berlin nützlich", und meint dies namentlich deshalb, weil die Stadt im letzten Jahre viel gelitten habe. Aber „die Studien sind zu edel, als daß sie zum Emporbringen des bürgerlichen Nahrungsstandes in einer Stadt gebraucht werden könnten".

Das dritte Kapitel erkennt eine solche Nützlichkeit auch für die intellektuellen Bedürfnisse der Berliner an, mit einigen Hieben auf „gewisse Schriftsteller" und auf den „Besitz des ausschließenden Prädikats der Berliner Gelehrten". „Die in sich selbst vergnügte Mittelmäßigkeit verdient nicht in ihrer Ruhe gestört zu werden; ferner haben die Berlinischen Dilettanten auf ihrer Universität schon hin und wieder einen Moses und einen Propheten gehabt, den sie hätten hören können, oder den sie gehört haben; und am Ende kommt's nicht darauf an, ob ein halb Dutzend Halbköpfe auf einige Jahre literarisches Obertribunal spielen oder nicht, ob auch die Sprecher aller Ressourcen sie in selbiger Zeit für große Männer achteten."

Viertes Kapitel: „Wie die Berliner alsdann gar nicht Berlin verlassen dürften. Es gibt Leute in Berlin, ja vornehme Männer, die in ihrem ganzen Leben nicht aus der Stadt, als in den Tiergarten, nach Stralau und Treptow, nach Pichelswerder usw., höchstens bis Potsdam, gekommen sind. Nur die Studierten und die Handwerksburschen mußten bis jetzt auswandern. Beide könnten nun auch zu Hause bleiben, wenn diesen das Wandern erlassen und für jene mitten in der Vaterstadt eine Universität errichtet würde. Wie viel Geld könnte an Reisekosten und dem Aufenthalt in einer fremden Stadt erspart werden!"

„Die andern Gründe, oder von den Vorteilen, die eine Universität von Berlin haben würde": dies der Titel des fünften Kapitels. Es zählt die in der Stadt vorhandenen, namentlich naturwissenschaftlichen und medizinischen Anstalten auf und schließt mit den Worten: „Wir können dahin noch die große Königliche Bibliothek rechnen, die, wenn sie auch an Zahl, Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit weit von der Göttingischen übertroffen wird, eben so weit alle übrigen Preußischen Bibliotheken hinter sich zurückläßt." Allerdings macht der Verfasser diese Hinweise nur, um sie später als „von keiner großen Bedeutung" zu erklären (X. Kapitel).

Das sechste Kapitel weist auf die in Berlin bereits vorhandenen gemeinnützigen Vorlesungen hin und setzt fort: „Wie könnten wir hier die Muster übergehen, welche Berlin in allen Zweigen der Kunst, mehr als jede andere vaterländische Stadt, aufzuweisen hat? und von welchen unsre Studierenden auf den bisherigen Universitäten nicht eine Ahnung erhielten. Welche große musikalische Talente, in und unter der königlichen Kapelle, sind hier vereinigt! Von welchem echten Kunstwerte sind die musikalischen Exhibitionen der großen Oper und des Nationaltheaters! Welche Beispiele von außerordentlichen Talenten stellen einheimische und fremde Virtuosen in den öffentlichen Konzerten der Bewunderung dar! — Gewiß, wenn die göttliche Kunst der Musen sich vorzüglich in den Tönen verklärt, und wenn nur durch große Muster die Idee geweckt und das Ideale zur Anschauung gebracht werden kann; so müssen wir allen Studierenden unseres Vaterlandes, die nicht kostbare Reisen machen können, wünschen, daß sie einige Zeit in Berlin Musik hören könnten. — Wenn wir auch unserm Theater das Zusammenstimmen aller Talente zu einer Ein- und Ganzheit und ein rücksichtsloses Trachten nach dem Höheren absprechen müßten, so leben doch auf ihm einzeln die größten Talente, so sind doch die Fortschritte der Kunst auf ihm so ausgezeichnet, daß es alle übrigen deutschen Theater weit übertrifft und unter den Bildungsanstalten des Geschmacks ehrenvoll aufzuführen ist“. Wozu noch hier und da wiederholt ein Appell an die, bekanntlich erst viel später erfolgte, Vereinigung der königlichen Kunstschätze zu einem Museum kommt.

Das siebente Kapitel rühmt, „daß das Leben in einer großen Stadt die Ansichten erweitert und die Bildung vielseitiger macht“, und weist auf den Umgang mit berühmten Männern und gebildeten Fremden hin, wobei der treffende Satz erscheint: „Oft ist eine einzige Unterhaltung mit einem ausgezeichneten Manne fruchtbarer und anregender für den Jüngling, als das regelrechte Studieren eines ganzen Jahres.“ Dazu dann noch die Einheit der nationalen Gesinnung, ein lebendigerer Patriotismus, ein besseres Einwurzeln der Residenz im Volke.

Das achte Kapitel beginnt die verschiedentlichen „Aber“.

Das neunte Kapitel ist skeptisch gegen reiche Mittel. „Nun will man aber wahrgenommen haben, daß kostbare und reiche Anstalten oft einen großen Schein und eine geringe Wirklichkeit bei sich führen, und daß bei großer Armut an Subsidien sich oft ein noch größerer Reichtum an innerm Wert, an Tiefe der Einsicht und Gründlichkeit der Kenntnisse gefunden habe.“ „Was braucht man denn auch, insofern es bloß auf Gelehrsamkeit und Kenntnis, nicht auf Praxis ankommt, großer Apparate? Der Theologe, der Jurist, der Philosoph kann sie vermissen, bei ihm ist gar nicht die Rede davon. Nur der, welcher Natur- und Erfahrungswissenschaften studiert, kann ihrer nicht entbehren“ usw. Deswegen brauche

man nicht nach Berlin gehen. Derlei sei überall möglich, einschließlich einer „Sternwarte für Dilettanten“. „Einen physikalischen und chemischen Apparat wird sich ein guter Lehrer selbst überall verschaffen, er wird sogar mit keinem andern, als dem seinen, demonstrieren wollen; Naturalienkabinette aber werden im Notfall durch Kupferwerke ersetzt.“ „So manche Kunst und Scienz ist bei den neu erfundenen großen und bequemen Vorrichtungen an innerem Gehalt gesunken, und war bei der früheren Einfachheit der Hilfsmittel in sich vollkommener. Man denke nur an das höchst einfache Theater, auf welchem Shakespeare seine göttlichen Dramen aufführte, und vergleiche damit unsere prächtige Opernszenerie. Diese Betrachtung ist unanwendbar auf Naturwissenschaften, Astronomie ꝛc., insofern sie nicht bloß erlernt, sondern insofern ihr Gebiet erweitert werden soll. Dazu gehören allerdings kostspielige Instrumente und Anstalten. Allein die wenigen, die sich ein solches Fach wählen und in sich Kraft fühlen, darin Meister zu werden, werden sich die Gelegenheiten, das Vollkommenste in der Art zu sehen, schon selbst aufsuchen und deshalb weiter, als selbst nach Berlin, reisen.“ Ein kritischer Kommentar zu diesen Ausführungen ergibt sich heute wohl von selber.

Das zehnte Kapitel verlangt von einer guten Universität, nicht erst darauf zu warten, ob in der Nähe domizilierende Gelehrte sich an sie anschließen werden. Nachziehen könne sie selbst den Geschicktesten nicht, „sie würde sich sonst zu einer ewigen Wanderung verdammen“. Nun aber eine eigentümliche Kritik über Berlin: „Wichtiger ist, was von der Kunst gesagt worden. Wir wiederholen die oben geäußerten Wünsche; doch sind wir nicht geneigt, sie zu weit auszudehnen und jungen Studierenden durch drei Jahre den Besuch des Theaters und der Musik anzuwünschen. Auch wird sich das Wesentliche wohl in jeder Universitätsstadt erreichen lassen. Was hören wir in den Concerten? etwa die Musik in ihrer höchsten Würde, in den erhabensten Compositionen alter und großer Meister? ist sie auf Offenbarung der Idee durch unmittelbar in die Tiefe der Seele sprechende Töne, auf wahre Wirkung und Bildung berechnet? oder kommt es vielleicht an auf Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, auf Erregung der Bewunderung des Staunens und eines flüchtigen Wohlgefallens? — Wäre dies der Fall, so wollen wir mit der Versetzung der Studenten, die mehr des Ernstes und der Kunst, als der Unterhaltung und der Künstlichkeit bedürfen, in unsre Concertsäle wieder nicht allzusehr eilen, sondern vielmehr jeder Universität, wo sie auch sey, einen Zelter zum Musikdirector wünschen, der die Dilettanten und Kunstfertigen, deren es unter den Studiernden immer viele gibt, um sich her versammle, und sie für das Studium und die Ausführung wahrer Musik in ernsten, geistlichen Kompositionen, sie und ihre Zuhörer, zu begleiten wisse. Dadurch wird die göttliche Kunst würdig auf die neue Gebildeten wirken, und länger und tiefer werden die Töne eines Jomelli,

Händel, Gluck u. s. w. in ihren Herzen tönen, als die allerkünstlichsten Passagen und Colloraturen in ihren Ohren klingen werden.

Das Theater — wir wollen es nicht geltend machen, daß man die Theater gern von Universitätsörtern entfernt hält; da man sagen kann, es sey nur der Aktricen und der Händel wegen geschehen — wäre es, was es seyn soll, ein Tempel der Kunst, und nicht, was es größtenteils ist, ein Belustigungsort; das Theater würde, seiner entscheidenden Wirkungen wegen, unsre ernsthafteste Rücksicht verdienen. So, wie es ist, müssen wir jedoch wünschen, dem jungen Studierenden seinen Besuch nicht allzusehr zu erleichtern. Er sieht das Gute und Schlechte, — und sein Geschmack wird verwirrt; er kann es täglich sehen — und wird gleichgültig dagegen und durch Gleichgültigkeit zum — Kritiker; alle Wirkung auf seine Phantasie geht verloren; und an die Stelle des ideellen Interesses tritt vielleicht ein sehr materielles und beschränktes. Wir schweigen von den Gefahren, in welchen sein Fleiß und seine Kasse gerathen könnte. — Am besten, das Theater bleibt für den Studierenden in einiger Ferne, und dient ihm zur Erholung und zur Erhebung." Auch das große Museum sei nicht so wichtig, da die bloße Gegenwart weniger Meisterstücke schon genüge. Für uns Heutige bedarf es hier wohl einer Erinnerung an den disziplinären Geist, der damals, wie Figura zeigt, nicht nur in offiziellen Kreisen waltete.

Das elfte Kapitel handelt „von der Vielseitigkeit, dem Umgange und dem Patriotismus". Gegenüber der Rühmung großer Städte „könnte wohl der Aufenthalt eines einfach erzogenen Jünglings in einer großen Stadt, der Anblick der Palläste, Straßen und Plätze, des Glanzes und der Pracht, die in der Nähe des Throns herrscht, einen bedeutenden Nachtheil haben; er könnte durch die großen Formen, die sich seinem Gemüth eindrücken, auf Lebenszeit einen Ekel an den kleinen Formen seiner Vaterstadt oder seines Vaterdorfes erhalten, und die Beschränktheit seines Hauses verabscheuen, entweder nicht mehr dahin zurückkehren oder sich lange Zeit daselbst unglücklich fühlen." „Was uns wahrhaft Noth thut, was unsern Geist bildet, erweitert und erhebt — das kann den Großstädtern nicht ausschlußweise vorbehalten seyn!" Weiterhin zweifelt der Verfasser an dem Gewichte des Gedankens von der Einheit in der Bildung, und namentlich, „ob die Einheit im Berlinismus der Nation zuträglich seyn würde; — der Patriotismus aber — o, man wolle doch ja nicht den Patriotismus bewirken! der bewirkt sich unter einer guten Regierung ganz von selbst. Einer solchen wird es ohne Zweifel so wenig einfallen, auf Patriotismus loszuarbeiten, als es der Sonne einfällt zu erwärmen, wenn sie leuchtet. Nur eine Regierung, die ihrer Sache nicht recht sicher ist, wird dazu Anstalten treffen, um in der künstlich hervorgebrachten Gesinnung der Bürger auf einige

Zeit ein Surrogat verdienter Liebe und Anhänglichkeit zu haben." So Anno 1808.

Das zwölfte Kapitel resumiert das bisher über die Nützlichkeit einer Universität für Berlin „im Leib- und Geistlichen" Gesagte und läßt bisher das Nein bloß durch Aufhebung des Ja entstanden sein.

Nun fragt das dreizehnte Kapitel: „Was eine Universität, und was Berlin sey?" Es geht aus von dem Wesen einer Universität als der „Totalität der Lehranstalten und der Disciplinen" und verrät die geringere Einsicht des Verfassers in wissenschaftliches Lehrwesen durch die Meinung, die Universitätslehrer sollen in ihren Vorlesungen den ganzen Umfang ihrer Disziplinen erschöpfen, und die Studenten sollen „eine Uebersicht aller Zweige der Literatur und eine vollkommene Anweisung zu einem gründlichen Studium der von ihnen gewählten Disciplin erhalten". Allerdings würdigt der Verfasser auch die Wissenschaft als solche im Gegensatze zu einem bloßen Mittel für etwas im Staatszwecke. Deswegen dürfe man die Studenten auch nicht in das Leben der Welt hineinwerfen, d. h. für Wissenschaft und Welt vernichten. „Berlin aber ist, wie allgemein bekannt, eine große Stadt; dergleichen aber sind, wie ebenfalls bekannt, wohl gute Schulen der Welt- und Lebenspraxis für den reifenden Mann, nicht aber, bei ihrem Ton der Flachheit, Arbeitsscheue und Genußsucht, bei ihrer Frivolität und zur Schau getragenen Immoralität, bei ihren Reitzungen zur Zerstreuung, der Leichtigkeit des Genusses jeder Art und der von allen Seiten laurenden Verführung, für die erwachende Lebenskraft des Jünglings eine gute Schule der Weisheit, der Arbeitsamkeit und der Tugend."

„Die Wissenschaften wollen ohne Stöhrung cultivirt werden," sagt das vierzehnte Kapitel. In den Lehr- und Studierjahren soll der Arbeitende geradezu glauben, „es sey, außer seinem Gegenstande, nichts gleich Wissenswürdiges vorhanden", und in diesem Glauben sollen seine Umgebungen ihn nicht stören. „Man fürchte doch ja nicht die Gefahren der Contemplation; sie ist die eigentliche Schule des Lebens: das gewöhnliche Treiben ist der Tod." „Nichts ist dem Studierenden (außer der Wahrheit) kostbarer, als die Zeit, und nirgends herrscht darinn eine so ungeheure Verschwendung als in großen Städten." Was nachher noch wiederholt betont wird. Von den in einer stillen Mittelstadt eingeschränkten Professoren heißt es: „Nach Berlin versetzt, müßten sie eine Riesenstärke des Charakters haben, wenn nicht die tausend Aufforderungen zur Zerstreuung ihnen wenigstens die Hälfte der sonst den Wissenschaften gewidmeten Zeit rauben sollten. Man denke an die Diners und Soupers, wozu die Hospitalität der Berliner Großen und Reichen sie rufen, an die Theés spirituels, wohin die Eitelkeit der gelehrten Damen sie locken würde. In der That soll vor einiger Zeit ein auswärtiger Gelehrter einen ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach Berlin

aus dem Grunde ausgeschlagen haben, weil er fürchte, daß sein Kopf nicht die Zeitverschwendung und sein Magen nicht den Überfluß der Schmäuse vertragen werde." Und vom künftigen Berliner Studenten heißt es: „Nur die völlige Leerheit des Beutels, nur das entschiedene Nein des Juden, wird hie und da einen an sein Zimmer bannen, nicht in Gesellschaft der Musen, sondern eines erschlaffenden Mißmuths."

Das fünfzehnte Kapitel ist das „von den Sitten". Es schildert den jungen Mann, wie er in der Vaterstadt war. „Eine Reise von wenig Tagen oder Stunden — und der schuldlose, schamhafte und fleißige Jüngling ist aus der Beschränktheit und Gebundenheit an das entgegengesetzte Extrem geschleudert." „Was fürchtete sonst ein Vater, der seinen Sohn nach Halle, oder Jena ꝛc. sandte? — Höchstens ein Duell, in früheren Zeiten das Saufen. — Wie würde ein Vater jetzt zittern, wenn er auf drei Jahre seinen Sohn nach Berlin senden sollte! — Ist etwa das Wort Friedrichs des Zweiten vergessen, das er vor den Ohren der ganzen Nation sprach: Die Berliner Zucht taugt nichts! Oder haben seitdem die Provinzen Gelegenheit gefunden, Berlin für eine Tugendschule halten zu müssen?"

„Von der Aufsicht" spricht das sechzehnte Kapitel. Es erwägt die beiden Erfordernisse der Aufsicht und der Freiheit und tritt für die der damaligen Zeit in diesen Dingen überhaupt eigene (auch in jenem anonymen Buche von 1798 zu findende) Mittellinie ein, die noch fühlbarer an den österreichischen Universitäten war; die denkwürdigen Erbauungsreden an die akademische Jugend von dem Philosophen Bernhard Bolzano geben ein besonderes Zeugnis für eine Schätzung jener Mittellinie.

Das siebzehnte Kapitel spricht von den Duellen, nimmt aber nicht durchaus gegen sie Partei. „In ruhigen Zeiten hält ein Degen den andern in der Scheide. Wie wollte man auch unter so vielen Jünglingen Friede, Gefälligkeit, allgemeine Artigkeit und Scheu vor Insultationen erhalten, wenn nicht im Hintergrunde der gezogene Degen schwebte, den jeder, auch der beste Fechter fürchtet, da er nicht mit Gewißheit den Ausgang eines Gefechts bestimmen kann." „Noch mehr, wir bedürfen einer Tugend, die unter uns viel zu wenig cultiviert wird, und die Grundlage aller Tugend ist, der Tapferkeit. Wie sollen wir doch das Aude sapere (Wage es, weise zu seyn!) einem Menschen zurufen, der nie Etwas gewagt hat? wie können wir Kühnheit gegen Unwahrheit, Vorurtheile und Leidenschaften von einem Menschen erwarten, der nicht die erbärmlichste Furcht zu überwinden gelernt hat? wie können wir Liberalität, Großherzigkeit und Tapferkeit (die täglich mehr allgemeines Bedürfnis wird) hoffen, wo das Prinzip der Ehre (dieser romantisirten Moralität) nicht lebendig geworden ist?" Der Zweikampf sei nur außer den bürgerlichen Verhältnissen denkbar, d. h. im Militärstande und auf

Universitäten; dort aber werde er weder geboten noch begünstigt noch ausgerottet werden können.

Sodann erheben sich dem Verfasser Befürchtungen über die Charakterschäden durch die etwaige Nottwendigkeit für den Studenten, sich mehr Geld zu verschaffen. In einer Mittelstadt bleibe dem Studenten vielmehr bewußt, daß er mit dem Ablaufe der herrlichen Universitätszeit selber Philister werde. „Mit Besonnenheit tritt er in die bürgerlichen Verhältnisse; er wird bescheiden, aber ein innres Gefühl von Menschenwürde verwahrt ihn vor der Niederträchtigkeit; er lebt (wie wir alle) mit Resignation in einem eisernen Zeitalter, aber er hegt in seinem Innern (wie wir alle) das liebliche Bild eines goldnen. Wenn zur Erziehung des Menschengeschlechts das Daseyn eines goldnen und nach ihm eines heroischen Zeitalters gehörte, warum wollten wir dasselbe in der Erziehung der Gebildeten der Nation für überflüssig halten?" Eine Beeinflussung dieser Worte durch Lessings und Schillers Schriften über Menschenerziehung, von 1780 und 1795, wird schwerlich zu bezweifeln sein.

Das achtzehnte Kapitel handelt „von dem Glauben", und zwar vornehmlich dem „an den unendlichen Wert der reinen Wissenschaftlichkeit". „Es ist gar nicht zu leugnen, daß es ein wesentlicher Bestandteil des Berlinismus sey, alles, Menschen und Wissenschaften, nur nach ihrer unmittelbaren Brauchbarkeit zu schätzen, nur das und den zu loben und zu heben, was und wer eine handgreifliche Nützlichkeit hat, und alles mit vornehmem Naserümpfen als Pedantismus und leeres Strohdreschen zu verschreien, wovon nicht ersten Blicks abzusehen ist, wozu es in Berlin zu gebrauchen sey." „Ganze Zweige der Wissenschaft, und zwar die nothwendigsten, würden gar nicht mehr cultivirt werden, und die übrigen würden so zusammenschrumpfen, daß sie vor aller praktischen Brauchbarkeit bald zu nichts mehr brauchbar seyn würden. So halte man denn auf's sorgfältigste die Universität von der großen Stadt entfernt, und lasse unsre Jünglinge die Wissenschaft dort aus reinem Interesse studieren, wo das imponierende Ansehn der höheren Staatsverwalter, und der verfeinerte, wohlbelohnte Diensteifer der Beamten aller Art sie nicht von dem einfachen Wege des freien Strebens verlocken kann, wo die künftigen Arbeiter sich im lebendigen Glauben an den absoluten Werth des Denkens, Forschens und Wissens für die beschränkte Praxis der Staatsbürgerlichkeit gründlich bilden können."

„Von den Finanzen und der Sterblichkeit" spricht das neunzehnte Kapitel. „Wollte man nun die Laufbahn des Studierenden ohne Noth kostbar machen, so würde man eine Menge armer, fleißiger, ja talentvoller Jünglinge aus dem Mittelstande, dieser Pflanzschule tüchtiger Menschen, zurückschrecken, so, daß es bald in allen Arten untergeordneter Stellen an Arbeitern fehlen würde; ja unbemittelte Eltern genievoller Knaben, würden sie mit Gewalt von der einzig durch die

Natur bestimmten Laufbahn abhalten und sie in irgend eine andre weniger kostbare und früher lohnende hineindrängen, worinn sie vielleicht Zeitlebens unter dem harten Mißverhältniß der inneren Lust und äußere Bestimmung zu kämpfen hätten. Ueberhaupt wird man sich wohl bald genöthigt sehen, wenn die Universitäten so fortwährend leerer werden, (welches bei der Neigung des Zeitalters zum Reellen, und seiner kriegerischen Tendenz immer mehr der Fall seyn wird) eher auf Beförderung, als auf Erschweren des Studierens bedacht zu seyn." Auf alle Ausgaben sei in der großen Stadt eine doppelte Summe zu setzen. „Dieses sind die Gründe, welche uns bewegen, die Frage: Ob eine Universität nach Berlin verlegt werden solle? auf das bestimmteste zu verneinen. Es ist nur zu gewiß, daß alle mögliche Vortheile von den sichern Nachtheilen weit überwogen werden."

Das letzte, zwanzigste Kapitel bringt nun das Positive. Für den preußischen Staat sei es Bedürfnis, die von Halle vertriebene Universität irgendwo zu etablieren; und dabei entsteht der Wunsch, die Gelegenheit gleich zu neuen Einrichtungen zu benutzen. „Wie, wenn man die Universitäten, die man schon oft veraltete, aus einem barbarischen Zeitalter herrührende und mit dem Rost des Alters überschmutzte Institute genannt hat, ganz aufhöbe? wie, wenn man, statt deren, einzelne und abgesonderte Lehranstalten oder Akademien für die Hauptdisciplinen stiftete und diesen eine Einrichtung gäbe, die mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und dem Geiste des Zeitalters übereinstimmend wäre?" — „So könnte die theologische Akademie für alle studierende Preußen etwa in Breslau, die juristische in Frankfurt, die medizinische (denn für die ist in Berlin das meiste gethan) in Berlin errichtet werden, so, daß diese drei Städte die Centralpunkte aller Fakultätsweisheit in den gesamten Preußischen Staaten wären."

„Allein die erste große Schwierigkeit, die der Realisierung dieses Vorschlags entgegensteht, wird sogleich bei der oben angegebenen Zahl der Fakultätswissenschaften einleuchten. Wo bleibt denn die Philosophische? d. i. nach dem Sprachgebrauch das Aggregat aller möglichen Disciplinen, welche nicht unter eine der drei andern Hauptklassen gebraucht werden können. Sollen diese Philosophica d. h. die Philosophie im engeren Sinne, die gesammte Philologie und Alterthumskenntniß, die Historie, Statistik und Geographie, die Kameralistik, die allgemeine Encyclopädie, Methodologie und Literatur, so wie die Diplomatik, Numismatik u. s. w. auf allen Akademien gelehrt, oder sollen für diese Zweige besondere Akademien z. B. eine philosophische in Königsberg, eine philologische in Stettin, eine historische und statistische in Potsdam u. s. w. errichtet werden? — Dann wäre der Vortheil nicht groß. Im ersteren Falle würden die Akademien blos zu unvollkommenen Universitäten werden, z. B. die theologische zu Breslau eine vollständige Universität,

nur ohne Jurisprudenz und Medicin, die zu Frankfurt eine dergleichen ohne Theologie und Arzneigelehrsamkeit, die zu Berlin, ohne Theologie und Jurisprudenz, und es müßten auf jeder fast eben so viel Lehrer, als auf einer Universität gehalten werden. Im zweiten Falle würden die Akademien ins Ungebührliche vermehrt werden müssen, und es würde ein unaufhörliches Reisen der Studierenden nach den einzelnen Wissenschaften entstehen."

Fiel uns an dieser Stelle unseres Anonymus ein beträchtlicher Umfang der philosophischen Fakultät auf, der zum Teil beinahe über den heutigen hinausreicht, so stellt sich der Autor durch die folgende Stelle ganz auf die Höhe deutscher Auffassung des Universitätswesens gegenüber der napoleonischen, von der er im übrigen doch nicht ganz unberührt ist. „Die Wissenschaften stehen nicht so isoliert da, daß man sie so von einander trennen und ihre Kultur einzelnen Akademien übergeben könnte. Ein allgemeines Band umschlingt sie alle, es ist nur eine Wissenschaftlichkeit, die sich nur in der Anwendung in viele unter einander verbundne und sich gegenseitig unterstützende Disciplinen spaltet; und die Universität ist das Bild dieser Ein- und Ganzheit." „Heben wir die Universitäten auf — es war die erste große Idee, die von Paris zu uns herüberkam, und die in Deutschland so herrlich ausgebildet wurde: — so haben wir erklärt, daß wir die Wissenschaft als einzelne und von einander isolierte Handwerke betrachten, so haben wir Verzicht geleistet auf deutsche Gründlichkeit, deren Sitz und Quelle unsre Universitäten waren." „So wie die Grazien nur verbunden ihre Reihen tanzen, so wie die Kunst in der Seele des ächten Künstlers, er sei Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer, nur E i n e ist: so sind alle Wissenschaften nur die Wissenschaft, keine kann der andern entbehren, sie haben ihr Daseyn, ohne Rangstreit, mit, neben, durch und in einander. Schöner Kranz der Musen! mögest du unzerrissen, in ewiger Jugend auf unsern Universitäten blühen!"

Der Verfasser tritt nun für irgend eine M i t t e l s t a d t ein. „Vielleicht eignete sich dazu Frankfurt vor allen andern. Die dortige Universität bedarf einer Regeneration und die Stadt eines Ersatzes für die Wunden, die ihr der Krieg geschlagen hat; sie liegt gesund und angenehm, hat den Vortheil eines schiffbaren Flusses, liegt so ziemlich in der Mitte der Preußischen Staaten und in zweckmäßiger Nähe der Hauptstadt, und giebt das Bild des Handels, ohne eine Handelsstadt zu seyn. Auf dieser Universität nun, — sie sey wo sie wolle, nur sey sie mit den berühmtesten und tüchtigsten Gelehrten jedes Faches besetzt — werde, wie bisher, die Wissenschaft in allen ihren Zweigen gelehrt, so, daß der Studierende in den mit Recht festgesetzten drei Jahren, die Disciplin, der er sich mit Besonnenheit und Umsicht gewidmet hat, nebst allen ihren Vorbereitungs- und Nebenstudien gründlich erlernen, eine vollkommne Anweisung zum

eignen Studieren mit encyclopädischem Ueberblick erlangen und sich sonach entweder zum künftigen Lehrer und Gelehrten, oder zum Praktiker gründlich vorbereiten kann."

Doch außerdem gehe ein Streben darüber hinaus, besonders nach einer noch höheren wissenschaftlichen Ausbildung oder auch nach einer Anleitung zur Praxis. „Für diese ist die Universität, ihrer eignen Natur nach nicht hinreichend." Die höchste menschliche Bildung sei aber noch nicht durch die Spezialbildung des praktischen Gelehrten gegeben, sondern werde erst durch Wissenschaft und Kunst hervorgebracht. Und für diese höhere Lehranstalt, die vorläufig Akademie heißen solle, und in der nur die Lehrer, nicht aber die Schüler eine Verfassung haben sollen: für diese „wissen wir keinen besseren Ort, als den, wohin wir die Universität nicht verlegen wollten, Berlin." Der Fond zu dieser Anstalt ist da, „wenn man ein Institut ganz regenerieren will, das, so wie es jetzt ist, der Welt und der Wissenschaft von geringem Nutzen gewesen ist, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin."

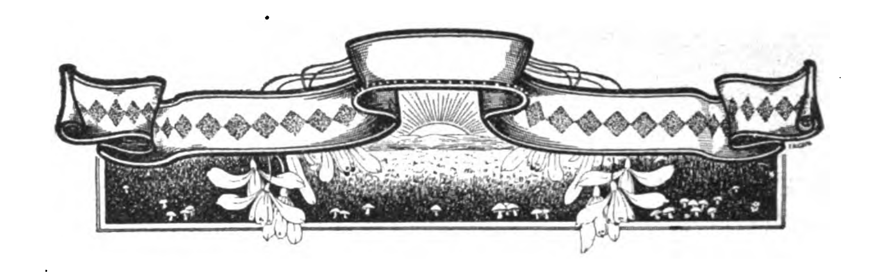
„Von der Akademie aber, welche wir meinen, wollen wir die Idee nur angedeutet haben. Denn, wird sie nicht realisiert, so ist alle weitere Ausführung überflüssig; wird sie aber gestiftet, so werden die Männer, die dazu berufen werden, gerade die seyn, welche die Idee auszubilden haben werden. Groß wird die Zahl dieser Academiciens nicht seyn; aber sie wird der Zahl der ersten Köpfe deutscher Nation gleichkommen. Der Gewinn, den dieser Areopag weiser und gelehrter Männer durch Vereinigung zu gutem Rath der Regierung, in allen wissenschaftlichen Angelegenheiten und für die ächte Cultur der Nation, so wie durch Vorlesungen allen, die nach höherer Geistesbildung streben, leisten wird, ist wahrlich nicht zu berechnen. Unendlich ist die Wissenschaft; diese Anstalt muß ihren Charakter tragen. Bei der unzertrennlichen Vereinigung der Wissenschaft und der Kunst, müßte mit ihr die Kunstakademie verbunden seyn. Was jetzt Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften heißt (ein sehr thätiges und nützliches Institut) würde sich des Namens einer Kunstschule nicht zu schämen haben.

So haben wir denn die Idee einer Akademie der Wissenschaft und Kunst, als der höchsten menschlichen Lehr- und Bildungsanstalt angedeutet. Verdient sie es, beachtet zu werden, so werden es Denker, die es mit Wissenschaft und Menschheit wohl meinen, thun, und wenn ihr Standort es erlaubt, sie zur Kenntniß derer bringen, die zu ihrer Realisirung wirken können; verdient sie es nicht, so wird sie, wie diese Blätter, zeitig genug vergessen werden. Ihr Verfasser konnte übrigens nicht umhin, zu schreiben, was er geschrieben hat."

Wir haben dem Verfasser sein Wort bis zu Ende gegeben. Es ist nicht etwa bloß lächerlich, was er schreibt; es geht auf Schwierigkeiten zurück, die dem Universitätswesen immer wieder erwachsen werden. Wollen

wir aber das Unzulängliche dieser Schrift im Kerne treffen, so glauben wir, daß es hauptsächlich in einer ungenügenden Einsicht in das innere Wesen und in die innere Geschichte der Universitäten liegt. Die Schrift läßt sich in die Reihe jener Angriffe auf die Universitäten einrechnen, von denen die Bibliographie dieses Gebietes große Mengen aufzuzählen hat; und seine Theorie hat es nicht schwer, bei dem größten Teile dieser Literatur die mangelnde Einsicht der Verfasser in dasjenige nachzuweisen, was einerseits folgt, wenn das Problem der Wissensbildung gestellt ist, und was andererseits unter noch so viel Mißständen tatsächlich zum Vorschein gekommen ist, wo sich die Veranstaltungen für diese Bildung ungestört von äußeren Gebundenheiten entfalten konnten.





Gedichte.

Von

Ilse Hamel.

— Berlin. —

Es singt das Gras:

Einen kurzen Sommer bracht' der Wind, der ew'ge,
Streichelnd, werbend mich zum leisen Singen;
Die ich gab ihm, alle meine süße Würze,
Trug er fort zum Meer auf flücht'gen Schwingen.

Einen Sommer waren Gottes Himmelsbläue
Und der Nächte Duft auch mir bereitet,
Und ich trank sie in beglücktem Staunen, ob am
Fernen Rand auch schon der Schnitter schreitet.

Meiner Seele Lied wird mit dem Wind nun ziehen,
Wie mir's leis entlockten seine Hände,
Traumhaft, — seltsam. — Ist's ein tiefbeseligt' Danken,
Ist's ein Schauer vor dem nahen Ende?

Bange Liebe.

Tag' und Nächte lang
Trag' ich immer nur im Ohr, Geliebter,
Deiner Stimme Klang;
Klagt der Wind im Ried,
Singt die Amsel, immer hört die Sehnsucht
Nur das eine Lied.

Mutter legt die Hand
Mir besorgt aufs Haupt, da habe schluchzend
Ich mich abgewandt;
Bin so weit schon fort
Ja von ihr, daß mich nicht mehr erreichen
Kann ihr treues Wort.

Bin wohl schon ganz dicht
An der Tür des blütenreichen Gartens,
Wo mein Traum wird Licht!
Wo du stehst und rufst
Mich ans Herz dir, der du meines Lebens
Glück und Not mir schufst!

Und in wildem Glanz
Werden Sterne uns zu Häupten schreiten
Ihren Fackeltanz. — —
Muß im Morgenrot
Ich auch still dann aus der engen Pforte
Schleichen in den Tod.

Reiches Leben.

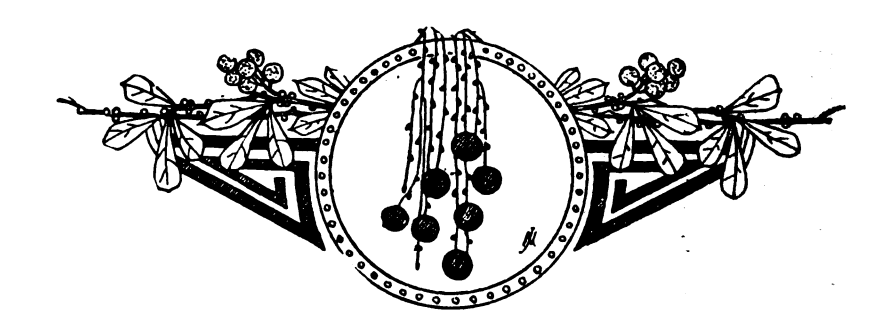
Arme gabst du mir, köstliches Leben,
Mutige, weiße, die Wellen zu teilen;
Brausend umfing mich der Strom,
Jauchzend hab' ich ihn besiegt;
Siehe, nun breitet im Abendschimmer
Mir er, der lachenden Siegerin,
Aus seine Schätze, der mächtige König!

Arme gabst du mir, gütiges Leben,
Rüstige, starke, die Garben zu raffen,
Und aus dem sonnigen Feld
Trug ich die Ernte mir heim.
Konnte die Hände der Meinen füllen,
Nahte ein wegmüder Wandrer gebückt,
Schied er getröstet von gastlicher Schwelle.

Arme gabst du mir, segnendes Leben,
Flehende, wilde, sie brünstig zu werfen
Sonnenentgegen! Da ging
Auf mir die Schönheit der Welt.
Schauernd empfing meine offene Seele
So viel der Wunder, daß sie von dem Licht
Säen noch konnte in dunkele Herzen.

Gabst mir, gabst mir, was immer die Seele
Fassen konnte, gabst mir zu gestalten
Tiefdurchleuchtet mein Glück,
Gabst mir zu wandeln mein Leid,
Daß auch der schmerzengefurchte Acker
Früchte mir brachte. — Nun schreite ich still,
Und vor mir öffnet der Abend die Weiten. —

Froh und geruhig nun trag' ich die Bilder
All' meiner jauchzenden Sommer im Herzen,
Ach, und doch stirbt es mit mir,
Was meine Seele geschaut.
Nur der lebendige Glanz, den sie strömte
Auf ihre Welt, — er flutet zurück
Wieder ins All, neues Leben zu schaffen.





Attische Gedanken.

Von

Prof. Julius von Pflugk-Harttung.

— Berlin. —

Die Götter Griechenlands — ihre Statuen waren Repräsentationsdarstellungen, wobei der Dargestellte sich gewissermaßen in „Pose" befand. Der Künstler wurde gefesselt durch einen bestimmten Vorstellungskreis, innerhalb dessen er sich, sein Empfinden und sein Vermögen zu halten hatte. Weit mehr Freiheit gewährte ihm die Wiedergabe von Menschen, aber auch sie erschienen im Marmor gewöhnlich „offiziell", und das bewirkte naturgemäß einen Einfluß aus dem Götterkreise. Überhaupt sah der im lebhaften Götter- und Schönheitsdienste lebende Grieche leicht in seiner Marmorschöpfung etwas Höheres, Göttliches.

Am meisten Eigenart konnte er bieten, wenn er die reine Plastik verließ und im Relief zum Maler in Marmor wurde. Während der klassischen Zeit bevorzugte er dementsprechend auch das Flachrelief, als der Malerei am nächsten stehend. Für diese Art der Darstellung hatte er namentlich Friese, Giebelfelder und die einfachen Platten der Grabdenkmäler zur Verfügung, von welch' letzteren Athen im Museum und auf dem antiken Kirchhofe einzigartige Sammlungen besitzt. Sie sind Handwerksarbeiten, die bisweilen im Auftrage, bisweilen für gelegentlichen Verkauf gearbeitet wurden. Vom bloß genügenden Werke steigern sie sich zu wahren Kunstleistungen, die das Empfinden, das Innenleben in reinster Weise, in höchster Vollkommenheit widerspiegeln. Die Schilderungen sind einfach, sind dem Alltagsleben entnommen und dennoch weihevoll verklärt.

Drei Dinge treten besonders hervor: Formensinn, Gemütstiefe und Geschick in der Marmorbehandlung. Es finden sich prachtvolle

Gewand- und Nacktgestalten; auch in der Kleidung kommen die Körperformen und Bewegungen voll, ohne Aufdringlichkeit, zur Geltung. — Mit Vorliebe wird das Abschiednehmen geschildert. Der oder die Sterbende scheidet von dem oder der Zurückbleibenden. Diese pflegt zu sitzen und jene zu stehen, worin ausgedrückt ist, daß die eine auf der Erde weiter weilt, während die andere im Begriffe steht, sie zu verlassen. Ist das schon tief gedacht, so klingt die gleiche Zartheit und Innigkeit auch wider im Ausdrucke des Gesichtes, in den Hand- und Körperbewegungen, ja in den Falten des Gewandes. Auf den Zügen ruht eine sanfte Trauer, oft ein Versenken in die Seele des andern. Selbst darin zeigt sich Sinnigkeit, daß gern die Frau dargestellt und mit Vorliebe künstlerisch behandelt wurde. Manches Denkmal ist geradezu ein Hohes Lied auf die Mutter und Gattin. Greisentum oder körperliche Gebrochenheit kennt der Grieche dort nicht: die Frauen sind jung, schön oder matronal, die Männer erscheinen als bartlose Jünglinge oder als kräftige, vollbärtige Gestalten. Alles Häßliche ist abgestreift, nirgends Verzerrung oder Krankheit. Der Tod als Gerippe wäre undenkbar. — Die Marmorbehandlung ist derart, daß sie dem Steine Leben und Bewegung verleiht. Das Empfinden des Künstlers ist übergegangen in den Stein und äußert sich bis in die geringsten Nebendinge. Trotz der wenigen Mittel, die gerade das Flachrelief gewährt, erscheint das Ganze plastisch bewegt. Kurz gesagt: ein ewiges Leben, eine ewige Jugend verklärt den attischen Tod.

Die hellenistisch-römischen Arbeiten fallen völlig hiergegen ab. Auch sie verraten noch eine hohe Fähigkeit der Marmorbearbeitung, aber diese beruht nicht mehr im Erleben, im Empfinden des Schaffenden, sondern auf Überlieferung, auf Technik. Es ist nicht mehr Kunst, sondern Kunstfertigkeit. Der Bildner arbeitet mit geübter Hand und geschultem Auge, aber ohne Seele. An Stelle der einfachen Grabplatten treten große Steinsärge, die das Sinnige ins Prunkvolle verwandeln. Suchte man früher durch die figürliche Darstellung zu wirken, so geschieht es jetzt durch Form und Umfang des Sarkophags, dem das Relief bloß zur Zier gereicht. Deshalb tritt auch das Persönliche und Familienhafte zurück vor allgemeinen, gleichgültigen Gegenständen: einem Tanze, einer Opfer-, Kampf- oder Jagdszene, einer Sphinx, Tieren oder Girlanden mit Tierköpfen und dergl. Schon diese völlig abseits liegenden Stoffe bergen das Gemütstote. Werden noch Figuren in alter Weise dargestellt, dann pflegt es auf verkleinertem Raume rein handwerksmäßig zu geschehen, so daß der Beschauer kalt bleibt. Da die Weihe fehlt, kommt es auf Nebendinge an, auf richtige, standesgemäße Kleidung, darauf, daß der Mann die Rechte in der Toga hält, daß die Frau einen Überschal lose um die Schultern und kreuzweise auf der

Brust zusammengeknotet hat, was so unkünstlerisch wirkt wie möglich. — Im Mittelalter, als die Kirche das erstarrte Gemütsleben wieder zu beleben suchte, geschah es bildnerisch durch Übertreibungen, Verzerrungen und Schauerdarstellungen. Das rein menschliche Empfinden war durch die Lehre der Kirche getrübt und verschoben. Außerdem herrschte eine geistlose Überlieferung, und die Kunstfertigkeit der Hand hatte versagt. Diese Auffassung klingt noch nach in der realistischen Richtung der Renaissance, welche den Gipfel des Abstoßenden in der Darstellung von halbverwesten Leichen erreichte. Auch die nervöse Vielseitigkeit und Roheit mancher Modernen steht himmelfern gegen die Vergangenheit zurück.

Die Welt hat die Harmonie der griechischen Kunst, die Zartheit und Wahrheit des griechischen Kunstempfindens, die reine Tiefe des griechischen Geistes, sie hat ihre Jugend für immer verloren.

* * *

Die Trümmerwelt Athens bietet zwei Kunstblüten: die der Perikleischen und die der Hadrianischen Zeit. Letztere wird von dem Fremden und mehr noch von dem Archäologen gewissermaßen als minderwertig betrachtet, weil beide in Athen griechische und nicht römische Erzeugnisse suchen. Und doch sind das Olympieion, die Bibliothek Hadrians und das bedeckte Theater des Herodes Attikus hervorragende Leistungen. Das Olympieion ist ein gewaltiger Riesentempel gewesen, fast doppelt so hoch als der Parthenon, weit sichtbar, kühl und doch unmittelbar am Wege gelegen, sowohl im Ganzen als in seinen Einzelheiten ungemein reich, sauber und wirkungsvoll ausgeführt, so daß er unseres Erachtens den nüchternen und reizlosen Bau des griechischen sogenannten Theseions weit übertrifft. Als eine großartige Anlage mit mächtigen Säulen, Säulenhallen und Mosaikfußböden erscheint die Bibliothek, durch eine ragende, wuchtige, unzerstörbare Quadermauer umschlossen. Von der einstigen Pracht zeugen noch acht korinthische Riesensäulen, welche auf der Westseite erhalten blieben. Das Odeon wirkt ebenfalls durch die Höhe und Macht seiner dreistöckigen festgegliederten Außenwand und durch die Verbindung mit einer mächtigen säulengetragenen Wandelhalle.

Thront auf den Akropolisbauten und dem Monumente des Lysikrates die abgeklärte Harmonie und der tiefe Schönheitssinn der Griechen, so auf den Werken der Hadrianischen Zeit die Wucht, der Ernst und die Großartigkeit des römischen Weltreiches.

* * *

Die größte Mannigfaltigkeit und die unerschöpflichste Fülle haben die Griechen in Töpferwaren, in den „Vasen" erreicht. Der Grund

hierfür beruhte zunächst auf dem Bedürfnisse, auf dem täglichen, allseitigen Gebrauche, denn die „Vasen" wurden für alles benutzt und mußten deshalb jeglichem gerecht werden. Sie waren zugleich Kanne und Flasche, Teller und Tasse, Faß und Kasten, Korb und Schrank. Dem Massenbedarf entsprach die Massenherstellung, und diese wurde geadelt und vergeistigt durch den Sinn für künstlerische Ausgestaltung, von dem Bedürfnisse nach Schönheit und plastischer Wirkung, von einem Kunstbedürfnisse und Kunstgenusse, die nie wieder erreicht sind.

Es sind Gefäße eigentlich von jeder erdenklichen Gestalt und Größe hergestellt: schlanke, unten spitze, wie Düten, dickbäuchige bis zur Rundschachtelform, und zur flachen Schale oder modernen Tasse, mit und ohne Kopf, mit Tüllen verschiedenster Art oder ohne solche, mit und ohne Fuß, mit kleinem, großem, dickem und dünnem, mit und ohne Henkel, mit deren zwei und mehr, ganz kleine en miniature und weit über manneshohe. Und, wie gesagt, eigentlich alle sind sie geschmackvoll in ihrer Art. Gewöhnlich wurde Ton verarbeitet, doch auch Metall und Stein. Die verschiedenen Zeiten bewirkten verschiedene Technik und verschiedenen Schmuck, an denen man die Periode und die Gegend erkennt, der sie angehören.

Im Marmorrelief fühlte der Bearbeiter sich fast immer durch Rücksichten oder Aufgaben gebunden, auf den „Vasen" konnte er sich malerisch gehen lassen. So erzielte er in den bildnerischen Darstellungen eine Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegungen, einen Reichtum der Erfindung und Gestaltung, wie der Marmor sie nicht, nur selten, oder doch erst seit der Diadochenzeit bietet. Die Vasenbilder sind gewissermaßen die Vorläufer der Pergamenischen Kunst, des großen nunmehr in Berlin befindlichen Altarwerkes. Freilich, auf den älteren Vasen, selbst den hellfigürlichen, gehen die Bildwerke noch oft durcheinander, die Gestalten können dicht zusammen stehen und sich gegenseitig verdecken. Aber der plastische Sinn der besseren Arbeiter erkannte, daß Mehrheitsgruppen unschön, jedenfalls unklar in den Umrissen wirken, deshalb verwendeten sie möglichst Einzelgestalten, die sich gut voneinander abhoben. Das Malerische wurde von ihnen also zugunsten des Klaren, des Plastischen aufgegeben, bis die spätere Kunst sich wieder der Anfangsart zuwandte.

* * *

Im Museum der Akropolis findet man mehr, als man erwartet. Nicht bloß Reste vom Parthenonfriese und -Giebel, nicht bloß Erzeugnisse der höchsten Kunstentwickelung, sondern auch den Beweis, daß der Burgberg des Erechtheus und der Athene eine uralte Kultus-, Kultur- und Kunststätte, er jahrhundertelang ein Museum unter Gottes freiem

Himmel gewesen ist, wie die heiligen Bezirke zu Delphi und Olympia. Die Marmorgegenstände der Akropolisfunde bilden geradezu einen Leitfaden der attischen Plastik.

In der Frühzeit sind die Gestalten noch gebunden und starr, aber daneben regt sich eine gewaltige, überschäumende Phantasie in dem dreileibigen Menschenungeheuer mit verschlungenen Schlangenschwänzen, daneben auch ein kühnes Wagen und gutes Beobachten im Kampfe eines Stiers mit einem Löwen oder in stark bewegten Gigantengestalten. Ihre Höhe erreichte diese archaische Kunst mit einer Reihe weiblicher Statuen, bis sie verklärt und geläutert wurde in der Zeit eines Phidias und Perikles.

Von anderem abgesehen erfolgte hierbei eine Bändigung der Phantasie durch den Schönheitssinn und ein Zurücktreten der Farbengebung vor der Freude am Marmor. In den Gestalten des Parthenon herrscht Leben und Bewegung, aber stets im Rahmen der Formenschönheit und des harmonisch Maßvollen. Während der ältere Bildhauer noch stark mit Malerei nachhalf, tritt diese zurück oder hört ganz auf. Auch hier wieder Maß und Harmonie, Einschränkung aber Vertiefung, Beseligung der Mittel. Die Skulptur war sich ihrer selbst bewußt, war gewissermaßen zum Ausdrucke der Empfindungswelt geworden.

Weit mehr hat man die Farbe in der Baukunst beibehalten, weil sie hier die schöne Wirkung erhöhte und das Auge verhinderte, durch sonnenbestrahltes Weiß zu sehr zu ermüden. Wie eindrucksvoll und vornehm die altgriechische Behandlung des Baumarmors gewesen, beweist die moderne Nachbildung im Akademiegebäude. Da wurde ein Saal ganz aus weißem Marmor hergestellt, aber mit diskreter Bunt-, zumal Goldmalerei. Prächtig heben sich hier die jonischen Kapitäle, goldig, blau und rot, von der übrigen Säule ab. Ebenso tun es die vollbemalten Friese: sie bieten schwarz oder rot als Grundfarbe und darauf eine Verzierung in Gold. Gerade auf Marmor wirkt Farbe besonders lebhaft.

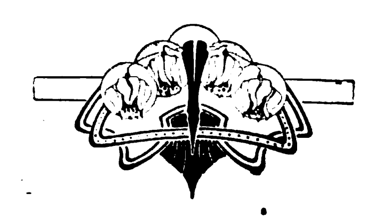
* *
*

Es gibt kaum einen weihevolleren Ort auf der Welt als den Aufstieg und das Innere der Akropolis. Hier empfängt den Eintretenden links das Erechtheion, rechts das Jungfrauengemach der Athene, der Tempel des Parthenon: zwei Werke, die die Vollendung des plastisch begabtesten Volkes darstellen. Das Erechtheion erweist sie in wunderbarer Einzelausführung, der Parthenon durch die Harmonie seiner Gesamtheit und die unerreichte Schönheit seiner Bildhauerarbeiten. Zwar ist er nur eine vergilbte, verwitterte Ruine, deren Treppenstufen zerschlissen und zertreten, deren Säulen beschädigt, deren Metopen ver-

letzt oder entwendet sind: im Giebel nur noch verlassen zwei verstümmelte Gestalten; und dennoch ist diese Trümmerstätte erhaben und ehrfurchtgebietend. Auf gewaltigem Steingefüge thront sie über dem Beschauer mit mächtigen Säulen und edlem Giebeldreieck; durch das offene Tor blickt das strahlende Blau des Himmels, das rings den Bau wie mit unendlichem Rahmen umgibt. Es ist, als rage er aufstrebend hinein in den ewigen Äther. Und hat Phöbos sein Tagewerk vollendet, so blickt er auf das Haus seiner Schwester mit letztem Scheidegruße, so verklärt sich golden der braungelbe Marmor, gleichsam jungfräulich errötend im Kusse der nahenden Nacht. Und ist die Sonne versunken, so kommt still der bleiche Mond, überhauchend alles im Silberton. Hell schimmert der Marmor des Erechtheions und hell der Säulenwald des Parthenon, der auf dem dunkelen Hintergrunde noch plastischer wirkt als zuvor, bekrönt und durchbrochen vom Kranze glitzernder Sterne. Schließlich erscheint es dem andächtig versunkenen Auge, als belebten sich die Säulen in der wunderbaren Klarheit des täuschenden Mondlichtes, als bewegten sie sich, während rings herum Marmorquadern lagern, wie riesige Leichensteine auf einem Geisterfriedhofe.

Auch unten die dämmernde Stadt leuchtet mit weißen Häusern: Ihre Lampen und Lichter flimmern gleich unzähligen Leuchtkäferchen, die die altersgraue, heilige Burg umschwärmen, bis fern hin zum meerumspülten Piräus. Aber dunkel winken im Hintergrunde Attikas Berge, wie schwarze Särge der Trauer.

Geadelt durch Kunst und Geschichte prangt die Akropolis in unvergänglicher, ewiger Schönheit.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Clara Viebig: „Absolvo te." — Josef Ponten: „Jungfräulichkeit." — Hermann Stegemann: „Die als Opfer fallen."

Es ist heute vielen Einsichtigen gewiß, daß die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt die Kulturmission nicht mehr erfüllt, die sie vor einem Jahrtausend zu erfüllen bestrebt war. Ob eine Revision ihrer Lehrmeinungen, ob eine Reorganisation von innen heraus, die nicht nur an Aeußerlichkeiten herumtastet, sondern die alten Formen mit neuem Geist erfüllt, eine Aenderung in dem Verhalten herbeiführen würde, das die Gebildeten, d. h. die Menschen, die den Ideengehalt des modernen Lebens in sich aufgenommen und verarbeitet haben, ihr gegenüber beobachten, habe ich heute nicht zu untersuchen. Charakteristisch ist, daß die Kirche, besonders die evangelische Kirche, allen Einfluß auf die breiten Massen des Volkes verloren hat. Und die katholische Kirche vermag ihren Besitzstand in diesen Schichten, der sich auch bereits mehr gefährdet zeigt, als man zuzugeben bereit ist, nur durch eine unerhörte Tyrannei der Geister zu halten, eine Tyrannei, die Gedanken und Gefühle bis ins kleinste vorschreibt und dadurch einen ungeheuren Einfluß auf den Willen der Massen auszuüben imstande ist. Indem sie alle seelischen Funktionen Richtung auf das Kirchliche hin zu nehmen zwingt, alle geistige Tätigkeit auf das Religiöse einschränkt, weiß sie bei denen ihre Tyrannei zu behaupten, die noch genügend geistige Bedürfnislosigkeit besitzen, um den Intellekt im Schweigen zu erhalten. Andrerseits aber erzeugt sie durch eine einseitige und von keinem Intellekt beherrschte Steigerung des Gefühlslebens einen religiösen Fanatismus, der bei Menschen, deren seelisches Gleichgewicht infolge Anlage, Erziehung oder Lebenserfahrung, vielleicht auch durch ein Zusammenwirken aller drei Faktoren bereits erschüttert ist, eine zerrüttende Gewalt haben und zu einer unerhörten moralischen Begriffsverwirrung führen muß. In solchen Fällen muß die Kirche geradezu zu einer öffentlichen Gefahr werden.

Welche Verheerungen der religiöse Fanatismus in einer Frauenseele anrichten kann, die, schon von Natur aus hysterisch veranlagt, durch schmerzliche Erfahrungen und durch ein zweckloses Dasein immer tiefer in Nervenzerrüttung hineingetrieben wird, zeigt Clara Viebig an der Heldin ihres neuesten Romans: „Absolvo te" (Egon Fleischel & Co., Berlin W.), an der „schönen Frau Tiralla". Der kleinen Sophia Kluge hatte der Propst, „ein noch junger Mann mit einem Gesicht wie Jesus Christus selber", von den Freuden der Engel und der bald Mannbaren von dem himmlischen Bräutigam erzählt und damit sich und sie „an den Bildern des Himmels, an den Strömen der Liebe berauscht, die das Herz der Heiligen durchflutet hatten". Dann mußte die Siebzehnjährige, die nur den einen Wunsch hatte, eine reine Jungfrau zu bleiben und sich damit einen Stuhl im Himmel zu verdienen, von der Mutter durch Beschwörungen und Ohrfeigen gezwungen, den reichen Gutsbesitzer Tiralla heiraten. Ihre Mutter war bald nach dem Handel, bei dem man sie verkauft hatte wie ein Kalb, gestorben und hatte alles, was sie sich von Herrn Tiralla als Entgelt ausbedungen hatte, hier lassen müssen; aber der andre Schuldige, der Käufer, lebte noch, war dick und fett und dachte noch lange nicht daran, dorthin zu gehen, wo die Würmer nagen. Er freute sich seines Lebens und seines Weibes. War sein schönes Zoschchen auch spröde und stieß sie ihn auch vor die Brust, wenn er ihr zärtlich nahen wollte, so erschien ihm sein herziges Weibchen darum nur um so reizender; Weiber, die sich ihm an den Hals warfen, hatte der Besitzer von Starydwór genug kennen gelernt.

Aber ihr ekelte vor seiner fetten Selbstzufriedenheit, vor seinen begehrlichen Händen, und sie mußte immer die Augen schließen und fest die Zähne aufeinanderbeißen, wenn sie seinen Zärtlichkeiten nicht entweichen konnte. Fünfzehn Jahre hatte sie das nun schon erdulden müssen, ihm auch ein Kind geboren, ein Mädchen, und der Haß war immer größer geworden. Sie konnte ihn nicht mehr sehen, nicht mehr ertragen, sie mußte ihn beiseite räumen, um weiter leben zu können. Durch Bitten und Flehen, durch Zärtlichkeiten, die sie sich abringen ließ, bestimmte sie ihn, nach Gnesen zu fahren und Rattengift zu kaufen, um die vielen, vielen Ratten zu töten, die sie im Keller gesehen haben wollte. Es war ein schwerer Kampf, bis sie ihn so weit hatte, denn Herr Tiralla hatte Angst vor dem furchtbaren Gifte. Endlich aber fuhr er. Gewiß hatten dazu die guten Heiligen geholfen, vor denen Frau Tiralla die ganze Nacht auf den Knien gelegen hatte. Freilich zu beten: „Laß ihn sterben!“ das vermochte sie noch nicht, das war doch gar zu scheußlich. „Das wäre ja so, als würde sie sich vor die Mutter Gottes hinstellen, ganz bloß, und vor Jesus Christus dazu.“ Aber da fiel ihr ein: was brauchte sie den Heiligen alles zu sagen?! Und sie betete nur, daß er das Gift auch wirklich hole, das Rattengift. Sie betete nicht bloß zu Maria, der Gottesmutter, sondern der Sicherheit halber auch noch zu ihrem göttlichen Sohn. Wie jubelte sie, als sie endlich das Gift in Händen hielt, wie war sie Herrn Tiralla dankbar dafür und vor allem den Heiligen, die ihr dazu verholfen hatten. Aber der Versuch, den Verhaßten damit umzubringen, schlug fehl, und statt seiner wäre fast die Magd ums Leben gekommen, die von dem starken süßen Kaffee genascht hatte. Das vermochte jedoch ihren Glauben nicht zu erschüttern: die Heiligen haben es noch nicht gewollt, die rechte Zeit ist noch nicht gekommen. Sie verdoppelt ihr Gebet, sie läßt ihre Bitten deutlicher werden, sie reißt ihr Kind, das Hysterie und religiöse Wahnideen von ihr geerbt hat, mit in diesen Gebetskampf hinein. Absichtlich verwirrt sie die kranke Phantasie der Tochter, die in religiöse Halluzinationen ausartet, um an der ekstatischen Frömmigkeit des Mädchens eine Stütze, in ihrem Gebet eine Rettung zu haben. Immer kühner, immer dringlicher wird ihr Gebet, immer kühner aber auch ihre Versuche, Herrn Tiralla aus dem Wege zu räumen. Lieber möchte sie selbst mit ihm zugrunde gehen, als so weiter leben. Sie scheut sich nicht Mitschuldige zu werben, sie scheut sich nicht, als der Gatte ihre Absichten durchschaut und sich aus Gram und Angst ganz dem Trunk ergibt. Mit teuflischer Absichtlichkeit treibt sie ihn immer tiefer in diese Leidenschaft hinein, um ihn so durch sich selbst zu verderben, und erreicht es auch, daß er sich zuletzt selbst vergiftet. Es ist der großen Kunst der Dichterin gelungen, die vielfältigen Verschlingungen religiösen Wahns und verbrecherischer Triebe in der Seele dieser merkwürdigen Frau aufzuzeigen, glaubhaft zu machen, daß es gerade die fast wahnwitzige Frömmigkeit, der alles Maß übersteigende Glaube an die Macht der Gottesmutter, an die Macht der Heiligen, die nichts geschehen lassen, was sie nicht selbst gewollt haben, es ist, der die schöne Frau Tiralla zur Verbrecherin macht. Sie fühlt sich in ihrem grauenvollen Tun so ganz als Werkzeug der Himmlischen, die ihr dienen, wenn sie ihnen dient, daß ihr kaum ein einziges Mal ein Bewußtsein ihrer Schuld kommt. Und als sich in ihr einmal beim Anblick ihrer frommen Tochter eine „ungeheure Sehnsucht nach Unschuld, nach Reinheit“ erhob, entschloß sie sich, zur Beichte zu gehen und ihre Sünden gegen das fünfte Gebot zu beichten, auf daß sie nachher beten konnte: „Dank dir, göttlicher Erlöser, daß du mir im Sakrament der Buße Lossprechung und Vergebung der Sünden erteilt hast!“ Und schon das Denken an die Beichte gewährte ihr unendliche Beruhigung. Als nun gar die Liebe in dieses zerrüttete Frauengemüt fällt, dem trotz einer fünfzehnjährigen Ehe Liebe und Sinnentaumel fremd geblieben sind, steigert sich ihre Hysterie bis hart an die Grenze des Wahnsinns. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit entreißt sie den Geliebten den zarten, schwachen Armen der Tochter, um ihn selbst zu besitzen, während unten in der Wohnstube Herr Tiralla sich langsam zu Tode säuft. Es ist ein Beweis für den Gerechtigkeitssinn der Dichterin, daß gerade die Kirche es ist, die der schönen Verbrecherin den Stein vor die Füße wirft, über den sie stürzen muß: als Martin Becker seine Sünde gegen das sechste Gebot beichtet, wird er mit allen Höllenqualen bedroht, von der Geliebten zu lassen, und all ihre Angst und ihr schamlosestes Liebeswerben ist nicht mehr imstande, den in tiefster Seele Erschreckten in ihre Arme zurückzuführen. Ja, als die Katastrophe eintritt, die Frau Tiralla die Freiheit und damit die Möglichkeit gibt, den Geliebten für immer an sich zu ketten, flieht er, von fürchterlichem Grausen gepackt, als loderten hinter ihm Fegefeuer und Hölle.

Die staunenswerte Kunst der Dichterin zeichnet uns hier mit peinlichster Gewissen-

haftigkeit das Bild einer seltsamen Frauenseele bis in ihre feinsten Verästelungen, ein Bild, das wir glauben, obgleich es voll Grauen und Entsetzen ist. Die düstere Gewalt dieses Bildes ist so groß, daß es peinlich wirkt; niemals wird dem gepeinigten Gemüt des Lesers ein befreites Aufatmen verstattet, wie ein niederwuchtender Fluch wirkt der Roman und nicht wie eine Erlösung; es vermag nicht zu erschüttern und darum auch nicht zu erheben. Wir bewundern wohl die überaus feine, bis in die Tiefen des Unterbewußtseins reichende Darstellung des Psychologischen, wir bestaunen dieses merkwürdige Seelenbild und verfolgen mit Interesse die vielfältigen Vermischungen, die absonderlichen Brechungen elementarer Triebe, aber die Kunst der Dichterin zwingt uns nicht zu warmer Anteilnahme. Am ehesten tut uns noch Herr Tiralla leid, das „arme Herrchen", das von seinem geliebten Zoschchen mit satanischer Absichtlichkeit in das Verderben gejagt wird. Die schöne Frau Tiralla werden wir zwar kaum verurteilen wollen, denn in ihr wirken Mächte, die ihr Bewußtsein einer moralischen Verantwortlichkeit völlig ausgeschaltet haben, aber wir vermögen nicht mit ihr zu leiden, können darum auch ihr Tun mit dem Gefühl nicht begreifen. Die Entwicklung dieses Charakters ist zu sehr auf das Hysterische eingestellt, und ein normales Empfinden wird schwerlich imstande sein, in die verschlungenen Irrgänge dieser verantwortungslosen Lasterhaftigkeit einzudringen. Würde die Dichterin uns gezeigt haben, wie diese Frau durch ihr Schicksal, das uns als ein wirklich schweres oder doch wenigstens als schwer empfundenes hätte nahe gebracht werden müssen, in Hysterie und Verbrechen hineingetrieben wurde, hätten wir vielleicht eher zum Erleben dieser Frauengestalt gezwungen werden können. So aber sehen wir in die Seele der Heldin hinein wie in ein Uhrwerk, das wohl kunstvoll zusammengesetzt ist, aber doch immer tot bleibt. Clara Viebig gibt uns in ihrem neuen Roman nur die Krankengeschichte einer Hysterischen, der ein verbrecherischer Anschlag nach dem andern mißlingt. Dadurch, daß Clara Viebig die moralische Verantwortlichkeit ihrer Heldin ausschaltete und ihr verbrecherisches Tun als krankhaft darstellte, beraubte sie ihr Werk von vornherein der tieferen Wirkung.

Die Hysterie der Mutter erscheint doppelt gesteigert in der Tochter, der zarten, unschuldigen Rozia, in der Frau Tiralla ihre Erlösung und Entsühnung finden soll. Es liegt etwas Rührendes, Keuschinniges über diesem Kinde gebreitet, dessen Edelstes nicht ohne einen Hauch von Krankheit ist, wie Wassermann sagen würde. In ihm hat die Dichterin die beste Gestalt ihres Buches geschaffen. Aber auch sie hätte innigere und tiefere Wirkungen auszuüben vermocht, wäre sie nicht von vornherein als erblich belastet dargestellt worden. Das Krankhafte ihres Wesen verwirrt und verzerrt wie ein Krampf die kindlich reinen Züge ihres seelischen Antlitzes: die innige Liebe zum Vater und vor allem zu ihrer schönen Mutter, die rührende Liebe der halb erst zur Jungfrau Erwachten zu dem Geliebten, die ekstatische Gläubigkeit ihrer ergriffenen Seele, und mindert so das Schlichte und Ergreifende dieses kindlichen Charakters.

Es mutet eigentümlich an, wenn man bei Charakterisierung Clara Viebigscher Gestalten Jakob Wassermann zitieren muß; und es ist auch wirklich wenig von ihrem Wesen, wie wir es aus früheren Werken kennen, in Mutter und Tochter des neuen Romans. Wären nicht Herr Tiralla und die gutmütig-leichtsinnige Magd Marianna, die echt Viebigscher Schlag sind, es würde uns noch schwerer werden, Absolvo te als ihr Werk anzunehmen. Und das, glaube ich, ist der innerste und stärkste Grund, daß uns die schöne Frau Tiralla so wenig Anteilnahme abgewinnen kann: es ist nicht Viebigsches Leben, Leben vom Leben der Dichterin, in ihr, und darum bleibt sie und ihr Schicksal für uns so unlebendig. Die kleine Rozia zwingt uns wenigstens noch zur Anteilnahme, wenn auch nicht zum Mitleben; der Mutter aber müssen wir auch diese versagen. Es liegt eine ungeheure Kluft zwischen ihr und jener urgesunden, von elementaren Trieben erfüllten Vennmutter des vorigen Romans: „Einer Mutter Sohn", die mit dem Beile nach der Frau wirft, die ihr das Kind nimmt. Naturtriebe in ihren Brechungen und Mischungen darzustellen, sie gleichsam zu vergeistigen, zu vertiefen, zu verfeinern, ist nicht Sache der Viebig; ihr Wesen ist Robustizität, und am wahrsten und größten wirkt sie in der Darstellung elementarster Triebkräfte. Da gewinnt ihre Kunst Wucht und Größe, etwas von der eruptiven Gewalt aus dem Innern der Erde brechender Naturkräfte.

Der Roman der schönen Frau Tiralla spielt in Posen, der zweiten Heimat der Dichterin, aus deren Boden vor einigen Jahren „Das schlafende Heer" erstand; aber es ist diesmal nichts Politisches in dem Buche, es wird nicht an die großen Fragen der Rassengegensätze und Rassenleidenschaft gerührt, an die wir heute unwillkürlich denken, wenn wir den Namen dieses Landstriches hören. In die Urheimat der Viebig, die ihr die besten

Kräfte und Säfte ihres künstlerischen Wesens gegeben hat und mit anhänglicher Liebe immer wieder von ihr aufgesucht wird, führt uns ein neuer Dichter mit seinem Erstling. Josef Ponten ist sein Name, und sein Buch trägt den Titel „Jungfräulichkeit“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Man wird sich diesen Namen merken müssen: Josef Ponten ist ein wirklicher Dichter, ein Lebensdarsteller, der seinen Gestalten eine ungeheure, schier erdrückende Lebensfülle mitzugeben vermag, und wenn er sittliche Kraft genug besitzt, sein großes Talent ausreifen zu lassen, werden wir ihm bald einen ersten Platz einräumen müssen.

Nicht die Idee des Buches, die in dem knappen Titel schon angedeutet liegt, macht seine Bedeutung aus. Man kann sie verwerfen oder annehmen, man kann sie bewundern oder belächeln und wird damit doch in keiner Weise den Wert dieses Romans mindern. Aber die Idee, die freilich hier mehr von dem Werk getragen wird, als daß sie das Werk trägt, darf bei Besprechung des Buches nicht ausgeschaltet werden, denn hinter ihr steht wie hinter den Menschen dieses Werkes die Persönlichkeit des Dichters, eine Persönlichkeit, die stark, frei und kühn, sich ehrlich gibt wie sie ist, ohne Kniffligkeit und ohne seelische Verlogenheit, die etwas Apostolisches hat, das sie über die Menge der Mitstrebenden hinaushebt. Darum ist auch sein Buch eines jener apostolischen Bücher geworden, die, wie Ponten an einer Stelle selbst sagt, „nicht nur ästhetischen, auch moralischen Wert haben, die nicht nur des Menschen Herz erfreuen, sondern es auch reinigen und bessern, die nicht nur einen Künstler, sondern auch einen Apostel offenbaren.“ Ponten ist ein Apostel der Persönlichkeit, der reifen, in sich selbst gewissen Persönlichkeit, die durch ihren freien, durch nichts zu beugenden Willen die eignen tierischen Triebe bezwingt und so sich erst selbst zum Menschen adelt. Er hat sich zu der Idee seines Buches durch Ibsens „Klein-Eyolf“ anregen lassen und geht davon aus, „daß sich jede eheliche Liebe, nachdem die Sinnlichkeit verschossen ist wie ein Vorrat Pulver und der Reiz der Person verschwunden ist, in eine stille, gleichmäßige Freundschaft verwandeln müsse.“ Die wilde, trunkene Liebe der Sinne, der tierische Rausch, läßt leer und schal und enttäuscht. Vor dieser Enttäuschung wollen die zwei Liebenden, die im Mittelpunkt dieses Romans stehen, sich bewahren, die inmitten einer rohen und bornierten bäuerlichen Umgebung, aus der sie selbst hervorgegangen sind, ein wundersam gesteigertes, allen feingeistigen Genüssen und reichen seelischen Erlebnissen sich hingebendes Innenleben führen. Sie beschließen darum, auch in ihrer Ehe, die sie bald darauf eingehen, keusch zu leben und nicht eher sich körperlich anzugehören, als bis es ohne den tierischen Rausch der Sinnlichkeit geschehen kann, als bis sie ihr Triebleben so weit gebändigt haben, daß sie, statt Knechte zu sein, Herren ihrer Triebe geworden sind. Unaufhaltsam ringend mit Anfechtungen, die in schwülen Nächten und engstem Beieinandersein aus ihrem Blute aufsteigen, und die von außen kommend sie vergewaltigen wollen, wachsen sie sich aus zu freien und starken Persönlichkeiten, die, indem sie sich selbst überwinden, das Köstlichste ihres Lebens gewinnen: das reine und starke Bewußtsein, Stufe zu einem höheren Menschentum zu sein. In diesem edelsten Sinne zeugen sie ihr Kind.

Dieses kühne und dennoch ungemein zarte Hauptmotiv wird schlicht und natürlich, ohne jede Aufdringlichkeit aus dem seelischen Leben der beiden Liebenden mit jungfräulich anmutender Zartheit und Keuschheit des Empfindens entwickelt, daß man seine helle Freude an dem Aufblühen dieser beiden Seelen haben muß, die immer fester sich umschlingen, immer inniger sich durchdringen. Aus dem Zusammenprall der zarten Innenwelt, die in ihren Seelen immer reicher sich entfaltet, und der rohen Umwelt des weltabgeschiedenen Venndorfes, in dem sie leben, ergibt sich der Konflikt des Romans. Die Dörfler nehmen an der Kinderlosigkeit des jungen Ehepaares, weil sie an die Anwendung künstlicher Mittel glauben, Anstoß. Sie führen einen zähen, unablässigen Kampf gegen die beiden, erst im stillen, dann lauter und lauter werdend, einen Kampf, der alle tierischen Leidenschaften entfesselt, deren diese rohen Bauernseelen fähig sind, und der immer weitere Kreise zieht. Mit feiner Motivierungskunst, die ihre Wurzel in einer scharfen Beobachtungsgabe des Dichters und in seiner tiefgehenden Kenntnis der bäuerlichen Bevölkerung seiner Heimat hat, wird das allmähliche Anwachsen dieses Kampfes geschildert. Sein Zunehmen an innerer Gewalt und äußerer Ausdehnung. Ponten offenbart dabei eine großzügige, niemals versagende Darstellungskunst. Gerade in dem starken Kontrast der beiden Welten, die hier zusammenprallen, liegt ein großer Reiz des Buches, liegt vor allem das Typische, das aus der Enge des Venndorfes hinausführt in den großen Kampf der Menschheit, in dem die gleichen Mächte unaufhörlich miteinander ringen. Nur der Abschluß des Kampfes, das

Unterliegen der beiden, die Vernichtung ihrer Hoffnung und ihres Errungenen, wächst nicht organisch aus der Darstellung des Kampfes heraus und verrät eine leise Hinneigung zu Pessimismus und müder Resignation. Der große Kampf, der in diesem Buche lebendig gemacht wird, kommt äußerlich zwar in einer großen, mit starken Mitteln dargestellten Szene zum Abschluß, nimmt aber doch ein gar zu armseliges, klägliches Ende.

So bedeutsam auch die Durchführung des Hauptmotivs ist, sie wird doch noch übertroffen von der Kunst der Menschengestaltung, die sich hier offenbart. Ponten ist ein Menschendarsteller, der aus dem Vollen schöpft; er zeigt uns die Menschen in ihrer Ganzheit, in ihrem Tun, in ihrem Denken, in ihrem Fühlen. Er erhöht seine Menschen nicht, aber er vertieft sie, er erniedrigt sie nicht unter menschliches Maß, aber er scheut sich auch nicht, das Tierische, alles Tierische in ihren Seelen aufzuzeigen. Er nennt alles beim rechten Namen: Dinge, Zustände, Leidenschaften. Mit realistischen Mitteln, die einem verzärtelten Geschmack machmal zu realistisch sein werden, stellt er nicht nur das Aeußerliche, stellt er auch das Seelische dar. Nicht nur die gemeinsame Heimat erinnert an die Viebig, auch eine gewisse Gemeinsamkeit der künstlerischen Ausdrucksmittel fällt auf. Aber Ponten greift tiefer in das Seelische hinab, er zergliedert nicht die Seelen, er stellt ihr innerstes Leben dar. Er hat mit der Viebig Robustizität und Kraft gemeinsam, geistig aber ist er der Bedeutendere, der tiefer und weiter Schauende. Noch ist sein künstlerisches Ausdrucksvermögen ungeübt und schwerfällig, er ringt oft noch mit dem Stoff, noch ist sein Stil manchmal — in dem Bestreben möglichst plastisch zu sein — schwülstig, oft aber gewinnt er eine unerhörte Anschaulichkeit, die das Dargestellte fast körperlich und greifbar werden läßt. So zeigt sich Ponten in seinem Erstling menschlich und künstlerisch auf einer Höhe, die bei einem homo novus geradezu erstaunlich ist. Sein Talent birgt große Zukunftsmöglichkeiten für sich und uns. Möchten sie Wirklichkeit werden!

Ein Menschendarsteller von ähnlichen Qualitäten wie Ponten ist Hermann Stegemann, der Elsässer, der seinem „Daniel Junt" einen neuen Roman mit dem etwas gesuchten und farblosen Titel: „Die als Opfer fallen" (Egon Fleischel & Co., Berlin W.) hat folgen lassen. Reicher und farbiger komponiert, zeigt der neue Roman auch die Kunst der Menschengestaltung Stegemanns in höherer Vollendung. Die Plastik Daniel Junts hatte noch etwas Aeußerliches, sie zeigte sich mehr in der Darstellung des Körperlichen; der zweite Roman gibt die Plastik der Seelenvorgänge. Und noch eines fällt auf: in dem neuen Buche zeigt er sich als ein Meister in der Bewegung von Massen. Es steht nicht mehr eine Gestalt allein im Mittelpunkte der Handlung, der Dichter stellt sechs oder sieben Menschen und ihre Schicksale dar, führt sechs oder sieben Konflikte durch, die er alle scharf voneinander abgegrenzt, sie so fein gegeneinander abgewogen hat, daß keine Handlung die andre stört, alles vortrefflich ineinander greift, sich gegenseitig hebt, belebt und trägt. Fein gegeneinander abgestimmt, ergeben die sechs oder sieben nebeneinander laufenden Handlungen das farbige Bild des Lebens einer elsässischen Kleinstadt, in der sich die Elemente alter gallischer Kultur mit der Kultur der neuen Besitzer des Landes, in der sich die Liebenswürdigkeit, das Leichtsinnige und Genußfreudige französischen Wesens mit der Schwerfälligkeit, Gefühlstiefe und Sentimentalität deutscher Art mischen und einen Lebensausschnitt darstellen, wie er nur hier, auf der Grenzscheide zweier Völker und zweier Kulturen, möglich ist. Es ist der reifen Kunst Stegemanns gelungen, diesem Lebensausschnitt die ihm eigentümliche Färbung und Nuancierung bis ins kleinste und feinste zu erhalten, ihn mit einer geradezu verblüffenden Echtheit und Treue darzustellen. Und es mit seinem kräftigen, rassigen Temperament zu durchdringen und zu beleben. Aus einer unerschöpflichen Fülle heraus ist dieses Werk, sind seine Geschehnisse und seine Menschen geschaffen. Seine Menschen! Wenn ich in Zukunft an Stegemanns Menschen denke, wird mir als die urwüchsigste, in ihrer Totalität erfaßte Gestalt immer der alte Höpfner vor Augen treten, wie er nach dem Begräbnis seines Jungen beim Skat sitzt und jäh „mit einem wilden Lachen, einem rauhen, heulenden Schmerzensschrei" von der Bank auffährt: „Ja, der Bube liegt, und der Vater lebt, der Junge liegt, und der Vater säuft!" Und wie er danach hinausgeht unter den freien Gotteshimmel und mit seinem Herrgott redet: „Aber daß du mir den Jungen zu seiner Mutter lässest, lieber Hergott, das bitt' ich mir noch aus. 'n ja, und nun hilf mir mal beten. Zum Vaterunser langt's noch!" Das ist groß gesehen und groß dargestellt, mit knappen Worten ist das tiefste eigenste Wesen dieses rauhen, verschlossenen Menschen aufgeschlossen. Stegemann hat allen seinen Gestalten buntes, reichstes Leben gegeben, in dem alten Höpfner aber hat er mit geringsten Mitteln in reinster Vollendung tiefste Menschlichkeit dargestellt.



Illustrierte Bibliographie.



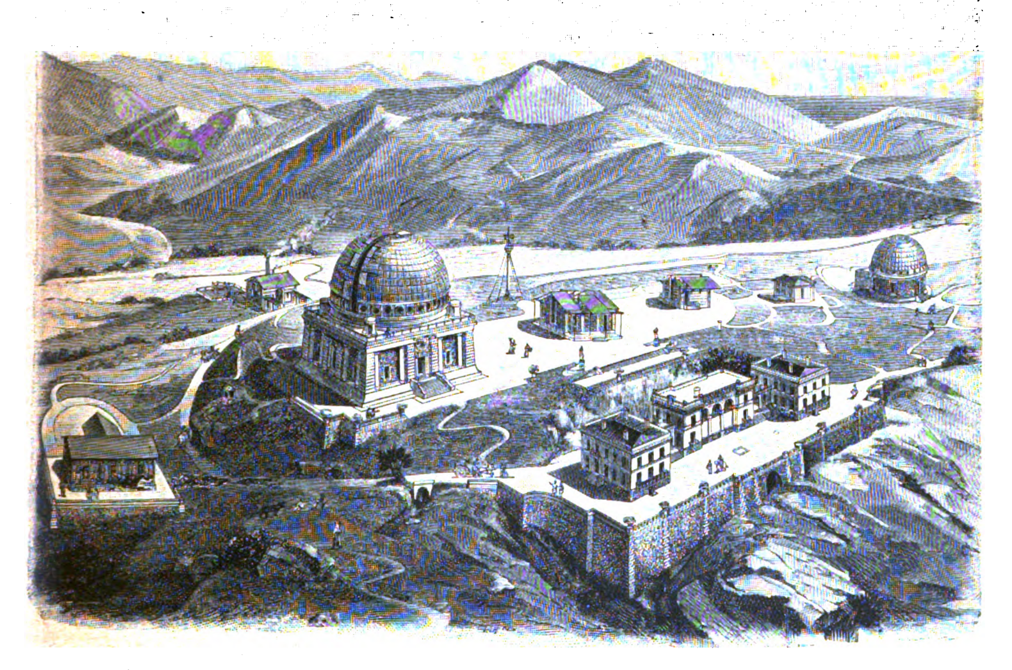
Apollo und Daphne. Rom. Lorenzo Bernini (1598—1680). (Aus Tafel „Barockstil.")

Aus Meyers Kleinem Konversations-Lexikon, 7. Aufl. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Aufl. in sechs Bänden. 1. Band: A bis Cambrics. — Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Als wir an dieser Stelle die neue, sechste Auflage von Meyers Großem Konversations-Lexikon anzeigten, wiesen wir auf seine Bedeutung als „Geistesschatz des deutschen Volkes" hin. Es stellt das geistige Wissen in umfassendster Weise nicht nur für die Allgemeinheit des deutschen Volkes zusammen, sondern auch — in jeder Neuausgabe den jeweiligen Fortschritten des Wissens und Geschehens angepaßt — für alle Zeiten; es hat, soweit dies sich überhaupt ermöglichen läßt, immerdauernden Gültigkeitswert. Einen ganz anderen Charakter trägt Meyers Kleines Konversations-Lexikon, das in seiner neuen Gestalt, in der siebenten Auflage, nunmehr auf 6 Bände angewachsen ist, von denen bis jetzt der 1. Band vorliegt. Und die Vorbemerkung des Verlages, daß das Werk „keineswegs ein Auszug aus dem ‚Großen Meyer', sondern vielmehr ein völlig neues Werk" ist, muß durchaus bestätigt werden. Es ist vom Gesichtspunkte des Gegenwartswertes, und zwar eines rein praktischen, angelegt; es soll für die weitesten Kreise der deutschen Zeitgenossen, nicht bloß die höher Gebildeten, in allen Fragen der Wissenschaft und Technik, der Kunst und des öffentlichen Lebens ein ausreichend orientierendes Nachschlagebuch, einen treuen Berater bilden. Daher ist besonderer Nachdruck darauf gelegt, die gegenwärtigen Verhältnisse mit möglichster Vollständigkeit zu berücksichtigen, alles augenblicklich Interessierende zu bieten

mag auch manches darunter sein, was später als gleichgültig und überflüssig empfunden werden dürfte. So sind die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit aufs sorgfältigste und vielfach mit allen Einzelheiten eingetragen: die Marokkaner Bu-Amama und Bu-Hamāra haben z. B. eigene Artikel erhalten, die im Großen Lexikon fehlen, unter Bischof Benzler ist der Famecker Kirchhofstreit erwähnt, u. a. m. Namentlich meinen wir die Artikel und zum Teil reichlichen biographischen Notizen über Persönlichkeiten, die wohl heutzutage über das Alltägliche hinausgehende Bedeutung besitzen, im weiteren Verlauf der Dinge aber als dem Reich des Vergessens verfallen erscheinen werden. Daß die leitenden deutschen und fremdländischen Staatsmänner ausführlicher behandelt sind, muß als selbstverständlich gelten; neben ihnen haben auch die sonstigen höchsten Zivil- und Militärbeamten der Gegenwart in ziemlicher Vollzähligkeit, haben Professoren und Gelehrte,



Die Sternwarte in Nizza. (Aus Beilage „Astronomische Instrumente.")
Aus Meyers Kleinem Konversations-Lexikon, 7. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien).

Staatsmänner und Politiker, Künstler und Schauspieler in großer Fülle Aufnahme gefunden. Allerdings wenn von einem Gelehrten z. B. kaum mehr gesagt ist, als daß er Studienreisen nach Italien und Griechenland unternahm, — liegt hier wirklich ein über die Fachkreise hinausreichendes Bedürfnis der Erwähnung vor? Heutigen Tages, wo solche Studienreisen immer mehr zum gewöhnlichen Rüstzeug des Philologen zu werden pflegen. —

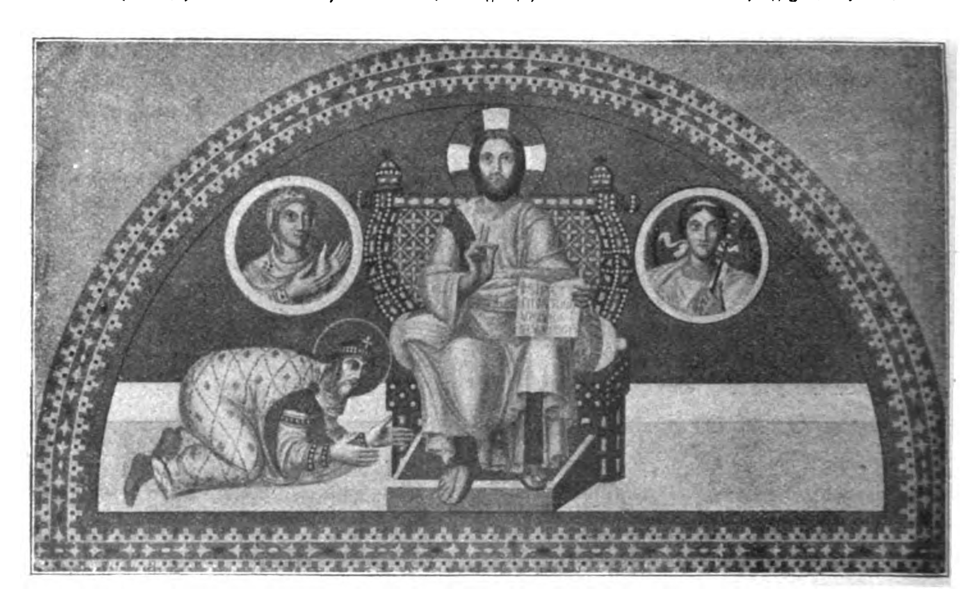
Wenn für innerpolitische Verhältnisse und alle damit irgendwie im Zusammenhange stehenden Fragen wie Parteiwesen, Sozialpolitisches, Volkswirtschaftliches u. dergl. der Rahmen des Werkes recht weit gesteckt ist, so bezeugt dies die Gewissenhaftigkeit und Zielbewußtheit, mit denen der oben genannte Zweck im Auge behalten wird. Dem Arbeiter- und Arbeitswesen, das im Mittelpunkte des modernen Interesses steht, sind viele Spalten gewidmet unter den mannigfachsten Rubriken, von denen nur folgende hervor-



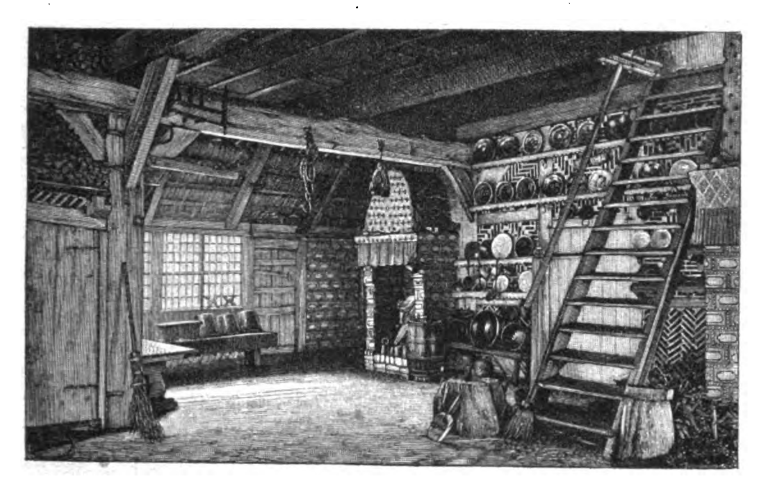
Altpersischer Siegelzylinder Darius' I.
(Aus Tafel „Altorientalische Kunst.")
Aus Meyers Kleinem Konversations-Lexikon, 7. Aufl. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien).

gehoben seien: Arbeiterbudgets, Arbeiterfrage, Arbeiterkolonien, Arbeiterversicherung, Arbeitseinstellung, Arbeitslohn, Arbeitslosenversicherung und Arbeitslosigkeit, Arbeitsnachweise, Arbeitszeit. Dahin gehören ferner: „Achtstundentag" und „Achtuhrladenschluß", der sehr instruktive Artikel „Agrarkrisis" nebst „Agrarpolitik" und „Agrarfrage". Unter „Bodenreform" ist nicht nur die Objektivität der historischen Darstellung anzuerkennen, sondern auch der berechtigte Zweifel an dem Wert der bodensozialistischen Steuerpolitik. („Es ist aber fraglich, ob nicht zuletzt gerade der Mieter die Steuer trägt und durch Hemmung des freien Besitzwechsels die Bautätigkeit nachläßt und Wohnungsmangel entsteht.") Wie denn überhaupt bei den sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Kontroversen, die zu berühren unvermeidlich war, durchwegs ein sehr maßvoller, richtiger Standpunkt eingenommen und u. a. der sozialistischen „Ausbeutungstheorie" knapp und scharf entgegengetreten wird. Vgl. ferner die Artikel „Antimoralismus" und „Atheismus." —

Rein praktische Bedürfnisse, in seiner Eigenschaft als Nachschlagewerk, erfüllt das Lexikon trefflich durch die Erklärung zahlreicher technischer Ausdrücke, außer denen der naturwissenschaftlichen Gebiete (vornehmlich der chemischen) auch juristischer, wozu schließlich noch die belehrenden und dankenswerten Ausführungen über hygienische Themata zu rechnen sind (z. B. Artikel „Bett"). Und darüber hinaus kann es geradezu als „Fremdwörterbuch" dienen und in gewissem Sinne sogar als Wörterbuch, wenigstens für lateinische und französische Redensarten und Sprichwörter. Fügen wir noch hinzu, daß bei all dieser real-praktischen Vollkommenheit die Geisteswissenschaften keinesfalls vernachlässigt sind, daß



Thronender Christus. Mosaikbild in der Sophienkirche in Konstantinopel.
(Aus Tafel „Byzantinische Kunst.")
Aus Meyers Kleinem Konversations-Lexikon, 7. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)



Inneres eines niedersächsischen Hauses (Huttfleth). (Aus Tafel „Bauernhaus.")
Aus Meyers Kleinem Konversations-Lexikon, 7. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien).

— um nur eins zu erwähnen — alle Abschnitte über Kunst („Altchristliche Kunst", „Altorientalische Kunst", „Barockstil", „Baukunst", „Bronzekunst") selbst über die Ergebnisse der neuesten Forschungen in ausgezeichneter Weise orientieren, so darf man Meyers Kleines Konversations-Lexikon wohl mit Fug und Recht als ein für jeden Einzelnen unschätzbares und unentbehrliches Hilfsmittel, als einen für jedes deutsche Heim empfehlenswerten Besitz rühmen. S. B.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXVIII. Jahrgang. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Der 28. Jahrgang der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" hat unter der Leitung des bekannten Wiener Geographen Friedrich Umlauft die gleichen Vorzüge aufzuweisen wie seine Vorgänger. Jedes einzelne Heft enthält neben größeren und kleineren Abhandlungen aus der Länder- und Völkerkunde Berichte über die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der astronomischen und physikalischen Geographie, zumeist aus der Feder Eugen Gelrichs, ferner Mitteilungen aus der politischen Geographie und Statistik, Biographien von berühmten Geographen, Naturforschern und Reisenden, Nekrologe, kleine, aber inhaltsreiche Notizen aus allen Erdteilen, Nachrichten über Vorgänge in geographischen Vereinen usw. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die dankenswerte Uebersicht über die „Fortschritte der geographischen Forschungen und Reisen im Jahre 1905," die auch diesmal Dr. M. Jüttner zum Verfasser hat. — Die meisten Aufsätze sind mit vortrefflichen Original-Illustrationen ausgestattet; Kartenbeilagen erhöhen das Verständnis des Textes. O. L.

Der Osten. 32. Jahrgang. Breslau, Georg C. Bürkner, Inh. Fritz Hanke.

Das Organ der „Breslauer Dichterschule" hat mit seinen Verlegern in der letzten Zeit mehrfach gewechselt. Hoffentlich ist es jetzt in einen sicheren Hafen eingelaufen, in dem es für lange Zeit Anker werfen kann. Die Redaktion, die in die Hände des als feinsinniger Dichter bekannten Herrn Arthur Silbergleit und des als ausgezeichneter Kritiker und Mensch geschätzten Herrn Alfred Feige übergegangen ist, hat in den unter ihrer Leitung bisher erschienenen Heften gezeigt, daß sie das Blatt auf der Höhe seiner künstlerischen Bedeutung er-

halten will. Einzelne Beiträge, so besonders die von A. Silbergleit, sind hervorragend fein, während indessen andere noch viel dilettantisches Gepräge an sich haben.

W. M.

Patria, Jahrbuch der Hilfe, 1906. Herausgegeben von Dr. Friedrich Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe.

Zwar etwas verspätet, aber doch zeitig genug für dieses Jahrbuch (das nicht den vergänglichen Wert eines Kalenders, sondern die nachhaltende Wirkung eines guten, instruierenden Buches in sich birgt) will ich es allen empfehlen, die im modernen Leben nicht nur Mode-Probleme „diskutiert", sondern vertieft und allseitig ergründet sehen wollen.

Ueber „Kant und Marx" wird ebenso inhalts- und aufschlußreich (von Dr. Robert Dell) gesprochen, wie etwa Marianne Weber klug und tief das schwierige Thema „Beruf und Ehe" vielseitig beleuchtet.

Alle Artikel haben etwas Massives, Positives und Gründliches. Ich kann das Buch nur warm empfehlen.

A. Halbert.

Der Hypnotismus. Mit Einschluß der Hauptpunkte der Psychotherapie und des Okkultismus. Von Dr. med. Albert Moll in Berlin. 4. vermehrte Auflage. Berlin, Fischer.

Der Verfasser war bei Abfassung seines Werkes von der Absicht ausgegangen, eine Uebersicht über das Wichtigste auf dem ganzen Gebiete des Hypnotismus zu geben. In der jetzt vorliegenden 4. Auflage hat er eine teilweise vollkommene Umarbeitung und gleichzeitig eine dem Stande des heutigen Wissens entsprechende, ganz wesentliche Erweiterung des Buches vorgenommen. In einzelnen Kapiteln behandelt er: „Geschichtliches, Allgemeines, Symptomatologie, Posthypnotische Suggestion, verwandte Zustände, die Simulation, Theoretisches, Medizinisches, Forensisches, Psychologisches, weitere Beziehungen des Hypnotismus, Okkultistisches." Das umfangreiche Werk (642 S.) ist eine ganz hervorragende Arbeit und auf dem beregten Gebiet als eine wahre Fundgrube zu bezeichnen. Sein Studium, ein solches erfordert es, gewährt einen hohen Genuß. Auf Details kann hier nicht näher eingegangen und muß auf das Original verwiesen werden. Am Schluß sind ein Sach- und ein reichhaltiges Namensregister nebst Literaturverzeichnis beigefügt. — Der Name des Verfassers, sowie das Erscheinen des Werkes in 4. Auflage dürften für das letztere die beste Empfehlung sein.

K.

Der kritische Idealismus und die reine Logik. Ein Ruf im Streite von Prof. Dr. Wilh. Jerusalem. Wien und Leipzig, Verlag von Wilhelm Braumüller.

Verfasser bekämpft in diesem, z. T. recht persönlich gehaltenen Buche die reine, d. h. aprioristische Logik, wie sie im Anschluß an Kant und die Scholastiker von neueren Philosophen aufgebaut worden ist, ohne sich an die historische Entwicklung und psychologische Grundlage des Seelenlebens, zumal des Denkens, zu halten. Logik ist dem Verf. nichts anderes als Methodenlehre des elementaren wie des wissenschaftlichen Denkens. Auch die Grundlage der reinen Logik, den sog. kritischen Idealismus oder Neu-Idealismus, der gleichfalls von Kant ausgeht, bekämpft mit scharfer Beweisführung der Verfasser. Er zeigt, daß ein konsequenter Idealismus nicht denkbar ist, da er zum Solipsismus führt, d. h. zu der Annahme, das eigene Bewußtsein sei das einzig Existierende, sei die Welt, es gäbe kein anderes Ich als mein Ich — eine Annahme, die mit dem praktischen Leben in vollkommenem Widerspruche steht. Ist der Idealismus aber nicht so konsequent, daß er zu dieser absurden Geistesverirrung führt, so leidet er an einer Menge von Widersprüchen, die Verf. in oft glänzender Argumentation darlegt. Er selbst stellt sich auf den Boden des empirischen Realismus; er hält die Außenwelt für vorhanden und zeigt an der Hand einer eigenen Urteilstheorie, wie wir die Dinge zu erkennen imstande sind. Indessen bedarf sein Realismus einer Ergänzung durch metaphysischen Ueberbau, und diesen deutet er theistisch an. Sein Buch will ein neuer Versuch sein, eine Verständigung zwischen Philosophie und praktischem Leben herbeizuführen und eine Weltanschauung anzubahnen, die den gesunden Menschenverstand und das wissenschaftliche Denken gleichmäßig zur Grundlage hat. Es ist in seinen abstrakten Partieen oft nicht leicht und hätte durch größere Fülle der Beispiele anschaulicher gemacht werden können.

Dr. Franz Lüdtke.

Das Fortleben des Heidentums in der altchristlichen Kirche. Von Wilhelm Soltau. Berlin, Verlag von Georg Reimer.

Schon in den ersten Jahrhunderten haben sich heidnische Elemente in die christliche Kirche eingeschlichen, sie haben das Christentum derartig durchsetzt und überwuchert, daß sie heute völlig zur Herrschaft

gelangt sind und als das Wesentliche der christlichen Religion angesehen werden. Durchdrungen von der Hoheit der wahren Lehre Jesu will der Verfasser die christliche Kirche zurückführen zu dem Urbilde christlicher Religion, indem er das Ursprüngliche in Jesu Lehre, wie es uns in den ersten drei Evangelien und in den echten paulinischen Briefen entgegentritt, festzustellen sucht, die Trübungen und Neubildungen herausschält und auf ihre Ursprünge zurückführt. Verfasser ist bestrebt, sein persönliches Urteil zurücktreten zu lassen und nur objektive Tatsachen klarzulegen. Auch wo die Ausführungen nicht vollends angenommen werden können, wird das Buch seinen Zweck erfüllen, die Gemüter aufzurütteln aus stumpfem Autoritätsglauben.

M. K—pp.

Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. Von Oskar Klein-Hattingen. — Berlin, Ferd. Dümmler.

Der bereits durch sein Buch: „Bismarck und seine Welt" bekannte Verfasser beabsichtigt in dem vorliegenden Werk auf Grund neuester Quellen eine eingehende und erschöpfende Schilderung Napoleons I., dieses seltsamen und gewaltigen Mannes, zu liefern, der, aus seiner Nichtigkeit zu unerhörter Macht emporgestiegen, schließlich nach Verlust von Krone und Freiheit auf weltfernem Eiland sein Leben beschließen mußte. Wann, so frägt der Verfasser in einleitenden Worten, wird die Spur von seinen Erdentagen untergehen? — Von dem Werk, das in zwei Bänden zu 6—7 Teilen à 3 Mk. erscheinen soll, liegt hier der 1. Teil vor, gegliedert in zwei Abschnitte: „Der junge Napoleon bis zum Generaleat 1769—94" und „Der General Bonaparte von 1794—99." — Die ganze Darstellung ist außerordentlich klar, anregend und sehr interessant, namentlich verdient auch die an einzelnen Stellen abgegebene Beurteilung seitens des Verfassers besonders hervorgehoben zu werden. Auf das Werk sei die Aufmerksamkeit weitester Kreise hingelenkt.

K.

Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. Von Graf E. Reventlow. — München, Lehmann.

Der durch sein kräftiges Eintreten für die Flottenvermehrung bekannte Verfasser erweist sich in dem vorliegenden Buch als ein Kämpfer gegen einen wirklichen Krebsschaden — den Byzantinismus. Es mag dem Verfasser nicht leicht geworden sein, dies Buch zu schreiben. Sein hierbei bewiesener, von wahrem Pflichtgefühl getragener Freimut, nach jeder Richtung hin die Wahrheit zu sagen, verdient alle Anerkennung. In einzelnen Kapiteln behandelt der Verfasser: „Das Wesen des Byzantinismus, Eigenschaften des Kaisers, das Gottesgnadentum, Religion, Unkriegerisch, Herrentum, Politik, Ausländische Vertretung, Ausland, die Presse und der Byzantinismus, Römische Byzantiner, Empfänge, Feste, Kunst, Formen nach oben und unten, und Byzantinische Literatur." Die ganze Darstellungsweise ist sehr anziehend und erregt lebhaftes Interesse. Das bereits in 8. Auflage erschienene Buch wird sich noch weiterhin zahlreiche Freunde erwerben.

K.

Russische Kulturbilder. Erinnerungen und Erlebnisse von Eugen Zabel. 2. Auflage. Berlin, Karl Curtius.

In einzelnen Kapiteln führt der Verfasser dem Leser russische Verhältnisse vor und schildert hierbei eine Anzahl besonders bekannter Persönlichkeiten wie: „den Kaiser Nikolaus II., Tschaikowsky, Wereschtschagin, Maxim Gorki, Anton Tschechow, Iwan Turgenjew, Anton Rubinstein, Leonid Andrejew, Wassili Shukowski, Grigorowitsch." Das Buch ist fesselnd geschrieben und kann als eine empfehlenswerte und interessante Lektüre bezeichnet werden. Das Bildnis Wereschtschagins nach einer Büste von Reinhold Felderhoff ist dem Buche beigefügt.

K.

Renaissance-Probleme. Von Artur Weese. Bern, Verlag von A. Francke.

Der Verfasser, der kurze Zeit Dozent an der Breslauer Universität gewesen und von hier aus im Jahre 1905 einer Berufung nach Bern gefolgt ist, hat den „Kern dieser Studie den Inhalt eines am 14. XII. 1905 in der Aula der Universität Bern gehaltenen akademischen Vortrags" bilden lassen. Wer, wie ich, mit dem Vorgefühl peinigender Langeweile sich scheu um die Lektüre solcher „akademischen Vorträge" herumdrückt und schon diese Bezeichnung für das Gegenteil eines epitheton ornans hält, der wird sich denken können, mit wie großem Mißtrauen ich mich an diese Antrittsvorlesung herangewagt habe. Aber ich will es gleich sagen: Ich war, wie die Herren Referenten in solchen Fällen zu schreiben pflegen, „um so angenehmer überrascht" — oder „sehr angenehm enttäuscht". Die Anlage ist von bezwingender Logik, das Beweismaterial reich und überzeugend,

die Darstellung prägnant und ganz unprofessoral lebendig, der Stil ausdrucksvoll nuanciert und ganz unakademisch schön, aber frei von den rhetorischen Schönheitspflästerchen und der parfümierten Eleganz mancher in aestheticis und narcoticis schwelgenden Kunstschriftsteller. Der Verfasser trägt keine Schmachtlocken, aber auch keine Perücke, ist zopflos, aber nicht kopflos. Nur einem scharf sondierenden Verstande gelingt es, psychologische und künstlerische Probleme der Renaissance so klar zu analysieren. Besonders hat mir die Sicherheit imponiert, mit der Weese die Wesenskerne zweier der problematischsten Naturen der Renaissance, Leonardos und Michelangelos, aus der rauhen Hülse zum Vorschein kommen läßt. Man wird zuweilen an ältere und größere Professoren erinnert, etwa an Burckhardt, H. Grimm, Treitschke, Brandes, Lamprecht, Gurlitt. Lauter „gesunde", „reife" „gesetzte" Gelehrte, die aber ganz und gar nichts vom trockenen Schleicher, sondern viel mehr von Faustens säftereicher, schwungkräftiger Seele in sich haben. Daß man akademisch exakt und doch im Besitze starker, andere belebender Schöpfereigenschaften sein kann, wird mir wieder durch Weeses Schrift bestätigt.

Paul Riesenfeld.

Francis Bacons Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen. Von Edwin Bormann. Leipzig, Edw. Bormanns Selbstverlag.

Der Verf. sucht hier, wie schon in früheren Schriften, den Beweis zu liefern, daß Francis Bacon in den geheimen, in Prosa versteckten Reimen seiner Essays das Geständnis niedergelegt habe, er und kein andrer sei der Dichter der Shakespeare-Dramen. H. Sch.

Biographie Friedrich Hebbels. Von Emil Kuh. 2. Aufl. 2 Bde. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Das berechtigte Interesse, das Hebbel sowohl als Dichter wie auch als Persönlichkeit in den letzten Jahren erweckt hat, zeigt sich besonders in dem Verlangen nach einer Biographie. Die einzige, die bisher erschienen ist, war schon seit Jahren vergriffen. Es ist daher höchst dankenswert, daß die Verlagshandlung sich entschlossen hat, eine neue Auflage davon erscheinen zu lassen, die ein vollständig unveränderter Abdruck der ersten ist. Den Wert dieser Biographie von Emil Kuh noch besonders hervorzuheben, ist überflüssig, da sie als Meisterwerk längst geschätzt ist. H. Sch.

Fontanes Frauengestalten. Von Else Croner. Berlin, F. Fontane & Co.

Dem Fontane-Brevier von Spiero, das seinerzeit an dieser Stelle rühmend erwähnt wurde, schließt sich würdig „Fontanes Frauengestalten" von Else Croner an. Die Verfasserin hat aus den Fontaneschen Romanen und Novellen nur zehn herausgenommen und hat mit dieser Beschränkung wohl getan, da sich gerade in diesen typische Frauencharaktere finden. Als besonders gut gelungen möchte Ref. die Charakteristik von Effi Briest hervorheben, ohne dadurch den übrigen etwas von ihrem Werte nehmen zu wollen. Die „Frauengestalten" sind ein Buch, das jedem Verehrer und besonders den Verehrerinnen des Dichters warm zu empfehlen ist. H. Sch.

Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlaß. Von Dr. Josef Kohm. Wien, Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn.

Eine für Fachgelehrte recht wertvolle Arbeit, die aber in weiteren Kreisen kein Interesse finden wird. H. Sch.

Heinrich Laube als Dramatiker. Von F. Broßwitz. Breslau, H. Fleischmann.

Eine eingehende Würdigung wird die vorliegende Abhandlung nur in einer Fachzeitschrift finden können. Hier mag nur hervorgehoben werden, daß der Verf. dadurch zu einer völlig sachlichen Darstellung von Laubes dramatischer Tätigkeit kommt, daß er erst den Autor, dann dessen Kritiker zu Worte kommen läßt, „um zu zeigen, wie sich Laube selbst als Dramatiker gab und als solcher im Urteile anderer spiegelte." Hierbei bekundet der Verf. überall nicht nur ein feines dramatisches Verständnis, sondern beurteilt den Dichter Laube auch aus den politischen und literarischen Zeitverhältnissen heraus, um zu einer gerechten Würdigung zu gelangen und die Tatsache zu erklären, daß sich Laube zu einem der bedeutendsten Bühnenschriftsteller seiner Zeit emporrang. Dies wird in dem als besonders fesselnd hervorzuhebenden Schluß (S. 171—184) in geistvoller Weise ausgeführt. Nachdem nun vor kurzem Laubes dramatische Werke in einer billigen Ausgabe (Hesse) erschienen sind, ist die Schrift von Broßwitz recht geeignet, als Ergänzung dazu zu dienen.

H. Sch.

Richard Wagner. Von Max Koch, Professor an der Universität Breslau. Erster Teil 1813—1842. (Band 55/56 der Biographien-Sammlung „Geisteshelden"). Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Die neueste Wagner-Biographie unter-

scheidet sich von ihren vielen Vorgängern hauptsächlich dadurch, daß sie sich nicht in erster Linie mit dem Musiker Wagner befaßt, sondern den Bayreuther Meister in die allgemeine Kunstgeschichte eingliedert. Nach Kochs Ansicht liegt der Schwerpunkt des Wagnerschen Schaffens nicht darin, daß er der Musik neue und ungeahnte Bahnen eröffnet hat; weit höher ist seine Bedeutung als Dramatiker in künstlerischer und nationaldeutscher Hinsicht zu bewerten. Ueber diese Anschauung läßt sich disputieren; die Fachmusiker werden sich fast ausnahmslos nicht auf Kochs Seite stellen. Indes, das nimmt dem Buche seine Berechtigung und seinen Wert nicht. Koch ist Literarhistoriker: als solcher ist er auch an seine nicht leichte Aufgabe herangetreten und hat sie — wenigstens im vorliegenden ersten Bande seiner Biographie — so weit gelöst, als sie eben lösbar war. Man muß ihm zugestehen, daß es ihm vortrefflich gelungen ist, den roten Faden, der sich durch Wagners ganzes Leben und Schaffen hindurchzieht, aufzufinden, zu fixieren und ihn nicht nur bis in die spätere Zeit zu verfolgen, sondern auch nachzuweisen, daß Wagner sich so, wie er sich entwickelt hat, entwickeln mußte. — Band I von Kochs Wagner-Biographie, die 3 Bände umfassen wird, erstreckt sich bis zum „Rienzi" und Wagners Uebersiedelung nach Dresden (1842). — Dankeswerte Beigaben des gefällig ausgestatteten Buches sind die Porträts Wagners und seiner Mutter, sowie eine Bibliographie, die die wichtigsten literarischen Erscheinungen aller Länder derart ordnet, daß immer das, was seinem Inhalt nach zusammengehört, eine besondere Gruppe bildet. eb.

Erinnerungen. Kindheit und Jugend. Von Georg Brandes. München, Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst.

Es bleibt wahr, was Otto Brahm vor nun schon mehr als fünfundzwanzig Jahren über den Literaturgeschichtschreiber Brandes sagte: „Kein Schriftsteller seines Faches weiß mehr dem Verständnis aller Leser sich anzupassen, keiner mehr für seinen Gegenstand zu interessieren als Brandes; und er erreicht dieses Interesse nicht durch blendende Rhetorik oder durch tadelnswerte Aeußerlichkeiten, sondern einzig durch die Macht seines Naturells, in dem neben dem ausgezeichneten Essayisten ein gutes Teil von einem Poeten steckt, der durch unmittelbare Intuitionen, durch schlagende Vergleiche, deren sich kein Dichter zu schämen hätte, dem empirischen Forscher zu Hülfe kommt." — Alles das trifft noch immer zu und erfährt durch das neue Werk „Levnet" (dänisch 1905) eine neue glänzende Bestätigung. Hier plaudert der beste internationale Sprecher — er ist der beste, weil man ihn weithin am deutlichsten versteht und ihm lange gern zuhören kann, ohne sich zu langweilen — von seinem eignen Leben. Eine nicht unmännliche Anmut ist ihm dabei eigen. Am meisten möchte ich die hohe Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung bewundern. Sie ist die Frucht reifster Seelenkultur; denn alles ist dem Menschen eigentlich leichter und natürlicher als die vollendete ruhige kluge Schlichtheit, wie wir sie bei Brandes so oft finden. Es scheint, als müßten sich vorher allerlei Leidenschaften Schlachten geliefert, zerstörende Feuerkräfte des Geistes gegeneinander getobt haben, um dieses Schlußergebnis zu erzeugen, diesen Stil, der vor jeder Unnatur zurückweicht, diese Ruhe, in der so viel lebendige Kraft zu schlummern scheint. H. L.

Gustave Flaubert, Briefe über seine Werke. Uebersetzt von E. Greve. Ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Dieses Buch sollte jeder Schriftsteller mit Andacht lesen; es enthält Wahrheiten, die aus dem tiefsten Born des Künstlers emporsprudeln. Die Qual und die Wonne des Schaffens sind nie so prägnant beschrieben worden. Besonders ergreifend sind die, während Flauberts geistigem Ringen um „Madame Bovary", an seine „Muse" gerichteten Briefe. Keine anderen, nicht einmal die an Georges Sand, sind so unmittelbar, geben so ganz das unverschleierte Bild des Schreibers. Einen ganzen Band Aphorismen könnte man aus diesen Briefen holen. Ein Meister der Form, wie Flaubert es war — „die Form ist das Fleisch des Gedankens selber," sagt er einmal — hätte wohl verdient, auch im Deutschen in etwas schönere Form gekleidet zu werden. Die Uebersetzung könnte besser sein. „Bücher vermieten" sagen wir nicht. „Sie sind im Wahren, treten Sie nicht da heraus," ist französisch, nicht deutsch. Auch daß „poisson d'avril" ein Aprilscherz ist und mit „Fisch" nichts zu tun hat, sollte jemand, der aus dem Französischen übersetzt, wissen, ebenso, daß wir „Grüße" oder „Empfehlungen" bestellen, aber nicht „meine besten Erinnerungen" „an Ihre Frau", wie die Franzosen es tun. Der Text wimmelt von Gallizismen. Und das ist sehr schade, bei einem so inhaltreichen, bedeutenden Buche.
M. K.

Gustave Flaubert, Reiseblätter. Zusammengestellt und herausgegeben von Felix Paul Greve, übersetzt von E. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Daß der Meister und Vater des modernen Romans in jedem Satze, den er schreibt, interessant und charakteristisch ist, braucht eigentlich nicht erst erwähnt zu werden. Die Beschreibung seiner Reise im Orient ist ein Meisterwerk, spannend wie ein Roman! Die Schilderungen sind stets originell, selbst wo so Altbekanntes wie Aegypten und die Pyramiden behandelt wird. Er sieht und schreibt ganz individualistisch. In diesen Reiseblättern lernen wir den Egoisten Flaubert einmal von der Gemütsseite kennen; die meisten Briefe sind an seine geliebte Mutter gerichtet. Leider übersetzt Herr Greve die Koseworte, die der Autor der Mutter gibt, möglichst undeutsch, wörtlich, mit „arme, alte Geliebte", wo „Mütterlein" oder ähnliches unserm Sprachgeist entsprochen hätte. Das französische Chérie ist doch nicht nur „Geliebte"! — Die Uebersetzungssünden wimmeln derartig, daß „Kammern" statt Kabinen, Ausdrücke wie: „ich umarme dich so eng als möglich", „du denkst verhenkert an uns", schließlich kaum auffallen. Den Briefen aus dem Orient ist eine Beschreibung der Bretagne „Ueber Feld und Strand" angehängt. Es ist das Fragment eines mit Maxime Du Camp gemeinsam begonnenen Werkes, das nie zustande kam. Auch hier erkennt man in jedem Satze die Feder eines Meisters.

M. K.

Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin. Aus Ilm-Athens klassischen Tagen. Von Carl Alfred Kellermann. Weimar, A. Huschke Nachfolger (R. Buchmann), Hofbuchhandlung.

Vor drei Jahren stand ich in dem eigenartig reizvollen Tuskulum Julius Rodenbergs vor dem Bilde Ida Freiligraths, und in dieser Erinnerung las ich mit verdoppeltem Interesse das liebenswürdige Büchlein, das ihre Lebensschicksale behandelt. Die Tochter des Weimarer Professors, die dem Goethekreise in ihrer Jugend nahe stand, ist dem deutschen Dichter in seinem sturmbewegten Leben die treueste und tapferste Gefährtin gewesen. Im Exil, auf englischem Boden, hat sie verstanden, ihm in ihrer trauten Häuslichkeit ein Stück Deutschland zu schaffen. Als die Gatten nach zwanzigjährigem Exil 1868 nach Deutschland zurückkehren durften, wurde Cannstatt ihr letztes Ruheheim. Dort ist sein „lieber, guter Engel", wie Freiligrath Ida stets nannte, seine treue Pflegerin gewesen, bis er am 18. März 1876 zum ewigen Frieden einging. Nur zwei Jahre hat sie ihren Gatten überlebt.

Das anspruchslose Lebensbild der edlen Frau sei den deutschen Frauen und Töchtern warm empfohlen.

R. N.

Freitag der 13. Roman von Thomas W. Lawson. Hannover, Verlag Adolf Sponholtz.

Ein toller Reigen ums goldne Kalb: so toll, wie man ihn nur in brünstiger Gottes-Ekstase oder wildgepeitschter Goldgier aufführen kann. Ein hastiges, tolles, jähes Jagen nach Besitz. Oder richtiger: nicht nach Besitz allein, sondern nach Hab', nach Gewinn. Eine schrille, schreiende Stimme: Geld . . Nein, nicht Geld . . Gold. Mehr, immer mehr Gold . . Auch kein Gold: Blut — Menschenblut — Menschenkraft. Räuber-, Blutsauger-Instinkte.

Börsenfieber! Ein heißer, schwüler, gieriger Odem geht durch das Buch. Ein Atem — bis zur Atemlosigkeit fordernd, gellend, saugend: Gold . . Und trotz alledem: aus diesem brodelnden Chaos von Unersättlichkeit, Nagen und Gier erhebt sich eine Frauengestalt, die eine Stimme hat: „eine jener weichen, rieselnden Stimmen, bei deren Klang sich die Einbildungskraft auf die Jagd nach einer Drossel begibt, um bald zu Füßen eines Wasserfalls Halt zu machen und sich nach der Harfe aus Moos und Wasserkresse umzusehen, die in all die Wirbel und Strudel eine murmelnde Kadenz hinein bringt."

Die Poesie dieses Buches beruht zu sehr auf romanhafter Dämonie und kosender Sentimentalität.

So gehen zwei Strömungen durch dieses spannende Buch: Die Börse brüllt und läßt die Menschen rasen: Noch . . immer mehr! Und die Liebe einer Frau verblutet sich langsam, bis die Seele kindisch wird und der Körper vom Geist verlassen bleibt.

— — — — — — — — — —

Ein gutes Buch, spannend und doch nicht ohne Kraft und Poesie. Schade, daß der Verfasser eine Prämie für die Zeitungskritik ausgesetzt hat. Es war wohl „amerikanisch" gemeint — aber ich bin gehindert, das gute Buch zu loben. Nun denn: so sei es warm empfohlen. A. Halbert.

Die Stimme. Von Grete Meisel-Heß. Berlin, Verlag Dr. Wedekind u. Co.

Das Buch einer feinfühligen Frau — kein Roman. „Wenn dies ein Roman

wäre!" Nein, es ist kein Roman. Nur die Geschichte einer Liebe. „Unminne zerfraß meine Kraft. Nun habe ich Kraft. Stark ist meine Stimme. Voll klingt mein Lied. Und das Lied, das Lied, das ist ja grade — das Lied vom Gesange. Was ich an ihr, der Stimme, erlebte, künde ich mit ihr . ."

Das Buch einer feinfühligen Frau, das mehr Stimmungs- als Gestaltungskraft verrät. Aber vielleicht liegt darin der individuelle Reiz — der Reiz eines starken, sensiblen Temperaments. A. Halbert.

Flor del Fango. Aus dem Spanischen des J. M. Vargas Vila. Deutsch von Emil Roth. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Der Spanier jenseits des Meeres scheint noch immer die Pose über alles zu schätzen. In diesem Buche herrscht sie in pomphafter Phrase, während gerade das, was die moderne Erzählerkunst anderer Völker anstrebt — innere Wahrheit der Handlung und einfache Natürlichkeit der Darstellung — hier gänzlich fehlt. Der Autor spricht nicht aus seinen Personen, sondern doziert und apostrophiert direkt den Leser. Er erzählt die rührsame, durchaus nicht neue Geschichte einer tugendsamen Jungfrau (in Bogotá, Kolumbien), die um ihrer Tugend willen geächtet und geschmäht wurde und jämmerlich zugrunde ging. Sie war zu schön, alle begehrten ihrer, auch ein Priester des Herrn, und fürchterlich war die Rache, die sie an der stolzen, reinen Tochter des Volkes nahmen. M. K.

Irma. Von Sofy Fuchs-Stermose. Hohen-Neuendorf bei Berlin (Nordbahn), Verlag von Richard Fuchs.

Schon die Zueignung: „Dem Geliebten. Ich widme dir Irma. Es ist mein Herz und meine Seele. Es ist die Blüte meiner jungen Jahre. Es ist mein Leben selbst, das ich dir weihe nun zum zweiten Male," weist darauf hin, daß diese Dichtungen Erlebnisse sind. Deshalb berührt der Inhalt menschlich sympathisch. Nur wenn der Mensch in seinen Gedanken lebt, ist Leben auch in seinen Worten. Die hier ausgesprochenen Gedanken erheben sich von echt weiblicher Empfindung getragen weit über das gewöhnliche geistige Niveau gebildeter Frauen. Von der idealen Weltanschauung der hochstrebenden Verfasserin zeugt u. a. der Ausruf: „Wie könnt' ich's ertragen, noch länger Mensch zu sein, wenn nicht die Hoffnung lebte, zu finden einst das Heil! Wenn nicht in mir erglühte der heil'ge rote Funke, der nie erlischt, der treu mich führt und nimmer irrt!" In den vier Teilen ihres sehr schön ausgestatteten Buches schildert sie I. Die Kinderjahre. Den Aufenthalt im Kloster und den Abschied von ihren frommen Lehrerinnen. II. Das erste gedankenvolle Erfassen des Lebens und seiner ernsten Fragen. III. Der Liebe junges Glück. Die Mutterfreuden. IV. Die Heimkehr. N.

Cello am Abend. Lyrik von Josef Schicht. (Umschlagbild von Leopold Widlizka. Wien.) Leipzig, Hermann Dege.

J. Sch. erklärt den tönenden Titel durch folgende Verse: „Der Nachbar hat das Fenster aufgetan: Sein Celloton, der volle, weiche, zieht wie ein Schwan auf meiner Seele dunklem Teiche. Ich lausche hochgespannt hinan, mein Sinnen weilt auf fernsten Wegen — Gärten haben sich aufgetan und spenden ihren reichsten Segen usw." Wenn auch das Buch von dieser reichsten Segenspende nicht allzuviele Proben gibt, so bringt es doch manches Beachtenswerte und beweist, daß dem Verfasser die Sprache der Dichtkunst nicht ein Ausdruckmittel nüchternen Verstandes, sondern einer vollen, leicht erregbaren, besonders gearteten Seele ist.

N.

Aus Traum und Sehnsucht. Neue Gedichte. Von Karl Bienenstein. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Das ist echte Poesie. Ein starkes, stolzes Paar: der Traum, des Lebens Ueberwinder, und die Sehnsucht, erzeugten diese Gedichte. Nicht die bange Sehnsucht, nicht die ruhe- und friedelose Ahasvera, das Heimweh nach einem verlorenen irdischen Glück, sondern die frohe, große, heilige Höhensehnsucht, von der das an Karl Ernst Knodt gerichtete Widmungsgedicht sagt: „Sie schmückt die Welt mit lichten Kränzen aus und läßt erstrahlen heitre Lebenssonnen und lenkt ins alte Erdenheimathaus die Läuterfluten reiner Himmelsbronnen." K. B. zeigt von neuem, daß er einer unserer besten und tiefsten Lyriker ist. Treffend singt er von seiner leichten Muse: Phantasie leiht das Gespann, Schönheit lenkt die Zügel. Sich selbst schildert er auf S. 99. Ich. Ein einsamer Träumer in fremdem Land, eine Welle versprühend in heißem Sand, einer tiefen Glocke verhallender Ton, einer weinenden Mutter verlorener Sohn: Das bin ich. O lacht und spottet nur immerzu! Ich bin doch glücklich, ich habe Ruh'. Ich schaue empor zu meinen Sternen, zu meiner Heimat

leuchtenden Fernen und schreite fort. Und reißt mich auch Dorn und Stachel wund, und tränkt auch mein Blut den trocknen Grund, einst blühen Rosen daraus empor, und süß und verträumt singt ein Mädchenchor des toten Dichters lebendige Lieder. — Diese Hoffnung wird sich gewiß noch zu Lebzeiten des Dichters erfüllen. N.

Moderne Wohnräume. Interieurs, Gruppen und Einzelmöbel aus der I. Württembergischen Ausstellung für Wohnungs-Ausstattung in Stuttgart. Herausgegeben von der Ausstellungs-Kommission. Mit Angaben der verwendeten Materialien und Farben. Herausgeber: Leonhard Heilborn. Verlag des „Süddeutschen Möbel- und Hausschreiner", Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Die neue kunstgewerbliche Bewegung, die von England ausgehend dort schnell entscheidenden Einfluß auf den Geschmack der Gebildeten nicht nur, sondern auch auf den breiterer Schichten, wie auf die Gestaltung des Wohnhauses und seines gesamten Inhalts gewonnen, fand auf deutschem Boden bald und immer mehr Anhänger und Mitarbeiter. Jüngere Künstler begannen mit der vollendeten Ausprägung des Zweckgedankens zugleich die persönlich und national gefärbte Stimmung von Ernst, Gemüt und Natürlichkeit anzustreben, und bald sollte sich ihr Können als eine unversiegbare Quelle schöpferischer Kraft erweisen. „Schmücke dein Heim" wurde allmählich gleichbedeutend mit: „Richte dich zweckmäßig und nach deinen Verhältnissen ein, präge deinem Heim Geist und Leben auf, strebe nach Ruhe und vermeide jede Aufdringlichkeit." Allmählich haben diese Forderungen des guten Geschmackes die weitgehendste, wohlverdiente Verbreitung gefunden, und die Fortschritte des deutschen Kunstgewerbes, insbesondere der deutschen Möbelindustrie, sind überall gleichermaßen anerkannt und gewürdigt worden.

Das deutsche Haus soll eine Stätte behaglichen Verweilens, froher Geselligkeit sein, und die Fortschritte des deutschen Kunstgewerbes erleichtern die Aufgabe, es möglichst individuell zu gestalten. Man kann es daher nur mit hoher Freude begrüßen, daß jene Arbeiten, welche auf der I. Württembergischen Ausstellung für Wohnungs-Ausstattung so hohen Beifall seitens aller Freunde des deutschen Kunstgewerbes fanden, uns in obiger Sammlung vorliegen und somit einem größeren Kreise über die Grenzen Württembergs hinaus zugänglich werden. Die Arbeiten legen ein glänzendes Zeugnis ab von hohem technischen Können, geläutertem künstlerischen Geschmack und gediegener, trefflicher Ausführung und sind geradezu mustergültig. Sie lassen erkennen, daß die Ausstellung, die sie brachte, einen Markstein in der Entwicklung des neuen deutschen Kunstgewerbes auf dem Gebiete der Möbelindustrie und Innenkunst bedeutet und an diesem Fortschritt der deutschen Kultur einen starken Anteil hat. Es gewährt einen hohen Reiz, sich in diese Sammlung zu vertiefen, die geeignet ist, als Führer und Berater in allen Fragen künstlerischer Wohnungs-Ausstattung zu dienen.

R. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Altgermanische Prosa. Von Arthur Bonus. Kunstwart 20, 16 (Mai 1907).

Beethoven. Von Karl Lamprecht. Kunstwart 20, 16 (Mai 1907).

Bergmann, Ernst von. Von Dr. Walter von Oettingen. Westermanns Monatshefte 51, 8 (Mai 1907).

Bonaccorsi, Pier Ilari, gen. Antico. Von Wilhelm Bode. Kunst und Künstler V, 8 (Mai 1907).

Burckhardt, Jakob, und seine weltgeschichtlichen Betrachtungen. Von Friedrich Gundelfinger. Preussische Jahrbücher 128, 2 (Mai 1907).

Busch, Wilhelm. Von Cornelis Veth. Kunst und Künstler V, 8 (Mai 1907).

Fahrendes Volk im siebzehnten Jahrhundert. Aus den Bettelregistern einer deutschen Kleinstadt geschildert von W. Berdrow. Die Grenzboten 66, 18 (2. Mai 1907).

Griechische Siegerstatuen. Von Prof. Emanuel Löwy. Westermanns Monatshefte 51, 8 (Mai 1907).

Hölzel, Adolf, und Rudolf Schramm-Zittau. Von Fritz von Ostini. Die Kunst VIII, 8 (Mai 1907).

Klima der Mittelmeerländer, Das, und seine Folgewirkungen. Von Theobald Fischer. Deutsche Rundschau 33, 8 (Mai 1907).

Künstlerische Konzeption, Die. Von Dr. G. K. L. Huberti de' Dalberg. Die Kunst VIII, 8 (Mai 1907).

Leibl und Sperl. Von J. Mayr. Kunst und Künstler V, 8 (Mai 1907).

Linné, Carl von. Zur zweihundertjährigen Geburtstagsfeier am 23. Mai. Von Hofrat Prof. Dr. Julius Wiesner. Die Umschau XI 21 (18. Mai 1907).

Nietzsches Einfluss auf die französische Literatur. Von Prof. Henri Lichtenberger. (Schluss.) Bühne und Welt. IX, 15 (Mai 1907).
Orzeszko, Elise. Von Samuel Meisels. Aus fremden Zungen. XVII (1907), Heft 9.
Pfarrergestalten in neuern Dichterwerken. Von Heinrich Danneil. Die Grenzboten 66, 20 (16. Mai 1907).
Preussische Landeskirche unter Friedrich Wilhelm IV., Die. Von Walther Nithack-Stahn. Preussische Jahrbücher 128, 2 (Mai 1907).
Rilke, Rainer Maria. Von Richard Freienfels. Das literarische Echo IX, 17 (Juni 1907).
Schauspielmusik. Von Edgar Istel. Das literarische Echo IX, 17 (Juni 1907).
Sozialen Utopien, Die. Von W. Gallenkamp. Die Umschau XI, 21 (18. Mai 1907).
Staatswissenschaftliche Denkschrift für den Kalifen Harun al-Raschid, Eine. Von Wilhelm Riedel. Deutsche Rundschau 33, 8 (Mai 1907).
Stavenhagen, Fritz. Von Heinrich Spiero. Die Grenzboten 66, 18 (2. Mai 1907).
Uhland als Dramatiker. Von Rudolf Krauss. Bühne u. Welt IX, 15 (Mai 1907).
(Volkslied.) — Zur Wiederbelebung des Volksliedes. Von Robert Petsch. Das literarische Echo IX, 16 (Mai 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Andreae, Katy, Das liebe Ich. Roman. Berlin, Karl Curtius.
Anglo-Russian Literary Society, The. (The Imperial Institute, London, S. W.) Proceedings. No. 48. February, March and April 1907. Printed for the Society. Entered at Stationers' Hall.
Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen 144. 147. Leipzig, B. G. Teubner.
Barrès, Maurice, Die Schutzwälle im Osten. In deutschen Heeresdiensten. Autorisierte Uebersetzung von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm.
Bartels, Adolf, Deutsche Literatur. Einsichten u. Aussichten. Leipzig, Ed. Avenarius.
Bregenzerwald, Der. Herausgegeben vom Bregenzerwald-Verein. Verfasst von Leo Kegele. Stuttgart, Franckhsche Verlagshdlg.
Déroulède, Paul, Kriegstagebuch 1870. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Budapest, G. Grimm.
Draeseke, Felix, Die Konfusion in der Musik. Ein Mahnruf. Stuttgart, Carl Grüninger.
Egidy, Emmy von, Liebe, die enden konnte. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Eysell-Kilburger, C., Dreiklang. Drei Novellen. (Deutsche Erzähler. Band 12.) Schöneberg-Berlin, Paul Unterborn.
Forke, Dr. Alfred, Die Völker Chinas. Vorträge, gehalten im Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin. Berlin, Karl Curtius.
„Friedens-Blätter". Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. Herausgeber: Präfekt Bernhard Strehler in Neisse und Kuratus Hermann Hoffmann in Breslau I. XI. Jahrgang, Heft 9. Juni 1907. Würzburg, Verlag von Göbel und Scherer (Heinr. Klemmer).
Fuchs-Stermose, Sofy, Irma. Hohen-Neuendorf bei Berlin, Richard Fuchs.
Gewerbe-Ordnung, Neueste vollständige, für das Deutsche Reich mit Innungs- und Handwerker-Gesetz und dem Reichs-Fleischbeschau-Gesetz. Giltig vom 1. April 1903. Berlin, L. Schwarz u. Comp.
Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Band 4. 26. 27. 40. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins. Englisch. II. Kursus. Brief 26—30. Leipzig, E. Haberland.
Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins. Französisch. II. Kursus. Brief 26—30. Leipzig, E. Haberland.
Harz, Der, und die Städte Bernburg, Braunschweig, Hildesheim. Offizieller Führer des Harzer Verkehrs-Verbandes. Mit einem Geleitwort von Hans Hoffmann, 40 Routenkarten und 73 Ansichten aus dem Harze. Bad Harzburg, Rud. Stolle, Hofbuchhändler.
Hofmannsthal, Hugo von, Die prosaischen Schriften gesammelt. Band I. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Korrespondenz, Photographische. Mai 1907. Wien, Verlag der Photographischen Gesellschaft.
Lebenswerte. Illustrierte Essays für freie Menschen. Herausgegeben von Elisar von Kupffer und Eduard von Mayer. Heft 1. 2. 3. 4. 5. Jena, Hermann Costenoble.
Luftkurort Egg im Bregenzerwald. Herausgegeben vom Verschönerungsverein Egg. Stuttgart, Franckhsche Verlagshdlg.
Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter dargestellt und herausgegeben von Prof. Dr. Kossmann in Berlin und Privatdozent Dr. Julius Weiss in Wien. (Vollständig in 48 Lieferungen zu je 60 Pfg.) 1. Lieferung. — Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsanstalt.
Michel, Robert, Die Verhüllte. Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Musik-Mappe, Die. Mit 4 Gratis-Noten-Beigaben. I. Band. Heft 32. Salonstücke. Leipzig, W. Vobach & Co.
Neumann, Angelo, Erinnerungen an Richard Wagner. Mit vier Kunstblättern und zwei Faksimiles. Leipzig, L. Staackmann.
„Progress." Civic-Social-Industrial. April 1907. 11 Southampton Row, London, W. C. The British Institut of Social Service.
Rodt, Cäcilie v., Aus Central- und Südamerika. Bern, Buchdruckerei W. Wälchli.
Rosenberg, J., Phönikische Sprachlehre und Epigraphik. Für das Selbststudium leichtfasslich und übersichtlich dargestellt. Mit einer historisch-geographischen Einleitung und 4 Schrifttafeln. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Rundschau, Deutsche, für Geographie u. Statistik. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXIX. Jahrg. Heft 9. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schnürer, Dr. Franz, Habsburger Anekdoten. 2. Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.
Schule und Elternhaus. Teilausgabe der Monatsschrift: Deutscher Frühling. Neudeutsche Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus. Herausgegeben von Alfred Bass. 1907. Heft 1/2. Leipzig, Teutonia-Verlag.
Schüler, Carl, Staatsanwalt Alexander. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, D. Dreyer u. Co.
Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870 und 1871. Aus den diplomatischen Akten der Regierung der Vereinigten Staaten. Herausgegeben von Adolf Hepner. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger.
Steffen, Albert, Ott, Alois und Werelsche. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag.
Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 20. Jahrgang. 1907. Heft 8. 9. 10. 11. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1905. Neueste Fassung. Berlin, L. Schwarz u. Comp.
Toussaint-Langenscheidt, Rumänisch zum Selbstunterricht. Brief 1. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagbuchhandlung. (Prof. G. Langenscheidt.)
Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. 1907. No. 9. 10. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".
Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. IV. 1907. No. 9. 10. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".
Untermann, Ernst, Dialektisches. Volkstümliche Vorträge aus dem Gebiete des proletarischen Monismus. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger.
Weinschenk, Jakob Hugo, Gedichte. Mainz, L. Wilckens.
Welt, Photographische. Monatsblatt für Amateur- und Fachphotographen. XXI. Bd. Heft 5. Mai 1907. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag, M. Eger.

* * *

Best, Davis, Perks (Deutsch von Dr. Waldemar Zimmermann). Berlin und seine Arbeiter. Berlin, Dr. Wedekind.
Bierbaum, Otto, Der neubestellte Irrgarten der Liebe. Leipzig, Inselverlag.
Brandes, Georg, Max Stirner. Berlin, Bard-Marquardt.
Brentano, Lujo, Der Unternehmer. Berlin, Leonhard Simion.
Broicher, Charlotte, John Ruskin und sein Werk. Jena, Eugen Diederichs.
Fink, J. W., Kann das Christentum das sociale Elend beseitigen? Tübingen, Selbstverlag von J. W. Fink.
Fränkel, Dr. F., Buckle und seine Geschichtsphilosophie. Bern, Scheittin, Spring & Co.
Günther, Reinhold, Deutsche Kulturgeschichte. Leipzig, Göschen.
Hegel, G. W. Friedrich, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Leipzig, Reclam jr.
Herkner, Prof. Dr., Alkoholismus u. Arbeiterfrage. Berlin, Verlag Mässigkeit.
Kohn, Dr. Emerich, Urgeschichte des Menschen. Berlin, Verlag Hillgers Illustrierte Volksbücher.
Mensch, Dr. E., Deutsche Geschichte. Berlin, Franz Wunder.
Oetker, Karl, Die Negerseele und die Deutschen in Afrika. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Penka, Karl, Die Entstehung der neolithischen Kultur Europas. Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt.
Schipper, Ignaz, Anfänge des Kapitalismus bei den abendländischen Juden. Wien, Braumüller.
Schmidt, Dr. Alfred, Niccolò Machiavelli und die allgemeine Staatslehre. Karlsruhe, Braunsche Hofbuchhandlung.
Schneider, Dr. Hermann, Kultur und Denken der alten Ägypter. Leipzig, Voigtlaender.
Strzygowski, Josef, Die bildende Kunst der Gegenwart. Leipzig, Quelle u. Meyer.
Tolstoi, Leo N., (Übersetzung von A. Hess). Die Bedeutung der russischen Revolution. Oldenburg, Schulze.
Vogeler-Worpswede, H., Gedichte Dir. Leipzig, Inselverlag.
Wernar, Dr. Adolf, Die Verfassungsfrage in Mecklenburg. Berlin, Verlag von Walther Rothschild.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Schmarsow

S. Schottlaender's Schlesische Verlagsanstalt
G. m. b. H. Berlin

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

XXI. Band. — August [illegible]

[illegible]

[illegible]

Schottlaender [illegible]



S. Schottlaender's Schlesische Verlagsanstalt
G.m.b.H. Berlin

Nord und Süd.

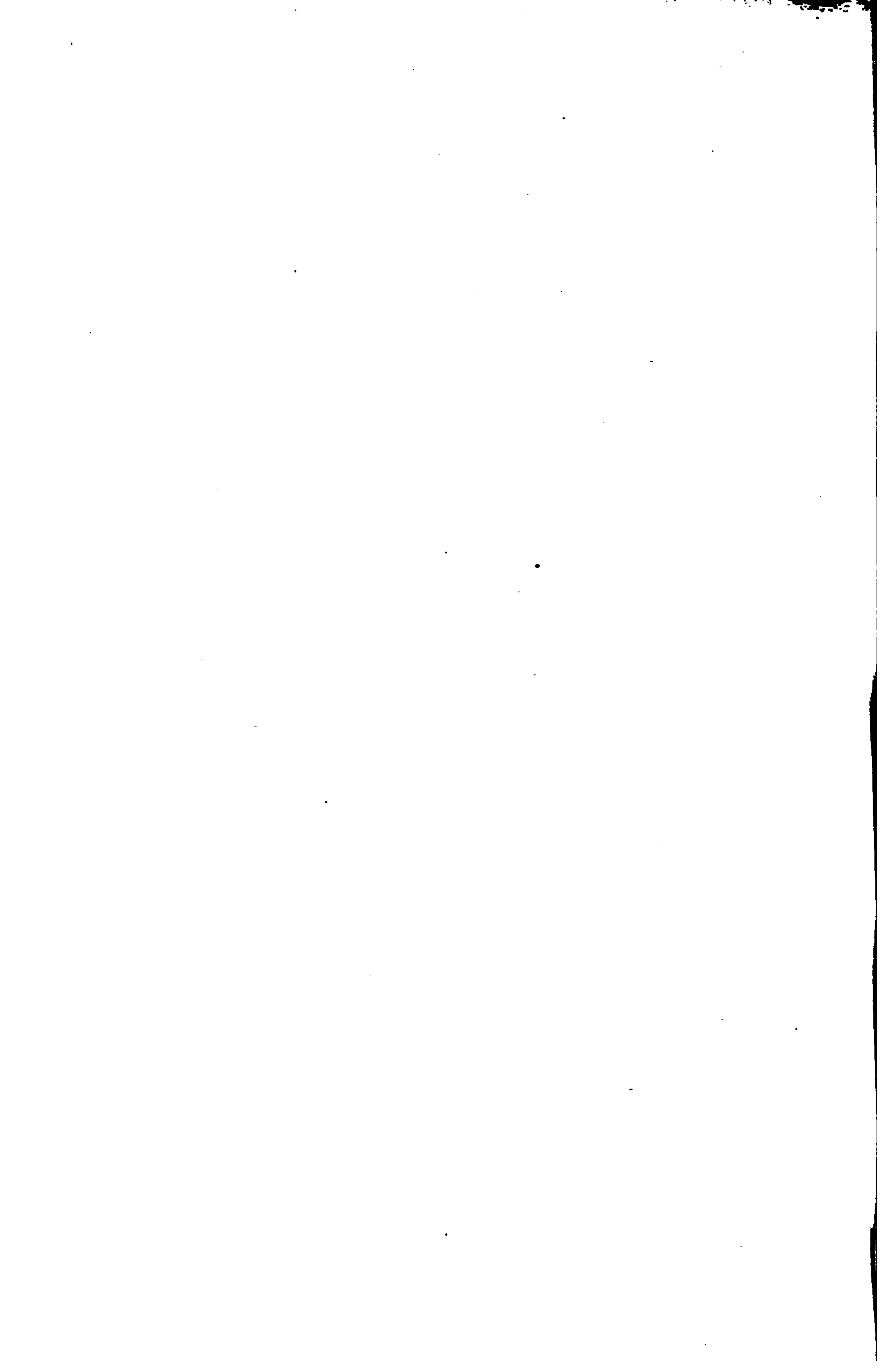
Eine deutsche Monatsschrift.

CXXII. Band. — August 1907. — Heft 365.

(Mit einem Portrait in Radierung: August Schmarsow.)



S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.





Darthe Semmit.

Baltische Novelle aus der Revolutionszeit.

Von

Frances Külpe.

— Nervi. —

(Schluß.)



Die reiche Ernte dieses Jahres lag wohlgeborgen in den Scheuern. Die abgeräumten Felder standen voll borstiger Stoppeln und warteten geduldig auf neue bessere Zeiten. Eintönig und schläfrig murmelte der Fluß.

Doch ehe die surrende Musik der Dreschmaschine von Gehöft zu Gehöft ertönte, sollte ein Grünfest veranstaltet werden. Das letzte im Jahre.

Und das erste, in den Hunderten von Jahren, das so gefeiert wurde. Es schlich ein böser Geist von Gesinde zu Gesinde, der Geist der Revolution . . .

Früher war das Fest in dem geräumigen Schloßpark der Wolfshausens gefeiert worden — jetzt hatten die Letten es verschmäht, um den Park zu bitten — und höhnisch hatten sie die Waldwiese eines reichen Bauerwirts zu ihrem Fest bestimmt. Man konnte sie deutlich vom Schloß aus sehen. Seit vielen Jahren war immer jemand von den Herrschaften aus dem Herrenschloß oder dem Pastorat mit auf das Fest gekommen, und die Leute hatten den Ehrengast mit Tusch und Willkommsgruß gefeiert. Es war eine hohe Ehre für die Burschen gewesen, mit den herrschaftlichen Fräulein zu tanzen. Jetzt zum erstenmal war das anders. Eine rote Fahne wehte von derselben Stange, die früher die kurländischen oder die Reichsfarben getragen. Dreist und frech wie eine ringelnde rote Schlange wehte sie im Winde. Und die blinkenden Fenster des Herrenschlosses blieben geschlossen und verhängt. Ja, es ging ein böser Geist um unter dem Volk, der Geist der Revolution!

Ein buntscheckiger Knäuel von Menschen war auf dem Platz versammelt.

Frech und lärmend war ihr Gebaren, herausfordernd ihr Aussehen.

Unter Absingung eines revolutionären Liedes waren die Burschen schon halb betrunken auf den Platz gelangt.

Darthe war mit Mutter Greetsche gekommen. Die gute Frau arbeitete noch immer um Tagelohn mit ihrem Mann beim Zehsewirt. Er hielt seine Leute knapp und war ein harter Herr, und gerade darum schimpfte er am lautesten über die deutschen Barone. Sie zahlten bessere Löhne, und die Verpflegung war eine reichlichere. Aber die leichtgläubige Mutter Greetsche schwor auf jedes Wort des Zehsewirts und tat schon lange ihr möglichstes, auch Darthe zur Tagesarbeit bei ihm zu bestimmen. Das hartnäckige Mädchen aber schüttelte den Kopf und schwieg. Sie stand sich besser bei ihrer Näharbeit und versorgte die Wirtsfrauen und Töchter mit Kleidern. Ohne jemals die Schneiderei berufsmäßig erlernt zu haben, betrieb sie sie eifrig und stand sich ganz gut dabei. In ihrem weißen Kleide, dem Geschenk der Baroneß Marga, sah sie aus wie ein schönes stolzes fremdländisches Fräulein und lenkte aller Blicke auf sich.

Mutter Greetsche sah die bewundernden Blicke recht gut, die ihrer Tochter galten, und spann in ihrem Innern verwegene Pläne. Dem reichen Dumpje-Wirt war vor drei Monaten seine Frau gestorben — wie, wenn Darthe Dumpje-Wirtin würde? Sie hielt ihre schöne Tochter krampfhaft am Arm fest und segelte mit ihr stracks auf den Dumpje-Wirt los.

Breitspurig stand er da, die Daumen in den Westenärmeln, und blickte hochfahrend um sich wie ein Sieger im Felde.

„Guten Tag, Dumpje-Wirt," sagte Mutter Greetsche einleitend. „'s ist ein schönes Wetter heuer!"

„'s geht an!" meinte der Dumpje-Wirt gnädig. „Heute wollen wir einmal lustig sein, Jungfer Darthe — wie?" sagte er mit einem Seitenblick auf das Mädchen.

„Was machen Eure armen Waisen, Dumpje-Wirt?" steuerte Mutter Greetsche nun direkt auf ihr Ziel los. „Die sehnen sich wohl nach der Mutter. Müßtet wieder auf die Freie gehen, Dumpje-Wirt."

„Haben jetzt wichtigere Dinge zu tun, Mutter Greetsche, die Zeiten sind nicht danach."

Mutter Greetsche seufzte wehmütig und faltete die Hände über dem Leib. „Ach ja — böse Zeiten, böse Zeiten!" stöhnte sie und wiegte trübselig den Kopf hin und her.

„Böse Zeiten, sagt Ihr? Nein, Mutter Greetsche — das stimmt nicht. Gute Zeiten sind's für uns Letten. Nun kommen w i r mal ans

Regiment. Für die da" — er wies über die Schulter nach dem Schloß — „könnten die Zeiten schon ein bißchen heiß werden. Dafür wollen wir sorgen. Für uns aber sind's gute Zeiten."

Noch einmal wagte Mutter Greetsche einen Versuch.

„Ja, ja, kann schon sein," sagte sie schwerfällig, „aber in guten Zeiten sollte man auch eine Frau haben, mit der man sich darüber ausreden kann, wenn einem die Seele voll Freude ist."

Jetzt riß sich Darthe mit flammenden Wangen von ihrer Mutter los.

„Habt Ihr eine Frau an mich zu vergeben, Mutter Greetsche?" witzelte er mit einem pfiffigen Seitenblick auf das davonstürmende Mädchen.

„Nu, es käm' drauf an!" meinte Mutter Greetsche philosophisch. „Man wird immer älter, Dumpje-Wirt, und möcht' seine Kinder schon gut versorgen."

„Man kann sich die Sache ja mal überlegen!" sagte der büffelstarke Mann behäbig und reichte Mutter Greetsche die Hand.

In gehobener Stimmung trat sie zurück und setzte sich breitspurig auf eine Bank. Sie hatte ihre Angelegenheit doch wahrhaftig fein eingefädelt. Ja, wenn die Kinder groß würden, dann fingen die Sorgen erst eigentlich an, dachte sie seufzend. Sind sie klein, so drücken sie einem die Knie, sind sie groß, so drücken sie das Herz — ja, ja. Wohlgefällig strich sie die Falten ihres Rockes glatt. Da griff jemand von hinten nach ihrem Arm.

„Mutter!" zischte Darthe und stand von brennender Röte übergossen vor ihr, „sagst du solche Dinge noch einmal, so geh' ich in den Fluß — verstehst du?"

Da stand sie — die Augen gesenkt, die Lippen zusammengepreßt, eine tiefe, böse Falte in der Stirn. Sie war bildschön. „Wai Gottchen, wai Gottchen!" seufzte Mutter Greetsche, „was hat man für 'ne Not mit den Kindern!"

Nun stimmten auch die Musikanten die Tanzmusik an. Ein wunderlicher, säbelbeiniger Kerl — er war von Beruf Schneider — strich mit zornigem Eifer eine alte riesige Baßgeige. Sein schmutziges, graues Haar war auf seinem Kopf wie angeklebt. Zwei Musikanten kratzten seelenruhig und falsch ihre Fiedeln und entlockten ihnen jämmerliche quiekende Töne. Ein lang-magerer Flötist fingerte versunken auf seinem Instrument herum, als gehe ihn die ganze übrige Welt nichts an, und ein behäbiger Bläser verteilte seine Zeit mit bewunderungswürdiger Gerechtigkeit an sein Cornet à Piston, indem er teils mühsam hineinblies, teils hineinsah wie in ein Fernrohr. Der Zehse-Wirt, ein kleiner schrumpliger Mann, stand in guter Laune hinter den fünf Musikanten und schlug mit der dürren roten Hand den Takt dazu. Die Zehse-Wirtin wandte der Gesellschaft ihre imponierende Rückseite zu und

unterhielt sich laut und angelegentlich mit Grendsche-Jehkab, der selbstbewußt dastand und die Blicke der Mädchen auf sich ruhen fühlte.

„Wie bist du denn von deinem gnädigen Herrn Baron losgekommen?" fragte sie.

„Er ist ausgefahren, Wirtin," antwortete Grendsche-Jehkab mit liebenswürdiger Nachlässigkeit und sah über sie hinweg zu Darthe hinüber.

Mit runden, begehrlichen Augen starrte die semmelblonde Zehsewirtstochter den hübschen Gesellen an.

„Das Tanzen habt Ihr wohl auf dem Schloß gelernt?" fragte sie neugierig. „Tanzt man dort anders?"

„Wollt Ihr's mit mir versuchen, Jungfrau?"

Sie errötete und ließ sich von ihm umfassen.

Es war ein wunderliches Tanzen. Er beherrschte es wie einer der jungen Barone, denen er es abgesehen hatte, und flog mit nachlässiger Anmut die Bahn entlang, eine angerauchte Zigarette in der Hand.

Sie trippelte vorsichtig und eckig dahin und bewegte leise die Lippen. Er hörte, wie sie den Takt zählte. Es war ihr saure Arbeit.

Mit spöttisch aufgeworfenen Lippen betrachtete Darthe das Paar. Da näherte sich ihr der Dumpje-Wirt.

„Jungfer Darthe — ist's erlaubt?" fragte er herablassend.

Sie sah ihn groß an. „Es ist erlaubt, wenn Ihr vergessen wollt, was die Mutter vorhin mit Euch geredet hat. Die Mutter weiß manchmal nicht, was sie tut."

Er stellte sich unwissend. „Was hat sie denn gesagt, Jungfer?"

„Ich mag's nicht wiederholen, und wenn Ihr's vergessen habt, um so besser für Euch und mich!"

In seinem wampigen Gesicht zuckte eine lüsterne Falte. „Ich vergesse alles, was ich vergessen soll, Jungfer Darthe," sagte er grinsend, „ich bin überhaupt ein gutgearteter Mensch. Ihr müßtet mich besser kennen lernen."

Wohlgefällig blickte er auf das Mädchen. Dann umfaßte er sie und stampfte im Polkatakt rund um den grünen Platz. Heiß wehte sein Atem, und fest drückte er sie an sich. Es war ein behäbiges langatmiges Tanzen. Wieder paßten die Tänzer nicht zusammen. Viermal ging's um den ganzen Platz. Mutter Greetsches Augen leuchteten vor Stolz.

Die Wiese füllte sich mit neuen Paaren. Ringsum auf den Bänken saßen die Wirtsfrauen und Mütter, die Mädchen drängten sich kichernd zusammen wie eine Herde Lämmer. Mit herausfordernden Blicken stampften die Burschen zu zweien oder dreien auf und nieder, sie schossen wie Schäferhunde in das dichteste Gewühl, trieben die Mädchen aus ihren Ecken und holten sie triumphierend hervor.

Gemessen und beinahe andachtsvoll bewegten sich die Paare. Sie tanzten mit sachlichem Ernst und gesenkten Augenlidern, selten flog ein Lächeln über ihre Züge.

Allmählich wurde die Stimmung ungebundener. Man hörte johlende Rufe, Lachen und Kreischen. Immer wieder leuchtete Darthes weißes Kleid in dem Wirrwarr auf. Sie hatte schon mehrere Male mit Grendsche-Jehkab getanzt.

„He! Einen Walzer!" schrie der Dumpje-Wirt laut. Er blähte sich wie ein Puter. Ohne zu fragen, umfaßte er Darthe und zerrte sie in den Tanzkreis.

„Verzeiht, Dumpje-Wirt, — ich hab' den ersten Walzer schon versprochen."

„Wem denn?" Seine Augen funkelten zornig.

„Dem Grendsche-Jehkab!" sagte sie hastig.

Sie log, und der Dumpje-Wirt vermutete es.

Eine giftige Eifersucht schwoll in ihm auf.

„So will ich ihn fragen," murmelte er grimmig, „mir scheint's, Ihr nehmt's mit der Wahrheit nicht allzu genau, Jungfer."

„Denkt, was Ihr wollt," sagte sie kurz.

Ihre Augen suchten Grendsche-Jehkab. Mit einem flehenden Ausdruck blieben sie auf ihm haften.

Der gewandte schlaue Bursche hatte die Situation sofort erfaßt.

„Nu, Dumpje-Wirt," rief er dem Daherstampfenden harmlos entgegen, „was bringt Ihr Gutes? Ihr seht ja aus, als ob Ihr das Herrenspiel ‚Es kommt ein Schiff geladen mit — Äpfeln' spielen wolltet."

„Mein Schiff ist mit anderen Dingen geladen," grollte der Dumpje-Wirt, „mit wem tanzest du den Walzer?"

„Mit Jungfrau Darthe Semmit — zu dienen," antwortete Jehkab rasch.

„Nun, dann muß ich freilich zurückstehen, mit so einem schönen geschniegelten Lakaien kann ich's ja nicht aufnehmen!"

„Ja freilich — eine Tonne Fett kann man nicht zum Lakaien gebrauchen," sprach Grendsche-Jehkab unschuldsvoll.

Ein brüllendes Gelächter belohnte seinen Witz. Mit schwingenden Schritten trat er zu Darthe heran.

„Hab' ich dich endlich, hochmütige Prinzeß?" lachte er zärtlich und preßte sie an sich. Sie sah dankbar zu ihm auf. Fort ging's im wirbelnden Schnellwalzer. Die beiden waren aus einem Guß. Das war kein Anpassen mehr, — das waren zwei, die zu eins verschmolzen waren. Bewundernd hingen die Augen aller an diesem Paar. Sie tanzten nur noch allein.

Da brach es durch die gellende Musik — ein schmerzliches Stöhnen. Der alte Semmit, Darthens Vater, war gekommen. Leise war er zu

den Zuschauern getreten. Sein graues Haar hing in wirren fleckigen Strähnen um das knochige altgediente Gesicht, um seine eckige Gestalt schlotterte der Rock ... den Arm hielt er ausgestreckt auf das Paar gerichtet und stöhnte wie im Krampfe.

„Ich sehe Blut ..." sprach er mit hohler, entsetzter Stimme ... „sein Gesicht ist mit Blut beschmutzt ... die Hände ... die Kleider voll Blut ... laß ab von ihm, Mädchen, laß ab ..." er kreischte schrill auf, warf die Arme hintenüber und brach zusammen.

Zehn Fäuste griffen zu. Ein dichter Kreis bildete sich um den Alten. Kreischend taumelte Mutter Greetsche zu ihm hin.

„Was ist, Vater Semmit? Was ist? Ist er betrunken?" schwirrte es ringsum.

Das tanzende Paar war einen Augenblick stehen geblieben wie erstarrt. Verwirrt klammerte sich Darthe an ihren Tänzer und stieß ihn gleich wieder angstvoll mit einem Schrei von sich.

Da packte er das Mädchen fester und zwang es mit einer herrischen Gebärde an seine Seite. Er warf den Kopf zurück und blickte trotzig um sich.

„Der alte Semmit redet irre!" sagte er ruhig. „Was faselt er da von Blut an meinen Händen? Rein sind meine Hände von Blut ... die Zähne schlage ich dem ein, der mich einen Mörder heißt!"

Er sah prachtvoll aus in seinem stolzen Zorn.

Darthe zuerst brach das Schweigen. Sie fühlte, sie war Grendsche-Jehkab eine Genugtuung schuldig.

„Vater ... Vater ist krank!" schrie sie gellend auf, „er sieht zuweilen Gesichte ... sieht ... in die Zukunft —" dann schlug sie die Hand vor die Stirn — „... ja, sieht in die Zukunft," wimmerte sie heiser vor sich hin, als erwache sie jetzt erst zum Bewußtsein des Furchtbaren.

Sie war totenblaß.

In Gruppen umstanden die Leute das junge und das alte Paar. Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen.

„Alter Jahnit, ... alter Jahnit ... ruhig, ruhig, mein Alterchen," hörte man Mutter Greetsches beschwichtigende schluchzende Stimme, „das arme alte Mannchen ist ja ganz auseinander ..., nein, nein, getrunken hat er nicht ..." erklärte sie den Leuten. „Komm nur, komm, — nach Hause wollen wir gehen!"

Willenlos, hilflos wie ein Kind ließ sich Vater Semmit von Mutter Greetsche abführen. Er atmete schwer. Sein struppiger grauer Kopf wackelte haltlos hin und her. Es schien, als habe er nie das Wort „nein" aussprechen gelernt.

Darthe zuckte zusammen — sollte sie den Eltern folgen? Nein! Sie blieb. Ein feuriger trotziger Blick Grendsche-Jehkabs bannte sie.

Er schob ihren Arm in den seinen.

„Hiermit erkläre ich allen Anwesenden," rief er laut und trotzig, „Darthe Semmit hier ist meine Braut!"

Totenstille. Dann ein lautes, johlendes Bravogeschrei. Trunkene heisere Rufe.

„Der ist schneidig! Der versteht's! Ein Mordskerl!"

Darthe stand da blutübergossen. Sie wagte nicht zu widersprechen. Liebte sie ihn? Haßte sie ihn? Sie wußte es nicht.

Da stand der Dumpje-Wirt vor ihnen.

Die Arme übereinander gekreuzt betrachtete er mit höhnischem Lachen das junge Paar.

„Meinen Glückwunsch!" sagte er laut und hämisch.

Dann schritt er breitspurig an ihnen vorüber.

„Eine Polka!" schrillte laut die trockene Stimme des Zehse-Wirts.

Das verstimmte Quintett setzte mit einer scharfen Dissonanz ein. Ein paar Polkatakte folgten.

„Ruhe!" brüllte der Dumpje-Wirt. Er war auf eine Bank gestiegen.

„Still, still, der Dumpje-Wirt will reden!"

Alles drängte und schob sich näher an die Bank heran.

„Genossen und Brüder!

Es ist jetzt nicht die Zeit, sich mit Verlobungen und Heiraten zu befassen. Das mögen wir den Nichtstuern und ‚Herrendienern' überlassen. Brüder und Genossen — unsere Zeit ist eine große Zeit, eine gute Zeit! Lange genug hat unser Bruder, der lettische Bauer, dem von Rechts wegen das lettische Land gehört, seinen gekrümmten Rücken noch tiefer gebückt und dem großen Herrn Baron mit demütigem Grinsen die gnädige Hand geküßt, hat ihm Frondienste geleistet, für ihn gesät und geerntet und gedarbt — der Tag der Umkehr, der Tag der Rache ist nicht mehr fern. Keine Herren soll es mehr geben, weder hohe noch niedrige. Wir sind unsere eigenen Herren! Oder wollt ihr euch noch ferner vor dem blutsaugerischen Leuteschinder, dem Baron, oder vor dem heuchlerischen Pfarrer bücken? Haben die Schwarzen nicht lange genug unsere Rubelchen gestohlen, unsere Hühnerchen gegessen? Wir aber haben gehungert und gedarbt!" — —

Ein spöttischer Zuruf Grendsche-Jehkabs: „Der mit seinem Fettwanst redet von Hungern und Darben!" wurde nicht beachtet. Wie in einem Rausch sprach der Dumpje-Wirt weiter, von Haß und blinder Wut und Rednerehrgeiz getragen. Die Worte flogen ihm zu.

„Brüder und Genossen! Die Tage der Deutschen im Lande sind gezählt. Mögen sie fliehen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist! Hier dulden wir keine deutschen Herren mehr. Ihre Schlösser, ihre Güter, ihre Ställe, ihre Pferde und Kutschen und Rinder sind unser! Greifen wir nur zu! Nicht mehr stehen wir allein und schutzlos wie eine ver-

wirrte Herde Schafe dem gierigen Raubtier, dem Wolf gegenüber, — den Wölfen von Wolfshausen!" Dröhnendes Gelächter.

„Das lettische Zentralkomitee steht hinter uns! Das lettische Zentralkomitee denkt und sorgt und handelt für uns. Das lettische Zentralkomitee wird uns unsern Tag der Rache bestimmen — er ist nicht fern. Bis dahin noch geduldet euch und haltet euch ruhig — wir Mitglieder des Komitees kennen den Tag. Dann wird kommen die Stunde, da wir jubeln, da wir siegen, da w i r die Herren im Lande sein werden!

Hoch dem lettischen Zentralkomitee! Nieder mit den Deutschen!"

Mit einer großtuerischen Gebärde stieg er von der Bank. Aus der Brusttasche zog er ein Bündel Proklamationen. Gierige Hände griffen danach.

„Hoch . . . hoch! Nieder . . . nieder! — Dem lettischen Zentralkomitee . . . den Deutschen . . . hoch! nieder!" heulte es wie ein wühlender Sturm durch die Masse. Sie hoben die Hände hoch, sie brüllten, sie johlten, die Weiber kreischten laut — ihre Wangen brannten, ihre Augen glühten.

Der Dumpje-Wirt war der Held des Tages. Was wollte neben ihm Grendsche-Jehkab mit seiner improvisierten Verlobung bedeuten? Er war einfach nicht mehr da. Vergessen. Ausgewischt.

Und der Jubel erreichte seinen Höhepunkt, als der Dumpje-Wirt noch einmal auf die Bank stieg und schrie:

„Einige Brüder und Genossen! Ich setze euch aus meiner Tasche 4 Tonnen Bier und ein Faß Branntwein! Die Keller der Deutschen werden uns bald bessere Getränke liefern. Dann fließt Wein und Champagner — heute aber nehmt vorlieb, Brüder, — ein Lump, der mehr gibt, als er hat!"

„Hurra dem Dumpje-Wirt! Hurra! Hoch! Hoch! Es lebe der Dumpje-Wirt! Der Dumpje-Wirt hoch!" brüllten hundert heisere Kehlen.

Ein ungeheurer Jubel hatte sich der lettischen Genossen bemächtigt.

Bleich, mit verzerrtem Gesicht stand Grendsche-Jehkab da. Auf seinen blassen Wangen brannten zwei kreisrunde rote Flecke. Seine Lippen zuckten — der Dumpje-Wirt hatte ihn öffentlich beschimpft! Angstvoll umklammerte Darthe seinen Arm. Rauh stieß er sie zurück.

Ein lodernder Blick voll grenzenlosen Staunens, voll empörter Verachtung maß ihn von oben bis unten. Sie wandte ihm den Rücken und schritt hastig davon.

Er sprang ihr nach.

„Seht . . . seht das Brautpaar! Das Brautpaar!" schallten höhnende Rufe. „Die Bettelbraut und der Herrenknecht!"

In ohnmächtiger Wut preßte er die Zähne zusammen und ballte die Fäuste.

„Wollen sehen . . .“ murmelte er halblaut, „wer mehr vermag — Ihr mit Eurem leeren Schwatzen und Reden oder . . . ich!“

Sie hatte die Worte gehört, doch wandte sie den Kopf nicht um. Jetzt ging er neben ihr her.

„Darthe!“ keuchte er heiser, „willst du mich zum Gespött der Leute machen?“

Sie blieb stehen und sah ihn mit flammenden Augen an.

„Darthe Semmit läßt sich nicht zum zweiten Male fortstoßen. Sie hat sich dir nicht aufgedrängt, Grendsche-Jehkab. Um deinetwillen bin ich geblieben, als meine Eltern gingen. Ist das der Dank? Für eine Minutenbraut bin ich mir selbst zu schade!“

„Minutenbraut . . .“ wiederholte er. „Aber Darthe, was redest du denn? Wußte ich denn, was ich tat, als ich dich stieß? Ich dachte ja nur an den feisten Protzen, den Dumpje-Wirt . . . Du bist meine Braut und sollst es bleiben und nun erst recht!“

„Dazu gehören zwei!“ sagte sie kurz.

Er legte sich aufs Bitten und Schmeicheln.

„Aber Darthing, liebes Darthing . . .“

Endlich wandte sie den Kopf. „B i n ich dein liebes Darthing?“ fragte sie ernst.

„Bei meiner Seele!“ schrie er. „Wen sollte ich denn sonst auf der Welt lieber haben?“

Sie war versöhnt. Stumm reichte sie ihm die Hand. „Ich halte zu dir,“ sagte sie einfach, „was auch kommen mag!“

„Was auch kommen mag . . .“ wiederholte er.

Durch niedriges Buschwerk und Gestrüpp schritten sie quer über die Wiese, die Nachmittagssonne zeichnete ihre langen schrägen Schatten in das Gras. Ein gequältes Stöhnen hemmte ihre Schritte. Sie traten hinter einen breiten Wacholderbusch. Da lag die „hohe Polizei“ gefesselt — der Landgendarm Kalning, einen Knebel im Munde.

„Lassen wir ihn liegen!“ sagte Grendsche-Jehkab schadenfroh und versetzte dem Manne einen Fußtritt. „Es geschieht ihm recht.“

Darthe stand unschlüssig daneben.

Ein plötzlicher Verdacht stieg in Grendsche-Jehkab auf. Er bückte sich und nahm dem Manne den Knebel aus dem Munde.

„Wer hat dich gefesselt?“ sprach er finster. „Die Wahrheit, Mann, oder . . .“

„Der Dumpje-Wirt war's mit zwei Burschen!“ stöhnte der Polizist.

„Der Dumpje-Wirt . . .“ Ein Leuchten flog über Grendsche-Jehkabs Züge. Er zog sein Messer und durchschnitt die Bande.

„Wer dich befreit hat, darüber schweigst du!“ herrschte er den Mann an, „aber den Dumpje-Wirt magst du immerhin anzeigen bei

der hohen Polizeibehörde in Bauske. Eben noch hat er das Maul vollgenommen und das Volk aufgehetzt."

Der Polizist rieb sich die steifen Glieder und nickte. „Vielen Dank, Grendsche-Jehkab," sagte er. Dann schlich er sich in der Richtung nach Bauske davon.

Stumm schritten die beiden weiter. Darthe hielt den Kopf gesenkt.

„Bist du kein Roter, Jehkab?" brach sie plötzlich das Schweigen.

Er lachte. „Weil ich den Spürhund da losließ? Und wie! Aber das Wichtigtun und protzige Reden führt zu nichts. Dem Dumpje-Wirt wird eine gute Lehre von Nutzen sein. Überhaupt, auf Wirte verlassen wir uns nicht. Die sind Besitzer. Ich weiß vielleicht mehr, als alle. Heute um drei Wochen soll's losgehen!"

„Heute um drei Wochen?" fragte Darthe mit funkelnden Augen.

„Jawohl. „Und halt' den Mund, Mädchen."

Sie gab ihm die Hand. „Geh jetzt, Jehkab, — es ist besser, wenn Vater dich nicht sieht. Wir halten zusammen."

Zögernd stand er da. „Wie du willst," sagte er endlich und schlug den Weg ein, den er gekommen war.

Darthe wandte sich um und blickte ihm lange nach.

— — — — — — — — — —

Wind war gesät und Sturm fegte durch das Land, — der Sturm, der nicht mehr zu halten war.

Nach sonnigem Herbstwetter waren trübe Regentage gefolgt. Schwer und breit und grau rauschte der Fluß dahin, und dunkle Wolken hingen über nebelgrauen Wäldern und nassen Stoppelfeldern.

Dem Flußufer entlang, stromaufwärts, schritt an einem trüben Herbsttage eine weibliche schlanke Gestalt. Sie war in ein dichtes Tuch gehüllt und kurz geschürzt. Die derben ledernen Bauernschuhe traten tapfer vorwärts in das lehmige Erdreich, und hoch auf spritzte bei jedem Schritt das schmutzige Wasser. Unter dem groben Wolltuch hob sich in schweren Flechten das kronenförmig aufgesteckte Haar, über die braune Stirn hingen feuchte Strähnen.

Darthe Semmit ging einen schweren Gang, denn sie hatte eine Mission zu erfüllen. Die Mission aber hatte ihr niemand anders diktiert, als der, der allein rechte Missionen befiehlt — Gott — und ihr Herz.

Stundenlang war sie geduldig gegangen. Der Weg war weit und beschwerlich. Und immer lauter und vernehmlicher rauschte der Fluß. Es schien, als habe er ihr etwas zu sagen, und er hatte ihr auch etwas zu sagen. Du tust recht, du tust recht, rauschten und murmelten die dunklen Wellen, die an ihr vorüberwirbelten.

Sie blieb stehen und schöpfte tief Atem. Ihre Kindertage fielen ihr ein und die Märchen der toten Großmutter. Es waren doch schöne

stille Zeiten gewesen, als sie den kleinen Bruder Jahnit wiegen mußte, schöne stille Zeiten. Der Jahnit war nun schon ein großer Bursch und ging drüben bei Bauske in die Tischlerlehre. Der hatte sie nicht mehr nötig und die Großmutter auch nicht. Wer hatte sie denn eigentlich nötig? Der Vater . . . die Mutter, — Grendsche-Jehkab?

Sie schüttelte düster den Kopf. Vater und Mutter, die hatten einen Sohn und gingen ihre eigenen Wege, wie sie selbst ihre eigenen Wege ging, — sie hatten sie nicht nötig, und Grendsche-Jehkab? Ging er nicht auch eigene Wege? Lief er nicht jedem hübschen Mädchen und jedem Rockzipfel nach? War er treu? War er zuverlässig? Konnte sie ihm trauen?

Wieder schüttelte sie den Kopf. Sie kannte ihn zu wenig. Aber heute, ja heute würde jemand sie nötig haben — Baroneß Marga. Sie schritt hastig vorwärts, und wieder versank sie in Erinnerung. Wie war das damals gewesen, als die Baroneß Marga ins Wasser gefallen war? Wie hatte es in der dunklen Stube geleuchtet, als die helle nasse Gestalt mit dem rotgoldenen Haar hereintrat! Und wie vernarrt waren die beiden, der junge Baron und Grendsche-Jehkab, in das schöne Mädchen gewesen! Sie hatte es ja schon damals gespürt. Richtig vernarrt waren sie beide, ja alle drei.

Wie hatte der Grendsche-Jehkab sich zu Boden geworfen, um ihr die Stiefelchen aufzuknöpfen! Wie eifersüchtig hatte der Jungherr Wolf ihn fortgejagt! Und dann die weißen Wasserrosen, die Grendsche-Jehkab mühselig für sie gepflückt hatte — heute würde er ja wohl keine Blumen mehr für sie pflücken.

Nein, er war ja ihr Feind, wie sie selbst ihre Feindin war. Sie war ja Lettin und allen Deutschen feindlich gesinnt, am meisten den Baronen und Landesbedrückern.

Aber Baroneß Marga bedrückte ihre Leute nicht. Das mußte wahr sein. Still und friedlich lebte sie bei ihrer alten harthörigen Tante, und manchmal war sie in die Bauernhütten gekommen, wenn es galt, eine Wunde zu verbinden oder ein krankes Kind zu pflegen. Nein, Baroneß Marga war keine Leuteschinderin. Aber sie war eine Deutsche und eine Baroneß, und darum mußte Darthe sie hassen.

Und sie haßte sie — redlich und aufrichtig. Nur sonderbar, daß sie sie zugleich beinahe liebte. Wie gütig hatte die Baroneß mit ihr gesprochen, wie traurig hatte sie ausgesehen, als sie die goldene Nadel zerbrach und fortwarf! Und das hatte Darthe eigentlich furchtbar gefallen. Sie selbst hätte es genau so gemacht an Stelle der Baroneß. Denn auf Geld und Gut gingen sie ja beide nicht aus. War der Grendsche-Jehkab etwa reich? Und brauchte die Baroneß nicht bloß ihren kleinen Finger auszustrecken — und Baron Wolf war froh, sie zu seiner Baronin zu machen. Nein, geldgierig war sie nicht — sie

war gütig und gerecht und ehrlich, — aber sie war einmal eine Baroneß, und darum mußte sie sie hassen.

Wieder blieb Darthe stehen. Wenn sie doch den Grendsche-Jehkab ebenso hassen könnte wie die Baroneß Marga — dann, ja dann wäre sie glücklich, denn dann war alles klar. Er war ja so veränderlich — bald kümmerte er sich nicht um sie, bald sagte er ihr die schönsten Dinge. Jetzt war er voll düsterer Rachepläne gegen die Barone, dann wieder renommierte er mit dem silbernen Papyrosetui, das ihm der junge Baron geschenkt. Heute war er bereit, persönlich dem Baron Wolf das Schloß über dem Kopf anzuzünden, wie alle Herrenhäuser in einer kurzen Weile angezündet werden sollten, morgen wieder erzählte er voll Stolz, daß der Baron ihm vertraue wie keinem, nicht mal dem Verwalter. Aber eins war ihr gewiß — Grendsche-Jehkab würde seine Hände nie mit Herrenblut beflecken — und ihr Vater hatte sich geirrt. — Hatte sich ihr Vater geirrt? Konnte es nicht sein, daß Jehkab jemals einen Mord beging — aus Zorn — aus Rachsucht — aus Eifersucht?

Aus Eifersucht. Das schon — vielleicht. Aber auf wen sollte er denn eifersüchtig sein? Hieß man sie nicht „die hochmütige Darthe"? Ging sie mit irgend einem Burschen um? Sie lachte. Die konnten lange warten. Im Grunde gefiel ihr doch keiner so gut wie Jehkab.

Wieder blieb sie stehen und schaute sich um. Dort führte der Weg nach Rothof, dem Wohnsitz der Baroneß Marga, und dort zwischen dem goldleuchtenden herbstlichen Laub der Kastanien schimmerte das steile Ziegeldach des alten zweistöckigen Hauses. Sie schlug einen Fußpfad ein, der ihr bekannt war. Es war vielleicht ratsamer die Landstraße zu meiden.

Schwarz und schwer hingen die Wolken über dem roten Dach. Wie würde das aussehen, wenn die Flammen da herausschlügen? Noch stand das Haus still und friedlich da, und seine nassen Fensteraugen blinkten.

Wenn nur die Baroneß zu Hause war! Und wie würde sie Darthe empfangen? Noch waren ja die Deutschen die Herren im Lande, und die Baroneß war ihr vielleicht noch böse wegen der Nadel.

Ein feiner Regen begann hastig zu sprühen. Darthe verlangsamte ihre Schritte. Sie ging zögernd um das große Rasenrund herum, das von Akaziengebüsch eingefaßt war. Rechts und links standen die Kleeten, die Gesindewohnungen, der Pferdestall, der Viehstall, alles altmodisch aus ungestrichenem Holz aufgebaut. Das fängt Feuer wie Zunder, dachte sie.

Endlich trat sie ein in die herrschaftliche Küche.

Am Herd hantierte die alte weißhaarige Wirtin, eine treue langbewährte Person. Sie klapperte mit Topfdeckeln und Schüsseln.

„Guten Tag," sagte Darthe.

Über ihre Hornbrille hinweg sah die Alte sie an.

„Wer bist du und was willst du?"

„Darthe Semmit heiß' ich und muß das gnädige Fräulein Baroneß sprechen."

„Du m u ß t, ei, ei!" sagte die Alte tadelnd und wiegte ihren weißen Kopf mit dem winzigen aufgesteckten gelblich-weißen Haarknötchen. „Die alte Höflichkeit ist schon lange aus der Mode, wie mir scheint. Vor vierzig Jahren noch, als ich jung war und hübsch wie du, da sagte man: D a r f ich das gnädige Fräulein Baroneß sprechen? So sagte man damals, mein liebes Kind."

Ein spöttisches Lächeln flog über Darthes Züge. Sie blieb stumm.

„Ist's denn gar so eilig?" fragte die Alte wieder. Ein lauernder Blick, scharf wie Essig, flog über die Hornbrille zu Darthe.

„Es i s t eilig!" sagte Darthe mit Nachdruck.

Zornig ließ die Alte einen eisernen Topfdeckel auf den Herd klirren, wischte sich die Hände in einem groben Handtuch rein, strich sich das glatte Haar noch glatter und zupfte ihre Schürze zurecht.

„Nun, so komm!" sagte sie verdrossen. „Leg zuvor dein nasses Tuch ab."

Sie führte Darthe durch einen schmalen Gang, durch ein geräumiges einfaches Speisezimmer in eine kleine freundliche Stube. Weiße Mullgardinen hingen vor den Fenstern. Das Zimmer stand voller Rohrmöbel und hatte nur zwei gepolsterte Stühle. In der Ecke ein kleiner Schreibtisch, an den Wänden altmodische Familienbilder.

Sie klopfte an die nächste Tür und trat, ohne die Antwort abzuwarten, ein.

Darthe sah sich neugierig um. Alles gutes Futter fürs Feuer, mußte sie wieder denken.

Jetzt ging die Tür auf, und lächelnd, strahlend wie eine junge Rose, stand die Baroneß da. Ihre Wangen aber und ihre Augen waren feucht von Tränen.

„Darthe Semmit," sagte sie, „ich freue mich herzlich, dich zu sehen!" Sie legte ihr die schlanken Hände auf die Schultern.

In Darthes Augen leuchtete ein warmes Licht, — doch sie besann sich, — sie haßte ja die Baroneß. Schroff trat sie einen Schritt zurück.

„Ist niemand hier, der uns hören kann?" fragte sie in gedämpftem Tone.

Befremdet blickte Baroneß Marga sie an.

„Nein," sagte sie ruhig, „die alte Ohsoling ist durch eine andere Tür wieder hinausgegangen, und hier unten bin ich allein. Hast du mir ein Geheimnis zu sagen?"

„Ja!" sagte Darthe fest und schwer.

Die Baroneß schloß beide Türen vorsichtig, setzte sich quer über einen Rohrstuhl, kreuzte die Arme nachlässig über der Lehne und sah Darthe erwartungsvoll an.

„Nun, so sprich, Mädchen!“ sagte sie.

Wie wurde doch Darthe das Sprechen so schwer, sie hatte es sich leichter gedacht! Sie schluckte hastig ein paarmal und fühlte, wie sie zitterte.

„Frierst du, Kind?“ fragte die Baroneß besorgt, „du bist ja ganz naß.“

„Nein, nein, lassen Sie nur,“ Darthe würgte an den Worten, „ich bin gekommen, um Sie zu warnen, gnädiges Fräulein!“

Die leuchtenden Augen der Baroneß wurden immer größer. Das krause goldrote Haar umfloß sie wie ein Heiligenschein.

„Mich zu warnen — — wovor?“

„Fliehen Sie!“ stieß Darthe jetzt am ganzen Leibe bebend hervor. „Fliehen Sie so schnell als möglich. Man will Ihnen Ihr Haus niederbrennen!“

Eine jähe Röte schoß in das weiße schöne Gesicht.

„Woher weißt du das, Darthe Semmit?“ Die Stimme klang ruhig und gefaßt.

„Ich hab's — von den Roten — das lettische Zentralkomitee hat den Tag dazu bestimmt. Heute um zwei Wochen, da werden alle Güter im Kreise angesteckt!“

„A l l e Güter?“ schrie die Baroneß. Sie faßte Darthe am Arm.

Das Mädchen nickte. Ihr war die Kehle wie zugeschnürt.

„Sie dürfen mich — nicht angeben, gnädiges Fräulein,“ sagte sie endlich stockend, „sonst schlagen mich die Unsrigen tot.“

Das Fräulein stand hoch und vornehm da. Sie war bleich wie ein weißes Tuch.

„D i ch angeben — nein! Die S a ch e aber muß ich angeben, damit Vorsichtsmaßregeln getroffen werden.“

Darthe sank in sich zusammen. Ihre Knie zitterten.

„Tun Sie es nicht . . . tun Sie es nicht . . .“ würgte sie flehend und hob die Hände — „ich hab' mein Volk verraten!“

„Willst du, daß ich die Meinigen verrate? Wenn ich schwiege, wäre das Verrat. Ich m u ß reden, Mädchen.“

Jetzt erst wurde sich Darthe der Tragweite ihrer Warnung bewußt. Ein kalter Schauer um den anderen schüttelte sie. Sie biß die Zähne zusammen.

„Es tut mir leid, daß ich's Ihnen gesagt habe!“ sprach sie hart.

Da fühlte sie sich von zwei weichen schlanken Armen umfaßt.

„Nein, Darthing, nein! Das soll, das darf dir nicht leid tun! Ich danke dir, danke dir von ganzem Herzen, aber sieh, ich wäre ja

der letzte Lump, wenn ich mich allein rettete und die anderen Güter brennen ließe. Baron von Wolfshausen muß ich's sagen, ich kann, ich darf ihm nichts verschweigen — er ist mein Verlobter, Darthing. Vor einer halben Stunde noch war er hier."

Baroneß Margas Gesicht war von heißen Tränen überströmt. Sie streichelte Darthe die Wangen.

„Er sagt's keinem weiter, wenn ich ihn bitte," fuhr sie fort, „und den anderen kann ich ja sagen, daß ich einen Drohbrief erhalten habe."

Darthe schüttelte den Kopf. „Und ich hab' meine Leute doch verraten," murmelte sie.

Die Baroneß trat zurück. „Hast du mich denn so lieb, Kind?" fragte sie. „Wie kann ich dir das vergelten?"

„Lieb?" Darthe öffnete weit die dunklen Augen. „Ich hab' Sie nicht lieb, — ich hasse Sie, denn Sie sind ja unsere Feinde!"

Wieder umschlangen sie die weichen Arme.

„Darthing, Darthing," schluchzte die Baroneß, — „wenn mich doch viele so hassen würden wie du! Du hast mich ja lieb, — Darthing! Weißt du es denn nicht?"

Nein, Darthe hatte es nicht gewußt. Ihre Lippen zuckten. Sie seufzte schwer auf, als habe sie diese plötzliche Erkenntnis von einer drückenden Last befreit. Zwei große Tränen rollten langsam über die braunen Wangen.

„Ja . . . ich habe Sie lieb . . . darum konnte ich nicht anders."

„Lieber Gott, lieber, großer, guter Gott!" stammelte die Baroneß außer sich — „ich danke dir!"

Langsam schlug Darthe die Augen zu dem Fräulein auf.

„Werden Sie fliehen?" fragte sie beinahe schüchtern.

„Ich weiß es nicht, aber ich danke dir für diese Stunde, Darthe Semmit. Ich habe nichts auf der Welt, womit ich dir zeigen könnte, wie sehr ich dir danke. Nichts ist groß genug dazu, aber ich gebe dir etwas . . . mein Herz. Willst du es nehmen, Darthing?"

„Ja!" sprach Darthe. „Ich werde Sie nie vergessen, Fräulein!"

Sie wandte sich zur Tür.

„Gott schütze dich, Darthing!" rief ihr die weiche Stimme des Fräuleins nach.

Wie betäubt ging Darthe hinaus.

Sie öffnete und schloß die Türen mechanisch und bemerkte nicht, daß die alte Ohsoling ihr mit offenem Munde nachstarrte, als sie ohne Gruß an ihr vorüberschritt ins Freie. Der Regen war stärker geworden, und nun erst sah Darthe, daß sie ohne Umschlagetuch war. Zögernd stieß sie die Küchentür wieder auf.

„Ich hab' mein Tuch vergessen," sagte sie tonlos.

„Ei, sieh doch, das gnädige Fräulein haben ihr Tuch vergessen,"

höhnte die alte Ohsoling giftig, „und das Adieusagen haben das Fräulein auch vergessen!“

Darthe wandte nicht einmal den Kopf. Stumm ging sie hinaus.

Ein kräftiger Wind hatte sich erhoben. Triefende goldgelbe Kastanienblätter wehten von den alten Bäumen, und der Wind trieb sie flüsternd vor ihr her, quer über den Weg. Sie hüllte sich fester in ihr Tuch und schauerte zusammen. Mochten die Volksgenossen immerhin kommen, — ihr Fräulein Marga würde sich zu schützen wissen, ihr Fräulein Marga, das ihr, Darthe Semmit, ihr Herz geschenkt hatte, und die sie liebte. Ja, nun empörte sich nichts in ihr dagegen. Sie hatte sie lieb, ganz einfach, da konnte niemand dagegen an. Ein fröhlicher Trotz stieg in ihr auf, und rüstig schritt sie aus, den Fußpfad entlang.

Bald war sie wieder am Fluß. Die dunkle Flut rauschte an ihr vorüber, schnell, wie schnell — es war, als ob sie sie zu einem Wettlauf einlade. Und Darthe ging schnell, viel schneller, als sie gekommen war. Eine weiche, nebelige Dämmerung senkte sich leise, leise herab. An den rinnenden Zweigen der Weidenbüsche, die sich über das fließende Wasser beugten, schien die Dunkelheit grau hinunter zu schleichen. Auf einem abseits liegenden Gehöft schlug ein Hund an, das gedämpfte Brüllen einer Kuh wurde hörbar, — sonst Stille. Dunkler ward es und dunkler, schwarz drängten sich die Wacholder- und Weidenbüsche zusammen, der Fluß rauschte lauter und vernehmlicher, der Regen strömte, und am dunklen Himmel jagten unruhige zerrissene Wolken.

Tapfer und stetig schritt das Mädchen durch die dunkle Herbstnacht. — —

Zu Hause lagen Vater und Mutter in tiefem Schlummer.

Darthe schlief bis in den Tag hinein den traumlosen Schlaf eines glücklichen erschöpften Kindes.

Um die Mittagszeit, früher als gewöhnlich, kam Mutter Greetsche heim und warf einen fragenden Blick auf ihre Tochter.

Darthe saß über ihrer gewohnten Näharbeit und rührte sich nicht.

Aufgeregt ging Mutter Greetsche hin und wieder, nahm die Suppe vom Herd und schöpfte saure Grütze aus dem Kübel in eine Tonschüssel.

„Wo bist denn gewesen?“ fragte sie plötzlich.

Darthe sah von ihrer Arbeit nicht auf. „Am Fluß!“ erwiderte sie lakonisch.

Breitspurig stellte sich die Frau vor ihr auf. „Bei nachtschlafender Zeit? Was treibst du dich denn nur immer am Fluß herum, Mädchen?“

Darthe schwieg. Das rote breite Gesicht der Frau wurde immer aufgeregter. „Ich hab' den Grendsche-Jehkab beim Zehsewirt getroffen,“ begann sie unsicher.

Darthe blickte auf. „So?“ fragte sie.

„Ja — er ist aus dem Dienst gejagt — hat Streit gehabt mit dem Baron.“

„Warum denn?“

„Was weiß ich? Geld soll abhanden gekommen sein — so sagte mir die Zehsewirtstochter — die hat's von der Verwalterin. Und grob ist er gewesen.“

Darthe wurde dunkelrot. „Und dann soll nu gerade der Jehkab ...“ sprach sie zitternd.

„Nu, das ist ja noch nicht gesagt . . . aber wütend war der Bursch, — ganz auseinander. Geflucht und geschrieen hat er wie ein Rasender. Einen großen Skandal hat's gegeben.“

Beide schwiegen. Die Zeit schien stille zu stehen. Klirrend warf Darthe die Schere auf den Tisch. Im Hofe krähte ein Hahn.

„Ich war nur froh, daß der Vater nichts davon hörte,“ begann die Frau wieder. „Der Jehkab ist kein guter Mensch, Mädchen.“

Darthe lachte schrill und bitter auf.

„Mit mir hat er sich auch ausgeredet,“ fuhr Mutter Greetsche zögernd fort.

„Was hat er denn gesagt?“ fragte Darthe gleichmütig.

„Nu, dies und das — reden kann er ja wie ein Schwarzrock. Heiraten mag er nicht mehr — das war die Hauptsache.“

Darthe beugte sich weit vor. „Wie?“ dehnte sie ungläubig.

„Nu ja, Kind. 's wär' keine Zeit zum Heiraten, hat er gesagt. Und ein armes Mädchen könnt' er nicht nehmen; und 's wär' ihm nicht ernst gewesen damals beim Grünfest — nur aus Trotz hätt' er's getan . . . das sollt' ich dir sagen.“

Schwer und lähmend kroch es durch Darthes Glieder. Wie erstarrt saß sie da. Die böse Falte auf ihrer Stirn grub sich tief und drohend ein.

Sie raffte sich auf und packte ihr Nähzeug hastig zusammen. „'s ist gut, Mutter!“ sagte sie heiser.

„Nimm dir's nicht zu Herzen, Mädchen,“ sagte Mutter Greetsche tröstend, „du findest noch sicher einen guten Mann.“

„Meinst du?“ stieß Darthe höhnisch hervor.

„Und wie! Hätt'st nur damals den Dumpje-Wirt nicht vor'n Kopf stoßen sollen. Wärst bald eine reiche Frau geworden!“

Jetzt sprang Darthe auf wie eine wilde Katze. Ihre Augen funkelten.

„Hör auf, Mutter!“ schrie sie wütend. „Sprich mir noch einmal vom Dumpje-Wirt — und du siehst mich nie wieder!“

„Nu, nu,“ beschwichtigte Mutter Greetsche erschreckt, „ich sag' ja nur so. Was ist denn nur dabei? So sei doch nicht gleich so auseinander, Mädchen!“

Damit stellte sie die Suppe auf den Tisch, legte ein Laib Schwarzbrot daneben und drei Holzlöffel. „Nu kommt der Vater.“

Gebückt und grau schlich die krumme Gestalt Jahn Semmits an den kleinen Fenstern der Hütte vorüber.

Stöhnend trat er ein und hing die Mütze an den Nagel.

Er setzte sich an den Tisch, faltete die Hände und flüsterte ein Gebet. Stumm und schweigsam wurde die Mahlzeit eingenommen. —

Am Nachmittag des nächsten Tages trug Darthe ein Bündel auf den Zehsehof. Sie hatte einen Kleidrock an die Zehsewirtstochter abzuliefern.

Es war ein kalter, windiger Herbsttag. Graue fliegende Wolken eilten einander überhastend in Schichten über den trüben Himmel. Klagend rauschte der müde Birkenwald an der Landstraße. Die verwitternden Stoppeln der Felder standen graugelb und starr in die Höhe. Welke Blätter jagten vom Winde getragen über sie hin und verfingen sich in den Stoppeln. Die Wagenspuren der Landstraße standen noch voll Wasser.

Darthe schlug einen Feldweg ein. Vor ihr lag mit der Rückseite das Gehöft des reichen Zehsebauern. Sie ging um das Gesinde herum und trat in das Gehöft. Viehstall, Wagenscheune, Kornspeicher und Kleete rahmten den viereckigen Hof ein.

Vor der Tür auf der Bank saßen zwei, die semmelblonde Zehsewirtstochter und — Grendsche-Jehkab.

Verwirrt sprang er auf. Sie maß ihn mit flammenden Blicken.

„Guten Abend, Zehsetochter,“ sprach sie ruhig. „Ich bring' Euch Euren Kleidrock.“

Die Semmelblonde sah sie spöttisch an.

„Es ist gut,“ sagte sie, „legt nur ab in der Stube.“

„Wollt Ihr nicht anprobieren?“ fragte Darthe wieder. „Ich hab' keine Zeit, später wieder daran herumzuändern.“

Gelangweilt erhob sich das Mädchen von der Bank. „Habt Ihr denn so ungeheuer viel zu tun, Darthe Semmit?“ fragte sie spitz.

Sie traten in die geräumige warme Stube. In buntem Durcheinander standen modische Möbel und Bauerngerät. In der Ecke ein altes schlechtes Tafelklavier. „Ich hab' meine Arbeit und bin zufrieden,“ erwiderte Darthe. „Unnütze Arbeit mag wohl niemand gern.“

Sie löste das Bündel und nahm den Rock heraus. Die Zehsewirtstochter stand steif und gespreizt da und ließ sich von Darthe den Rock überwerfen und zuhaken. Sie rührte keinen Finger. Nicht umsonst war sie ein Jahr in Mitau in der Stadttöchterschule gewesen und hatte Klavierspielen gelernt.

Darthe kniete am Boden und zupfte die Rockfalten zurecht. „Seid Ihr zufrieden, Zehsetochter?“ fragte sie.

Linda Zehse fuhr mit den roten Fingern tastend am Rock hin und her. „Er ist zu kurz!“ sagte sie endlich.

„Er ist genau eine Handbreit vom Boden entfernt,“ erwiderte Darthe. „So hattet Ihr's bestellt.“

„Es ist gut!“ meinte die Wirtstochter verdrießlich. „Hakt ihn wieder auf. Ich bin Euch achtzig Kopeken schuldig.“

„Neunzig Kopeken!“ sagte Darthe scharf.

„Ach ja, ich vergaß!“

Sie zog eine grünseidene gehäkelte Börse aus der Tasche und zählte Darthe umständlich das Geld in die Hand.

Der neue Rock lag am Boden.

„Legt den Rock doch ordentlich zusammen,“ befahl Linda Zehse, „und kommt in spätestens drei Tagen wieder. Könnt' sein, daß ich noch vieles brauchen tät.“

Ein triumphierend-lauernder Blick fuhr aus den hellblauen Augen in die schwarzbraunen Darthes.

Gemächlich faltete Darthe das Tuch zusammen, in dem sie den Kleidrock getragen, und faßte die Türklinke.

„Lebt wohl, Zehsetochter,“ grüßte sie kurz.

Mit hochmütigem Nicken beantwortete die Wirtstochter den Gruß.

Die Bank vor der Haustür war leer. Grendsche-Jehkab hatte sich eilig davongeschlichen.

„So ein Lump!“ knirschte Darthe zwischen den Zähnen, „so ein elender Lump!“ Dann warf sie den Kopf zurück und schritt hastig die Landstraße entlang. Sie ging nicht den Weg, den sie gekommen war. Wieder trat ihr die lichte Gestalt der Baroneß vor die Seele. War die etwa hochmütig? Gott schütze dich! waren ihre Abschiedsworte gewesen, — und ich schenke dir mein Herz, willst du es nehmen, Darthing? Umarmt hatte sie sie wie eine Schwester, gedankt hatte sie ihr und geweint wie ein Kind. Und ihr wollten die lettischen Genossen das Haus über dem Kopf anzünden? War das nicht bitteres Unrecht? Ihr, die niemandem Böses getan hatte, die allen Leuten wohltat und half, wo sie konnte! Warum? Weil sie eine Baroneß war. Besser eine Baroneß als eine Wirtstochter wie Linda Zehse. Ja, es war bitteres Unrecht, die Volksgenossen taten Böses, und aus Bösem konnte nichts Gutes kommen.

Der sonnige Herbsttag fiel ihr wieder ein, da drüben auf der Wiese des Dumpje-Wirts die Ausgrabungen vorgenommen wurden. ‚In diesen Gräbern,‘ hatte das gnädige Fräulein gesagt, ‚sollen einige des Volkes ruhen, die vor euch Herren im Lande waren. Alle werden wir einst in Gräbern ruhen.‘ Ja, so war's. Die alten Völker, die hier geherrscht hatten, waren hinweggestorben wie Gras — andere Völker waren gekommen, und auch sie würden vergehen. Die Zeit mähte sie alle hin-

weg wie mit einer Sense. Und alle, alle würden sie endlich in Gräbern ruhen. Lohnte es sich da einander zu befehden und zu hassen?

Unwillkürlich hatte sie ihre Schritte nach der Wiese hinübergelenkt. Da stand sie vor der halbverschütteten Grube des Gotengrabes und blickte hinein. Alle Zorn- und Rachegedanken waren verflogen. Eine müde Traurigkeit war über sie gekommen.

Langsam schlich sie hinunter zum Fluß. Er glitt rauschend und ruhelos an ihr vorüber, und mechanisch, wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, wanderte sie ihm nach, stromabwärts.

Dichtes Weidengestrüpp hemmte ihren Weg. Das Ufer wurde steiler und abschüssig. Verloren blickte sie um sich, sie fühlte sich müde und zerschlagen.

Da lag ein großer Feldstein. Sie hatte als Kind manchmal hier gespielt und hatte Kuchen aus Lehm darauf geformt. Jetzt setzte sie sich auf ihn, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte in die schwärzliche Flut. Grau in grau lag das jenseitige Ufer mit seinen dunstigen Waldfernen. Es dämmerte. Mit einem Male fuhr sie auf. Ein gräßlicher Schrei, laut und gellend, bohrte sich durch die Stille. Sie hörte etwas aufklatschen, als habe einer einen Block ins Wasser gewälzt. Ein ächzend gurgelnder Laut — hastig eilende Schritte — dann nichts mehr.

Zitternd stand sie still. Hier war etwas Furchtbares geschehen. Sie bog vorsichtig das Weidengestrüpp auseinander — nichts. Hastig klomm sie die steile Böschung hinauf und spähte in den Fluß — — da sah sie etwas Dunkles dahintreiben — regungslos — tot. Es war ein Mensch!

Ein Schauer überlief sie. Sie hastete den Flußrand entlang wie gehetzt, und wieder blieb sie stehen wie angewurzelt. Sie sah Fußspuren, aufgewühlte Erde — und da — Blut . . . ja Blut!

Kalt rieselte es ihr über den Rücken. Sie blickte mit großen leeren Augen um sich und sah einen Mann in hastigem Lauf quer über die Wiese stolpern. Sie sah ihn von rückwärts und erkannte — — Grendsche-Jehkab! — —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich eine unheimliche seltsame Kunde durch das Land: der junge Majoratsherr Baron Wolf von Wolfshausen war ermordet worden. Niemand war der Tat auf der Spur, niemand hatte seine Leiche gefunden, und dennoch glaubte niemand an ein Verunglücken, an eine plötzliche Abreise oder sonst einen Grund, der sein Verschwinden erklärt hätte. Wie grinsende Fratzen aus dunklen Ecken tauchten mit der gleichen dringlichen Hartnäckigkeit die gleichen Gerüchte immer wieder auf: Baron Wolf war ermordet worden. Nur über dem „Wie" schwebte ein phantastisches Dunkel. Und überall herrschte eine lauernde Spannung, die sich in manchen Gehöften zu offenkundiger Schadenfreude steigerte. Die Tat wurde jubelnd gepriesen. Sie war

das Befreiungssignal für die aufrührerischen Elemente. Sie war der zündende Blitz in der drohenden Gewitterschwüle, — sie war die erste tödliche Kugel in das feindliche Lager. Die Spannung wuchs. Selbst friedliche Leute, die sich von dem allgemeinen Aufruhr abseits hielten, hatten sich in gierige Maulwürfe verwandelt. Überall suchte man in fieberhaftem Eifer nach den Spuren des Verschollenen.

Mittlerweile aber ruhte die Leiche Baron Wolfs, von einem vorspringenden abgebrochenen Ast gehalten, zwei Fuß unter dem Wasser in seinem strömenden Grabe.

Die eine aber, die den Leuten hätte sagen können, was mit Baron Wolf geschehen war, die eine schwieg, und der andere, der die schmachvolle Tat vollbracht hatte, der schwatzte laut und zudringlich und pries sich vor den Leuten glücklich, daß er schon ein paar Tage früher den Dienst des Barons verlassen habe und somit alle Verantwortung von sich abschütteln könne. Er war ja auch an dem Abend bei dem Zehsewirt gewesen, die Zehsewirtstochter konnte das bezeugen.

Geradezu der Verzweiflung nahe war der alte Pastor. In seiner Gemeinde, in seiner von ihm gehüteten Herde konnte eine ruchlose Mörderhand sich an dem Leben des jungen Majoratsherrn vergreifen, an dem jungen Leben seines Taufkindes und Konfirmanden, seines Schülers, den er wie einen Sohn liebte und den er bald zu trauen gehofft hatte. Wie schlecht mußte er da seine Herde gehütet haben! Nein, er war nicht mehr wert, das geistliche Amt zu verwalten, und in tiefer Zerknirschung reichte er beim kurländischen Konsistorium seine Bitte um Entlassung ein. Dazu kam aber noch ein anderes, Persönliches: Er selbst war die schuldlose Veranlassung der Mordtat gewesen. Er hatte den jungen Baron gebeten, die am Fluß gelegenen Pastoratsfelder zu besichtigen und zu entscheiden, ob ein Stück Weideland zum Kornbau umgeackert werden solle oder nicht. Er hatte Baron Wolf begleiten wollen auf seinem Gange, aber eine plötzliche Erkältung hatte ihn daran verhindert. Die Blutspuren, die Darthe noch gesehen hatte, waren vertilgt und verschwunden. So blieb die Tat in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt, aber an dem Morde selbst zweifelte niemand.

Von der Seelennot des alten Herrn drang die trübe Kunde direkt zu Darthe Semmit. Mauschen, die Darthe ebenfalls mit Näharbeit versorgte, hatte sich schluchzend darüber ausgesprochen. Dennoch konnte Darthe schweigen.

Ja, Darthe konnte schweigen, und sie schwieg. Das Furchtbare, das sie allein gesehen hatte, lag wie ein drückender Alp auf ihr und hatte ihr Inneres von Grund aus zerwühlt und zerrissen. Fräulein Marga — das war ihr Hauptgedanke bei Tag und bei Nacht. Fräulein Marga war ein Leid geschehen. Und Grendsche-Jehkab, ihr früherer Verlobter,

war der Mörder. Sie wurde stumpf und dumpf; mühselig rannen ihre Tage dahin.

Der folgende Sonntag brachte eine völlig gefüllte Kirche. Die Leute kamen aus Neugier — was würde der alte Pastor diesmal zu sagen haben?

Darthe saß auf einer der hintersten Bänke. Weit vorne sah sie Grendsche-Jehkab, und auf der Frauenseite die Zehsewirtstochter sitzen, neben ihr Mauschen und die Frau Pastor, und dort — rechts von der Pastorin — Darthe setzte der Herzschlag aus — sah sie das rotblonde schimmernde Haupt der Baroneß Marga!

Sie trug tiefe Trauer. Ein Streifen ihres abgekehrten Gesichts war von schneeiger Blässe.

Über der Gemeinde lagerte eine dumpfe erwartungsvolle Stille.

Gebückt und langsam trat der Pastor zum Altar. Er sah krank und verfallen aus und sprach die Liturgie mit hohler, zitternder Stimme.

Ein Flüstern ging durch die Reihen.

Dann wurde das zweite Kirchenlied gesungen. Es war ein Bußlied.

Endlich betrat der alte Mann die Kanzel.

Das sonst so milde, freundliche Gesicht war streng und düster. So hatte Darthe ihren Pastor nie gesehen. Die alten blauen Augen durchliefen forschend und zögernd die gedrängten Reihen.

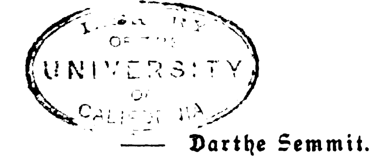
Er beugte sein Haupt zum Gebet, und als er es wieder erhob, — da sah sie es wieder: das war nicht mehr der milde, väterliche Freund, — er war ein anderer geworden, ein Ankläger und Richter.

„Gemeinde des Herrn!“ sagte er, nicht wie sonst „liebe Gemeinde“.

„In unserer Mitte ist eine furchtbare, schreckensvolle Tat geschehen. Eine feige Mörderhand hat unsern jungen Majoratsherrn, Baron Wolf von Wolfshausen, hinterrücks und heimtückisch erstochen. Dann hat der elende Mörder ihn, den wehrlosen, den gütigen Herrn in den Fluß gestoßen. Gestern nachmittag ist es der Polizei endlich gelungen, die Leiche zu finden.“

Er machte eine längere Pause. Die Köpfe beugten sich vor, ein dumpfes Gemurmel ging von Mund zu Mund.

„Gemeinde des Herrn!“ begann der alte Mann wieder und reckte seine gebeugte Gestalt hoch empor. „Ich klage wider dich beim Throne Gottes! Ich muß wider dich klagen. Dem Mörder stehe ich noch nicht gegenüber und kann ihn seiner furchtbaren Schuld nicht überweisen, doch die Zeit wird kommen, denn das gerechte Auge Gottes schläft nicht. Dich aber, meine langjährige Gemeinde, klage ich an, denn der Geist der Empörung, des Aufruhrs, der Unzucht und des Mordes geht wie ein zehrendes lüsternes Fieber in dir um. Aus deiner Mitte hat sich die Mörderhand erhoben, dein böser, unbotmäßiger Geist war es, der die



Klinge führte. Darum klag' ich dich an! Wie kann ein Geist der Ordnung, der Gesittung und Treue eine solche Tat vollbringen? Ihr steht unter einem bösen Geist — deshalb klage ich wider euch. Und ich klage mich an, Gemeinde des Herrn! Ich bin mit schuld an der Tat. Ich habe es nicht verstanden, euer Vertrauen zu gewinnen, eure Seelen vor der Ruchlosigkeit zu bewahren. Ich bin ein unnützer Knecht gewesen all die vielen Jahre hindurch, und darum will ich mein Amt verlassen!"

Ein leises Schluchzen ging durch die Reihen der Frauen.

„Nein! Nein!" schallten vereinzelte Rufe.

„Der Haß zwischen Letten und Deutschen ist künstlich gesät," fuhr der alte Pastor fort, „aber ihr habt ihm eure Herzen geöffnet! Der Pastor, der Baron — ist ein Deutscher — und damit habt ihr geglaubt alles abzutun. Den Menschen dabei habt ihr vergessen. Ihr wolltet nicht hören, ihr wolltet eure Seelen nicht auftun dem Worte Gottes, das ‚der Deutsche' predigte, und ihr seid schnell gesunken, nur allzu schnell von Stufe zu Stufe. Gerechtigkeit und Glaube hat euch verlassen. Wie ein Schiff ohne Steuer treibt ihr dem Verderben entgegen. Freiheit ist eure Losung, Befreiung von der ‚Knechtschaft der Deutschen', — aber unfreier denn jemals seid ihr geworden, Knechte eurer Begierden, eurer Habsucht, eurer Rachsucht! Ihr seid wie Kain, der die Bruderhand gegen Abel erhob. Und darum klag' ich euch an!"

Mit flammenden Augen stand der Pastor da — er hielt seine Hand weit ausgestreckt — und Darthe sah es mit Entsetzen — seine Finger wiesen in die Richtung, wo Grendsche-Jehkab war.

Die Gemeinde saß stumm und verwirrt. Auch die lautesten Schreier hielten die Köpfe gesenkt. Sie wagten kaum zu atmen.

„Kehrt um, solange es noch Zeit ist!" sprach der Pastor dumpf nach einer schweren Pause.

Und nun verlas er den Text. Er hatte den Brudermord Kains gewählt.

Die Predigt war schlicht und ergreifend, aber wie ein Nachklang zu der erschütternden Einleitungsrede hallte sie an Darthens Sinnen vorüber.

Endlich verlas der Pastor die Geborenen, Verstorbenen und Brautpaare. Nachdem er die Namen der Täuflinge genannt hatte, fuhr er fort:

„Baron Wolf von Wolfshausen — gefallen durch Mord. Gott allein sieht ins Verborgene und wird richten und strafen zu seiner Zeit. Gott sei der Seele des Sünders gnädig!"

Dann folgte ein Gebet.

Ein leises Schluchzen zitterte durch den Raum, ein Scharren und Schrecken. Baroneß Marga war ohnmächtig zusammen gebrochen. Sie wurde in die Sakristei getragen. Mauschen und die Pastorin folgten weinend.

Eintönig las der alte Mann weiter: „Aufgeboten zum ersten Male: Der Grendsche-Häuslerssohn Jehkab Abol und die Wirtstochter Linda Zehse."

Darthe fuhr auf, als habe sie einen Peitschenhieb erhalten. Atemlos beugte sie den Kopf vor, ihre Augen traten aus den Höhlen, sie sprang auf und sank im nächsten Moment kraftlos auf die Bank zurück.

Dann aber raffte sie sich wieder zusammen und stürzte mit wankenden Knien hinaus.

Noch einige Minuten und die Kirche begann sich langsam zu leeren. Düster, mit gerunzelten Brauen und gesenktem Nacken strömten die Männer hinaus; die Frauen hatten verweinte Augen und rote Flecken auf den Wangen.

Frei und ehrlich blickten die hellen Augen Vater Semmits um sich. In seinem Hause ging der böse Geist nicht um. Er hatte ein gutes Gewissen. Fassungslos schluchzte Mutter Greetsche. Der Dumpje-Wirt war nicht gekommen. Unsicher schritt Vater Zehse neben seiner Tochter her. An ihrer Seite hielt sich Grendsche-Jehkab.

Er war bleich. Seine Haare klebten an seiner Stirn. Unruhig suchend gingen seine Augen hin und her. Er redete auf Linda Zehse ein und lachte, — lachte verwirrt und gezwungen.

Da trat Darthe Semmit vor. Furchtlos blickte sie ihm in die Augen.

„Schuft!" sagte sie laut und ruhig.

Ihre Stimme war hart wie klingender Stahl.

„Du Schuft!" wiederholte sie zum zweiten Male langsam und deutlich.

Er stürzte sich mit geballten Fäusten auf sie.

„Rühre mich nicht an!" gellte sie, „oder . . . ! Ich bin zu gut für deine feigen . . . "

Sie sprach das letzte Wort nicht aus, aber ihre Drohung war so wild, der Ton ihrer Worte so grauenvoll, daß er zurückprallte.

Er erzwang ein schallendes Gelächter.

„Darthe Semmit ist verrückt geworden!" schrie er. „Aus unglücklicher Liebe! Vorwärts — lassen wir sie laufen!"

Mit einer prahlerischen Gebärde schob er die leere Luft gleichsam von sich.

Aber Darthe hatte sich schon abgewendet. Mit düster gesenktem Kopf schritt sie unbehelligt nach Hause. —

Die folgenden Tage brachten klares Frostwetter. Eine dünne harte Eisdecke hatte sich über den angeschwollenen Fluß gelegt, als sei er ihr zu rebellisch geworden, und als müsse sie ihn in strenge Haft nehmen.

Die aufgeweichten Wege waren hart und starr. In den ausgefahrenen Wagenspuren knisterte bröckliges Eis. Polternd dröhnte

jedes Gefährt über die Landstraße. Und über den hartgefrorenen Weg dröhnten diesmal wuchtige, taktfeste Schritte — eine Abteilung Dragoner. Der kommandierende Offizier nahm Quartier in dem verwaisten Schloß derer von Wolfshausen.

Furcht und Zittern ergriff die Gemeinde. War die Stunde der Vergeltung schon da, ehe die Herrenhäuser in Flammen standen? Der Tag war gekommen, den viele als die Stunde der Befreiung kaum erwarten konnten. Die Herrenhäuser und das Schloß von Wolfshausen aber standen fest und sicher da, und nur der junge Besitzer ruhte allzu früh in seinem stillen Grabe.

Es wurden Haussuchungen vorgenommen. Der Tumpje-Wirt war in Haft gesetzt worden. Allüberall herrschte eine dumpfe gedrückte Stimmung. Nächtliche Streifzüge der Dragoner vermehrten die Unruhe. Ein Versuch, den Viehstall eines Nachbargutes in Brand zu stecken, war rechtzeitig vereitelt worden. Hier und da flammten einige Scheunen auf, doch war der Schaden nicht erheblich, und die Wachsamkeit der Dragoner wurde verschärft.

Die Erbitterung in der Gemeinde stieg. Überall finstere, sorgenvolle Mienen. Mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtete jeder Nachbar den andern: war er der Verräter? Wer hatte die Dragoner so rechtzeitig gerufen? Sie waren am Tage vor dem angesetzten Datum des Brandes eingetroffen. Ja, es gab einen Verräter unter ihnen.

Und allmählich wurden murrende Stimmen laut, die sich gegen den rätselhaften Mord des Barons aussprachen, die den Fall beklagten. Der Mörder hatte ihnen allen durch seine unbedachte verfrühte Freveltat die Rechnung verdorben. Er trug die Schuld, daß man der ganzen Gemeinde diese Dragonerspürhunde auf den Hals gehetzt hatte. Er allein. Aber wer war der Mörder? Ja, wer war er?

Darthe wußte es, und seit einer Stunde wußte es noch ein anderer, der kommandierende Offizier, und bald, bald würde es die ganze Gemeinde wissen.

Sie hatte sich bei dem Offizier Einlaß verschafft und hatte ihm den Tatbestand knapp und klar berichtet. Dann war sie gegangen. Und nun stand sie an der Stelle, wo der Mord geschehen war, fest in ihr Umschlagetuch gehüllt, und starrte auf das glitzernde Eis des gefangenen Flusses nieder. Hier war ihres Bleibens nicht länger. Was weiter geschah, wollte sie nicht sehen, nicht wissen.

Sie hatte nur noch ein Ziel. Baroneß Marga. Aber noch gestern hatte ihr Mauschen im Pastorat erzählt, daß die Baroneß mit ihrer harthörigen Tante fortgezogen sei, nach Mitau.

Und nun wollte sie nach Mitau.

Der Fluß führte direkt bis vor die Mauern des alten kurländischen Städtchens, aber das Eis war noch unsicher, und diesseits des Flusses

mochte sie nicht wandern. Sie wollte bekannten Gesichtern nicht mehr begegnen. Ihr Leben bisher sollte ausgelöscht und vergessen sein.

Also mußte sie hinüber.

Drüben winkte ein neues Leben. Jenseits des Flusses war das neue, das unbekannte Land, das neue Leben, nach dem sie sich sehnte. Der Fluß, ihr alter Freund, führte sie auf geradem Wege dorthin, wo jemand sie lieb hatte und vielleicht nötig hatte.

Sie mußte über den Fluß.

Zögernd klomm sie die steile Böschung hinunter und setzte den Fuß auf das junge Eis.

Noch einmal sah sie sich um. Am gottblauen Himmel stand die Sonne siegreich und heiter und warf jubelnde Strahlen auf das funkelnde Eis, auf das erstarrte Gelände drüben und die blauen fernen Tannenwälder.

Und noch einmal stand ihre Kindheit in heller Ferne vor ihrer Seele. Sie mußte an die Märchen der toten Großmutter denken, an den Regenvogel, der nicht mit hatte helfen wollen, als die andern Tiere auf das Geheiß Gottes fleißig gruben, um Flüsse und Ströme zu schaffen.

Und über ihr düsteres Gesicht flog das erste Lächeln seit vielen langen Tagen.

Vorsichtig gleitend schritt sie weiter, — das Eis hielt — sie war über die Mitte des Flusses hinausgekommen.

Plötzlich aber gab es einen Krach. Eckige Strahlen zeichneten sich blitzartig auf der dünnen Eisschicht.

Sie tat noch zwei Schritte. Da barst das Eis auseinander. Sie stürzte in den Strom. Schwarz und lüstern kam das Wasser aus der Tiefe gekrochen. Gurgelnd schlug es über ihr zusammen.

Sie sank und sank, ohne ein Glied zu rühren. Das schwere Wollentuch, die Kleider sogen sich voll von dem eiskalten Wasser. In ihren Ohren brauste der Sturm. Aber über den Sturm hinaus tönte die freundliche Stimme der Großmutter: „Lauf nicht immer an den Fluß, Kind, sonst läuft er einmal nach dir und holt dich." Sie aber lag im tiefen Sande und sonnte sich ... Und der Herrgott kam des Wegs und fragte so recht freundlich: „Was tust du denn hier in der Sonne, liebes Buttchen?" ... und der Herrgott hatte strahlendes goldrotes Haar und trug die Züge der Baroneß Marga, und um sein Haupt wehte ein lichter goldener Heiligenschein ...

„Ich will dir mein Herz schenken, liebes Tarthing, — — willst du es nehmen?" ...

Dann hörte sie nichts mehr.



August Schmarsow.

Von

Dr. Hans Lindau.

— Berlin-Charlottenburg. —

Der veredelnde Einfluß, den eine lichte Meistergestalt auf ihre Jünger ausübt, gehört zu den ernsten und schönen Dingen in der Welt, von denen des alten Geschichtschreiber Wort gilt: „mehr ein Besitz für immer als ein Prunkstück für den Augenblick". Daher wird es dankbarem Sinne denn auch wohl kaum entsprechen, davon öffentlich viel Rühmens zu machen: Das Lob genossener Schulung könnte andern leicht als unwillkommenes Selbstlob erscheinen. Aber was solchergestalt dem engeren Schülerkreise nicht wohl anstehen mag, dem Fernerstehenden, der dadurch, daß er ferner steht, den Vorwurf selbstgefälliger Rede nicht zu fürchten hat, wird es als Aufgabe am Herzen liegen dürfen. Die Überzeugung von dem Werte einer Führerseele in hohen Bergen könnte, so scheint mir, auch dem Talbewohner, der sich in die Gletscherhöhen der Wissenschaft nicht versteigen mag, Mut machen, ein wenig mitzureden, soweit ihm eben Kräfte und Einsicht reichen wollen.

* *
*

August Schmarsow, jetzt Professor der Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, wurde am 26. Mai 1853 in Schildfeld (Mecklenburg) geboren. Seine Wirksamkeit in nunmehr bereits fünfzig Semestern Kunstgeschichte an deutschen Universitäten läßt sich deutlich an der Hand seiner Schriften in eine quellenkritisch historische und eine pädagogisch kunstphilosophische Betätigung unterscheiden. Nach jeder dieser Richtungen hin hat Schmarsow die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen, und die im Laufe der fünfundzwanzig Jahre seiner Lehrtätigkeit heran-

gebildete Schülerschar legt ein weiteres ruhmreiches Zeugnis für die Fruchtbarkeit der von Schmarsow vertretenen Anschauungen und seiner Mitteilungsgabe ab. Methodisch lernten von ihm diese Jünger der Kunstwissenschaft ihrem Fache den heiligen Ernst des Meisters entgegenbringen. Dieser Ernst aber entsprang einer beseligend lichtfreudigen Grundgesinnung, dem niemals verlöschenden, oft hellaufflammenden Feuer reiner Begeisterung für das Schöne. Die ästhetische Betrachtung bleibt für Schmarsow immer das Hauptanliegen. In seiner Weise arbeiten heißt daher sich nicht nur „antiquarisch mit verblichenen Kunstschätzen“ abgeben, sondern „die Schicksale der Kunst in der Vergangenheit“ verfolgen, „um zur Gewinnung einer einheitlichen und umfassenden Kunstansicht überhaupt vorzudringen“. Somit fordert Schmarsow eine wahrhaft philosophische Weise des Betriebs der Kunstgeschichte und dies selbstverständlich bei aller liebevollen Vertiefung in das Einzelne und scheinbar Geringe, ja gerade durch Herauskristallisierung des Großen im scheinbar Allerkleinsten. — Dieser deutsche Gelehrte hat wohl die Herzensweihe zu seiner Sendung von einem Genius erhalten, dessen Züge denen Herders vielleicht ähneln, wenn auch natürlich nicht gleichen; denn alle guten Geister der exakten Einzelforschung haben nicht umsonst für ihn gelebt.

Schmarsow begann mit einer größeren Arbeit über den alten Sprachforscher Justus Georgius Schottelius aus Einbeck. Eine säuberliche Abhandlung über Leibniz und Schottelius aus dem Jahre 1877 liegt uns daraus vor. Sie zeigt den vierundzwanzigjährigen Germanisten als gewissenhaften Arbeiter am Weinberge der Philologie, wäre jedoch hier, wo es uns auf empirische Vollständigkeit der Angaben gar nicht ankommen soll, übergangen worden, wenn nicht Schmarsows Jugendstudien in deutscher Literatur als Vorbereitungen für alle Kollegien über deutsche Kunst des Mittelalters und ähnliches zu betrachten wären. Drei Jahre später erschien die bedeutende Abhandlung Raphael und Pinturicchio in Siena (1880) und 1882: Bernardino Pinturicchio in Rom. Damit ist der Anfang für eine lange Reihe der fruchtbarsten und scharfsinnigsten Untersuchungen der italienischen Kunstgeschichte gegeben. Von diesen frühesten, durch Form und Inhalt gleich wertvollen kritischen Studien ist die erste Carl Justi, die zweite dem greisen Freunde Karl Eduard von Liphart von dem damals bereits in Göttingen als Professor wirksamen Verfasser gewidmet. Im Jahre 1881 war Schmarsow vom Berliner Kupferstichkabinett als Direktor der akademischen Gemälde- und Kupferstichsammlung nach Göttingen gegangen.

Die genannten Arbeiten sind unter anderem Vorboten der gewaltigen Leistung des Melozzo-Werkes und erfreuen vor allem schon durch die bewundernswert sichere, ja elegante Handhabung der Methode und den an Lessing erinnernden kristallklaren und geistreichen Stil. Gleich

auf der ersten Seite des ersten Werkes lesen wir diesen für Schmarsows gesamtes Werk so sehr bezeichnenden Satz: „Die Maxime, nichts gelten zu lassen, als was durch Dokumente unterstützt wird, ist höchst lobenswürdig; doch muß man nicht vergessen, daß für die Kunstgeschichte die Hauptquellen immer die Kunstwerke selber bleiben." Unerschütterlich hat Schmarsow, auch starken Gegenströmungen zum Trotze, an dieser wichtigen, ich möchte sagen grundlegenden Erkenntnis festgehalten. Wenn Herman Grimm in Berlin die Dinge in hoher Allgemeinheit seinen Hörern und Lesern vorzuführen liebte und etwa den Forderungen eines so gediegenen Kenners wie Wilhelm Bode gegenüber allzu ausschließlich vielleicht die Kunstgeschichte von oben herab pflegte, stellt sich Schmarsow mit Entschiedenheit auf die Seite der mehr naturwissenschaftlich als büchergelehrt verfahrenden Vortragsweise und entwickelt alles aus der lebendigen Anschauung.

In der genannten kunstwissenschaftlichen Erstlingsschrift wird gefragt nach der Mitwirkung Raphaels an Pinturicchios historischen Darstellungen in der Dombibliothek zu Siena, da die Gemälde dieser Libreria als Anfänge für das bewegte Leben weltlicher Darstellungen, wie Raphael es z. B. in der unteren Versammlung der Schule von Athen an den Tag legt, wichtig sind. „Jeder," möchte ich hier gleich aus einem späteren Werke Schmarsows anführen, „der mit den Bedingungen monographischer Arbeit vertraut ist, weiß, wie lange Zeit dazu gehört, sich selbst auf eng umgrenztem Gebiet soweit einzuleben, um Ergebnisse bleibenden Wertes zu erzielen . . ."

„Pinturicchio in Rom" setzt die Untersuchung der für die Vorgeschichte Raphaels und das Verständnis der Übergangszeit aus dem Quattrocento ins Cinquecento so wichtigen Fragen fort: Es galt, die besondere Eigenart des Bernardino Pinturicchio herauszuverdeutlichen. Den guten Klang seines Namens verdanke dieser Meister hauptsächlich dem Freskenzyklus aus dem Leben des Enea Silvio Piccolomini in der Dombibliothek zu Siena, an dem man die schwungvolle Sicherheit der Routine bewundert. Seine besten Kräfte dürften jedoch damals schon erschöpft gewesen sein. Pinturicchios Blütezeit und aufsteigende Entwicklung müsse in seiner römischen Zeit gelegen haben, und „Pinturicchio in Rom" sei daher in den Vordergrund der Darstellung zu rücken, wenn es sich darum handle, sein Wesen kennen zu lernen und seine historische Stellung zu bestimmen.

Schmarsow würdigt mit warmen Worten die verständnisvollen Vorarbeiten über die Denkmäler der christlichen Malerei, die wir dem unermüdlichen Forscher Cavalcaselle verdanken. Crowes und Cavalcaselles Werk wird in dem wieder an Lessings Frische gemahnenden Vorwort hoch gepriesen: „Es sind Mängel, Irrtümer darin, schreien die Nachkömmlinge, die solch eine Mühe gewiß nicht auf sich genommen.

Was sagt man damit? War es möglich, diese Fülle von Material auf einmal endgültig zu sichten? Wenn doch nur alle so selten und verständig irrten, so zuverlässig arbeiteten wie Cavalcaselle ..." Erst wer mit den Resultaten einer so umfassenden Kenntnis redlich gerungen und gewissenhaft abgerechnet habe, dürfe einen Schritt weiter zu kommen hoffen. Allein aus andauerndem Studium und wiederholter Vergleichung der Denkmäler könnten sichere Ergebnisse allmählich gewonnen werden. So wird diese zweite kunstwissenschaftliche Arbeit Schmarsows „mehr eine kritische Auseinandersetzung als eine gestaltende Darstellung". Es ist der tiefste fachmännische Ernst allenthalben zu spüren, kein feines Fältchen wird dem unwissenschaftlichen Ideal glatter Lesbarkeit geopfert. Möglichst genau in den beschreibenden Teilen beabsichtigt der Verfasser nirgends eine im voraus aufgestellte These mit allen Mitteln der Dialektik zu erweisen. Dergleichen Scholastik widerstrebt aufs äußerste den Begriffen historischer Wahrheit, die dem Forscher in Fleisch und Bein übergegangen sind. Es soll allzeit den Gegenständen „abgefragt werden, was sie in ihrem heutigen Zustande dem aufmerksamen Auge noch verraten". Die ganze Arbeit hängt daher „überall noch mit dem mütterlichen Boden zusammen".

Im Herbst 1885 ist das Werk erschienen, das Schmarsow sofort in die Reihe der größten Meister seiner Zunft gestellt hat: Melozzo da Forli. Der breite historische Hintergrund dieser Schrift erinnert uns an Grimms Michelangelo und Justis 1888 erschienenen Velasquez; doch ist dieser unendlich wertvolle Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte Italiens im fünfzehnten Jahrhundert wohl durch die stärkeren Schwierigkeiten, die er besiegt hat, auch eine stärkere Leistung zu nennen als die erwähnten verdienstvollen Darstellungen. Astronomische Entdeckungen kommen einem in den Sinn, wenn man sich klar macht, wie hier gleichsam aus den Bahnstörungen anderer Kunstgestirne auf Ort und Laufbahn eines vorher so gut wie völlig unbekannten Sternes in der geschichtlichen Ferne geschlossen worden ist. Nur ist hier Schmarsow der berechnende und mit dem Auge nachprüfende Astronom zugleich, was in der Sternkunde nicht immer der Fall ist. In seiner genialen Behandlung wird die kunstgeschichtliche Forschung hier, allen fühlbar, zum dynamischen Problem. Er geht daran, einer durch die Ungunst der zerstörenden Mächte fast völlig verschütteten Kraftquelle nachzugraben. Er ringt mit dem Engel des Herrn ohn' Unterlaß, daß er ihm segnende Offenbarung gewähre, wie schon Raphaels Vater Giovanni Santi geschrieben hat: „non lasciando Melozzo, a me si caro!" Nur die hingebendste Liebe hat es vermocht, den bleichen Schatten zur Rede zu bewegen. Keine Tiresiaspsyche, die sich auch wohl ohne Bluttrunk spruchbereit finden läßt, hat vor dem Totenbeschwörer gestanden. Er hat die vergessene Seele durch sein Herzblut auferstehen lassen und

den wunderbaren Klängen dieser Künstlersprache gelauscht und das Erlauschte wiedergegeben, so daß wir fortan unverrückbar dieser großartigen Gestalt ihren Thronsessel hinstellen dürfen, dem Bahnbrecher Raphaels und Michelangelos, dem Vorläufer Tizians und Correggios.

Da war freilich mit der überkommenen biographischen Schablone vorerst nichts anzufangen. Ein neuer Weg mußte von vornherein eingeschlagen werden. Schmarsow geht von dem einzigen, ganz erhaltenen und best beglaubigten Werke aus, dem Fresko der Vaticana in der Pinakothek des päpstlichen Palastes. „Das Meisterstück von Sti. Apostoli, das Vasari rühmt, ist der zweite Punkt. Mit Hilfe beider mag die Triangulation beginnen. — Nun ergibt sich für die erste größere Hälfte der Bahn noch Loreto mit der Cappella di Melozzo, durch amtliche Bezeichnung bei notariellen Akten, wie durch das öffentliche Zeugnis eines sachverständigen Nachfolgers, als neuer Anhalt, während in der zweiten Hälfte wenigstens der sogenannte ‚Pestapepe' als anerkanntes Beispiel benutzt werden darf. Mit Hilfe dieser vier Faktoren war alles übrige zu bestimmen!"

Also von der Porträtgruppe im Vatikan, ‚Papst Sixtus IV. mit den Seinigen', wird ausgegangen. Damit ist zugleich die geschichtliche Anknüpfung an die bedeutendsten Persönlichkeiten, die des Meisters Gedanken beeinflußt haben können, an die Hand gegeben. „Auf dieser Bühne sehen wir die ganze Exposition, die doch nötig war, sich sofort in Leben und Bewegung umsetzen, und der Boden, auf dem auch er auftreten soll, breitet sich aus."

„Zwischen Rom und Urbino" werden alsdann zur Erklärung der künstlerischen Mittel, die das bekannte Vatikanwerk bereits aufweist, die Spuren zurückverfolgt, bis sicherer Anschluß an die bisherige Entwicklung der umbroflorentinischen Malerei gewonnen ist. So wird wie im zweiten Akte des Dramas der Fortschritt des Helden für die Zwischenzeit verständlich und der Aufstieg zur Höhe „im Dienste der Rovere" wird in den Mittelpunkt geschoben. „Was hier erreicht worden, läßt sich jedoch in seinem vollen Wert erst ermessen, wenn wir Abrechnung halten mit den kleinen Leuten, welche die Lokalkunst im Patrimonium Petri vertreten, vor allem aber zwischen ihm und den größten Florentinern. Dazu geben die letzten Jahre Sixtus' IV.' Veranlassung genug. Dagegen fordert ‚Das Nachspiel in Forli', wo der Meister auf den Schauplatz seiner Jugend zurückkehrt, von selbst das Bedürfnis heraus, sein Leben allseits abzurunden, und was man sonst schlankweg beim Eintritt erzählt, muß hier erörtert werden, wenn der Vorhang fällt. Die beschauliche Klarheit des Alternden ist mehr aufgelegt zu erfassen, wohin sein junges Streben eigentlich hinausgewollt, und das Ende der rechte Ort, die Früchte seiner Arbeit als Gewinn für die folgende Generation zu betrachten."

So gestaltet sich der Plan der Arbeit aus den besonderen Bedürfnissen gerade dieser Aufgabe von innen heraus gleichsam als Architektur des Raumbefehls eines fortschreitenden, Hindernisse nehmenden Willens, ganz nach dem Herzen echter Baukunst, da ja Raumgefühl und Raumgestaltung, wie Schmarsow des öfteren so tiefsinnig ausgedeutet hat, vom Menschen aus in die Unendlichkeit vordringen. Der Verfasser jener seltsamen und tief ergreifenden Entdeckungsschrift über Melozzo da Forli offenbart sein kosmisches Können hier zum ersten Male in größtem Stile als ἀρχιτέκτων ἀνήρ, als Schöpfer eines geistigen Bauwerks „aere perennius".

Kein Luftschloß ist hier errichtet worden. „Aus kargen Trümmern eines einst so wohlgefügten Ganzen ein Gebäude herzustellen, dessen Gestalt und Anlage uns in keinem Abbild angedeutet wird," war des Gelehrten Unterfangen. Ein Grundsatz wird hier aufs glücklichste beherzigt, nämlich die energische Konzentration auf Leistungen und Werke: „Den geistigen Entwicklungsprozeß lediglich den Werken abzufragen, die der Meister selber dazu hingestellt."

Bei Melozzo da Forli mußte freilich auch nach Bedingung und Abhängigkeit gefragt werden, um zu einer reinlichen Erfassung seiner Eigenart und Bedeutung zu gelangen. Durch die Umgebung erhellt sich uns das Sonnenhafte des Forlivesen, wir sehen, wie er über alle Lehrer und Vorgänger hinausdringt. Denn er „öffnet erst wirklich die Weite des Äthers und ergeht sich im Himmelszelt wie im unabsehbaren Raum, dessen Gesetze ihm wohlvertraut sind. Über den Mauern seiner Tribuna von Sti. Apostoli blicken wir frei und vollkommen überzeugt von der Wahrheit dieser Erscheinungen in das Reich der Luft, und der Aufschwung zur Höhe vollzieht sich wie ein Naturereignis vor unseren Augen, dessen imponierende Tatsächlichkeit gar keinen Gedanken dagegen aufkommen läßt, ob es etwa nicht so sei. Er erreicht diese Wirkung nur durch die exakte perspektivische Konstruktion des überirdischen Schauplatzes für den Standpunkt des Menschen, der dahin emporblickt . . ." — Ein Leibniz der gemalten „Metaphysik"!

Schmarsow weist auf Raphaels Kuppel der Cappella Chigi an S. M. del Popolo und Michelangelos Decke der Sistina hin und fährt fort: „Melozzo hat auch die Lösung gefunden, die Raphael in der Stanza dell' Eliodoro direkt von ihm überkommen, in der Villa Farnesina ebenso mit Dank verwertet hat wie Baldassare Peruzzi, daß es sich nämlich bei größeren Kompositionen historischen Inhalts an der Decke nicht mehr empfiehlt in Untensicht allein zu wirtschaften. Er hat in der Mitte deshalb Teppiche ausgespannt und die darzustellenden Vorgänge so in die gewohnte Flächenbehandlung zurückversetzt . . . Ich denke, der Meister von Forli hat sich mit diesen Errungenschaften eine Stelle in der Geschichte der monumentalen Dekoration gesichert, deren

Bedeutung uns immer mehr zum Bewußtsein kommt, je mehr sich der Blick auch hier für diese Dinge schärft und die Einsicht in die Geheimnisse des Stiles sich vertieft."

Bewundernswert ist auch Melozzos Durchführung einer bestimmten Beleuchtung. „Wenn sein Auferstandener," lesen wir a. a. O. S. 321 f., „im Triumph der Engelchöre gen Himmel steigt, so flutet ihm der Sonnenglanz der Ewigkeit entgegen. Die wirkliche Beleuchtung am Orte selbst ist so wahr und geschickt zugleich benutzt, daß wir auch da alle sinnlichen Zeichen der optischen Wahrnehmung empfangen und unbedenklich glauben. Ja, wir empfinden eben dadurch, daß der Emporschwebende in wenig Augenblicken schon in lauter Licht getaucht unsern Sinnen entschwinden muß. In voller Wirklichkeitstreue rechnet der Maler, wie es nur irgend in architektonischen Dingen notwendig ist, mit allen gegebenen Faktoren seiner Örtlichkeit, ohne sich doch in mühsamer Vorarbeit zu verstricken; er behält die große Gesamtintention energisch im Auge und bringt sie . . . zur siegreichen, unfehlbar wirkenden Durchführung . . ."

So viel über den 1438—94 der Welt erfreulichen Melozzo degli Ambrosi. Aus den prächtigen Tafeln, die den großen Band Schmarsows schmücken, kann der Blick Labsal trinken, wie wahrhaft ambrosische Kost. Da mag es dann wohl für ein Weilchen heißen: „Weg mit Rede und Gehör, solange das Auge allein in seinem Rechte ist." Schmarsow hat jederzeit Anleitung zum Sehen der Kunstwerke gepredigt, „daß die sinnliche Erscheinung zu ihrem vollen Rechte komme und Anfang und Ende aller Betrachtung sei, daß das Bild, so inhaltreich es sein mag, nicht als Zeichen nur des Gedankengehaltes gefaßt werde, sondern um seiner selbst willen, und daß es zu Herz und Sinnen zugleich rede, wie ein Ereignis des Lebens in seiner vollen realen Wirklichkeit." Denn: „Kunstsinn ist mindestens zur einen Hälfte Natursinn."

In diesem Sinne hat denn Schmarsow überhaupt stets, soviel in seiner Macht gelegen ist, dahin gewirkt, für Verbreitung guten Anschauungsstoffes zu sorgen. „Die kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publikationen," die in Wiederaufnahme eines Antrags von Anton Springer auf dem kunsthistorischen Kongreß in Wien 1873 und des dort gefaßten Beschlusses auf dem Kongreß in Nürnberg zwanzig Jahre später gegründet worden ist, hat in August Schmarsow von Anfang an den bleibenden tatkräftigen Leiter des Unternehmens besessen. Erst nach zwölfjähriger Wirksamkeit hat er die Leitung abgegeben, um doch wieder einmal sich selber zu gehören, und ebenso den Vorsitz des ständigen Ausschusses der kunsthistorischen Kongresse auf andere Fachgenossen übertragen.

* * *

Auf den Melozzo ist eine Reihe andrer kunsthistorischer Werke, wie „Masaccio“, „Die Bildwerke des Naumburger Domes“ und andre deutsche Forschungen, gefolgt; aber an dieser Stelle erscheinen fast noch wichtiger als alle diese vom reinsten Kunstgefühl geleiteten und beseelten geschichtlichen Arbeiten Schmarsows die ästhetischen Schriften. Ich denke dabei besonders an die außerordentlich schöne und schwungvolle Schrift über „Die Kunstgeschichte an unsern Hochschulen“, ferner an die Leipziger Antrittsrede über „Das Wesen der architektonischen Schöpfung“, an die „Beiträge zur Ästhetik der bildenden Künste“ (I—III, 1896—99), an die „Vorträge über unser Verhältnis der bildenden Künste“ und die „Grundbegriffe der Kunstwissenschaft am Übergang vom Altertum zum Mittelalter kritisch erörtert und in systematischem Zusammenhange dargestellt“.

Am 8. November 1893 erklangen in der Leipziger Aula diese programmatischen Worte. „Es gälte statt der Ästhetik ‚von oben‘ und ‚von unten‘, die man mit Fechner noch jetzt einander gegenüberstellt, vielmehr eine Ästhetik von innen zu versuchen.“ Gerade mit der Architektur, „die so lange durch eine Ästhetik von außen veräußerlicht worden ist“, will Schmarsow den Anfang machen zu einem Gange von innen her.

„Es käme darauf an, in grundlegender Prüfung, dem psychischen Ursprung des schöpferischen Tuns sein natürliches Vorrecht zu sichern, und die Überzeugung zu bewähren, daß auch in dieser Kunst die eigentliche Hauptsache nur in der Seele des Erfinders ihren Ausgangspunkt und in der des Betrachters ihr Endziel finden kann.“

In eigenartiger Weise versucht nun Schmarsow für die Kunst gleichsam eine Kritik der reinen Vernunft zu leisten. Es wird mit einer Schärfe der Analyse und einer Sauberkeit der Synthese, die nur deshalb nicht an den alten Kant erinnern, weil sie sich anders auszudrücken wissen und ihren gotischen Ernst hinter anmutigen Linien verstecken, ausgeführt, was überall der Mensch von seinem innersten Hausrat sozusagen der Außenwelt der Künste entgegenbringt, und zwar sowohl als Schöpfer wie als Genießer. Die Verwandtschaft der Ästhetik Schmarsows mit dem erkenntnistheoretischen Kritizismus liegt also in der Natur der tief eindringenden Untersuchung begründet.

Schmarsow fragt im Grunde jede Kunst nach ihrer Möglichkeit als besondere Auseinandersetzung des Menschengeistes mit der umgebenden Welt, eine Fragestellung, die sich ihm durch geschichtliche Vertiefung hat aufdrängen müssen, wie sich dereinst für Kant die bahnbrechende Wendung aus der genialen Betrachtung der über alle Erfahrungskontrolle erhabenen Sicherheit der Mathematik ergab. Hier aber handelt es sich um das Schöne in seinen vielfältigen Offenbarungen,

für die unser Inneres jedesmal das besondere Organ genetisch entwickelt und noch weiter fortbildungsfähig in Bereitschaft hat.

Man glaubt in eine neue Welt einzutreten, wenn man von dem ebenso scharfsinnigen wie feinfühligen Lehrmeister über das „Wesen" der verschiedenen Künste in diesem Sinne Aufklärungen erhält. Da es sich um ein vielfaches Umlernen der eingefahrenen Denkgewohnheit handelt, ist es begreiflich, daß vielleicht das eine oder andere nicht sogleich evident scheint. Aber um blinde Überlieferung ist es Schmarsow nicht zu tun. Es ist schon viel gewonnen, wenn die kritische Methode in den beobachtenden Forschern Anklang findet, wenn die neuen Wege zu beschreiten nur nicht aus Trägheit unterlassen wird. Im übrigen darf Schmarsow sich selbst mit dem Lose aller großen Neuerer trösten. Rom wird eben nicht an einem Tage erbaut.

Die Kunstphilosophie Schmarsows*) kann jedenfalls nicht als eine Art Fangnetz um irgend eine vorgefaßte dogmatische Lieblingsvorstellung herum, aus stoffkarger Grübelei herausgesponnen, gelten. Sie blüht empor aus der lebendigen empirischen Forschung, aus dem unablässigen Verkehr des Denkers mit den großen Zusammenhängen der Wirklichkeit selbst. Wer keine Freude an dem systematischen Vereinheitlichen des Erworbenen hat, geht bei diesem Meister daher ebenfalls nicht leer aus; er findet noch alle Hände voll zu tun, um bedeutende Beobachtungen zu sammeln. Es ist Schmarsow, wie er selber bekannt hat, um Scheidung der Grenzen, deren Überschreitung vom Kunstrichter untersagt werden müßte, gar nicht allein zu tun, sondern um genetisches Verständnis, um einen Einblick in das innere Leben und natürliche Wachstum der Kunst. „Es befriedigt uns nicht sowohl eine Art Linnéschen Systems, als vielmehr die historische Auffassung, die — wie Goethes „Metamorphose der Pflanzen", wie Darwins „Entstehung der Arten" — zugleich das Werden in organischem Zusammenhang und vielleicht Gesetze geschichtlicher Wandlungen erschließen dürfte."

So lesen wir in der gemütsinnigen Abhandlung „Zur Frage nach dem Malerischen" (Beiträge zur Ästhetik der bildenden Künste, Bd. 1). Und im selben Sinne heißt es in der fünf Jahre früheren Arbeit „Die Kunstgeschichte an unseren Hochschulen" (1891): „Wir glauben auch eine wissenschaftliche Ästhetik der bildenden Künste nur fruchtbar und erfolgreich im innigsten Zusammenwirken mit der Kunstgeschichte . . . Die Grundfragen über das Wesen der Kunst und das Verhältnis der Einzelkünste untereinander müssen eine organische Erklärung finden, indem

*) In meinen „Abenden in Versailles" (1903), die ich dem Geheimrat Schmarsow widmete, habe ich einige ästhetische Erörterungen Schmarsows ausführlicher zu würdigen gesucht. Für besondere Zwecke ausgebeutet habe ich Schmarsows Kunstphilosophie in der Schrift „Johann Gottlieb Fichte und der neuere Sozialismus" (1900) S. 80 f. und in meinen „Unkritischen Gängen" (1904) S. 150 ff.

wir auch hier der kritischen Unterscheidung und begrifflichen Bestimmung, in welcher Lessing und seine Nachfolger so entscheidend vorgearbeitet, die Betrachtungsweise der Naturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft von heute, das heißt eben die genetische, organisch entwickelnde, als Ergänzung an die Seite stellen. So allein wird auch dem Kunstforscher, auf den es uns hier ankommt, in allen Jahrhunderten die bleibende Handhabe nicht fehlen, das bewährte Mittel der Orientierung, wie der Kompaß dem Seemann auf allen Meeren die Gewißheit gibt, welche Richtung die Fahrt nimmt und wo hinaus der eingeschlagene Kurs laufen muß."

Wir glauben, daß sich diese organisch gegliederte Kunstlehre Schmarsows den Eingang in das Reich, in das sie gehört, in die Psychologie erobern wird, und daß sie, ähnlich den feinen Untersuchungen eines Jakob Burckhardt oder Wilhelm Dilthey, ihre befruchtende Kraft gerade da bewähren würde, wenn es gelänge, den ewigen Gehalt, der sie beseelt, mehr und mehr in die Bäche der experimentellen Forschung überzuleiten, die, von Galilei bis auf Fechner und Wundt, anschwellend in den Ozean einer allgemeinen Wissenschaft vom Menschen — und dadurch einer allumfassenden amor Dei intellectualis — fluten.





Eisenbahnen in Afrika.

Von

Dr. Hugo Böttger.

— Steglitz. —

Bei der dem Reichstag im April des Jahres von der Kolonialabteilung überreichten Denkschrift über die Eisenbahnen Afrikas geht es einem, wie dem Besucher von Deutsch-Südwestafrika. Man muß sich erst durch etwas ödes Gelände mancher Tabellen, Wiederholungen 2c. zum fruchtbaren und schönen Kern durcharbeiten. Dann findet man sich allerdings reich belohnt durch eine wahre Fülle neuer Eindrücke und Aufschlüsse über die wirtschaftliche, technische und finanzielle Seite des wichtigsten Problems unserer Kolonialpolitik, des kolonialen und subtropischen Verkehrswesens. Der erste Teil der Dernburgschen Denkschrift reiht nüchtern die Registraturen der Eisenbahnpolitik sämtlicher in Afrika beteiligten Mächte aneinander. Mit Algier und Tunis beginnt die Rundreise links herum um Afrika, und sie endet mit Ägypten, nachdem sie uns eine knapp gefügte Übersicht über die Entwicklung und den Stand, über Bau und Betrieb, Unternehmungsform, Rentabilität, über die wirtschaftliche Wirkung, strategisch-politische Bedeutung und schließlich über die Projekte für sämtliche afrikanische Staaten und Kolonien gegeben hat. Eine gewiß unendlich liebevolle und mühselige Zusammenstellung, die aber notwendig war, weil sie das quellenmäßige Material stellt für die zweite Abteilung der Denkschrift, für jenen fruchtbaren und schönen Kern, für die Abhandlung, die in wuchtigen Zügen die afrikanische Eisenbahnpolitik, wie sie sein soll,

uns vor Augen führt. Die ganze umfangreiche Abhandlung — 363 Quartseiten, mit Zahlen gespickt und hübschem Kartenwerk, Dokumenten anderer Staaten, kompendiösen Gutachten versehen — soll in erster Linie auf die Parlamentarier einwirken, damit sie auch ihrerseits freigebiger werden und sich das Gruseln vor den großen Zahlen im Ausgabenetat unserer Kolonialpolitik abgewöhnen, damit sie mit gutem Gewissen dem Reiche geben lernen, was das Reich braucht. Aber auch das Publikum außerhalb des Reichstags wird nützliche Anregungen von dem Werke empfangen, vorausgesetzt, daß es sich die darin enthaltenen Lehren zu Gemüte zieht.

Ohne ausreichende Eisenbahnerschließung werden wir bei Afrika stets im Minus bleiben. Stanley hat das gelegentlich sehr hübsch ausgedrückt. Afrika sei, so meinte er, eine kostbare Nuß; die sehr harte Schale zu sprengen sei nur die Eisenbahn imstande, und das l'inconvénient des distances, wie es Napoleon I. genannt hat, überwinden, heißt dem schwarzen Erdteil seine Schrecken nehmen und ihm seltene Früchte abgewinnen. Ich möchte zum Beweise dessen nicht viel theoretische Erörterungen machen, sondern einige Beispiele geben, welche der besagten Denkschrift auf Treu und Glauben entnommen sind. Die mit Zinsgarantie und mit andern Vorschüssen des Staats unterstützte Eisenbahn in Senegal (Westafrika) sicherte die Prosperität der Kolonie in der Art, daß sie die Anpflanzung und Ausfuhr der Erdnuß in größerem Maßstab ermöglichte und der Kolonie zur hochbedeutenden Ausfuhr von Erdnußöl verhalf. Die Erdnußausfuhr hatte 1896 einen Wert von 9,1 Millionen Franks, 1904 von 21,2 Millionen Franks. In Liberia kostete bei den Transportschwierigkeiten eine Tonne Salz bisher an der Küste 25 Franks, jenseits von Kong aber, dem nächsten Zielpunkt der Bahn, 750 Franks. Vor dem Bau der Eisenbahn in Dahomey reisten Europäer in ganz Dahomey so, daß sie in einer Matte von je zwei Eingeborenen getragen wurden, was pro Tag zirka 6 Franks kostete und 20 Kilometer weiter brachte. Ein anderes Beispiel zur Frage des schnelleren Verkehrs aus dem Gebiet unserer Usambara-Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika: die Fahrt Tanga-Momba beträgt rund 6 Stunden gegen eine Reise- und Transportdauer von 3 bis 4 Tagen ohne Eisenbahn. Die Mayumbabahn im Kongostaat bewirkte es, daß sich die Kautschukproduktion hob von 29 Millionen Franks im Jahre 1899 auf 52,7 Millionen im Jahre 1903. Über die unmittelbaren Wirkungen der Ugandabahn in Britisch-Ostafrika auf Land und Leute wird ausgeführt, daß sich die materielle und soziale Lage der Häuptlinge und ihrer Untertanen andauernd gebessert hat. Baumwollenwaren und andere europäische Produkte werden immer mehr verlangt, die Lebensbedingungen besonders der höher situierten Klassen, verbessern sich stetig. Die Ausdehnung des Handels und andere Ursachen haben rings um die

Verkehrszentren herum die Arbeiternachfrage geschaffen, die den ärmeren Klassen ermöglicht, täglich Arbeitslohn zu verdienen. Wo noch vor drei Jahren Hunderte von Steuerzahlern monatlich an den Regierungsbauten und Transporten ihre Steuern abarbeiteten, ist jetzt nicht ein einziger Steuer-Bauarbeiter in der Station zu sehen.

Es kann freilich mit diesen Stichproben nicht gesagt sein, daß jede Eisenbahn rentabel ist und zur Prosperität führt. Je länger die Eisenbahnstrecke werden soll, um so mehr muß für das letzte Ende auf die Frage geachtet werden, ob die Produkte der betreffenden Gegend die Fracht noch vertragen können und ob andererseits dort ein Einfuhrartikel noch absatzfähig ist. Man hat berechnet, daß eine Tonne Ware im Innern Afrikas durchschnittlich 1000 bis 2000 Franks mehr kostet als an der Küste, wenn eben Eisenbahnen für den Transport nicht vorhanden sind. Zwischen den großen Gebieten im Norden, in denen das Lasttier, und im Süden, in denen der Ochsenwagen als Lastenbeförderungsmittel benutzt werden, zieht sich durch die ganze Breite des schwarzen Erdteils ein Streifen, in dem bislang lediglich der Mensch die Lastenbeförderung versah. Die deutschen Schutzgebiete in Afrika gehören, abgesehen von Südwestafrika, dessen teuerer Ochsenverkehr durch den Aufstand hinlänglich bekannt geworden ist, in die Zone des Trägerverkehrs, und dieser Trägertransport hat vor allem zur Folge, daß Gegenstände, die wie Langhölzer und Maschinen nicht bis auf Partikel von höchstens 80 Pfund Gewicht zerlegt werden können, gar nicht oder nur mit den größten Schwierigkeiten zu transpartieren sind. Die mühsame und unendlich langsame Verbringung der beiden Seedampfer „Herrmann von Wißmann" und „Hedwig von Wißmann" nach dem Nyassa- und dem Tanganjikasee sind Schulbeispiele, die die besagten Schwierigkeiten erklären. Andere Artikel sind vom Transporte überhaupt ausgeschlossen, weil sie bei der langen Dauer der Reise unfehlbar verderben, und viele andere Handelsgegenstände werden durch die Kosten des Trägertransportes so verteuert, daß sie unverkäuflich werden, wenn sie nicht wie Kautschuk und Elfenbein an sich einen sehr hohen Verkaufswert haben. Massengüter geringen Wertes, z. B. viele Produkte des Bergbaues und der Bodenwirtschaft, hören schon auf geringe Entfernungen von der Küste auf, überhaupt transportwürdig zu sein. Entsprechend ist auch der Import erschwert und verteuert. Rechnet man im allgemeinen, daß der Trägertransport für jeden Tagemarsch Entfernung (15, höchstens 20 Kilometer) von der Küste den Doppelzentner Import- oder Exportware um 8 Mark, die Tonne also um 80 Mark, den Tonnenkilometer um 4 bis 6 Mark verteuert, so ist mit Papier und Bleistift die Zone schnell ausgerechnet, in der sich ein Handelsverkehr noch lohnt. Eine Trägerlast von 60 Pfund engl. von der deutschen Station Muansa am Südende des Viktoriasees bis zur deutschen Küste

kostet 30 Mark Fracht, während dieselbe Last auf dem englischen Dampfer über den ganzen Viktoriasee und von da mit der über 900 Kilometer langen Eisenbahn zur englischen Küste gebracht um das Mehrfache billiger transportiert wird. Um eine 1000 Kilogramm schwere Last vom Viktoriasee zur Küste bringen zu lassen, bedarf man einer großen Schar Träger und muß für sie ungefähr 2500 Mark zahlen. Der Verkehr auf den Köpfen der Neger ist also offenbar eine kostspielige und langwierige Sache, und es wird klar, daß solche Transportkosten Aus- und Einfuhr stark beeinträchtigen oder unmöglich machen können. Die Gewinngrenze ist in jedem einzelnen Fall leicht festzustellen, wo der Trägertransport noch lohnend ist. Werden nun Eisenbahnverbindungen geschaffen und der Transport verbilligt, so wird die Gewinngrenze entsprechend weit in das Land hineingeschoben. Wenn man das Verhältnis von Trägerfracht zur Eisenbahnfracht nur mit 3 zu 1 ansetzt, so wird es mit der Anlage der Eisenbahn ermöglicht, dasselbe Produkt, das bisher über 100 Kilometer Entfernung von der Küste ab nicht mehr befördert werden konnte, demnächst 300 Kilometer weit von der Küste zu holen. Dabei ist zu beachten, daß mit der zunehmenden Masse der mit der Bahn zu befördernden Landeserzeugnisse die Bahnfrachten nach und nach ermäßigt werden können.

Vielfach, wie z. B. in Ostafrika, liegen nun die besten Absatzgebiete für den deutschen Einfuhrhandel nicht an der Küste, sondern im Innern des Landes. Dort ist die Bevölkerung dichter, der Erwerbssinn noch entwicklungsfähig, und auch der vorhandene Reichtum ist schon größer. Vertieft man sich in diese und ähnliche Einzelheiten der Denkschrift (S. 188 ff.), so wird man überzeugt, daß Eisenbahnen in der Tat wirtschaftlich revolutionierend auf die afrikanischen Staatengebilde wirken müssen.

Was Deutschland bisher geleistet hat, kommt freilich nicht über den Charakter von kleinen Stichbahnen hinaus. Die eigentlichen Erschließungsbahnen sind für uns noch zu bauen. Die Länge des gesamten Eisenbahnnetzes, soweit es sich in Afrika in Betrieb befindet, beträgt rund 27 354 Kilometer. Davon kommen auf

England	13 117	Kilometer
Ägypten	5 252	„
Frankreich	5 657	„
Deutschland	1 398	„
Portugal	1 173	„

Auf Deutschland fallen demnach 5,1 Prozent. Nach der Vollendung der zur Zeit im Bau begriffenen Bahnen — außer der Viktoriabahn (50 Kilomter) und der Anschlußbahn der Sigi-Exportgesellschaft (20 Kilometer) — werden im Betriebe sein in:

				Tatsächliche oder voraussichtl. Eröff.
Ostafrika	Usambarabahn	129	Kilometer	1905
	Mrogorobahn	222	„	1908
Südwestafrika	Windhukbahn	382	„	1902
	Otavibahn	560	„	1906
	Lüderitzbahn	370	„	1908
Kamerun	Manengubabahn	160	„	1901
Togo	Anecho-Lome-Palime	165	„	1907
	Zusammen	1988	Kilometer.	

Davon zur Zeit fertig rund 1390 Kilometer und 600 Kilometer im Bau, während England 2000 Kilometer, Frankreich 3200 Kilometer Neubau in Angriff genommen hat. Es ist nicht eine gewisse sportsmäßige Eifersucht, welche uns bei diesem schnelleren Tempo der andern Nationen befallen kann, sondern das wirtschaftliche Bedenken, das sich meldet, daß nämlich wie mit der Ugandabahn die benachbarten Kolonialländer Frankreichs und Englands den Verkehr aus unsern Kolonien an sich reißen, falls wir uns so unendlich viel Zeit lassen, wie wir es bisher getan haben. Nehmen wir noch die strategisch-politische Bedeutung der Afrikabahnen hinzu, auf die die Denkschrift an vielen Stellen mit überzeugender Kraft eingeht (S. 30, 37, 42, 103, 136 2c.), nehmen wir hinzu, daß mit der Lösung der Eisenbahnfrage erst recht die Eingeborenenarbeit für die koloniale Produktion mobil gemacht wird — im Jahre 1903/04 gingen von Dar es Salam und Bagamoyo 51 000 Träger ins Innere —, beachten wir auch, daß die afrikanischen Ströme wegen der zahlreichen Stromschnellen und Wasserfälle und wegen des Wechsels von Regen- und Trockenzeit gegenwärtig kaum als wesentliche Verkehrsmittel in Frage kommen und jedenfalls der Ergänzung durch Eisenbahnen im hohen Maße bedürfen, so ist es allerdings unzweifelhaft, daß das Reich Geld in seinen Beutel tun muß, wenn es endlich seine Kolonialpolitik gewinnbringend entwickeln will.

Es stellt sich hier natürlich die Frage nach der Rentabilität und nach der Anlage- und Betriebsart der Kolonialeisenbahnen ein, und da erklärt nun die Denkschrift (S. 168, 196), daß nahezu alle afrikanischen Eisenbahnen mit geringen Ausnahmen bereits von der Eröffnung an oder innerhalb kurzer Frist nach der Übergabe ihre eigenen Betriebsausgaben einschließlich der Unterhaltung gedeckt haben. Bald haben sich dann Betriebsüberschüsse eingestellt, die eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals und darüber hinaus (in Englisch-Südafrika zeitweilig 8,19 Prozent) ermöglichten. Viel wichtiger ist meines Erachtens die indirekte Rentabilität, die volks-, kolonialwirtschaftlicher und finanzpolitischer Natur ist und eine sehr reale Ergänzung der direkten Rentabilität der Eisenbahn als geschäftlichen Unternehmens darstellt. Die

allgemeine wirtschaftliche Erschließung kommt nicht nur den einzelnen Interessenten der Produktion und des Handels zu gute, sondern dem Eisenbahnunternehmen selbst durch Verkehrszuwachs, bei Landkonzessionen und Nutzungsrechten auch durch Steigerung des Wertes dieser Konzessionen und Rechte. Gehört die Eisenbahn der Kolonie, so bürgt die von ihr bewirkte wirtschaftliche Erschließung auch einen sehr fühlbaren fiskalischen Nutzen außer den Betriebsüberschüssen durch die Steigerung des Wertes der ebenfalls im Besitz der Kolonie befindlichen Ländereien, Forsten, Regalien 2c. und insbesondere durch Erhöhung der Zolleinnahmen. Es ist schließlich doch auch für den Kassenerfolg gleichgültig, ob die koloniale Finanzwirtschaft einen Einnahmezuwachs aus Betriebsüberschüssen der Eisenbahn oder aus Überschüssen der Zollverwaltung infolge der Verkehrserschließung erhält.

Hier wird eines vorausgesetzt, nämlich daß die Eisenbahn der Kolonie gehört, und daß nicht Privatgesellschaften den Rahm abschöpfen, und dieser Zustand ist tatsächlich im Interesse einer gedeihlichen Kolonialentwicklung als der normale anzusehen. Kolonialbahnen dürfen nicht ausschließlich kommerziellen Rücksichten dienstbar sein, nicht ausschließlich von privatkapitalistischen Ideen und Wünschen getragen sein; sie müssen vielmehr das Gesamtinteresse der Kolonie fördern, dem Wohl der Ansiedler und Eingeborenen, schließlich auch politischen und strategischen Interessen zu Hilfe kommen.

Die Finanzierung geschieht alsdann am besten durch Anleihen, die auf dem deutschen Kapitalmarkte unterzubringen wären. Freilich hätte bei diesen Kolonialpapieren das Reich eine ausreichende Zinsgarantie zu übernehmen, so lange wenigstens, bis sich die kolonialen Werte so gefestigt hätten, daß sie aus sich heraus dem Kapitalisten gegenüber genügend Anziehungskraft zu entwickeln vermögen. Die Denkschrift meint (S. 167) stark optimistisch, wenn man in unseren Kolonien die Gesamteinnahmen nach Abzug der Ausgaben für die Verwaltung ins Auge fasse, so ergebe sich, daß wir jetzt schon im Durchschnitt der letzten 7 Jahre mit Ausnahme von Südwestafrika, das in jeder Hinsicht einen Ausnahmezustand beansprucht, nicht mehr mit Defizits, sondern teilweise mit Überschüssen zu rechnen haben (Ostafrika 1,2 Millionen Mark, Kamerun 107 149 Mark, Togo 389 631 Mark pro Jahr Überschuß), mit Überschüssen, die für Verzinsung und Amortisation der Anleihen in Betracht kommen könnten. Aber selbst bei Reichszuschüssen und Reichszinsgarantieen steht sich das Mutterland besser als bei der heutigen Finanzwirtschaft, wo durch Aufnahme der bedeutenden außerordentlichen Ausgaben in das laufende Budget alljährlich große Defizits zu decken sind. Bei einer planmäßigen und geschickten Anleihepolitik kann, das ist das Wesentliche, die Kolonie ihre Dispositionen präziser fassen und billiger ausführen. Ein Beispiel: Bei der Einstellung von

etwa 3 Millionen in den Etat eines Schutzgebietes für die Fortsetzung einer Bahn kann die Bahn, die Kosten pro Kilometer mit 50 000 Mark gerechnet, nur etwa um 60 Kilometer im Jahre verlängert werden. Stehen aber mit Hilfe einer Anleihe 30 Millionen Mark auf einmal zur Verfügung, so kann die Bahn in drei Jahren etwa um 600 Kilometer ins Land vorgerückt werden. Solche große einmalige Kapitalanspannung ist aber sicher viel rentabler, als die kleinen Dispositionen, wobei der Bau von 600 Kilometer 10 Jahre Zeit verschlingt, und wobei man die volle Wirkung der Verkehrsaufschließung erst nach 10 Jahren erreicht, also auch erst nach 10 Jahren auf Überschüsse und Verzinsung rechnen kann.

Natürlich spielt bei diesen Kolonialbahnen eine große Anzahl von andern Fragen noch mit, welche die Prosperität der Unternehmungen beeinflussen. Fragen der Technik: richtige und zweckmäßige Spurweite (heutiges Normalmaß für Hauptbahnen 1 Meter bezw. 1,067 Meter), Verbindung von Schiffahrt und Eisenbahn, richtige Verwendung von Zubringerbahnen, ausreichendes Feuerungsmaterial, Automobilanschlüsse ꝛc. Fragen der Tarifpolitik: Einheitlichkeit in den Tarifen, dabei Staffelung für weitere Entfernungen, damit auch das tiefste Innere erschlossen werden kann. Auf alle diese Details kann hier nicht eingegangen werden.

Die eine sehr interessante und wichtige Frage: Was hat Dernburg zunächst vor? Welche großzügigen Eisenbahnprojekte in Afrika beschäftigen ihn und sein neues Kolonialamt? Diese Frage findet in der Denkschrift keine Beantwortung. Ich habe dafür Verständnis. Bei der heutigen politischen Lage darf das Pulver nicht auf einmal verschossen werden. Dem neuen Staatssekretär kommt es zunächst darauf an, den Schutt von Mißtrauen, Unkenntnis und Zaghaftigkeit fortzuräumen, der sich bei uns festgesetzt hat, und es muß ihm weiter darauf ankommen, nicht mit waghalsigen Projekten neues Mißtrauen zu erzeugen. Nichts also von Plänen im alten Stile der Transsaharabahn, der Kap-Kairolinie; kommt Zeit, kommt Rat, kommt Vertrauen, kommt das Privatkapital. Festigt sich der Wille des Parlaments, mit einer wirklichen Verkehrspolitik in unsern Kolonien Ernst zu machen, so wird es an den Technikern, Ingenieuren und Finanzpraktikern vermutlich nicht fehlen, welche aus der Unzahl von vorhandenen Plänen die für unsere Schutzgebiete vorteilhaftesten und notwendigsten auszuwählen verstehen. Die dem Volke und seiner Vertretung vorgelegte Denkschrift ist, so möchte ich resümieren, geeignet, mit ihrer schmucklosen und kaufmännischen Aufmachung und in ihrer treffsicheren Beweisart Vertrauen zu erwecken, und sie darf somit als wertvolle Leistung auf dem Gebiete der Vorbereitung und Aufklärung für unsere Kolonialpolitik angesprochen und begrüßt werden.



Maria van Reigersberch.

Eine Frau des siebzehnten Jahrhunderts.

Von

Johanna Eng.

— Utrecht. —

Die folgenden Seiten sollen versuchen, das Bild und die Lebensschicksale einer charaktervollen Frau des siebzehnten Jahrhunderts den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen. Wahrscheinlich hat es stets sehr viele charakterfeste Frauen gegeben, aber diejenigen, die nicht Gelegenheit gehabt haben, ihre Charakterfestigkeit zu beweisen oder sie auch der Außenwelt sichtbar werden zu lassen, müssen füglich außer Betracht bleiben. Ich teile nicht die Meinung des vielleicht schon etwas veralteten Wortes, daß die besten Frauen diejenigen sind, von denen man am wenigsten spricht. Unter den Männern und Frauen, von denen man wenig spricht, sind gewißlich sehr viele herzensgute, ja vorzügliche Menschen. Daß sie aber die „Besten" sind, weil sie sich nie hervorgetan haben, kann unparteiischerweise wohl kaum behauptet werden.

Maria van Reigersberch, Hugo de Groots Gemahlin, hat das Los getroffen, weithin sichtbar ihre Lebensschicksale durchzukämpfen, und da sich obendrein eine beträchtliche Anzahl von Briefen von ihr und an sie erhalten hat, so steht sie verhältnismäßig deutlich auch noch vor der Jetztwelt. Daß trotzdem die Anschauungen über sie nicht einstimmig sind, darf niemanden verwundern, der bedenkt, wie verschiedenartig die uns wohlbekannten Menschen, mit denen und zwischen denen wir leben, von ihren Mitmenschen beurteilt werden. In körperlicher Nähe hilft uns doch oft ein kurzes Lächeln, ein freundlicher oder sarkastischer Ausdruck, ein boshafter Seitenblick wie mit Blitzesschnelle den Menschen durchschauen. Wo wir auf Briefe angewiesen sind, jedes lebendige Wort fehlt, da ist naturgemäß unser Urteil unsicher. So sind denn auch die holländischen Historiker, auf deren Arbeiten ich mich stütze, oft zu sehr verschiedenen Urteilen gekommen.

Fruin, der Ältere, urteilt im allgemeinen schärfer, Rogge und Brugmans, die Jüngeren, milder.

Mein Interesse für Maria van Reigersberch wurde zuerst geweckt, als ich vor einigen Jahren das meisterhafte Lebensbild las, das Robert Fruin im Gids von ihr entworfen hat*). Wie so vieles, das uns zeitweise lebhaft fesselt, schlief auch dieses Interesse wieder ein, bis ich im Augustheft 1903 des Tijdspiegel den Aufsatz „Maria van Reigersberch" v. H. Brugmans**) las, der durch die Sammlung der Briefe Marias veranlaßt war, die Dr. H. C. Rogge***) herausgegeben hat. Ich besorgte mir diese Briefe, besorgte mir diese und jene Bücher und Aufsätze, auf die hingewiesen wird, und schließlich auch die große Folioausgabe des Werkes von Brandt und Cattenburgh†).

Daß ich auch in diesem Buche noch so manches Interessante finden würde, hatte ich nicht erwartet, da Fruin, Rogge und Brugmans jeder das Wichtigste und Interessanteste daraus entnommen hatten, aber jeder Mensch liest mit seinen eigenen Augen und seinem eigenen Herzen. Und so sucht jeder sich andere Worte, andere Handlungen, andere Züge heraus, mit denen er das Bild, das er gestalten will, sich klarer zu machen sucht. Natürlich ist das Buch mit der damals zeitgemäßen Weitschweifigkeit geschrieben und ebenso natürlich Grotius schon in der Vorrede als „teuerstes Staatsjuwel und Funkellicht der Gelehrsamkeit, das je am holländischen Staatshimmel geleuchtet hat††)," gepriesen.

Ob es mir nun gelingen wird, auch in meinen Lesern Interesse für Maria und ihre Schicksale wachzurufen? Ehe ich Maria selbst sprechen lasse, möchte ich gern in kurzen Worten den Rahmen zeichnen, von dem ihre Figur sich abhebt.

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, so werden die durch ihn verursachten Kreise stets größer, aber zugleich auch schwächer. Die Bewegung jedoch, die von Luthers Auftreten datiert, schlug gerade in den Niederlanden besonders heftige Wellen. Dort, wie überall, blieb sie nicht rein religiös,

---

*) Hugo de Groot en Maria van Reigersberch von Robert Fruin, zuerst erschienen im Gids 1858, später aufgenommen in seine Verspreide Geschriften IV. Teil.

**) De Tijdspiegel. 1903. Augustheft Maria van Reigersberch v. H. Brugmans.

***) Brieven van en aan Maria van Reigersberch. Uitgegeven door Dr. H. C. Rogge. Leiden, 1902 bei Brill.

Eine erste Ausgabe der Briefe M. v. R. war 1857 von Mr. H. Vollenhoven und Dr. G. D. J. Schotel herausgegeben.

†) Historie van het Leven des Heeren Huig de Groot, door Caspar Brandt en vervolgt door Adriaan van Cattenburgh. Dordrecht en Amsterdam M. D. C C. XXVII.

††) Worin wohl große Übertreibung liegt, da Holland sich damals folgender großen Söhne rühmen durfte: Christian Huygens, geboren im Haag 1629, gest. 1695. Baruch van Spinoza, geb. 1632, gest. 1677. Jan Swammerdam, geb. 1637 in Amsterdam, gest. 1680. Herman Boerhave, geb. 1668, gest. 1738. Antony van Leeuwenhoek, geb. 1632, gest. 1723.

sie mischte sich mit politischen Fragen, und oft ist es schwer zu sagen, ob der Glaubensstreit oder die politischen Fragen tonangebend sind. Fast achtzig Jahre haben die Zuckungen gewährt, die durch den Abfall von Spanien und der katholischen Kirche in den Niederlanden hervorgerufen sind. Aber während Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verarmt und entvölkert ist, wuchsen die Niederlande zu ungeahnter Blüte und großem Reichtum heran.

Und gerade unter dem Ratspensionär Oldenbarnevelt hat Holland einen der Höhepunkte seiner Macht erreicht gehabt. Seit 1613 war Hugo de Groot, das Wunder Hollands, wie ihn Heinrich IV. genannt, Pensionär von Rotterdam und bekleidete mit diesem Posten dasselbe Amt, von dem aus Oldenbarnevelt den Schritt zur höchsten Macht getan hatte. Hugo de Groot hat sehr wahrscheinlich darauf gerechnet, der Nachfolger Oldenbarnevelts in seiner Stellung an der Spitze der Republik zu werden. Statt dessen mußte er die Anwartschaft auf diesen Posten damit bezahlen, gleich Oldenbarnevelt 1618 als Opfer des Staatsstreichs zu fallen. Der greise, siebzigjährige, um das Land hochverdiente Staatsmann wurde zum Tode verurteilt, de Groot zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe „begnadigt". Und daß er diese „Gnade" nicht ein ganzes; langes Leben hat ertragen müssen, das dankt er seiner klugen, tatkräftigen Frau. Diese Tat ist es, die sie berühmt gemacht hat und die ihr noch jetzt jeder Holländer hoch anrechnet. Aber ihre Größe liegt nicht nur in dieser Tat. Auch Frau von Lavalette und Johanna Kinkel haben ihre Männer befreit. Letzterer drohte zwar nicht die gleiche persönliche Gefahr wie Maria van Reigersberch, statt ihres Mannes nun selbst gefangen gehalten zu werden. Marias Größe liegt hauptsächlich darin, daß sie ihren Mann im treuen Festhalten an seiner Überzeugung nur gestärkt hat, daß sie es war, die in Augenblicken des Schwankens, die Grotius nicht fremd geblieben sind, ihn angefeuert hat, sich selbst und seiner Sache treu zu bleiben. Des Grotius Flucht aus Loevestein ist ein dramatischer Akt, das Leben in der Verbannung, das darauf folgte, ein langes trauriges Epos.

Schürzenpolitik und Politik der Weiberröcke ist oft lächerlich gemacht, mit Grund aber doch nur dort, wo dieser weibliche Einfluß schädlich war. An der Königin Luise ist er nie getadelt, und wenn Bismarck weibliche Mitwirkung am Kaiserhofe gefunden hätte, würde auch sein Urteil wohl weniger scharf gelautet haben. Von Maria van Reigersberch hätte Felix Dahn gewißlich nie gesagt, wie er nicht ohne Grund von Bertha von Suttner sagt, daß ihr Horizont nicht weiter als ihre Kaffeetasse reiche. Maria van Reigersberch hatte eben ihr Glück und ihre Ruhe feil für ihre Überzeugung. Und nicht nur ihr eigenes Glück. Auch ihren Mann spornte sie an, treu auszuharren und zu dulden für seine Überzeugung und seine Ehre! Ehre sei ihr dafür!

Als die sieben vereinigten niederländischen Provinzen nach den ersten dreißig Jahren des achtzigjährigen Krieges immer mehr die Überhand gewannen und das mächtige Spanien immer mehr geschwächt ward, war letzteres durchaus nicht abgeneigt Frieden zu schließen. Aber über die Bedingungen konnte man nicht einig werden. Schließlich wurde ein Waffenstillstand von etwa 12 Jahren vorgeschlagen, währenddessen beide Parteien sich erholen könnten. Schon hierüber begannen eigentlich die Streitigkeiten zwischen Moritz, dem großen Heerführer aus dem Hause Oranien, und Oldenbarnevelt, dem „Advocaat van Holland", da ersterer Spanien lieber ganz vernichten wollte und voraussah, daß der Waffenstillstand zu inneren Streitigkeiten führen würde, während hingegen Oldenbarnevelt ihn für notwendig hielt, weil das Land fast keine kriegstüchtigen Männer mehr besaß. Während eines zwölfjährigen Friedens sollte junger Nachwuchs heranblühen. Diese Ansicht drang durch, und im Jahre 1609 wurde der zwölfjährige „Bestand" geschlossen. Viele Erholung jedoch haben die Vereinigten Niederlande von dieser Ruhezeit nicht gehabt. Schon bald nach dem Abschluß des Waffenstillstandes entbrannte in Leiden zwischen den Professoren Arminius und Gomarus ein theologischer Streit und zwar über die Frage, ob Prädestination über unser Schicksal bestimme oder ob wir nach freiem Willen handeln könnten. Gomarus war strenger Calvinist, während Arminius glaubte, daß die Seligkeit eines Menschen in letzter Instanz von ihm selbst abhinge. Diese tiefsinnigen Fragen wurden auf die Kanzeln gebracht, gaben Anlaß zu furchtbarer Aufhetzerei gegen die Gegenpartei und rührten das ganze Land auf. Gegenseitig warfen Gomaristen und Arminianer sich aus den Kirchen hinaus, bis schließlich die Arminianer an die Staaten von Holland (Provinz Holland) eine Remonstrantie schickten, in der sie um Hülfe baten und zu verstehen gaben, daß die Remonstranten, wie sie seitdem hießen, der Ansicht seien, daß die Provinzialen Staaten in dieser Sache zu entscheiden hätten. Hierdurch kam der Streit auf politisches Terrain, weil er den wunden Punkt der Machtbefugnisse beider Körperschaften, der General- und Provinzial-Staaten, anrührte.

Fruin sagt so kurz und klar, wie ich es nicht zu formulieren wüßte: „Die Rechtsfrage lautete: Ist der Gottesdienst den Befehlen der Generalstaaten unterworfen oder den Staaten der einzelnen Provinzen untergeordnet? Holland behauptete das letztere und, wie mir scheint, mit guter Begründung. Die Utrechter Union ließ ausdrücklich die vereinigten Provinzen frei, in den Religionsfragen zu handeln, wie es jeder Provinz gut erschiene, nur unter Vorbehalt der Gewissensfreiheit." Die Provinz Holland wollte daher auch diese Frage auf einer Provinzialsynode erledigt sehen, da sie wußte, daß dann ihre Anschauung durchginge. Die anderen Provinzen aber überstimmten das mächtige Holland, und in Dordrecht wurde eine nationale Synode zusammenberufen. „So entartete der Kirchenstreit der Remonstranten in eine Auflehnung der kleineren Provinzen gegen das

allmächtige Holland. Holland wird vertreten durch Oldenbarnevelt. Diesem gegenüber stellte sich Prinz Moritz als Vertreter der Generalität."

„Wollten die Staaten von Holland sich nicht unterwerfen, dann mußten sie durch eine kräftige Tat sich zum Herrn des Heeres und der Gerichtsmacht machen. Hierzu diente die berüchtigte ‚scharfe Resolution' vom 4. August 1617, einer der unseligsten Beschlüsse, der je genommen ist. Die Resolution befahl den Soldaten, die in Hollands Sold standen, bei Aufruhr ihre Hülfe der Regierung ihrer Garnisonsstadt zu verleihen, ‚auch trotz anderer Befehle', Befehlen von Moritz nämlich. Und ermächtigte jede Stadt Waardgelders anzustellen und in ihren besonderen Eid zu nehmen." Und nach einigen weiteren Ausführungen schließt Fruin: „Ein Bürgerkrieg lag in der Resolution beschlossen."

Im August 1618 faßten die Generalstaaten den Entschluß, den 72jährigen Oldenbarnevelt und den gelehrten Hogerbeets gefangen nehmen zu lassen. Desgleichen Gillis van Ledenberg und de Groot, die die Waardgelders ermutigt hatten.

Moritz durchzog die Provinz Holland und veränderte überall das städtische Regiment nach seinem Gefallen. Vom November 1618 bis Mai 1619 dauerte dann die Synode von Dordrecht und endete damit, daß die Remonstranten schmählich hinausgejagt wurden.

Für die Gefangenen war ein spezieller Gerichtshof von 24 Richtern ernannt, die Alle Gegner Oldenbarnevelts waren. Man verbreitete Pamphlete, um das Volk aufzustacheln, bei dem die Regenten (d. s. die alten Geschlechter) doch nicht beliebt waren, und klagte die Gefangenen an, von Spanien bestochen zu sein. Den 13. Mai wurde Oldenbarnevelts Todesurteil gefällt und vollzogen. Moritz hatte zwar durchblicken lassen, daß er ein Gnadengesuch bewilligen würde, aber stolz wies Oldenbarnevelt diese Zumutung zurück, und auch seine Familie kannte den herrischen, unbeugsamen Staatsmann genug, um diese Gnade nicht zu erbitten. Später freilich hat Maria von Utrecht, Oldenbarnevelts Witwe, dennoch bei Moritz um Gnade gefleht, als nämlich ihr Sohn Groenevelt an einer Verschwörung gegen Moritz' Leben teilgenommen hatte. Als sie vor Moritz stand, fragte dieser, warum sie doch für ihren Mann keine Gnade erbeten, die er eher hätte bewilligen können als diese. Und sie antwortete: „Weil mein Mann unschuldig war, mein Sohn aber schuldig ist."

So starb Oldenbarnevelt einen gewaltsamen Tod, wie Wilhelm von Oranien vor ihm, wie Jan de Witt nach ihm. Hogerbeets und de Groot wurden zu lebenslänglichem Kerker „begnadigt". Gillis van Ledenberg hatte sich im Gefängnis erhängt.

Und nun möchte ich Maria van Reigersberch selbst sprechen lassen und nur erklärende und ergänzende Worte hinzufügen. Die angeführten Briefe Marias sind der Sammlung Dr. Rogges entnommen. Leider ver-

lieren die Briefe manches von ihrem altertümlichen Reiz, da ich sie nicht ins Altdeutsche zu übersetzen vermag und daher der persönliche Ton, der auch durch die nachlässige Rechtschreibung befördert wird, für den deutschen Leser weniger hervortritt. Sie sind auch dadurch so anziehend, daß ihnen jede Geziertheit und Künstelei, jedes Gemachte fehlt. Sie sind geschrieben, wie man denkt und spricht, und diese Eigenschaft hat, hoffe ich, meine Übersetzung zu erhalten gewußt.

Auf de Groots wissenschaftliche Leistungen mich einzulassen, darf ich nicht wagen. Als Begründer des Völkerrechts ist sein Name jedem bekannt. Auch hat er noch 1806 und 1884 in Luden und Neumann zwei deutsche Biographen gefunden. In den folgenden Blättern haben wir nur mit dem Menschen Grotius zu tun, der mit seiner Frau gemeinsame Schicksale erlebt und erlitten hat. Die Herausgabe seiner Werke wird in Marias Briefen breit erörtert, an seiner wissenschaftlichen Arbeit nahm sie keinen Teil, nur an der praktischen Seite derselben. Ihr gemeinsames geistiges Leben bezog sich auf die politischen und die Glaubensverhältnisse.

Marias Vater war der Reformation zugetan und bei Ankunft Albas ausgewichen. Später wurde er Bürgermeister von Veere. Unter der Herrschaft Leicesters war er aus Seeland verbannt gewesen, nach Frankreich geflüchtet, und dort wurde am 7. Oktober 1589 Maria in Boulogne geboren. Als sie am 2. Juli 1608 de Groot heiratete, war sie achtzehn Jahre alt und wohnte zuerst mit ihm im Haag. Im Juni 1613 wird de Groot dann Pensionär von Rotterdam. Noch vor dieser Ernennung ist folgender erster Brief Marias geschrieben:

I*).

An Hugo de Groot.

Herzliebster!

Ich habe Eure drei Briefe erhalten, aber lieber hätte ich Euch selbst. Ich bin bis jetzt ganz wohl gewesen, aber könnte jetzt wohl noch krank werden über Euer langes Fortbleiben, das mir viel Schmerz macht und mir die Zeit lang werden läßt. Ich weiß Euch nichts Neues zu schreiben, da ich niemanden habe, der es mir ins Haus bringt. Ich sende Euch einen Brief von Monsieur Kaseboon, der einige Tage hier gewesen ist. Auch Monsieur Tiodati war hier und hat ein Buch für Euch hiergelassen, aber ich sende es nicht, damit Ihr desto schneller nach Hause kommt. Jungfer van Doorp ist auf den Tod krank. Meine Mutter läßt Euch schön grüßen, und ich bitte Euch, kommt doch, so schnell es möglich ist. Hiermit schließend, will ich Gott bitten, Herzliebster, Euch in guter Gesundheit zu erhalten. Aus dem Haag, diesen XV.

Eure dienstwillige Hausfrau
Marie Reigersberch.

(Wahrscheinlich vor März 1613 geschrieben.)

Der folgende Brief, wahrscheinlich Anfang Oktober 1618 geschrieben, versetzt uns schon in die Zeit nach der Gefangennahme. Am 29. August

*) Ich behalte die Numerierung der Briefe Marias in Dr. Rogges Ausgabe bei. Und wenn die Fußnoten diesem Werke entnommen sind, werde ich sie kurzweg mit Dr. R. bezeichnen.

1618 wurden Oldenbarnevelt und de Groot gefangen genommen, und bis zum 18. Mai 1619 durfte Maria ihren Mann nicht sehen. Sechs Wochen nach der Trennung hatte sie ein Kind geboren.

II.

Herzliebster!

Ich habe Euch diese Zeit nicht geschrieben, weil ich Euch nichts mitzuteilen hatte. Daß es mir gut ging, habt Ihr von Wilhelm*) hören können und, seit dieser bei Euch gewesen ist, von de Vries, dem ich aufgetragen habe, zweimal täglich Euch dieses zu versichern. Ich habe niemals irgendwelche Verzagtheit in Euren und meinen Sachen gekannt; ich kenne Euer Herz und mit welcher Gewissenhaftigkeit Ihr in diesen und anderen Dingen stets gewandelt seid. Hättet Ihr Vorteil oder Ehre gesucht, so könnte uns die Kleinigkeit betrüben, die uns jetzt geschieht; so scheint es mir gewiß, daß Ihr in nichts gekürzt werden könnt. Euer guter Wille für den Dienst des Landes muß, meine ich, Sr. Exzellenz so bekannt sein, daß er nicht gern sehen kann, daß Euch Leid geschieht. Das ist für mich was gewesen, daß ich nicht zu Euch kommen durfte und keine Nachricht von Euch erhalten, aber ich konnte die Ursache wohl begreifen. Ich weiß, daß man vor dem Verhöre dieses nicht hat zulassen wollen. Nun meine ich, daß Ihr morgen oder übermorgen verhört werdet; das ist, wonach ich in dem festen Vertrauen verlange, daß Ihr Eure Handlungen mit guten Gründen zu verteidigen wissen werdet. Ich zweifle auch nicht daran, daß hernach Eure Sache anders beschaut werden wird. Alles, was ich Euch wünschen kann, ist, daß Gott Euch Gesundheit verleihe; Ruhe gibt Euch schon Euer gutes Gewissen. Meinetwegen braucht Ihr Euch nicht zu sorgen; ich bin vollkommen ruhig und gesund, so auch alle Freunde, sowie die Kinder. Die Worte, die Ihr einige Tage vor dem Abschiede zu mir sagtet, kommen mir oft ins Gedächtnis und ich tröste mich damit, daß es denjenigen, die gut handeln, nicht immer gut geht, sondern daß ihnen Unglück oft heilsam ist, damit sie ihre Herzen von der Erde ab und dem Himmel zuwenden, und die Erinnerung hieran gibt mir guten Trost. Auch bitte ich Euch, daran zu denken, daß Ihr bei mir stets den festen Entschluß gefunden habt, Sorgen zu ertragen; glaubt mir, daß der jetzt nicht geringer geworden ist. Sorgt nur für Eure Gesundheit; macht Euch über nichts Kummer, damit nicht Mangel an Schlaf Eure Gesundheit schädige. Diesen Brief wollte ich Euch schreiben. Ich würde es schon eher getan und ein Gleiches von Euch erwartet haben, aber ich vernehme, daß die Briefe, die Ihr und andere schreibt, in andere Hände kommen, und so stelle ich Euch gern frei davon. Nur ersuche ich Euch, mich durch ein offenes Briefchen wissen zu lassen, ob Ihr wohl seid. Lebt wohl und sorgt Euch meinetwegen nicht, sondern seid in allem ganz geruhig, und hiemit gute Nacht.

III.

An Hugo de Groot.

Herzliebster!

Seine Exzellenz reist nach Leiden, Haarlem, Gouda und Rotterdam, um auch dort Stadtverwaltung und Magistrat zu verändern. Sowie diese Angelegenheit erledigt ist, bin ich gewiß, daß Eure Sache aufgenommen werden wird. Ihr müßt nur 14 Tage Geduld haben. Zur Ruhe brauche ich Euch nicht zu ermahnen, da Ihr Eure Sache besser kennt als ich, die dennoch mit all denen, die Euch und Eure Handlungen kennen, wohl weiß, daß für Euch nichts zu fürchten ist. Davon bin ich von Anfang an überzeugt gewesen und habe es mit Wort und Tat gezeigt. Euer gutes Gewissen und die Beratung, die wir kürzlich miteinander gehalten haben, geben mir

*) Willem van de Velde, Diener de Groots, heiratete später Elsje van Houweningen. Dr. R.

darüber feste Überzeugung. Jedermann wird Euch seinerzeit von meinem guten Vertrauen Zeugnis geben können. Ich schreibe Euch dieses jetzt selbst, damit Ihr, darüber unterrichtet, vollkommen ruhig seid, denn ich weiß, daß die Sorge, die Ihr meinetwegen tragt, Euer einziger Kummer ist. Ein Ding nur wundert mich, daß einige scheinen sagen zu wollen, daß Ihr gesagt hättet, einem der Herren allein etwas Großes entdecken zu wollen, woran dem Lande viel gelegen sei, aber daß Ihr verlangtet, erst unter Protektion Sr. Exzellenz genommen zu werden. Ich habe dieses nicht glauben wollen und glaube es auch noch nicht, denn ich halte mich daran, daß Ihr mir oftmals gesagt habt, keine Geheimnisse zu wissen, und ich wüßte auch nicht, warum Ihr jemands Protektion brauchen solltet, darum will denn auch niemand dieses glauben. Ich habe es Euch aber dennoch schreiben wollen, damit ich mit besseren Gründen solchen Urteilen widersprechen kann. Laßt mich durch den Überbringer dieses Briefes ein schlichtes Ja oder Nein vernehmen. Studiert ruhig und achtet auf Eure Gesundheit und habt noch wenige Tage Geduld, denn der Advokat ist noch nicht verhört. Diesen XIX. Oktober, abends elf Uhr 1618.

IV.

An Hugo de Groot.

Herzliebster!

Doktor Screvels hat mir gesagt, daß Ihr um meine Gesundhheit besorgt wäret, die ist gottlob gut, auch die von unsern Kindern und Freunden. Sorgt nur für die Eure! wenn auch diese gut ist, hoffe ich, daß wir uns bald in Freuden sehen werden. Die Bücher, die Ihr begehrt, habe ich noch nicht erhalten, denke aber sie morgen oder übermorgen zu kriegen und werde sie dann senden. Gebraucht inzwischen die Bücher, die ich letzthin bestellt habe. Scriverius*) wollte gern, daß Ihr mit Aufmerksamkeit und recht bald das Buch läset, das er Eurem Bruder gegeben hat, und daß Ihr anzeichnet, was darin Bemerkenswertes ist. Und wenn etwas zu verbessern ist, so sendet ihm das schriftlich. Darum hat er Euren Bruder gebeten. Lebet wohl und seid gegrüßt von allen Freunden und schreibt mir recht bald, wie es Euch geht. Diesen siebenten Februar. (Geschrieben 1619.)

Nachdem de Groot sein Urteil, ewige Gefangenschaft, verkündet und er in seine Zelle zurückgeführt war, sagt er zu seinem Diener: „In der Sentenz steht von ewigem Gefängnis, aber ich kenne keine andere ewige Strafe, als die Hölle." In der Nacht vom 5. Juni wurde er nach Loevestein gebracht, einer Festung, die finster und trotzig mit ihren Mauern sich erhebt, „wo Maas und Waal zusammenfließen." Nach langen Verhandlungen war Maria van Reigersberch die Erlaubnis gewährt, samt ihren Kindern de Groots Gefängnis zu teilen, ihm Bücher zu besorgen und für seine Beköstigung sorgen zu dürfen.

Es sei mir erlaubt, den auf die Behandlung von de Groot und Hogerbeets bezüglichen Erlaß aus den Resolutionen der Generalstaaten vom 8. Juni 1619 hier einzufügen:

---

*) Der gelehrte Petrus Scriverius zu Leiden sandte de Groot Druckproben, in denen er ihm Mitteilungen machte und Mut einsprach, dadurch, daß er zwischen die Versreihen des Janus Secundus andere von seiner Hand einschob. Siehe C. Brandt und A. van Cattenburgh, Historie van het leven van H. de Groot, I. T. Seite 165. Hierauf deutet Maria hin. Dr. R.

Der vorgenannte Kommandeur hat zu sorgen, daß beide Gefangene nicht zueinander kommen, sondern in ihren Kammern bleiben, wie vorgeschrieben ist.

Ihre Hausfrauen dürfen in der Küche kochen, die ihnen durch den Kommandeur anzuweisen ist.

Die Magd darf die Speisen nach oben bringen und die Schüsseln wiederum fortholen, falls sie durch den Kommandeur aus- und eingelassen wird.

Die Hausfrauen sollen nach Workum oder Gorkum reisen dürfen, um alles für die Haushaltung Nötige einzukaufen, und nach der Rückkehr soll der Kommandeur die Frauen wieder zu ihren Männern lassen, aber die Türen hinter ihnen schließen.

Zu den Gefangenen soll niemand als die vorerwähnten Personen zugelassen werden.

Jedem der Gefangenen ist als Traktament zugelegt, des Tages vierundzwanzig Stüver.*)

Aber in der Praxis gab es gar manche Reibung, da der Leutnant Prouninck immer neue Weitläufigkeiten machte, so daß Maria schon bald einmal sich einen Urlaub verschaffte und nach dem Haag reiste, um bei den „Hoch und Mögenden Herren Generalstaaten" ihr Glück zu versuchen. Sie erreicht, daß sie nun wenigstens einmal wöchentlich ihre Einkäufe in Gorkum machen darf oder machen lassen darf. Aber ihre Versuche, die beschlagnahmten Güter, nach einem alten Vorrecht der Delfter Bürger, für 60 Gulden loskaufen zu dürfen, blieb ohne Erfolg. Nach allen Seiten hatte Maria sich zu wehren, bei dem Schloßvogt, bei den Rotterdammer Herren, die de Groot keinen Gehalt auszahlen wollten, seinen Hausrat, seine Bücher und Papiere beschlagnahmt hatten. Letztere wußte sie wieder freizumachen, aber über die Gehaltsauszahlung hat sie noch Jahrzehnte mit den Rotterdammer Herren gerechtet.

Ganz im Unrecht war der Kommandant von Loevestein ja gewiß nicht, wenn er eingeschmuggelte Nachrichten und dgl. fürchtete. Wir wissen, daß Scriverius und Erpenius in versteckter Weise mit de Groot korrespondiert haben, und auch de Groots spätere Flucht beweist, daß Vorsicht am Platze war. Dennoch wird wohl manch' unnötige Härte untergelaufen sein, wie z. B. die, die bejahrte Frau von Hogerbeets, die das eingeschlossene Gefängnisleben nicht vertragen konnte, nicht entlassen zu wollen, so daß diese nach monatelangem Krankenlager endlich verschied, von de Groot natürlich in lateinischen Versen besungen, die selbst auch typisch für jene Tage sind:

Nata Senatorum gemino de sanguine, claro
Nupta Senatori, prole beata parens.

---

*) Brandt u. Cattenburgh, Leven v. H. de Gr. I. Band, Seite 211.

Am 14. Juni schreibt Maria als Postskriptum unter einen gemeinsamen Brief von ihr und Hugo de Groot an ihren Bruder Nicolaes van Reigersberch, doctor in de rechten im Haag:

„Laßt uns wissen, ob die Richter mehr Erklärungen gegeben haben, als von des Advokaten Sentenz. Der Leutnant*) ist in Breda bei Seiner Exzellenz gewesen, da wird er viel Lügen gelogen haben. Er behandelt uns sehr hart, als ob wir kriminelle Gefangene wären. Wir möchten wohl, daß Se. Exzellenz von allem unterrichtet würde, und glauben nicht, daß er weiß, wie man uns quält. Der Leutnant plagt uns sehr, weil wir ihm ein Gesuch geben sollen, was er damit will, wissen wir. Wir sagen, daß wir dieses nicht tun können, weil wir nicht wissen, was man uns zur Last legt. Er sagt uns dies alle Tage. Diese Bücher, von denen mein Mann schreibt, braucht er nicht alle zugleich. Wollt Ihr elf Gulden an Mutter geben für die Butter, die sie für mich gekauft hat, und wenn Ihr Geld habt, wollt Ihr dann auch Mine zehn Gulden geben oder sonst einen Brief an Gillis Marinissen schreiben, daß er in meinem Namen das Geld von dem Verkaufsmeister empfängt und dann Mine zehn Gulden gibt, und wenn die Butter am billigsten ist, ein Tönnchen kauft, das den Winter hindurch gut bleibt."

Auch der folgende Brief ist aus Loevestein an ihren Bruder geschrieben:

VI.

An Nicolaes van Reigersberch.

Sehr lieber und werter Bruder!

Ich habe vor drei Tagen ein Memoire abgesandt, woraus Ihr Euch vernehmen könnt, ich hoffe, daß Ihr es erhalten habt. Durch diese Hände hoffe ich morgen Briefe von Euch zu erhalten, durch die Hände des Leutnants sind mir keine zugegangen. Er ist wieder nach Hause gekommen, aber nicht gebessert, den Schildwachen hat er verboten zu antworten, wenn wir aus dem Fenster fragen, wieviel die Uhr ist, auch daß uns Jemand übers Wasser zuruft: Guten Tag, oder: Wie geht's? ist verboten. Die Leute sind stumm geworden, niemand spricht, den wir anreden. (Man kann sich wohl vorstellen, was für Geheimnisse uns übers Wasser zugerufen werden.) Ich habe gehört, daß solches den Soldaten bei Leibesstrafe verboten ist. Auch ein Fenster, das unter unsern Fenstern lag und durch das Elsken**) mitunter mit einigen Maurern sprach, ist zugenagelt. Das ist nicht, um geheime Korrespondenz zu verhindern, die dadurch nicht geschehen konnte, aber damit die Mädchen hier nicht bleiben mögen. Denn da sind wohl welche, die zu Elsken sagen: Warum bleibst du? Du bist doch nicht gefangen, ich glaube, du bist albern. Es darf auch keine Wäscherin mehr kommen, um ihr auf diese Weise das Leben sauer zu machen. Hier ist auch ein Kadett, der einige Kleinigkeiten für Elske geholt hat, der darf nicht mehr ins Haus kommen, sondern muß seine Wache draußen haben. Dies sind Loevesteyner Nachrichten, andere hören wir nicht. Der Herr möge uns aus den Händen dieses Tyrannen erlösen, wenn es uns dienlich ist. Sechsundzwanzigsten Juli.

Eure dienstwillige Schwester
Marie Reigersberch.

Mutter hat mir geschrieben, daß das Bürgerrecht von Delft erst nach 10 Jahren verfällt. Wenn man die Meinung festhält, daß Studenten, Advokaten und die im Dienst des Landes sind, nicht für abwesend gelten; dies ist die Ansicht aller Ratsherren;

*) Jacobus Prouninck, genannt Deventer, Sohn des Utrechter Bürgermeisters Gerard Prouninck, aus den Tagen Leicesters bekannt, war seit 1609 Leutnant-Kommandeur von Loevestein. Dr. R.

**) Die bekannte Dienstmagd Elsje van Houweningen. Dr. R.

so hat mein Mann das Recht behalten bis an das Ende seiner Ernennung. In Rotterdam haben wir nur sechs Jahre gewohnt. Es wäre gut, wenn Haarlem, Delft und Leyden zusammen in der Versammlung von Holland bewiesen, daß ihre Privilegien stets ohne Ausnahme verstanden sind, und nachsuchen, durch Beschluß darin geschützt zu werden, der Konsequenz wegen. Achtet auf den Protest von Leyden in Borres istori*) mitgeteilt. Dies habe ich auch in einem Briefe an meines Mannes Vater geschrieben, den ich durch die Hände des Leutnants sende; morgen hoffe ich Briefe zu empfangen! Von mir könnt Ihr nicht viel Neues erwarten. Adieu.**)

Marias Stoßseufzer: Der Herr möge uns aus den Händen dieses Tyrannen erlösen, sollte erfüllt und de Groot erlöst werden. Vorläufig zwar allein, ohne seine Maria. Einige Monate vor der geglückten Flucht hat dieses Ereignis schon seinen Schatten vorausgeworfen, denn es hieß, daß Maria Stricke in Gorkum gekauft und de Groot entflohen sei. De Groots Freunde und Verwandte sahen sich daraufhin veranlaßt, an die Generalstaaten über die Unwahrheit dieses Gerüchts ein Schreiben zu richten, da man fürchtete, daß in Folge davon des Grotius Gefängnis nur strenger werden könnte. Auf Flucht gesonnen haben, werden er und seine Frau wohl schon lange. Endlich war Maria auf den Gedanken gekommen, ob nicht der Koffer mit Büchern, den Erpenius öfter schickte, zu dieser Flucht dienlich sein könnte. Dieser war aber kaum 4 Fuß lang und de Groot von mehr als Mittelgröße. Man machte also Versuche. De Groot mußte gekrümmt und unbequem liegen, dann aber ging es. Sie ließen zweimal eine Sanduhr ablaufen, während er zur Probe hineinkroch. Es ließ sich ertragen. So wurde denn beschlossen, diesen Ausweg zu ergreifen.

Einige Tage vor der Tat wurde Elsje van Houweningen ins Vertrauen gezogen und gefragt, ob sie es auf sich nehmen wolle, die Kiste nach Gorkum in Daetselaers Haus zu begleiten. Dorthin zu Daetselaer, der ein Schwager von Erpenius war, wurden die rückgesandten Bücherkisten stets befördert. Elsje sagte ja, aber fügte fragend hinzu, ob ihr Gefahr daraus erwachsen könnte? — Nach Recht und Gesetz nicht, erwiderte ihr de Groot, aber da er auch wider Recht und Gesetz behandelt sei, so wäre es nicht unmöglich, daß auch sie Gefahr liefe.

Ich will es dennoch wagen, komme dann, was will! war ihre tapfere Antwort.

Und sie hat ihre Aufgabe ebenso tapfer durchgeführt.

Man hatte einen Tag gewählt, an dem Prouninck abwesend war. Grotius wurde, nur in Unterkleidern und seidenen Strümpfen, möglichst sorgfältig in seinen engen Kerker gesteckt, ein Neues Testament als Ohrkissen untergelegt und auch die krumm gezogenen Beine, wo sie hohl lagen, durch Bücher gestützt. Wenn er sich nicht verraten wollte, durfte de Groot

---

*) Siehe P. Bor, Oorsprongh der Nederl. oorlogen, Amst. 1679, Bd. V, Seite 267. Dr. R.

**) Dieses ganze Postskriptum war wahrscheinlich mit Zitronensaft geschrieben und unsichtbar und wurde nach Empfang leserlich gemacht. Dr. R.

weder sich rühren, noch husten oder niesen. Maria schloß den Koffer und soll, wie Brandt*) erzählt, dann das Schloß geküßt haben. Ich sehe sie auf den Knien vor dem Koffer liegen, in dem ihr Teuerstes die gefahrvolle Reise unternehmen sollte, die tapfere, charaktervolle Frau, und dieser Kuß verrät mir, daß Fruin sich irrt, wenn er Maria nur heldhaftig findet. Sie war ein liebendes Weib, und ihre Heldhaftigkeit wird dadurch nur größer.

Aber der Koffer war sehr schwer, und die Soldaten, die ihn forttragen sollten, schöpften Verdacht.

„Gewiß sitzt der Arminianer drin.“

„Nein, aber arminianische Bücher,“ erwiderte Maria aus ihrem Bette, das sie scheinbar diesen Morgen noch nicht verlassen hatte. Auch des Grotius Kleidungsstücke waren vor seinem Bett aufgehängt, als ob er sich noch darin befände.

Nun mußte aber noch die Frau von Prouninck gefragt werden, ob sie den Koffer noch geöffnet haben wollte. — Auf ihre Frage, ob Prouninck ihn sich sonst öffnen ließe, erwiderten die Soldaten: In der letzten Zeit gewöhnlich nicht.

Da verzichtete auch sie, und der Koffer mit seinem lebenden Inhalt wurde in das Schiff geladen, das ihn nach Gorkum führen sollte. Aber das Brett, das hinüberführte, war sehr dünn, und Elsje erklärte dem Schiffer, er solle doch ein dickeres Brett hinüberlegen, denn Bücher wären sehr schwer und diese obendrein sehr kostbar. In Gorkum angelangt, erreichte sie, daß der Koffer nicht auf eine Karre geladen, sondern von dem Schiffer und seinem Sohn in Daetselaers Haus getragen wurde. Plötzlich sagt der Sohn: „Vater, in dem Koffer ist etwas Lebendiges.“

„Hörst du, was mein Sohn sagt?“ wendet der Schiffer sich zu Elsje, aber diese, schnell gefaßt, gibt zur Antwort: Bücher haben Geist und Leben.

Und der Schiffer gibt sich zufrieden.

In Daetselaers Haus gekommen, findet sie die Diele voller Menschen, da gerade Jahrmarkt war. Als sie der Hausfrau zuflüstert, daß sie ihren Herrn im Koffer hätte, erschrickt diese gar sehr, geht aber mit, und Grotius wird aus seinem engen Gefängnis befreit, in dem er zwei Stunden zugebracht hat. — Dann wurde ein Maurer gesucht, der de Groot in Maurerkleidung stecken mußte und mit ihm übers Wasser nach Waalwijk fahren, von wo er am folgenden Morgen Antwerpen erreichte, wo er einige Tage unter Gesinnungsgenossen weilte, um von dort Paris zu erreichen, wo er in der Nacht vom 13. April 1621 ankommt.

Als Abends Prouninck wieder auf Loevestein eintraf, galt seine erste Frage den Gefangenen. Der Diener antwortete, daß er mittags, als er das Essen gebracht, de Groot nicht gesehen hätte, — das geschähe jedoch

*) Brandt en Cattenburgh, I. Band, Seite 246.

öfter, weil de Groot sich vielfach in seinem Kabinette aufhielte. Aber nun habe er bemerkt, daß dieses nicht erleuchtet sei, wie sonst abends stets zu geschehen pflege. Maria hatte mit ihrem Manne verabredet gehabt, abends Licht dort anzuzünden, um so lange wie möglich die Flucht geheim zu halten, hatte aber schließlich doch versäumt, dies zu tun.

Prouninck stürzt hinauf, und als er de Groot nicht sieht, bestürmt er Maria, die ihm ruhig antwortet: „Der Käfig ist noch da, aber der Vogel ist entflohen." —

Sofort fährt Prouninck mit einem Boot nach Gorkum, da er von den Soldaten gehört, daß dorthin morgens ein Koffer mit Büchern gebracht worden, bestürmt Daetselaers und erfährt von Frau Daetselaer, daß der Koffer an das Boot nach Delft geschafft wäre. — Prouninck also hinterher. Der Koffer ist noch dort, wird geöffnet, enthält aber nur Garn und Kleidungsstücke. Auch Elsje van Houweningen wird einem scharfen Verhör unterworfen, das sie tapfer besteht. Nur leugnet sie, gewußt zu haben, daß de Groot in dem Koffer sei. Als sie diesen in Gorkum geöffnet, wie ihre Herrin ihr befohlen, und de Groot daraus zum Vorschein gekommen wäre, hätte sie doch ihren Herrn nicht verraten können.

Der vielbesprochene Koffer wurde noch lange Zeit im Elternhause de Groots, in Delft aufbewahrt und war mit dem Spruche versehen worden: De Kist spreckt:

Wie heeft de vryheid meer verplicht?
'k Heb Loevestein den Huig gelicht.

Nach des Grotius Tode ist auch eine Medaille geschlagen worden, die auf der einen Seite sein Bildnis, auf der anderen den Koffer zeigt, mit Loevestein als Hintergrund.

Unter all den weitschweifigen Lobeserhebungen und Vergleichen, mit denen man de Groot und seine Gattin feierte und die meistens der alten Geschichte entnommen waren, gefallen mir am besten die Worte in einem Briefe von Erycius Puteanus an de Groot: „Man glaubte, daß die ganze Fracht Bücher seien und nicht zu Unrecht, denn Euer Verstand umfaßt eine ganze Bibliothek."*)

Durch 13 schwere Türen, die ihn in Loevestein von der Welt abgeschlossen hatten, war de Groot glücklich hindurchgetragen, Maria aber in der Macht des gehässigen Prouninck zurückgeblieben. Mit bewundernswerter Ruhe wartete sie ihr Los ab. Ob die Generalstaaten ihr Gesuch, ihr die Kerkertüren öffnen zu wollen, bewilligen würden, konnte sie nicht wissen. Über das Los aller anderen war sie besorgt. Über Elsjes Los, die so treu und opfermutig für ihre Herrschaft eingetreten war, über

*) Daß Marias „männlicher Starkmut" gepriesen wurde, darf uns Frauen nicht wundernehmen. Von Frauen begangene kühne Taten werden gemeinhin „männlich" genannt.

Daetselaers Los, denen möglicherweise aus der de Groot gewährten Aufnahme Ungelegenheiten erwachsen konnten. Nur für ihre eigene Person scheint sie keine Besorgnis gekannt zu haben. —

Folgender Brief ist in den ersten Tagen nach der Flucht de Groots geschrieben:

VIII.

An Frau Daetselaer.

Um nichts mache ich mir mehr Sorgen als um Euch und Ew. Wohlgeboren Mann und noch mehr, seit ich gestern vernommen habe, daß man Polizei in Euer Haus gelegt hat. Ich weiß, wie großes Unrecht man Euch tut, denn ich könnte ja mit einem Eide bekräftigen, daß ich Euch kein Wort gesagt hatte. Deventer*) ist gestern bei mir gewesen und hat mich um das gefragt, was hier beifolgt; Ihr könnt daraus entnehmen was ich ihm geantwortet habe, was denn auch die Wahrheit ist. Er wollte mich bange machen. Was mich anbelangt, gebe ich da nichts drum und frage nicht darnach, was man mir tut, aber für mein Leben möchte ich nicht, daß für Euch Trübsal daraus entstände. Doch ich hoffe, daß Gott der Herr, der uns bis heute noch nicht verlassen hat, uns auch jetzt nicht verlassen wird. Hierneben sende ich Euch auch, um was Deventer Elsken gefragt hat. Wollt Ihr, wenn möglich, mir schreiben, wie es mit Ew. Wohlgeb. geht und ob man Euch vor dem Magistrat verhört hat oder nicht und ob noch Polizei in Eurem Hause ist. Wenn sie noch da ist, so stellt dem Magistrat vor, Bürgschaft für das zu stellen, das man erklärt, daß Ihr schuldig seid. Wollt mir doch bestimmt auf alles antworten, und wenn Ew. Wohlgeboren dieses nicht kann, so laßt es doch Cornelis Jacobsz tun. Ich bin an meines Mannes Stelle gestellt, bewohne seine Kammer und Elske mit mir; wir würden alle beide wohl noch einmal lachen, wäre es nicht, daß wir um Ew. Wohlgeboren in Bekümmernis sind. Sollte jemand von meiner Verwandtschaft kommen, sagt dann, daß ich keine Sorge kenne um das, was man mir tun könnte. Ich bitte Ew. Wohlgeboren, doch Courage zu behalten, auf jeden Fall kann nur Geldschaden für Euch daraus erwachsen, und den müssen wir Euch vergüten. Und nun will ich Gott bitten, uns zu verleihen, was uns gut ist. Aus meiner Gefängniskammer, diesen 24. März, den dritten Tag nach meines Mannes Befreiung

durch mich Ew. Wohlgeb. Freundin

Marie Reigersberch.

IX.

An Nicolaes van Reigersberch.

Sehr lieber und werter Bruder!

Es ist lange her, daß ich ein Schreiben von Euch erhalten habe, und wollt doch nicht nachlassen, mir zu schreiben, wie es mit all den Freunden in Seeland steht und hauptsächlich mit unserer Mutter. Was mich betrifft, ich bin wohlauf und bewohne meines Mannes Kammer. Wenn ich hier noch bleiben muß, wird man beordern müssen, daß wir unsere Kost kriegen, denn das Essen, das im Hause war, wird wohl auf sein. Ihr und die anderen Freunde werdet wohl hierfür Sorge tragen müssen. Elsken darf nicht von mir gehen, um etwas fertig zu machen. Cornelia**) ist mit uns eingeschlossen und ist nicht ganz wohl. Ich aber bin wohl, und wollet doch alle Freunde von mir grüßen, und hiermit endige ich und bitte Gott, daß er uns gebe, was uns heilsam ist. Aus meinem Gefängnis, diesen XXVIII. März.

Eure dienstwillige Schwester

Marie Reigersberch.

---

*) Prouninck.

**) Die Tochter de Groots und Marias.

Folgendes Postskriptum, anfänglich unsichtbar, konnte wie auch bei den Briefen No. 6 und 7 wieder lesbar gemacht werden:

Schreibt mir doch, wie man von dem spricht, was ich getan habe, und auch, ob Ihr hört, ob ich hier noch lange werde sitzen müssen oder was man mit mir tun wird.*) Schreibt einen schlichten Brief durch die Hände des Leutnants und tut, wie ich tue. Schreibt mir auch, was Seine Exzellenz hiervon sagt und was Deventer macht. Gebt Euch Mühe, meinen Koffer und mich frei zu bringen, für meinen Koffer könntet Ihr Euch wohl verbürgen.

Wollt auch Frau Daetselaer zum Besten helfen raten, die Frau hat von nichts gewußt, und laßt mich wissen, ob Elsken zu fürchten hat und was man ihr tun könnte. Adieu, und wollt wohl auf alles achten.

X.

An Hugo de Groot (nach Paris).**)

Allerliebster!

Ich hatte vor acht Tagen einen Brief an Euch geschrieben, denn da ich in Vere war und die genaue Zeit nicht kannte, zu der der Bote abreiste, so ist Versäumnis gewesen. Seitdem hat mein Vater Briefe an meinen Bruder Mr. Nicolaes gesandt, die desselben Inhalts waren, wie die meines Bruders, des Rentmeisters und auch von demselben Datum, nämlich vom XXIII. April. Gestern haben wir Eure Briefe erhalten, vom letzten April datiert, welche nun XVI Tage alt sind. Ich verwundere mich, daß Eure Briefe so träge kommen, da doch die Kaufleute hier zweimal in der Woche Briefe aus Paris kriegen können. Ich glaube, daß Ihr die Gelegenheiten noch nicht so kennen werdet. Mich verlangt sehr zu hören, wie es da mit Euch gehen wird und was Ihr beabsichtiget in die Hand zu nehmen, denn nach dem, was ich höre und aus Eurem letzten Brief entnehme, ist Paris keine Stadt mit kleinen Mitteln etwas auszurichten, auch denke ich, daß dort wohl mit Praxis etwas zu gewinnen ist, wie ich denke, daß Ihr gesonnen seid, zu tun. Dieses schreibe ich nicht, um Euch Vorschriften zu machen, sondern um es Euch in Erwägung zu geben, ich zweifle nicht daran, daß Ihr auf alles wohl achten werdet. Ihr wißt, welchen Schaden wir gelitten haben, aber ich zweifele nicht daran, daß Gott, der so lange Sorge für uns getragen hat, uns auch jetzt nicht verlassen wird. Aus dem Haag hatte ich Euch meine Meinung über mein Kommen geschrieben; ich sehe aus dem Briefe vom XXIII. April, den Ihr meinem Bruder, dem Rentmeister geschrieben habt, daß wir beide einer Meinung sind. Alle Welt fraget mich, ob ich nicht gewillt bin, dorthin zu reisen; ich antworte wahrscheinlich ja, aber daß ich noch keine feste Zeit wisse. Wenn ich Eure Meinung hierüber weiß, will ich alles erledigen, das ich hier zu tun finde, wozu ich wohl sechs Wochen nötig haben werde. Was Eure Kosten betrifft, von denen Ihr schreibt, darin kann ich Euch keinen Rat geben, da ich nicht weiß, was ehrlicher ist, in cambre garnie oder sein Essen zu kaufen. Man muß wohl auf die Menage achten, aber so sehr nicht, daß die Reputation Schaden leidet. Ihr braucht die Kosten, die entstanden sind, vor mir nicht zu entschuldigen, es sind Kosten, die nicht alle Tage wiederkommen. Ich weiß, daß Ihr klug genug seid, um Sorge dafür zu tragen, so wenig wie möglich zu verbrauchen, soweit dies mit Ehren geschehen kann."

Der Schluß des Briefes enthält nichts uns hier besonders Interessierendes, es seien denn die, für unsere heutigen militärischen Zustände und Verkehrsverhältnisse, erstaunlichen Worte:

---

*) Maria erhielt Anfang April von den Generalstaaten, nach Übereinkunft mit Prinz Moritz, die Erlaubnis, Loevestein mit den Ihren zu verlassen. Dr. R.

**) „Ehrbare, tugendhafte Frau, Frau Maria Reigersberch, Hausfrau des Herrn Hugo de Groot, im Hause von" adressiert de Groot seine Briefe an Maria.

Bruder Campe*) hat mir versprochen, dafür zu sorgen, daß ich ein Kriegsschiff haben soll, um mich dahin zu bringen, wo ich sein will.

Am 24. September 1621 konnte de Groot dem französischen Gesandten im Haag, seinem Freunde Du Maurier, melden, daß Maria (mea pars major et melior) glücklich angelangt sei. Zehn Jahre haben dann sie und de Groot in Paris gelebt, immer in Gedanken die Rückkehr in die Heimat herbeiwünschend. Aber sie mußten ihre Hoffnungen immer weiter hinausschieben. — Der jugendliche Ludwig XIII. bewilligt de Groot eine Pension von 3600 Gulden, die in Quartalsraten ausgezahlt werden soll, aber sehr schlecht ausbezahlt wird. — Wir, die wir an prompte Bezahlung aller Gehälter gewöhnt sind, können uns kaum noch hineindenken, welche Geduld man in dieser Hinsicht in früheren Zeiten haben mußte. Aus den Händen des Thesauriers Geld zu erhalten, sei nicht leichter, als ob man dem Herkules seine Keule abringen wolle, schreibt de Groot einmal an einen Freund. Im März 1624 wird dieses Jahrgeld de Groot zuerst ausgezahlt.

Auch sonst war der Pariser Aufenthalt nicht ohne Sorgen. Es waren die Jahre, in denen der Kampf gegen die Hugenotten wütete, und auch mit de Groot wurden Bekehrungsversuche gemacht. Aber so fest er in seinem Glauben war, so groß und hoch beschaute er diese Versuche. Es sei begreiflich, daß jeder seine Religion liebe und folglich andere zu ihr hinüberzuziehen versuche, sagte er mit einer in jenen Tagen seltenen Unparteilichkeit.

Auch sein Verhältnis zu dem französischen Könige und seinen Räten einerseits und die Treue und Anhänglichkeit an sein Vaterland andererseits forderten viel Takt und Einsicht. Gern wollte er dem französischen Könige mit Rat und Tat dienen, aber nur soweit er dieses tun konnte, ohne seinem Vaterlande zu schaden. Er hatte auch mehrfach Aufforderungen, an andere Fürstenhöfe zu kommen, Christian IV. suchte ihn nach Dänemark zu ziehen, bot ihm auch im November 1624 einen Lehrstuhl für Geschichte und Staatsrecht an der neuerrichteten Akademie von Sorö an. Lieber wäre er nach Hamburg, Bremen oder Lübeck gegangen und hätte sich dort als Advokat niedergelassen.

Immer aber hoffte er, daß nach Moritz' Tode, wenn Frederik Hendrik Statthalter geworden, sich ihm das Vaterland wieder öffnen würde. Auf welcher Seite Frederik Hendrik und seine Mutter Louise von Coligny 1618 gestanden, war ihm kein Geheimnis, und er und Maria knüpften große Hoffnungen an diesen Fürsten. Wie ein roter Faden ziehen diese getäuschten Erwartungen sich durch eine Reihe von Marias Briefen. Sie und de Groot vergaßen beide, daß Frederik Hendrik eine mächtige Partei gegenüberstand und die Wogen der Parteileidenschaft noch viel zu hoch

---

*) Mr. Jacob Campe, Bürgermeister von Veere, war verheiratet mit Marias Schwester Martha. Dr. R.

gingen, um es wagen zu dürfen, Amtshandlungen seines Bruders wieder umzustoßen. Und de Groot und Maria wollten um keine Gnade nachsuchen. Zeitweilig hat de Groot den Plan gehabt, ein Gesuch an die Generalstaaten zu richten, Revision seines Urteilsspruches gestatten zu wollen. Über alle diese Dinge korrespondiert er hauptsächlich mit seinem Schwager Nicolaes van Reigersberch. Aber nach allen Seiten sah es schwarz aus, und so schreibt dieser ihm einmal: „Unehrliche Bedingungen sind unannehmlich und gute schwer zu erreichen."

So blieb Grotius denn in Paris. Die reichen Bibliotheken dort standen ihm offen, viel geistiger Umgang, auch mancher Verkehr mit Landsgenossen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten schritten tapfer weiter. Sein berühmtes Werk: De jure belli ac pacis*) erschien 1625 und ist dem Könige gewidmet, obgleich dieser kaum lateinisch verstand.

Von der „Apologie", die er hier schrieb und die bei Buon in Paris erschien, wurde die holländische Ausgabe „Verantwortung der gesetzlichen Regierung von Holland und Westfriesland" in Amsterdam gedruckt, allerdings mit manchen Schwierigkeiten, Haussuchungen, Beschlagnahme ꝛc. Dennoch erschien sie. Aber die Generalstaaten erließen sofort ein Verbot der Schrift, das in den meisten Städten mit Glockenschlag ausgerufen wurde. Auch damals schon scheint aber ein Verbot der Verbreitung einer Schrift nicht hinderlich, sondern nur förderlich gewesen zu sein, denn es wurden in wenig Wochen 3000 Exemplare davon verkauft. „Viele wurden dadurch, ut mos est vulgo, nur mehr animiert das Buch zu lesen," schreibt Nic. van Reigersberch.**)

Aus dem Verbote der Regierung möchte ich folgende Zeilen hierhersetzen: Welches Buch nichts anderes bezwecken kann, als die gute Gemeinde und die Untertanen zum Aufruhr, zur Verachtung und Ungehorsamkeit gegen die gesetzliche Obrigkeit aufzumuntern. Welches in einer wohlgeordneten Regierung nicht geduldet werden darf, sondern anderen zum Exempel gestraft werden muß. — Und einige Zeilen weiter wird die Arbeit ein „fameux, seditieux ende schandaleux libel" genannt.

„De Groot hatte durch seine ‚Verantwortung' jede Aussicht auf Widerruf seines Urteils für immer verspielt. Nicht einer seiner Widersacher konnte dieses meisterhafte Plaidoyer widerlegen, und die Erbitterung wurde dadurch nur vergrößert, daß der Staatsumsturz von 1618 derart vor der ganzen Welt an den Pranger gestellt wurde," sagt Dr. H. C. Rogge in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Briefen des Nic. van Reigersberch.

*) Deutsch von Kirchmann, 2 Bände, 1869—70.

**) Brieven van Nicolaes van Reigersberch aan Hugo de Groot, herausgeg. von Dr. H. C. Rogge, Amsterdam 1901.

Een vrouw is duizend mannen t'erg

hatte in der Heimat Vondel gesungen, aber auch in Paris wurde Maria mit Hochachtung empfangen. „Ich bedaure, daß ich meinen Gemahl, als er in der Bastille saß, nicht auf gleiche Weise befreit habe," sagte Charlotte, Marguerite de Montmorency, Gemahlin Henrys de Bourbon, Prinzen von Condé, zu ihr.

Aber heimisch gefühlt hat sie sich niemals in Paris. Dreimal hat Maria während der folgenden zehn Jahre Reisen in die Heimat gemacht, um zu erreichen, daß die Beschlagnahme ihrer Güter aufgehoben würde, um womöglich den Gehalt de Groots als Pensionär von Rotterdam ausgezahlt zu erhalten, auf welche Bezahlung sie Anspruch zu haben meinten, da de Groot lebenslänglich ernannt war und keinen Nachfolger erhalten hatte. Hauptsächlich aber, um in der Heimat zu sondieren, ob eine Rückberufung zu erhoffen sei.

Aus Paris schreibt sie einmal folgende Worte an den Rand eines Briefes von de Groot an seinen Schwager Nicolaes: Ich will nur drei oder vier Zeilen hinzufügen, weil ich gern wissen möchte, ob Ihr noch Walfische fangen laßt und bei wem jetzt Euer Geld ist. Schwester Blonde*) hat mir vor einiger Zeit geschrieben, daß Marie Boelen im vorigen Jahre wohl an 80 000 Gulden Profit gemacht hat, sowohl durch Herings- als Walfischfang. Man könnte wohl versuchen, sie oder sonst jemand zu bitten, auch für uns mitzuhandeln. Antwortet mir, ob Ihr es gut fändet, daß ich ihr darüber schreibe. Adieu, ich habe keine Lust mehr zu schreiben.

Im Jahre 1624 tritt sie ihre erste Reise in die Heimat an. Aus Antwerpen schreibt sie an de Groot:

Ich habe mit Montens**) einige Diskurse gehabt. Er fragte mich, ob Ew. Hochwohlgeboren noch wohl und gesund seien? Ich sagte, Ihr wäret so wohl, wie je. Er sprach von meiner Courage und daß er hätte sagen hören, ich hätte zu viel Courage gehabt, daß da Leute wären, die das nicht hübsch fänden. Ich antwortete, daß mir das noch nicht leid sei, und wenn ehrliche Leute keine Courage hätten und bewiesen, wer es dann wohl tun sollte, und wenn die Richter deshalb meinem Manne Leid getan hätten, so zeigten sie, was sie wären; bat ihn dann zu glauben, daß meine Courage so groß sei, wie je. Während wir zusammen sprachen, kamen zwei von Montens Gesellschaft zu uns, der eine schien eine geistliche Person zu sein, dieser sagte, viel von mir gehört zu haben, der andere fragte, ob Ihr noch kein Pardon von den Staaten hättet, worauf Montens antwortete: Sie wollen keinen Pardon haben. Ich sagte, den möchten Diebe und Schelme erbitten, aber keine ehrlichen Leute. Wir hatten noch mehr Diskurse, aber die würden zu lang werden. Ich muß aufhalten und schlafen gehen, denn ich muß morgen früh abreisen. Ich bin alle Tage um vier oder fünf aufgewesen. Cornelia ist nicht ganz wohl, klagt sehr über Schmerzen in der Seite und über ihr Herz und kann kaum gehen. Ich fürchte, daß sie krank wird, sie hat schlechte Couleur. Adieu. Ich werde Gott bitten, Euch und allen anderen Freunden geben zu wollen, was heilsam

---

*) Ihre Schwester Susanna, Witwe des Dr. Anthony Blonde. Dr. R.

**) Einer der Räte Frederik Hendriks. Dr. R.

ist. Ist etwas hierin schlecht buchstabiert, so seht nicht zu scharf, denn ich habe in großer Eile geschrieben. Adieu, Süßer; damit gehe ich schlafen. Eure ganz getreue

Marie Reigersberch.

Schreibt mir auch lange Briefe!

Aus Antwerpen, XVII. Juni 1624.

Aus einem Briefe aus Middelburg vom 25. Juni möchte ich wegen des niedlichen Schlußsatzes folgendes anführen:

Ich wollte wohl, daß Elsken zu Frau Anna Chrestien ginge und sie ersuchte, daß sie aufschriebe, wie man Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche, Trauben, Äpfel und Birnen einkocht, und ich möchte wohl, daß dies bald geschehe und mir zugesandt wird. Elsken muß ihr sagen, daß sie genau aufschreiben möchte, wieviel Zucker man nehmen muß und wie man alles tun muß, denn ich hab' es vergessen. Ich möchte auch, daß Elsken Frau Anna oder Frau Ottemans oder Frau Tilenus, welche Ihr am besten findet, bittet, für mich drei oder vier Pfund Zucker mit Kirschen einzukochen und ebensoviel mit Pflaumen, und wenn die Aprikosen gut zu haben sind, wollte ich wohl, daß man acht oder zehn Gläser einkochte. Elsken muß Zucker kaufen, ich meine, daß der Zucker billig ist. Sie wird wohl für neun oder zehn Stüber kaufen müssen. Man könnte auch noch zwei oder drei Pfund Johannisbeeren einkochen. Verzeiht mir, daß ich Euch mit diesen Lappalien belästige, aber Ihr dürft auch mitessen.

XXII.

Allerliebster!

Vorgestern bin ich wohlbehalten in Rotterdam angelangt, wo ich am ersten Tage Euren Brief vom 5. Juli erhalten habe. Ich finde alle Menschen noch in derselben Laune. Ich bin gestern mittag bei Bilwerf zum Essen gewesen und den Abend zuvor bei Verzijdens. Gestern bin ich nach Delft gekommen. Vetter Meerman hieß mich sofort willkommen; morgen werde ich dort mit dem Herrn van Keenenburgh*) essen. Heute habe ich Vetter Meerman einen Besuch gemacht und habe mit ihm über unsere Angelegenheit Rat gehalten, wir sprachen auch über Dänemark und anderes. Er sagte, wohl auf alles geachtet zu haben, aber nicht zuraten zu können; daß Ihr versichert sein müßtet, wenn Ihr hinginget, nicht mehr Euer eigener Herr zu sein, sondern tun zu müssen, was der König gut fände, oder sonst Gefahr für Euer Leben zu laufen. Ihr kennt seine Natur und wißt, wie Ihr stets nur nach Recht und Vernunft gehandelt habt. Er hat mir auch viel von der Art des Volkes erzählt, aber das brauche ich nicht zu schreiben, darüber werdet Ihr genug gehört haben. Ich weiß nicht, wie der Herr van Valckenburgh dazu kommt, Euch anzuraten, hinzugehen. Auch Vetter de Vie findet es durchaus nicht gut; wie ich von Vater gehört habe, niemand, der die Verhältnisse kennt. Ich bitte Euch, nicht zu denken, daß ich dieses schreibe, weil ich keine Lust habe; wolltet Ihre gerne gehen, so würde ich mich fügen, wie ich mich in andere Dinge gefügt habe. Was den Druck Eures Buches betrifft,**) so habe ich darüber schon früher geschrieben. Auch habe ich in Rotterdam mit Mates***) darüber gesprochen und hat er mir gesagt, wenn er es druckte, wollte er wohl tausend Gulden dafür geben und so viele Exemplare, wie Ihr nötig hättet. Wenn Ihr es noch in Händen habt, bitte ich Euch, es nicht fortzugeben, ehe Ihr genauere Nachrichten von mir habt. Mathis rät, dasselbe in unserm Hause drucken zu lassen, er hat im großen berechnet, was dieses kosten könnte, nach seiner Meinung würden wir mehr als zweitausend Gulden dadurch

*) Junker Otto van Zevender, Herr van Kenenburg, Schwager Oldenbarnevelts. Dr. R.

**) Das berühmte Werk de Groots De jure belli ac pacis, das zuerst 1625 in Paris erschien. Dr. R.

***) Der Buchdrucker Thomas Matthysz. Dr. R.

gewinnen. Er rät uns, eine Presse und Buchstaben zu kaufen. Falls Ihr dieses gut findet, befragt erst, was sie kosten würden, und schickt mir dann ein Blättchen hierher mit den Buchstaben, die Ihr wünscht. Dann erkundige ich mich hier auch. Haben wir das einmal bezahlt, so können wir immer drucken, was wir wollen. Bedenkt das wohl, und seid Ihr dieser Meinung auch, so teilt es mir mit, ich werde mich nach allem erkundigen, aber ehe ich wieder zurück bin, könnte es nicht ausgeführt werden. Laßt mich auch wissen, wieviel Druckseiten das Buch groß werden wird und wieviel es kosten soll und welches Papier Ihr haben wollt. Das muß ich alles wissen, wenn ich mich erkundigen soll. Wenn dieses geht, wie Mathis sagt, werden mir mehr als eine halbe Pension damit gewinnen. Laßt mich das bald erfahren. Ich weiß nichts weiteres. Hiermit will ich schließen und Gott bitten, uns geben zu wollen, was uns heilsam ist.

Aus Delft, den XIIII. Juli 1624.

Eure ganz getreue
Marie Reigersberch.

Über des Grotius Arbeiten und die Drucklegung derselben möchte ich noch folgendes aus einem Brief an de Groot vom 12. August 1624 anführen:

Erpenius*) hat von mir verlangt, daß ich Euch schreiben sollte, daß Ihr nicht versäumen dürftet, das Evangelium Johannii zur Hand zu nehmen. Er sagt, Ihr solltet Euch erinnern, wodurch Ihr Erlösung gefunden hättet, ob nicht dieses Buch die Ursache gewesen sei, und wenn Ihr das Lied nun vernachlässiget, würde Gott Euch strafen. Er sagte, er glaube, daß ich viel darin vermöge, und deshalb bäte er mich, Euch zu ermahnen. Er sagte, er wolle sowohl Bücher als Geld dafür geben, wenn die vier Evangelisten vollendet würden, vierzehn oder fünfzehnhundert Gulden.**) Er und Vossius***) hatten noch einen anderen Grund, warum Ihr dieses tun müßtet, weil nämlich Heinsius,†) vernehmend, daß Ihr die drei Evangelisten geschrieben und den vierten gelassen habt, den Johannes in Arbeit genommen hat. Wenn er, Heinsius, von Euch spricht, so sagt er: Man sagt viel von des Grotius Gelehrtheit, aber was hat er doch getan? Man sieht nicht viele Arbeiten von ihm. Ihn quält die Eifersucht, und die hat ihn immer gequält. Auch habe ich mit Erpenius über den Druck Eures Buches gesprochen, aber es kommt alles auf das Vorbereiten an und daß aus den Händen der Buchhändler schlecht Geld zu kriegen ist. Ihr müßtet sehen, ob es nicht hier gedruckt werden könnte. Vossius hat mir geraten, mit Lamaer††) darüber zu sprechen, und habe

*) Thomas Erpenius, Professor der orientalischen Sprachen in Leiden, der mit de Groot im Briefwechsel stand und ihm während der Gefangenschaft Bücher nach Loevestein sandte. Er starb 1624. Dr. R.

**) Siehe C. Brandt, I. T. S. 320. Die Annotationes in libros Evangeliorum de Groots erschienen erst im Jahre 1641. Dr. R.

***) Gerardus Vossius, Regent des Staaten-Kollegiums in Leiden und 1619 abgesetzt, weil er Remonstrant war, wurde Ende dieses Jahres als Professor angestellt. 1631 ernannte Amsterdam ihn zum Professor der Geschichte an dem neuerrichteten Athenaeum. Vossius und de Groot waren aufrichtige Freunde und unterhielten lebenslang gelehrten Briefwechsel. Dr. R.

†) Daniel Heinsius, Professor der alten Sprachen und Geschichte in Leiden. Anfänglich ein Freund de Groots, wurde er später dessen Widersacher. Er war Sekretär der Dordrechter Synode gewesen. Sein Aristarchus sacer sive exercitationes ad Nonni metaphrasin in Johannem erschien 1627. Dr. R.

††) Der bekannte Buchdrucker und Verleger Jean Le Maire. Dr. R.

ich Vossius und Erpenius versprechen müssen, dieses zu tun. Wenn ich Leiden wieder passiere, habe ich auch die Absicht, es zu tun.

Aus einem weiteren Briefe, während dieses Aufenthalts in Holland an de Groot nach Paris gesandt, möchte ich folgende schlagfertige Worte anführen:

Wir hatten kürzlich einen Diskurs über Eure Apologie.*) Vetter de Vie sagte, wäre die nicht gemacht, so würde alles gut sein. Ich sagte, wenn man etwas hätte tun wollen, so hätte man lange genug Zeit gehabt, sich zu bedenken, und wenn sie dann etwas tun wollten, könnten sie es ja für den Herrn Hogerbeets tun, der hätte ja keine Apologie gemacht, und daß das nur Redensarten wären. Weiter sagte ich, daß ich wohl glaubte, daß man dem Prinzen viel weis machte, daß, wenn er das Buch von Anfang bis zu Ende gelesen hätte, er sich zum wenigsten verwundern müsse, daß ein Mann, dem man so viel Unrecht getan, so sacht hätte schreiben können. Worauf er antwortete, daß der Prinz Euch so übel nicht gesonnen sei, wie man wohl meine. Ich sagte: Ob er gut oder böse ist, wir begehren nichts von ihm.

XXVIII.

Allerliebstes Herz!

Die Traurigkeit, die mir Eure beiden letzten Briefe gebracht haben, könnte ich nicht schildern, und besonders der letzte, von Wilhelms Hand geschrieben.**) So wie ich Wilhelms Hand sah, hatte ich einen großen Schreck, der mir noch nicht aus dem Körper ist, und das noch mehr, dieweil ich an dem Tage, an dem Wilhelm geschrieben hat, in der Nacht geträumt hatte, daß Ihr krank wäret und nicht schreiben könntet, als auch daß Graswynckel abgereist sei, was mich auch betrübte. Euer vorletzter Brief war XIV Tage alt und kam nur einen Tag früher, als der letzte. Ich hatte gedacht, Donnerstag, den XVII. von hier abzureisen, aber Vetter de Vie ist krank geworden, und da er und Vetter Meerman mich geleiten wollten, so habe ich es noch ein oder zwei Tage angesehen. Inzwischen hat man mir aus Antwerpen geschrieben, daß mit meinem Paß etwas nicht in Ordnung ist und daß ich nicht kommen sollte, ehe ich einen anderen hätte, denn man würde mich für gute Prise erklären, so daß es mir unmöglich gewesen ist, abzureisen, ehe ich einen anderen Paß habe, weswegen Vetter Meerman und de Vie nach Antwerpen sind, um mir in aller Eile einen nach Lillo zu senden. Ich rechne Donnerstag oder Freitag spätestens mit Gottes Hilfe von hier fortzugehen. Ich bitte Euch, so lieb Ihr mich und Euch selbst habt, diese Zeit in Geduld zu verbringen. Ihr könnt wohl denken, wie schwer es mir fällt, so in der Sorge zu sitzen, denn ich bin andauernd zwischen Furcht und Hoffnung. Wenn Gott mir die Gnade erweist, daß ich Euch gesund finde, welch eine Last wird dann von meinem Herzen sein. Ich weiß wohl, daß es Euch schwer fällt, mich so lange zu entbehren, denn ich fühle das an mir selbst, aber da ich in Betracht zog, daß es eine weite Reise ist, die sich nicht oft wiederholen läßt, bin ich länger geblieben als ich wollte.

Und der Schluß dieses Briefes lautet:

Ich bitte Euch zum andern Male, mich mit einem frohen Herzen zu erwarten. Ich werde meine Reise so sehr beeilen, wie möglich ist, und bedenkt, daß, so trübe meine

---

*) Die bekannte „Verantwortung der gesetzlichen Regierung von Holland und Westfriesland" war 1622 auch lateinisch (Apologeticus) erschienen. Dr. R.

**) De Groot litt seit einigen Wochen an Rotlauf. Maria erhielt diese Nachricht in Seeland durch Willem van de Velde, wurde vor Schreck selbst fieberkrank, so daß ihre Rückkehr sich verzögerte. Vgl.: Grotii Epistolae. Ep. 207. Dr. R.

Abwesenheit war, so fröhlich oder noch fröhlicher meine Rückkehr sein wird. Oh, wenn ich fliegen könnte, denkt nicht, daß ich es lassen würde.

Aus Middelburgh, diesen XXII. Oktober 1624.

Der folgende, wieder aus Paris geschriebene Brief zeigt uns Maria von einer anderen Seite. Aus unzähligen ihrer Briefe sehen wir, wie damals Paris die Mode beherrschte. Für alle ihre Verwandten, männliche und weibliche, muß sie Kleiderstoffe, gefertigte und ungefertigte Sachen senden. Atlas, Serge, Perpetuum (so hieß ein Stoff wegen seiner Haltbarkeit), Gardinen, Fransen, Teppiche, Hutfedern, alles wird ihr zur Besorgung aufgetragen.

XXIX.

An Nicolaes van Reigersberch.

Mon frère!

Es tut mir leid, daß die Freunde so sehr nach ihren Sachen verlangen. Ich meine, daß ich Euch schon geschrieben habe, daß ich lange mit einem schlimmen Bein geiessen habe. Ich versichere Euch und die anderen, die dabei interessiert sind, daß mein erster Ausgang gewesen ist, die Stoffe zu kaufen. Ihr wißt, daß in Paris alles wohl zu kriegen ist, aber nicht so wohl, wie man meint, es sei denn, daß man viel bezahlen will. Wer nach Wert kaufen will, kann drei Besorgungen in einem Nachmittag tun, und rechnet nach, wie viele ich habe. Ich versichere Euch, daß ich wohl drei Tage gebraucht habe, um nur Damast für meiner Schwester Gardinen zu kaufen, aber ich glaube auch, daß ich den schönsten gekauft habe, der in Paris zu haben ist. Und bin ich etwas über meinen Auftrag hinausgegangen, so hoffe ich, daß die Stoffe gut gefallen und ich keinen Undank haben werde. Das kann ich wohl sagen, daß ich mir für mich nicht so viele Mühe machen würde. In vier oder fünf Tagen soll alles gemacht sein. Hier ist ein Bote, Jan van Leiden genannt, der in zehn oder zwölf Tagen nach Dieppe oder Calais abzureisen gedenkt. Wenn man meint, daß Gefahr von Mansveldts Volk*) droht, werde ich es über See senden. Aber die See ist auch nicht ganz sicher, denn unlängst sind viel Schiffe genommen. Ich werde die Kaufleute befragen, ob sie ihre Waren noch über Land senden, und wenn sie dieses noch wagen, so brauchen auch wir nicht zu sorgen. Ich will so gut wie möglich auf alles passen. Was mein Geld betrifft, werde ich es mit dem Ersten ziehen. Wollt an Schwester Blancke sagen, daß ich sie bitte, wenn mein Garn noch nicht gewoben ist, daß es dann bald geschieht. Und hiemit will ich aufhören und gute Nacht sagen. Grüßt alle Freunde und lebt wohl. Ich verbleibe Eure Schwester und Dienerin

Marie Reigersberch.

---

*) Ernst, Graf von Mansfeld, ein von den kaiserlichen Truppen gefürchteter Feldherr aus dem 30jährigen Kriege, den sie den Attila der Christenheit nannten. Auch der Republik der Niederlände hat er Dienste bewiesen, obgleich man von seinem rohen Kriegsvolk nicht erbaut war.

Dr. R.

(Schluß folgt.)



Schönheit und Sittlichkeit.

Von

A. Halbert.

— Berlin. —



Im stillrauschenden Walde liegt ein Mensch einsam, frei von den Lasten des Daseins, befreit von den Krämpfen und Kämpfen des Lebens.

Auf grüner, duftiger Matte lagert er — einmal frei aller Gedanken, bar aller Schmerzen, aller quälenden Empfindungen um Welt und Mensch, frei, wie nur Waldesodem es bewirken kann.

Die Kräfte drängen nicht mehr, die Zeit verstummt, tönt nicht mehr mit ihren unbarmherzigen Schlägen, kündet keine Nacht und kein Dunkel — außerhalb Zeit und Raum gleichsam fühlt er sich versetzt — kummerlos, sorgenerleichtert — nur Genießender, nur Atmender, Aufnehmender, Empfangsfähiger . . .

Und die Hände über das Haupt gekreuzt, liegt er auf dem Rücken, Kopf und Hals von weichen Gräsern umkost, und blickt ins Firmament.

Der Horizont ist klar, nebelfrei, atmet Bläue, atmet Licht, atmet Schönheit.

Und seine Augen heften sich an diese Bläue, seine Blicke krallen sich gleichsam fest an dieser blauen, ragenden, sonnigen Wölbung —

Leichte, lichte, herrliche Ahnungen kommen ins Herz gezogen — auf stillen, engelhaft huschenden Flügeln, lächeln milde und leise die Seele an . . .

Und die Seele lächelt lautlos. Und die Augen blicken in glänzender Scheu, mit heiliger, keuscher Weihe in dieses Urbild der Natur, das uns so fremd ist und doch so nah, das für uns so viele Geheimnisse birgt, so viele tiefe Rätsel und uns doch so verständlich, begreiflich erscheint.

Tiefe, unendlich tiefe Größe bemerkt er.

Aber —: es ist eine Größe, die nicht erschreckt — an die Tiefe des Himmels denkt er nicht. Kein Schauer durchrieselt ihn, — die Hoffnungen und Ahnungen, Wünsche und Sehnsüchte von Jahrtausenden steigen auf — aber sie quälen nicht ...

Nur Höhen sieht, fühlt, empfindet er, keine erschreckenden Tiefen ...

— — — — — — — — — —

Nun ein andres Bild.

Derselbe befreite, genießende Mensch erhebt sich und geht an die nahe Quelle im schattig-schönen Walde. Die Quelle, die still und leise rauscht in rhythmischen Akkorden. ...

Auch dieser Anblick fesselt das zum Sehen gewöhnte, für Genuß empfängliche reine Auge.

Es quillt das spiegelklare Wasser über Kies und Steine hinweg, selbstherrlich, majestätisch — unbekümmert um Zeit und Ewigkeit. — Wieder will Weihe ins Herz ziehen — — —

Da plötzlich sieht er im Wasser klar und rein den blauen, kristallenen Himmel sich widerspiegeln.

Und der Himmel, der früher Höhe war, stille, ahnungerfüllte Größe ... er ist jetzt Tiefe, er spiegelt sich jetzt als Abgrund zu seinen Füßen ...

Und eine bange Angst erfaßt den Menschen, eine bebende Furcht — die Furcht vor Abgrund und Tiefe ... in der menschlichen Natur ...

Er geht unwillkürlich einen Schritt zurück, weicht angstvoll aus ...

Er sieht nicht mehr den Himmel, sondern weicht einem Abgrund aus.

— — — — — — — — — —

Dichterisch angesehen könnten diese zwei Bilder als zwei Ausschnitte der menschlichen Natur gelten — und so merkwürdig dies auch erscheinen mag, als die beiden Erscheinungen der Lebensauffassung, die sich in den Worten ausdrückt:

Schönheit und Sittlichkeit.

Als der Mensch noch keine Gesetze brauchte, weil er keinem Kampf gegenüberstand, als er noch Natur atmete, als er noch frei war von den Sorgen und Plagen des Daseins, blickte er in die Welt, die sein Himmel war, mit großen, offenen, kindlichen Augen — sah die Sonne und bewunderte sie, des Mondes stilles Huschen pflanzte ihm Ahnungen ein, von Welten, die vorhanden sind, die Sterne kündeten ihm Hoffnungen, die noch kommen werden, Sehnsüchte, die sich erfüllen ...

Überall sah er Fülle und Reichtum, Pracht und Duft — und sein Herz war leicht, sein Sinn war frei: Er kannte nur ein Gesetz, ein Recht der Natur:

Schönheit!

Schönheit war Milde und Kraft, barg Eiche und Strohhalm, Sonne und Stern, Tier und Mensch . . .

Er blickte in die Weltheimat und sah Schönheit — und suchte nichts, bebte vor nichts — Schönheit ist Harmonie und Schönheit schien ihm Gesetz . . .

Aber da — — blickte er in die Quelle der Entwicklung . . .

Und er sah: Alles fließt . . . Neue Geschlechter kommen, neue Menschen — und im Wasserspiegel der Weltentwicklung sah er die Welt, die sein Himmel war, sich abspiegeln — — — Tiefe, überall Tiefe . . . Und sein Ohr hörte Disharmonien durch die Welten tönen, Schmerzenstöne von bleichen, kämpfenden, verblutenden Lippen . . .

Abgrund sah er . . . überall Abgrund —

Der Kampf ums Dasein . . . Das Ringen um Herrschaft . . .

Und sein Fuß wollte straucheln . . . Die Schönheit fand er nicht, der erhebende Himmel nur Tiefe . . . er suchte Halt . . . einen Ausgleich der Kräfte, ein Gleichwerden der Strebungen, ein Harmonieren der Mächte, daß nicht Bruder wider Bruder und Schwester gegen Schwester kämpfte — — —

Und da kam die Sittlichkeit . . . und half die Harmonie herstellen — in gewisser Beziehung die Verwilderung bannen . . .

Der Schönheit wurde ein begrenzter Teil des Lebens angewiesen — in dem Tempel der Kunst . . .

In enge Bahnen wurde die Entwicklung gelegt . . .

— — — — — — — — — —

Jahrhunderte lang steht nun die Schönheit verzaubert da — in ihrem engen Kreis und kann keine Herrschaft gewinnen . . . Ihr Genius lächelt müde über Zigeuner, die sich wie Künstler gebärden — und lächelt müde über Künstler, die sich in seinem Namen wie Zigeuner gebärden . . .

— — — — — — — — — —

Sittlichkeit war Rettung aus der Tiefe.

Das wäre das Bild des Künstlers, wie er Sittlichkeit und Schönheit sieht — und der Mensch, der denkende Mensch?

Oder nein: Zuerst muß man die Philosophen, die denkenden Menschen, die sich speziell mit Welt und Menschen beschäftigt haben, hören.

Und zwar muß man, um verständlich zu sein, recht systematisch vorgehen. Das soll nicht heißen, trocken — sondern systematisch in dem Sinne, daß man Sittlichkeit und Schönheit vor der Hand auseinanderhält. —

So haben sie es fast alle gemacht, die Philosophen. Nur wenige, die Sittlichkeit und Schönheit verschmolzen haben in ihrer Betrachtungsweise, wie zum Beispiel H e r b e r t, dem die Ethik ein Teil der Ästhetik, die Sittlichkeit ein Kern der Schönheit war.

Die andern — die meisten Denker aller Länder haben in der Ethik und in der Sittlichkeit eine Entwicklung der Sittengesetze gesehen, und so darf man — nach ihnen — auf die Frage, was ist Sittlichkeit, klar und prägnant antworten:

Sittlichkeit = ein mit den Sittengesetzen übereinstimmendes Verhalten.

Aber — was ist Sittengesetz? Hier hat das Wort gleich einen bitterbösen Beigeschmack durch das Wort Sitte erhalten — da wir heute unter Sitte Brauch verstehen — manche zynische Seelen — sogar: Mode . . .

Jedoch wir wollen beim Urbegriff bleiben und weiter fragen, was ist Sittengesetz?

Die Antwort: Jede in einer Volksgemeinschaft herrschende Regel des Verhaltens, des Tuns und Lassens, die von jedem einzelnen frei befolgt wird.

Also — die Sittlichkeit hat sich entwickelt, indem eine Gemeinschaft, ein Volk, eine Nation freiwillig sich gewissen Regeln unterworfen hat. Diese Regeln sind dann zur Norm geworden.

Nun tritt aber die Kernfrage auf: Warum hat sich jeder dieser Regel unterworfen? freiwillig ihr Folge geleistet?

Nach Kant ist das Sittengesetz — die praktische Vernunft — die Forderung der Vernunft, die so ein praktisches Zusammenhalten möglich machte —

Mein verehrter Lehrer, Professor Wundt in Leipzig führt alle diese Sittengesetze auf Kultushandlungen zurück.

Und, mir scheint, er trifft damit das Richtige. Eine Kultushandlung ist das Sittengesetz, das gehalten und ausgebaut wurde durch das Nützlichkeitsprinzip.

Am Anfang war die Sittlichkeit — rein anthropologisch — sagen wir mal rein menschlich — Sokrates sprach den Satz aus: Gut ist, was nützlich wirkt.

Bei den Stoikern wurde die Idee ins Metaphysische, in die Weltanschauung gezogen — das heißt — es wurde ein Gebot des Lebens, der Natur.

Bis das Christentum kam — und vorher auch das alte Testament — und es zur Religion erhob — sagte: Das Gute ist ein Gebot Gottes.

Zuerst also sollte das Sittengesetz als Verwirklichung des Daseins auf Erden sein — zuerst sollte es die verschiedenen Menschen einer Nation, die verschiedenen Temperamente eines Volkes vereinigen — zu gemeinsamem, harmonischem Wirken auf dieser Welt. —

Dann deutelte das Christentum das Sittengesetz als Verwirklichung der Idee vom Reiche Gottes — da die Erde ein Jammertal geworden war.

So ging die Entwicklung.

Man muß sich aber nochmals den Ursprung der Sittlichkeit ins Gedächtnis rufen, und nachdem man nun weiß, daß das Sittengesetz am Anfang eine freiwillig befolgte Regel war, muß man fragen:

War Sitte und Sittlichkeit eine geistige Macht? Und darauf muß man mit einem lauten Nein antworten.

Die äußeren Wirkungen waren in Betracht gezogen. Durch den Kultus angeregt, sah man, daß diese Regel harmonische Bande legt zwischen Mensch und Mensch, und man hielt an der Sitte fest.

Die Entwicklung ging, meiner Meinung nach, folgendermaßen vor sich:

Eine Regel trat auf — die dem Instinkt entsprang — sie erwies sich als wirkend und bindend:

Da ward die Sitte.

Man erhob sie dann zum gemeingültigen Gesetz — da wurden die Sittengesetze geschaffen.

Und dann allmählich wurden die Gesetze bindend — die Sittlichkeit als Vernunftsbegriff, als autonome Verfassung wurde eingeführt.

Doch das nur nebenbei. Hauptsache: Man sieht, daß die Sitte auch keine Spur von geistiger Macht in sich birgt, und der Philosoph gesteht es ein, indem er Sitte definiert:

Sitte — generell gewordene Gewohnheit.

Also nur die Überlieferung ist geistig, nur die Erhaltung der Sitte.

Ja — aber warum fügte sich der einzelne dem Gesetz: Sitte, wird man mit Recht fragen.

Erstens, wie schon gesagt: aus Nützlichkeitstrieb. Der einzelne sah ein, daß die Ordnung der Allgemeinheit ihm nützlich sei, das heißt, eine gewisse Harmonie zwischen den einzelnen herstellte —

Dann, zweitens aber und man darf sagen: hauptsächlich — aus Mißachtungsfurcht. Der einzelne fürchtete — modern ausgedrückt: unangenehm aufzufallen, abzuweichen von der Mehrheit.

So kam der Autoritätsbegriff in die Sittlichkeit hinein. Der einzelne stand einer Majorität, also einer Autorität gegenüber, die stärker war als er — zuerst allerdings nur nominell — aber er beugte sich, weil er nicht abstechen wollte, unter der Sitte.

Geschlechter kamen und gingen. Die Überlieferung machte aus der Sitte — Sittengesetze — wie es immer ist, wenn eine Regel durch die Entwicklung bestätigt wird.

Hatte die erste Generation noch keine eigentliche Scheu vor Übertretung der Sitte gehabt — weil sie deren ursprüngliche Entstehung kannte — so kam für die folgende Generation der Glauben hinzu — der Glauben an das Überkommene, von den Eltern Vererbte, und die Autorität wurde stärker, die Sittengesetze wurden tiefer, wurden losgetrennt von den Personen, die sie schufen — man sah nicht mehr die

Gesetze und die Gesetzgeber — die Sittlichkeit wurde autonom — selbständig und selbstherrlich und — selbstherrisch.

Und so scheint mir Waitz am nächsten die Wahrheit zu treffen, wenn er von der Sittlichkeit sagt: Die Sittlichkeit ist das Gefühl des Gehorsams und des Glaubens an eine Autorität . . .

Hier breche ich den Faden ab — suche vorerst nicht zu konstatieren, wie das Christentum diese Autorität in den Himmel verlegte, sie an Gott band — vielmehr halte ich daran fest: Sittlichkeit ist das Gefühl des Gehorsams und des Glaubens an eine Autorität heutzutage — während Sitte früher und teils auch noch jetzt: ein Produkt des Gesamtwillens ist, dem sich der Einzelwille fügte —

Und jetzt gleich kühn hinüber in die Region der Schönheit. Ich fasse gleich den Gegensatz ins Auge, ohne vorher danach gefragt zu haben, ob Schönheit oder Ästhetik überhaupt eine Welt- und Lebensanschauung sein kann.

Sittlichkeit ist in der Entwicklung der Natur begründet, Schönheit ist die Natur selbst. Das scheint auf den ersten Blick der fundamentale Unterschied zwischen den beiden Kriterien zu sein.

Oder aber deutlicher: Sittlichkeit entspricht einem Zwecke, also einem Warum, einem Wozu?

Wozu soll ich moralisch sein? Warum soll die Sittlichkeit Herrscherin der Welt, der Menschen werden? — Darauf antwortet das Christentum anders als Aristoteles, antwortete der Stoiker anders als Jesus von Nazareth.

Jedenfalls war eine Begründung für die Existenz der Sittlichkeit vonnöten — und diese Begründung änderte sich mit der Zeit — nach System und Religion.

Ganz anders die Schönheit.

Da fragte niemand: Warum ist die Schönheit Gesetz, warum ist die Harmonie Schönheit, warum die Mißtöne Dissonanzen?

Die Schönheit war da — in der Natur, im Naturgefühl begründet — die Vernunft wagte sich nicht aufzulehnen . . .

Also ohne Wieso? Warum? Wozu? wurde sie erkannt — besteht, regiert sie — als Gesetz.

Als Gesetz? wird man fragen. Ist Ästhetik, ist Schönheit überhaupt Lebensanschauung, Weltgesetz?

Nun könnte ich Philosophen anführen, die dieses behaupten. Ich könnte Shaftesbury anführen, der sagt: Man muß das Schöne, Harmonische zum Prinzip des Wahren und Guten machen.

Ich könnte mich dann auf Herbert berufen, der sagt: Ethik ist ein Teil der Ästhetik, d. h. der Wissenschaft von den Billigungs- und Mißbilligungsurteilen. —

Aber am besten zeigen uns die Gegensätze zwischen Schönheit und

Sittlichkeit, daß Schönheit ein Weltgesetz ist, und zum Schlusse dürfte man einsehen lernen, daß Schönheit nicht Sittlichkeit ausschließt, sondern sie vielmehr in sich aufnimmt, einschließt.

Die Gegensätze sind nur da, weil die Sittlichkeit ein Gesetz, eine Norm geworden ist — in der freien Schönheit liegt viel freie Sittlichkeit und ebenso in der freien Sittlichkeit viel freie Schönheit.

Aber vor der Hand hat man es mit der Norm — Moral oder Norm — Sittlichkeit zu tun; da sieht man klar: Die Sittlichkeit geht darauf aus, jedes Ding, die Welt, den Menschen nach seinem Allgemein- und Endzweck zu betrachten und zu behandeln. Der Mensch steht im Leben, kämpft, arbeitet, genießt. Wozu? Warum? Wohin steuert er, welchem Zwecke, welchem Ende zu?

Da wurden Hafen von verschiedenem Aussehen gefunden, wo das Lebensschiff endlich einlaufen muß. In die Hölle oder in den Himmel ...

Die Sittlichkeit ist das Mittel, — zum Endzweck, den sie selbst bestimmt, oder der sich durch Überlieferung der Sittlichkeit ausgebildet hat.

Hingegen die Schönheit! — Der Mensch steht im Leben als kleines Wesen, von Bergen überragt, von Meeren eingeschlossen, von wilden Tieren umringt, und doch, er regiert sie alle ... Er schafft Harmonien. Er entwickelt Kraft — kämpft, arbeitet, genießt in Schönheit die Natur — — Wozu? Wieso? Wohin?

Fragt die Schönheit nicht. Sie will es nicht wissen. Auch im Mysterium liegt Schönheit.

Und die Schönheit ist Mittel und Zweck und Endzweck.

Ich bin ... ich lebe ... ich genieße ... ich arbeite ... ich entwickele mich, meine Kraft. Das ist Schönheit — Endzweck. . .

— — — — — — — — — —

Und weiter: Sittlichkeit ist nur möglich, als Zustand oder Beziehung zu denken.

Ich muß oder ich soll oder ich will sittlich sein — wem gegenüber? Ich muß ein Objekt haben — Gott oder Mensch, Himmel oder Teufel — Sittlich sein gegen etwas — Sittlichkeit anwenden auf etwas —

Schönheit ist individuell — für sich — subjektiv.

Wenn ich allein auf der Welt wäre, könnte ich der Schönheit dienen, sie als Norm, als Gesetz, als Gott betrachten.

— — — — — — — — — —

Sittlichkeit ist das Beste nach Wertschätzung. Sittlich handeln heißt: nach der besten Überzeugung handeln, das Beste der Normen, der Verhältnisse zwischen Mensch und Gott oder zwischen Mensch und Mensch heraussuchen und danach handeln —

Schönheit ist nicht das Beste — ist das Gute — Das Abstrakt-Gute und das Abstrakt-Schöne, ohne jeden Bezug, ohne jede Beziehung.

— — — — — — — — — —

Sittlichkeit ist ein Produkt des Gesamt-Willens.

Schönheit ist die Frucht des Individual-Empfindens.

— — — — — — — — — —

Sittlichkeit war Furcht und ist jetzt Scheu oder bestenfalls Ehrfurcht vor Autoritäten.

Schönheit ist Neigung — ist Liebesgefühl.

— — — — — — — — — —

Und schließlich: Sittlichkeit heißt: Mitarbeit an der Abkürzung des Leidens und des Erlösungswerkes der Welt (E. v. Hartmann).

Schönheit ist Abkürzung des Leidens und Erlösungswerkes des Menschen.

Bei der Sittlichkeit steht die Welt in Frage — bei der Schönheit der Mensch, die Einzelwelt — das Individuum.

— — — — — — — — — —

Also Schönheit ist die Welt, die Norm des Einzelnen.

Sittlichkeit ist doch aber die Welt der Gesamtheit — wird man vorläufig sehr richtig einwenden.

Und man wird weiter gehen, die Frage aufstellen:

Schönheit ist die Lehre vom Leben, vom Moment, vom Genuß, aber Sittlichkeit ist die Norm von der Dauer, von der Ewigkeit, von den letzten Gründen — welche Welt ist umfassender?

— — — — — — — — — —

Und durch diese Fragen in Atem gehalten, kommt man zu der dritten Abteilung oder Einteilung vorstehender Erwägungen: Zum Rein-Praktischen.

Hier soll der Künstler keine Höhen vorspiegeln, der Philosoph nicht die Begriffe verwirren — nur der reine, logisch-geschulte Menschenverstand soll sprechen, soll fragen und antworten.

— — — — — — — — — —

Der reine, logisch arbeitende Menschenverstand kennt keine Definitionen, keine Umgrenzungen. Die Umgrenzungen sind höchstens die Verhältnisse, die Zustände, mit denen der Verstand rechnen muß.

Der Verstand kann nicht sagen: Sittlichkeit ist —

Sondern Sittlichkeit wird jetzt aufgefaßt. Denn das rollende, pulsierende Leben läßt keine Wertungen aufkommen, keine stabilen, unveränderlichen Wertungen.

Das sehen wir so am besten am Begriffe: Sittlichkeit, wie ihn der normale Menschenverstand faßt und versteht.

Da ist eine starke Schiebung mit diesem Begriffe vorgenommen worden, ohne daß man es jetzt deutlich genug betonen hört.

Ein sittliches Leben führt dieser Mensch, dieser Mann oder dieses Weib — was denkt man sich darunter, wenn man diesen Ausspruch hört?

Doch nichts anderes — als Geschlechtsmotive klingen da hinein. Nicht sittlich-gut, sondern sittlich-geschlechtlich — nicht gut als Mensch, sondern gut, sittlich als Mann — oder als Weib.

Der Schwerpunkt konzentriert sich auf das Geschlechtsleben: Das hat die moderne Entwicklung getan.

(Etwas Ähnliches kann man im Worte Sinnlichkeit wahrnehmen, eine ähnliche Verschiebung. Sinnlichkeit als brutaler, feuriger Geschlechtstrieb, während doch die Sinnlichkeit alles Sehen und Fühlen und Tasten umfaßt.)

Also — Sittlichkeit ist heute eine Norm des Geschlechtes geworden, der Begriff lebt und tönt sich in der Geschlechtsmoral aus.

Vielleicht kommt es daher, daß wir die Sitte und die Sittengesetze so sehr in uns aufgenommen haben, daß die Sittlichkeit nur da als Schranke aufgestellt werden muß, wo der Naturtrieb schwer zu bändigen ist.

Doch — das gehört ins Reich der Philosophie, der Naturgeschichte der Sittlichkeit.

Und hier sollen doch nur rein logisch, ungekünstelt die Normen zu Ende gedacht werden.

Allerdings muß noch eine Weltanschauungsfrage aufgeworfen werden, nämlich die: Was tritt an die Stelle der einseitig-gewordenen, d. h. geschlechtlich-gefärbten Sittlichkeit?

Ersatz? wird man entrüstet fragen.

Wir, moderne, freie Menschen, wir Kulturmenschen brauchen Ersatz? Wir, die wir endlich frohgemut die Mauern des Alten, Überkommenen durchgebrochen haben, wir, die wir uns befreit haben von der Mode-Sitte, brauchen Ersatz?

Wir, die wir die Ketten des Glaubens und duldenden Gehorchens zerrissen haben — wir fordern Ersatz?

Kultur! Genügt sie nicht? — Kultur in unsern Reihen verbunden mit Natur, mit natürlichem Denken und Fühlen, mit freier Regung des Geistes und der Sinne — wozu brauchen wir noch mehr?

Haben wir Stricke zerrissen, um Eisenfesseln zu erhalten?

Kultur und Natur — —

Man schaue auf einen gut gezogenen Jungen, wenn er plötzlich Freiheit erhält — wie er tollt und überschäumt! Er war bis jetzt an den Drill der Kinderstube, an die Pünktlichkeit der Schule gewöhnt, und jetzt plötzlich frei — ganz frei. — Er ist draußen auf grüner Flur, tollt und lacht und springt. Der Lehrer sitzt auf einem Berghügel und freut sich des ungezügelten Temperamentes, dieses Jungen voll wilder, schöner Lust . . .

Und der Lehrer denkt an seine Jugend, wie sie dunkel war und

sonnenlos . . . wie der Vater streng blickte und die Mutter ihn sittlich streng erzog . . .

Eine leichte, leise peinigende Bitterkeit, ein verhaltener Groll steigt in ihm auf —

Da plötzlich sieht er, wie sein Zögling in einem Morast watet, frisch, fromm und wohlgemut, die Hände voll Schmutz und Kot — die Freiheit hat ihn verlockt, auch das Häßliche nicht zu vermeiden. —

Da wird der verständige und verstehende Lehrer hingehen und eine Weile zusehen, dann wird er sagen:

Waldemar oder Fritz: Wie häßlich ist das!

— — — — — — — — — —

Das Beispiel ist primitiv gewählt, aber es ist nicht nur deshalb herangezogen, weil es der heutigen Erscheinung des Lebens entspricht, sondern auch weil es zeigt, wie reine Natur übermäßig und häßlich werden, und dann auch, wie der Begriff der Häßlichkeit und der Schönheit einzig und allein dieser Natur maßgebend, richtungweisend sein und werden kann.

Würde der Lehrer, wie die Mutter etwa, dem Kinde gesagt haben: Waldemar, das darf man nicht, das schickt sich nicht, — der Knabe würde es entweder nicht verstehen, oder die Freiheit würde ihn doch überrumpelt haben.

Wie häßlich ist das: Das ist für eine Kindesseele ein ganz andrer Begriff und ein ganz andrer Antrieb.

Da wird das Kind verlegen mit den schmutzigen Händen stehen und wird sich den Begriff häßlich wohl gut ins Gedächtnis prägen.

— — — — — — — — — —

Und somit wäre ich auch an der Stelle angelangt, wo ich meine positiven Behauptungen aufzustellen habe:

Schönheit ergänzt die Sittlichkeit nicht nur — sie ersetzt sie, weil sie dieselbe einschließt, involviert.

Und zwar nicht etwa, wie die Romantiker im 19. Jahrhundert es meinten, kann die Schönheit eine Künstlerreligion werden — daß die Schönheit angebetet wird — die Kunst Gott vertritt — sondern die Schönheit als Begriff, als Gegensatz des Häßlichen — diese Schönheit kann — und muß — maßgebend sein für alles menschliche Handeln — kann eine Richtschnur werden für Jung und Alt, für Mensch und Künstler — kann die Sittlichkeit in sich aufsaugen und Maßstab werden für alles Handeln.

Es ist keine Utopie, kein Phantom, keine Phantasie und keine Hypothese; ich will es beweisen.

— — — — — — — — — —

Bei der kindlich-naiven, natürlichen Seele des Kindes hat man es bemerkt. Ehe das Kind von Gut und Böse wissen und unterscheidungs-

vermögend sein kann — hat es für Schön und Häßlich eine — man möchte sagen: instinktive Aufnahmefähigkeit.

Sön . . . ist das schönste kindliche Wort.

Aber nicht nur das Kind. Bei dem ist es so stark ausgeprägt, daß es entscheidend werden kann für die ganze Gestaltung der psychischen Lebensart und der Wesenseinheit.

Ich erzähle folgende Tatsache immer wieder, weil sie charakteristisch ist für diese neue Anschauung.

Ich mochte 8 Jahre alt gewesen sein, als ich mal einen Beigeschmack vom Schulschwänzen haben wollte.

Ich fälschte die Unterschrift meines Vaters und brachte sie anderen Tages dem Lehrer.

Als ich nach Hause kam, rief mich Papa auf sein Studierzimmer.

Mein kleines Herz pochte zum Zerspringen: Was wird wohl Vater sagen? Das schickt sich nicht — Lügner! Heuchler, Fälscher! Nichts von alledem geschah. Vater führte mich zu einem großen Spiegel hin und sagte einfach: „Sieh, lieber Junge, wie häßlich du bist!"

Und ich vergaß diesen Denkzettel mein lebelang nicht, Häßlichkeit kannte ich — ich suchte Schönheit.

Aber nicht nur Kindesseelen können und müssen diesem Einfluß unterliegen und zur Schönheitssehnsucht geführt werden.

Alle, die Gefühl für Harmonie haben, werden die Disharmonien ihrer Handlungen nach dem Schönheitsprinzip bewerten.

Und auch dafür ein Beispiel aus dem Leben eines Erwachsenen. Es ist absichtlich aus dem Geschlechtsleben gegriffen, um zu beweisen, daß auch hier Schönheit Sittlichkeit aufnimmt und aufsaugt:

Mann und Weib stehen sich gegenüber — in unstetem wilden Verlangen. Die Begierde spricht. Der Wille schweigt. Die Menschen sind frei, haben sich frei gemacht: Was ist Sittlichkeit — der Naturtrieb ist stärker, ist ursprünglicher, ist elementarer.

So sprechen ihre Seelen in wirrer Selbsttäuschung. Der Moment, der Genuß ist alles!

Ob der Mann ein Weib zu Hause hat, oder das Weib einen liebenden Mann — jetzt will die Begierde — jetzt treibt die Gier — jetzt wollen alle Kräfte . . . Leben . . .

Im selben Moment aber, wo die Leidenschaft verblendet und feurig das Will ausspricht — erwacht das Schönheitsgefühl:

Wie häßlich ist aber der Betrug! Die Heuchelei! Das Weib wird nach Hause gehen und vom Manne ihren entweihten Körper umarmen lassen . . . Entweihten Körper!? Wieder wird die wilde Leidenschaftlichkeit einen sittlichen Ton anschlagen:

Ist der Körper entweiht, wenn die Sinne begehren? Ist er ent-

heiligt, wenn die Pulse verlangend schlagen? — Ist es häßlich, wenn das Leben leben will:

Hier angelangt, erwacht — nicht das Gewissen — aber der Wille.

So: das Leben will? Die Kräfte wollen sich ausleben!? Aber warum die Verborgenheit, das Geheimnis, der Betrug —?!

Und die elementare Schönheit spricht: Ist es nicht häßlich — einen Abwesenden zu betrügen? Warum nicht offen sein — unsere Sinne verlangen — ehrlich und offen — warum Betrug, Hinterlist, die immer häßlich ist . . . ?

Und: die Situation ist überwunden — —

Sie muß überwunden sein, wenn die Schönheit stark genug ist, den Willen zu beeinflussen, wenn die Schönheit die ganze Seele ausfüllt.

— — — — — — — — — —

Schönheit wird keine Geheimnisse andern Menschen gegenüber haben wollen. Schönheit wird keine Lüge erlauben und keine Heuchelei.

Auch Haß wird Schönheit nicht kennen — nur Häßlichkeit. Menschen, die falsch, die hinterlistig, die lügend handeln, müssen aus der Harmonie des Schönen, aus dem Gesichtskreis der Schönheit ausscheiden.

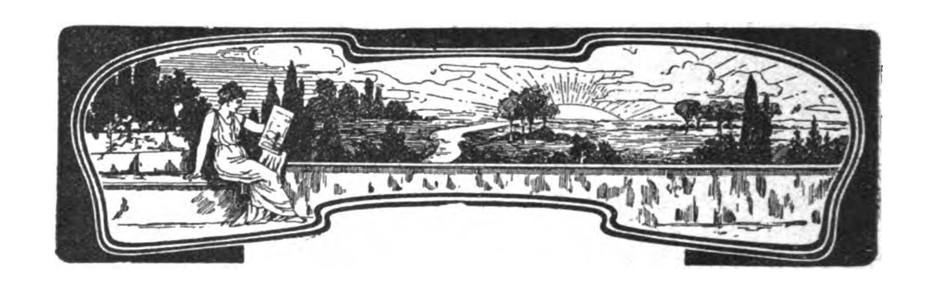
Schönheit kennt nur ein Gebot: Die Augen aufmachen und das Herz und die Sinne . . .

Sehen und Verstehen — harmonieren können und sich abzusondern verstehen — genießen, und Genuß, wenn er auf häßlichen Umwegen erkauft wird, entbehren können — lachen können, laut und frei und herzerleichtert — sonnigen Auges in die Welt, in die Natur zu den Menschen sehen und sich doch nicht täuschen lassen und sich blenden — Mensch sein und den göttlichen Hauch, das göttliche Feuer — die Gott-welt-Harmonie in sich verspüren: das ist Schönheit.

Das Leben soll Schönheit sein und das Handeln Schönheit und jeder Mensch ein harmonisches, in sich befestigtes Werk der Schönheit — so gelangt man zur Erkenntnis des Höchsten:

Das ist Sittlichkeit — das ist schöne Sittlichkeit und sittliche Schönheit.





Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

XVIII.



eit Max Maibrück aus Berlin zurückgekommen war, hatte er rastlos an seinem neuen Bilde gearbeitet und war nur zu den Mahlzeiten und abends aus seinem kleinen Gartenatelier in die Wohnung herüber gekommen. Das Haus hatte er kaum verlassen.

Niemand war glücklicher als Marie: Max hatte den Auftrag, die märkische Stimmung zu malen, vorerst abgelehnt, er verließ das Haus kaum noch, brachte jede freie Stunde bei ihr und Fritzchen zu, weder von der Gräfin, noch von all den häßlichen, gewöhnlichen Dingern, die er früher als so unentbehrlich für seine Kunst erklärt hatte, war mehr die Rede. Der einzige, der ins Haus kam, war der Bote aus dem Künstlerhaus, der zuweilen mehrmals am Tage vorsprach. Max war, seit Prinz Artur seinen „Wald" gekauft hatte, ein vielbegehrter Mann, darauf deuteten die vielen Briefe und Telegramme, die im Künstlerhaus für ihn einliefen. Seltsamerweise schien Max von den meisten mehr beunruhigt als erfreut zu sein. Immerhin, trotzdem er nervös und präokkupiert war, war es eine glückliche Zeit für die blonde, schmalwangige Frau, die sie in vollen Zügen und inniger Dankbarkeit genoß.

Wie hatte sie nur so töricht sein können, vor dem Berliner Aufenthalt zu zittern! Weder die Eltern noch die Gräfin — wenn Max sie über-

haupt während der kurzen Zeit zu Gesicht bekommen, ausgesprochen hatte er sich nicht darüber — hatten ihr den geliebten Mann entfremdet. Beinahe schämte sie sich, so kleinmütig gewesen zu sein.

Gegen Ende Juni, kurz vor der Ausstellungseröffnung im Glaspalast, in der Max' „Wald“ noch einmal als Eigentum des Prinzen Artur aufgestellt war, kam Max früher als sonst — es war noch heller Nachmittag — zu ihr und Fritzl in den Garten.

Er schien ihr bleicher und nervöser noch als sonst zu sein. Er war entschieden abgearbeitet, der arme Kerl!

Ein paarmal lief er unruhig in dem langen Gang zwischen den Ilexhecken hin und her. Dann blieb er vor ihr stehen.

„Mariele,“ sagte er und nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah sie nachdenklich an, „ich muß auf ein paar Tage fort. Frag' nicht erst viel und schick' dich drein. Lise soll mir den kleinen Koffer packen und ihn mir heut abend auf den Starnberger Bahnhof bringen, zu dem Zug acht Uhr zehn. Gott im Himmel, ich bitte dich, weine nicht und frage nicht! Ich muß ein paar Tage ausspannen und eine unaufschiebbare Angelegenheit zugleich erledigen. Das ist alles!“

Marie schluckte die Tränen tapfer herunter. Ihr sterbenstrauriges Gesichtchen konnte sie nicht meistern. Gerade jetzt, da sie so froh und vertrauend gewesen, da sie geglaubt, daß es mit allen dunkeln Geheimnissen zu Ende sei, traf sie dieser neue Schlag!

„Wohin kann ich dir schreiben, Maxl?“ fragte sie mit vor unterdrücktem Weinen bebenden Lippen.

Er machte ein sehr finsteres Gesicht.

„Für ein paar Tage schreiben!“

„Nur wegen Fritzl, wenn ihm was zustieße!“ meinte sie schüchtern.

„Ja, ja — wenn wirklich etwas Wichtiges — es könnte ja sein —“ Dann kam ihm ein befreiender Gedanke — „Adressiere an Grappe nach Tutzing. Ich spreche jedenfalls bei ihm vor. Möglich, daß ich ein paar Tage bei ihm bleibe. Jetzt hab' ich noch einen Gang in die Stadt. Zum Abendbrot bin ich zurück, und daß Lisi pünktlich ist.“

Nachdem Max den Staketenzaun hinter sich geschlossen hatte, atmete er auf.

Das fortwährende Lügen und Verschleiern war ihm äußerst unbehaglich und ging ihm durchaus gegen den Strich. Aber was blieb ihm anderes übrig? Er konnte Mariechen nicht sagen: „Verzeih, aber die Gräfin verlangt nach mir. Da ich nicht zu ihr kommen konnte, kommt sie zu mir. Heut abend erwartet sie mich in Feldafing im Hotel Elisabeth.“

Als er an das stürmische Telegramm dachte, das Klara ihm geschickt hatte, flog ein frohes Leuchten über sein Gesicht.

Mein Gott, er hätte kein Mann sein müssen und kein Künstler, hätte ihn die Liebe eines solchen Weibes nicht berauscht. Und er liebte sie

auch, liebte sie ganz gewiß, sonst hätte er die kleine Frau dahinten nicht mit so kaltem Blut belügen können, nicht der Gefahr trotzen können, die in einem Zusammensein mit der Gräfin in unmittelbarer Nähe von München lag, wenn auch gerade das Hotel Elisabeth zum Glück in erster Stelle von Fremden besucht wurde.

Die Zeit schlich ihm dahin. Keine notwendige Beschäftigung beflügelte sie. Was er tat, tat er, ohne es zu wissen, mechanisch, gedankenlos. Endlich schlug es von irgend einem Turm acht, endlich saß er im Zug, endlich gab man das Abfahrtszeichen.

Als er in Feldafing ausstieg, dunkelte es bereits. Er sah nach Klara um, ob sie ihn erwarte, aber sie war nicht da. Erleichterung und Enttäuschung zugleich überkam ihn. Es wäre unvernünftig gewesen, ihn von der Bahn zu holen, aber reizend lieb zugleich. Er nahm einen Wagen und fuhr ins Hotel hinauf. Der Portier übergab ihm ein kleines Briefchen, nachdem er seinen Namen gehört hatte.

Max riß den Umschlag schnell voneinander. Es enthielt nur wenige Worte. „Ich wohne 32 und 33 im ersten Stock, 34 für dich reserviert. Fordere es ruhig. Erwarte dich in zehn Minuten."

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen.

„Kann ich Nummer 34 im ersten Stock haben?" Er fühlte, daß ihm bei dieser Frage das Blut ins Gesicht stieg.

Der Portier bejahte, ohne eine Miene zu verziehen.

„Den Koffer und die Tasche des Herrn auf Nummer 34."

Er wusch sich, nahm eine frische Krawatte um und klopfte mit zagenden Fingern bei der Gräfin an.

In ein loses, weißes, durchsichtiges Gewand gekleidet, flog sie ihm entgegen.

„Du, du! Endlich! Gott sei Dank!" flüsterte sie heiß und warf sich an seine Brust.

Er hielt sie in seinen Armen und küßte sie, wie er sie nie geküßt hatte, wie er niemals zuvor ein Weib geküßt.

Allein mit ihr, losgelöst von allem, berauschte ihre Leidenschaft ihn bis zur Raserei.

Seine Küsse brannten auf ihren Lippen, auf ihrem halb entblößten Hals. Von ihren Armen schob er die weit herabfallenden Ärmel, und preßte seine Lippen darauf. Sie wehrte ihm nicht. Überwältigt von einer Liebesglut, die sie zum ersten Male in ihm entflammt hatte, sank sie auf dem Diwan nieder. Er stürzte zu ihren Füßen und umfing ihren Leib.

„Klara," stöhnte er, „Klara!"

Sie zog ihn an sich. Seine Lippen suchten ihre Brust. Mit der freien Hand löschte sie die elektrische Flamme.

Er vergrub seinen Mund in ihre durstigen Lippen, er wühlte sich in ihr wildes Haar, enger riß er sie an sich in trunkener Liebesraserei.

„Mein," flüsterte sie, „ganz mein!"

— — — — — — — — — —

Als Max am nächsten Morgen erwachte, war es lichter Tag. Trotz der herabgelassenen Vorhänge hatte sich die Sonne in den kleinen behaglichen Raum gestohlen und vergoldete ihn bis in seine Ecken und Winkel hinein.

Max sah auf die Uhr, es war halb neun. Leise stand er auf und horchte an der angelehnten Tür zum Nebenzimmer. Nichts rührte sich, alles war dunkel und still. Lautlos verschloß er die Tür, kleidete sich an und ging hinunter ans Wasser.

Nahe bei dem Hotel war das Badehaus. Er sprang in den See und schwamm ein gut Stück hinaus in die klare kalte Flut. Dann mit hellen Augen ging er auf die Terrasse zurück und bestellte ein Frühstück gerade unter ihren Fenstern.

Oben rührte sich noch immer nichts. Nachdem er ein paar Schluck Tee getrunken und eine Zigarette geraucht hatte, überkam ihn plötzlich eine große Unruhe. Wenn Klara etwas zugestoßen wäre? Wie konnte man ohne Grund so lange schlafen an einem so herrlichen Morgen, in der Erwartung des Wiedersehens?

Er stand auf, um zu ihr hinaufzugehen. Dann besann er sich eines anderen. Die Verbindungstür zwischen ihren Zimmern hatte er verschlossen in der sicheren Annahme, daß das Zimmermädchen während seiner Abwesenheit aufräumen würde. Einen offiziellen Besuch konnte er ihr jetzt zwischen neun und zehn Uhr morgens von dem belebten Korridor aus nicht machen. Er winkte einen kleinen Burschen herbei, der bei den Frühstücksgästen Rosensträuße feilbot, und kaufte ihm den schönsten ab, den er in seinem Korbe hatte. Dann schrieb er ein paar Worte auf eine Karte, steckte sie in einen Umschlag und schickte einen Hotelburschen damit zu der Gräfin hinauf.

Nach zehn Minuten kam der Junge zurück.

„Die Frau Gräfin läßt sagen, sie habe schon auf dem Zimmer gefrühstückt, würde aber in einer Viertelstunde unten sein."

Es enttäuschte ihn, daß sie am ersten Tage ihres Beisammenseins für sich allein gefrühstückt hatte. Er hatte es sich reizend gedacht, unter vier Augen mit ihr auf der Seeterrasse zu sitzen, das köstliche Geheimnis dieser Nacht mit einem leisen Händedruck, mit einem verstohlenen Blick Auge in Auge fortzuspinnen. Nebenbei hätte es ihn gereizt, sich vor dieser vornehmen Hotelgesellschaft mit einer so schönen, eleganten und berühmten Frau zu zeigen. Unter den Gästen war niemand, den er zu fürchten gehabt hätte.

Als die Gräfin dann herunterkam, nachdem die Terrasse sich bis auf wenige Nachzügler geleert hatte, in einem gelblichen, reich mit Spitzen garnierten Kleid aus indischer Seide, auf dem modisch frisierten Haar einen großen schwarzen Hut mit wallenden Federn, dem ähnlich, den sie im April in München getragen hatte, verwand er es nicht gleich, daß sie ihn um den kleinen Triumph gebracht hatte, sich mit ihr zu zeigen.

Klara sah ihm sehr erstaunt ins Gesicht und sagte leichthin:

„Ich bin es nicht gewöhnt, mich an eine bestimmte Stunde zu binden. Ich stehe auf, wenn es mir paßt, und nehme mein Frühstück, wie es mir behagt. Im Bett, außer dem Bett, im Zimmer, draußen, je nach dem."

„Verzeih', Liebste," bat er reumütig.

Sie gab ihm einen kleinen, scherzhaften Schlag mit einer der Rosen, die er ihr geschickt hatte, und die sie in der Hand trug.

„Nicht quälen, Bubi, hörst du! Das kann ich nicht vertragen, und auch nicht gleich ein betrübtes Gesicht machen. Und was fangen wir jetzt an?"

Max, bemüht, seinen Fehler wieder gut zu machen, schlug das und jenes vor, ohne daß es ihren Beifall hatte.

„Wasser hab' ich zu Haus genug, und zum Gehen bin ich zu faul. Am liebsten führ' ich in die Berge. Wie wär's mit Oberammergau?"

„Eine lange Fahrt. Ich fürchte, sie wird dich ermüden."

„Wir können ja aussteigen, sobald es uns nicht länger paßt. Bitte bestell' in jedem Fall einen Wagen zur Bahn, aber keine solche Karrete wie die, in der du gestern heraufgekommen bist."

„Hast du mich denn gesehen?"

„Natürlich, Dummchen, durch die Gardine!" neckte Klara.

Er lächelte.

„Ich nahm den ersten besten Wagen, um nur schnell herauf zu kommen."

„Also einen Landauer oder was der Wirt sonst hat. Aber feich muß er sein."

Nach zehn Minuten fuhr der Wagen vor. Ein netter Zweisitzer mit einem anständigen Gaul. Klara erklärte sich zufrieden.

„Wo werden wir was zu essen bekommen?" fragte sie im Einsteigen.

„Die Auswahl wird nicht groß sein," meinte Max skeptisch. „Es kommt darauf an, wie weit du fährst. In Oberammergau im Hirschen ist es nicht schlecht. Aber ich glaube nicht, daß wir so weit kommen."

Max' Voraussicht erwies sich als durchaus zutreffend. Klara wurde der langsamen Fahrt bergauf, des Umsteigens und Haltens auf jeder kleinen Station bald müde. Ihre Nerven waren mehr auf die Bewegung von Expreßzügen gestimmt.

An einer kleinen, idyllisch am Eingang eines waldreichen Bergtals

gelegenen Haltestelle stiegen sie aus, nahmen einen Wagen und fuhren aufs Geratewohl in die Berge hinein.

Um Mittag erreichten sie ein hübsch gelegenes, stattliches Dorf. Der biedere Rosselenker hatte die Behauptung aufgestellt, daß man dort im „Braunen Bären“ ganz vortrefflich zu Mittag speisen könne.

„Wir wollen es abwarten,“ meinte Klara gutlaunig und hing sich in Max' Arm.

Die Wirtin, die vor dem Hause stand, sah das ungleiche Paar verwundert an. Sie wußte nicht recht, was sie aus den beiden machen sollte. Diese elegante, schöne Frau, längst aus der ersten Jugend heraus, und der schlanke, feine junge Mensch! Mutter und Sohn konnten sie trotz des Altersunterschiedes nicht gut sein. Vielleicht Geschwister? Auch das wollte ihr nicht stimmen, am wenigsten aber Mann und Frau.

Am Ende, was ging sie's an!

Sie forderte die Herrschaften auf, im Salettl Platz zu nehmen. Das Mittagessen würde bald hergerichtet sein. Die Wahl sei freilich nicht groß, ein Rindfleisch oder Kalbshaxen und ein Rahmstrudel oder ein Eierkuchen.

Klara stimmte für Rindfleisch und Rahmstrudel, Max bestellte den besten Wein, den der Herr Wirt im Keller habe.

Die Wirtsfrau zuckte bedauernd die Achseln.

„Den Kellerschlüssel hat mein Mann im Wams. Der ist heut aufs Bezirksgericht nach Murnau. Aber vielleicht hilft der Nachbar aus. Der hat Sonntag Kindtauf' gehabt. Kann leicht sein, daß er eine Flasche Roten übrig behalten hat. Der Steinhuber ist von den Üppigen. Der Seppl kann gleich mal nachschaun gehn. Seppl!“ rief sie aus Leibeskräften, „Seppl!“

Von der Wiese her kam ein kleiner brauner Bursch' mit nackten Beinen gelaufen.

„Geh, Seppl, lauf' zum Steinhuber, ob er einen Tropfen Roten hätt'. Herrschaften sind gekommen, und Vater hat den Kellerschlüssel im Wams behalten.“

„Uijeh,“ lachte der Bub und sprang davon.

Die Wirtin ging in die Küche. Auf der Haustürschwelle schaute sie noch einmal um.

„Wenn die Herrschaften derweilen ein bissel im Garten spazieren wollen, gleich links herum ums Eck.“

Klara hatte sich's im Salettl schon bequem gemacht.

„Nach Tisch, Frau Wirtin. Jetzt möchten wir bald was zu essen haben.“

„In einer Viertelstunde,“ versprach die Frau.

Klara dehnte sich wohlig in der reinen warmen Luft.

„Hier wird's für ein paar Tage gut sein,“ meinte sie.

Dann plötzlich faßte sie Max' Hand und rief förmlich elektrisiert:

„Du, Liebling, ich hab' eine Idee — wenn ich mich hier irgendwo anbaute! Gäb' es was Schöneres für unsere Liebe, für unsere Kunst!"

Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

„Abgeschieden von aller Welt, ganz allein wir beide," flüsterte sie.

Er erschrak, eine bange Angst packte ihn. Wollte sie sich wirklich ganz von den Ihren lösen?

Sie bemerkte nichts davon, daß er nicht antwortete, so eifrig war sie bei ihrem Plan.

„Im Winter irgendwo im Süden, zunächst wenigstens, und im Sommer hier herum in den Bergen. Was meinst du, was wir von uns selbst und von der Natur hier profitieren könnten? Ein Haus im Bauernstil, dort drüben zum Beispiel bei den Tannen, unterhalb der kleinen Kapelle, zwischen Wald und Wiesenland, mit allem Komfort eingerichtet; zwei große Ateliers mit dem Blick in die Berge — das hieße Leben, Schaffen! Aber du sagst ja gar nichts, Liebes? Gefällt dir der Plan nicht?"

„Doch, doch — ich dachte nur —"

„Was denn, Schatzi?"

„Deinen Besitz bei Berlin — willst du den verkaufen?"

Er hatte sehr zaghaft gesprochen, beinahe tastend. Dennoch machte Klara ein sehr verstimmtes Gesicht.

„Ich — ich weiß noch nicht. Schwerlich. Klemens und Helmut mögen ihn behalten."

Max hatte das bestimmte Gefühl, daß Klara in diesem Augenblick alles andere genehmer sei, als die Fortsetzung eben dieses Gesprächs. Dennoch ließ es ihm keine Ruhe, auf die Gefahr hin, sie ernsthaft zu erzürnen; er mußte wissen, was sie plante, für die Ihren, für die Seinen, welche Rolle sie ihnen für die Zukunft zuerteilt hatte.

„Sprachst du schon mit dem Grafen über — über irgend etwas dergleichen?"

„Nein," sagte sie kurz und hart. „Niemand weiß etwas als du und ich."

Max sah sie fragend mit maßlosem Erstaunen an.

„Aus deinem Brief —"

Sie unterbrach ihn rasch und ungeduldig.

„Ja, ja, ich weiß. Aus meinem Brief mußtest du entnehmen, daß ich eine Art Abschied genommen hätte. Ich wollte es auch; in der Nacht nach dem Fest stand es fest in mir, alles abzutun, mit allem fertig zu werden — aber es ging nicht so, wie ich wollte. Ach laß, laß, wozu davon reden. Ich bin nach München gefahren, um nach meinen Bildern im Glaspalast zu sehen — das ist alles. Wen geht es etwas an, ob ich ein paar Tage aufs Land gegangen bin!"

„Und du fährst dann nach Berlin zurück?“

„Ich muß — noch einmal — und dann — frei, frei!“

Sie sah ihn an, der den nachdenklichen Blick in die Berge hinaus gerichtet hielt.

Sie wußte, es wurde ihm nicht leicht, sich loszulösen. Dennoch, es würde geschehn. Selbst wenn sie die Scheidung von Klemens nicht durchzusetzen vermochte, müßte Max Frau und Kind aufgeben. Sie wollte diese beiden nicht neben sich dulden. Der Gedanke, daß ihr die blasse blonde Frau, der kleine Knabe etwas, einen kleinen Bruchteil seiner Liebe nur entziehen könnten, folterte sie, machte sie toll.

Sie nahm seinen Arm und schmiegte sich hinein:

„Und wenn wir beide frei sind, Maxi —?“

Er antwortete nicht. Er beugte sich zu ihr und küßte sie, aber es wollte ihr scheinen, als seien seine Lippen kalt gewesen.

Sie seufzte ungeduldig auf.

Weshalb ist er so schwerfällig? dachte sie. Weshalb hat er überhaupt Weib und Kind? Wie konnte er heiraten, fast noch ein Knabe! Seine Eltern hatten recht, der Frau zu zürnen, die ihn zweifellos an sich gelockt und festgehalten hatte. Wer weiß, mit welchen Mitteln! Sobald sie zurück kam, wollte sie zu ihnen gehn. Nach dem, was sie von den Maibrücks wußte, war es zweifellos, daß ihnen eine Ehe mit der berühmten Klara Möbius, ja, zweifellos sogar ein freies Liebesverhältnis mit ihr, lieber sein würde, als die Fortdauer der Ehe mit der simplen blonden Frau.

Die Wirtin kam und legte ein grobes Tischtuch auf die saubere Platte und stellte das buntgeblümte Geschirr vor sie hin. Seppl mit einer „Flasche Rotem“ trippelte hinterher. Dann trug die Frau das Rindfleisch auf „mit Kren“, bemerkte sie stolz.

Zuerst saßen Klara und Max sich schweigend gegenüber, bis der Wein, ein reiner kräftiger Landwein, seine Schuldigkeit getan hatte. Dann fanden Herzen und Sinne sich wieder zusammen.

Näher rückten die Stühle zueinander, Hand in Hand saßen sie und tranken und küßten sich verstohlen. Heiße Liebesworte flogen hin und her. Vergessen war, was zwischen ihnen stand. Aufs neue packte sie der Rausch.

XIX.

Die plötzliche Abreise der Gräfin unmittelbar nach dem Fest und den ihr dargebrachten Huldigungen hatte in der Kolonie starkes Befremden erregt. Zuerst erfuhr man nicht einmal, wohin sie gegangen war, wieder ohne Mann und Sohn, obwohl Helmuts Ferien vor der Tür standen und viel von einer gemeinsamen Reise die Rede gewesen war.

Dann hieß es, die Gräfin sei nach München zur Eröffnung der Ausstellung im Glaspalast. Diese Verschleierung der Wahrheit verstimmte

noch mehr. Wäre es wirklich so gewesen, man hätte in der Zeitung davon gelesen. So simpel war man ja am Ende auch hier draußen nicht, um nicht zu wissen, was so ungefähr in der Welt vorging.

Die Kommerzienrätin, die einen Schwiegersohn in München hatte, war auf den Gedanken gekommen, festzustellen, ob die Möbius offiziell in München sei oder nicht; möglich, daß die Zeitungen eine Notiz verschluckt hatten oder verspätet brachten. Vielleicht auch, wer wußte bei dieser Zigeunerin woran man war, hatte der gute Graf den Fragenden in bestem Glauben Auskunft gegeben und war selbst hineingelegt worden. Sie entschloß sich kurzer Hand und telegraphierte an ihren Schwiegersohn. Am gleichen Tage noch lief die Antwort ein:

„Von Anwesenheit Möbius in München nichts bekannt. Eröffnung in zehn Tagen."

Da hatte man also schwarz auf weiß, was man schon lange geahnt, wovon man schon lange gemunkelt hatte: irgend etwas stimmte bei den Kippings nicht.

Die Kommerzienrätin ging mit der Depesche von Haus zu Haus. Ihr Kommentar lautete immer gleich: Sie stellte sich blindlings auf die Seite des Grafen und wälzte die unbekannte Schuld Klara zu, Klara, die ungeachtet ihrer proletarischen Herkunft, — die plötzlich in aller Munde war, — sich niemals gescheut hatte, sie, die Kommerzienrätin sowohl, als den größten Teil der Seeanwohner mit kühler Gleichgültigkeit oder gar mit einer gewissen, nicht einmal schlecht gespielten Herablassung zu behandeln.

Bei den meisten Familien machte die Kommerzienrätin Glück mit ihrer Botschaft, vornehmlich, wenn sie es nicht versäumte, die Pflicht des sympathischen Mitleidens hervorzukehren, die man dem armen Grafen schuldete; auch Helmut, gewiß, obwohl er zuweilen etwas von dem hochfahrenden Ton seiner eingebildeten Mutter an sich hatte. Auf was basierte dieser lächerliche Dünkel eigentlich? Auf ihrer dunklen Herkunft etwa, auf dem angeheirateten Grafentitel, oder auf ihrer Künstlerschaft? Bah, Maler und Malerinnen gab es auch sonst genug, die von sich reden machten, und eine Rosa Bonheur war die Möbius noch lange nicht.

Die einzigen, die den gereizten Wortschwall der Kommerzienrätin energisch zurückwiesen, waren Baumeisters. Auch ihnen standen Vater und Sohn herzlich näher als die Gräfin, aber sie gehörten zu jener seltenen Kategorie von Menschen, die, solange sie nicht vom strikten Gegenteil überzeugt werden, an das Gute in dem angefeindeten Mitmenschen glauben und sich zu seinem Anwalt machen.

Im übrigen war mit dieser plötzlichen Abreise der Gräfin und dem Umstand, daß sie allem Anschein nach nicht in München war, wie die Kippings angegeben hatten, gar nichts erwiesen. Graf Klemens mochte

sehr genau wissen, wo seine Frau sich aufhielt — sie konnte ja allenfalls auch ganz inkognito in München sein — und über den Aufenthalt seiner Frau aus irgend welchem Grunde nichts mitteilen wollen.

Er hatte Kipping vor ein paar Tagen getroffen, als er Helmut nach Stolp entgegenging. Der Wahrheit die Ehre zu geben — aber dies gestand der Baumeister nur seiner Frau — hatte der Graf ihm keineswegs einen frohen Eindruck gemacht. Die fahle Farbe seines Gesichts, die müden Augen zeugten von durchwachten Nächten; sein ganzes Wesen war schlaff und teilnahmlos gewesen, wie das eines Menschen, den alles um ihn her gleichgültig läßt, weil er einem Ziel, rastlos, bis zur Erschöpfung, nachjagt. Sie hatten ein paar nichtssagende, ganz unpersönliche Worte gewechselt, dann war jeder von ihnen seines Wegs gegangen.

Am gleichen Tage, kurz nachdem sie von Stolp gekommen waren, wo der alte Waßmann an einem leichten Unwohlsein darniederlag, war Helmut zu seinem Vater gekommen. Er hatte die Tür hinter sich verschlossen und trat mit großen, aufgeregten Schritten auf den müde und apathisch Dasitzenden zu.

Ohne jede weitere Einleitung sagte er ihm:

„Lieber Papa, ich bin kein Kind mehr und habe ein Recht auf dein Vertrauen; sage mir, was ist mit der Mama? Wo ist sie? Du weißt es, du mußt es wissen, und du mußt es mir sagen, denn ich will den Leuten Antwort geben können, die sie und uns mit ihren dunklen Andeutungen beleidigen.“

Kipping sah seinen Jungen an mit einem großen traurigen Blick.

„Mein lieber Junge, ich weiß nicht mehr als du. Als sie am Abend des dreiundzwanzigsten, heut vor acht Tagen, abreiste, hat sie uns beiden das gleiche gesagt: ‚Ich gehe nach München, um nach meinen Bildern im Glaspalast zu sehen.‘ Seitdem sind die paar Karten, von München abgestempelt, eingetroffen, deren Inhalt du ebensogut kennst als ich. Sonst nichts. Daß die Mama —“ Klemens würgte an dem, was er jetzt sagen wollte, was er seinem Sohn zu sagen für Pflicht hielt und was er doch nur mit der größten Selbstüberwindung aussprach — „nicht wirklich in München ist, glaube ich jetzt selbst, solange ich mich auch dagegen gewehrt habe. Wo sie ist, weshalb sie uns ihren eigentlichen Aufenthalt verheimlicht, ich weiß es nicht, mein Sohn. Helmut, um Gottes willen, Helmut — !“

Graf Klemens stürzte, für den Augenblick die schwere Traurigkeit, die ihn lähmte und zu Boden drückte, von sich werfend, auf seinen Sohn zu, der mit einem lauten Aufschrei zusammengebrochen war und schluchzend, das Gesicht in den Händen vergraben, auf einen Stuhl niedersank.

Ungebärdig wehrte er jeden Zuspruch ab.

„Laß, laß! Du warst mein letzter Trost! Von dir wollt' ich wissen,

wo sie ist, was sie von uns fernhält, um den Leuten, die sie schmähen, ins Gesicht sagen zu können, ihr lügt, lügt, lügt —! Hilf mir dazu, hilf dir selbst, oder willst du, daß wir zum Gespött der Menschen werden, weil wir nicht widerlegen können, daß die Mutter —"

Des Grafen sorgenvolle Züge verwandelten sich in schweren vorwurfsvollen Ernst.

„Lieber Helmut, komm zu dir. Bedenke, was du sprichst. Du stehst hier zum mindesten als ein Zweifler an der Mutter, verlangst zu wissen, um für sie eintreten zu können. Das ist gedacht wie ein unreifer Knabe. Aber du bist kein Knabe mehr, du hast es selbst gesagt, darum spreche ich zu dir, Mann zu Mann: wenn es sich um eine Frau handelt, die uns nahe steht, sei es in welchem Verhältnis immer, dann gibt es für den anständigen Menschen nur eine Pflicht, jede Verleumdung, jede Lästerung zurückzuweisen, ohne zu fragen, ohne zu deuteln, ob etwas Wahres an ihr ist. Das merke dir, mein Sohn."

„Danach aber," Klemens nahm Helmuts Hand und umspannte sie zärtlich mit der seinen, „kommt ein zweites, oder vielmehr ein erstes: Wenn du mich fragst in bangender Sohnesliebe, wo ist die Mutter, warum tut uns die Mutter das? dann weine ich mit dir."

Klemens nahm den fassungslos Schluchzenden in seinen Arm und strich ihm sanft und behutsam über das tiefgebeugte Haupt.

„Mein Junge, mein lieber Junge, habe doch Mut. Es wird ja wieder Tag werden." — —

Zwei Tage später kam Klara unerwartet und ohne jede Anmeldung zurück.

Sie trat zu den beiden, die gerade beim Frühstück auf der Seeterrasse saßen, als ob sie von einem Spaziergang käme, von dem Mann und Sohn zufällig nichts gewußt hätten.

„Ihr mögt euch schön gewundert haben," sagte sie leichthin, „daß ich nichts Näheres von mir hören ließ. Ich habe mich kurz entschlossen und bin in die Berge gegangen, um Studien zu machen. Auf der Rückreise in München hab' ich gestern dann all eure Nachrichten im Kontinental vorgefunden."

Helmut hatte seine Mutter, die trotz der Nachtfahrt schön und frisch und ganz und gar nicht schuldbewußt aussah, mit einem Gemisch von Befreiung und maßlosem Staunen gemustert, in das er so versunken war, daß er nicht Zeit gefunden hatte, der Heimkehrenden die Hand zu reichen.

Erst ihr direkter Anruf riß ihn aus seinem Brüten.

„Na, Junge, brummst du etwa mit mir, daß ich ohne deine Erlaubnis ausgeblieben bin?"

Helmut stand auf und küßte seiner Mutter die Hand. Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn herzhaft ab. Dabei

hatte sie sich weit über ihn gebeugt und die Augen geschlossen, so daß Klemens, der sie nicht aus den Augen ließ, den Ausdruck ihres Gesichts nicht enträtseln konnte.

Als sie sich dann niedersetzte, den Tee mit ihnen zu trinken, merkte man weder ihren Zügen, noch ihrem Wesen irgend welche besondere Erregung an.

Sie plauderte in leichtem Ton über dies und jenes, wie man mit Fremden oder bestenfalls mit guten Bekannten plaudert, ohne auf ihre Reise und Abwesenheit auch nur mit einem Wort zurückzukommen. Auch der Graf versuchte, so schwer es ihm wurde, mit Rücksicht auf Helmuts Gegenwart, den leichten Ton innezuhalten, den seine Frau angeschlagen hatte.

Allein mit Klara würde die Stunde kommen, die endlich all das Dunkle, Geheimnisvolle enthüllen mußte, das nun seit Monaten zwischen ihnen war, die ihm den Glauben an sein Weib wiedergeben mußte, oder — er wagte es nicht auszudenken, das Furchtbare, alles Vernichtende, das ihm wie ein Alp auf der Brust lag, ihm den Schlaf seiner Nächte raubte, ihm den Blick verdunkelte, daß er die Sonne nicht mehr sah.

Jetzt hörte er die Stimme seines Jungen, die zum ersten Male seit Klaras Abreise wieder einen fröhlichen, jugendlichen Klang hatte.

Helmut hatte den Arm um die Mutter gelegt und sagte lachend:

„Die Mama ist unartig, Pappi. Sie will sich nicht zu Bett legen, wie sie sollte nach der langen Nachtfahrt. Ich soll sie nur bis zum Diwan begleiten und sie nach zwei Stunden schon wieder wecken."

Klemens zwang sich ein schwaches Lächeln ab.

„Tu nur, mein Junge, wie die Mama es will."

Helmut, der, seit der Zauber ihrer Persönlichkeit aufs neue auf ihn einwirkte, die Dinge plötzlich wieder in einem andern Lichte sah, lief der Mutter voran die Stufen in den ersten Stock hinauf und öffnete die Tür zu ihrem Ankleidezimmer, in dem sie ausruhen wollte.

Als er das stille Gemach betrat, in dem die roten seidenen Vorhänge zum Schutz gegen die eindringende Sonne herabgelassen waren, kam ihm der Gedanke, daß die Mutter hier in dieser ruhigen Abgeschiedenheit ihm vielleicht eher als dem Vater vertrauen würde, was sie von ihnen ferngehalten hatte. Schon so manches Mal in den letzten Jahren hatte sie Dinge mit ihm besprochen, die erst später, zuweilen gar nicht vor das Forum des Vaters gebracht worden waren.

Er bettete sie sorglich und breitete die seidene Decke über ihr helles Morgenkleid, das sie rasch übergeworfen hatte. Dann setzte er sich auf seinen gewohnten Platz, auf den Rand des Diwans, und nahm ihre Hände zwischen die seinen.

Nach einer langen Einleitung suchte er gar nicht.

„Mama," bat er, sich ein wenig zu ihr herüberbeugend, „möchtest

du mir nicht sagen, wo du so lange gewesen bist, und weshalb du uns keine Nachricht gabst?"

Klara hatte einen Augenblick nicht übel Lust, den unbequemen Frager mit einem kurzen strengen Wort, wie es ihr als Mutter zustand, abzutrumpfen. Aber ein Blick in seine großen, ernsten, fragenden Augen, die er in stummer zärtlicher Forderung auf sie gerichtet hielt, entwaffnete und beschämte sie zugleich.

Sie sah zur Seite in dem Gefühl, daß sie jäh die Farbe wechselte. Es wurde ihr doch schwerer, als sie geglaubt hatte, gerade Helmut zu belügen.

„Laß, laß, mein Herz," sagte sie dann sichtlich verlegen und erregt, „ich spreche schon heut oder morgen mit dem Papa darüber — ich — du erfährst dann später alles, mein Junge. Ein so großer Bursch' du auch bist, es gibt doch Dinge, die du noch nicht begreifst."

Klara hatte sehr hastig gesprochen, in einem ihr unnatürlichen fremden Ton, über den sie selbst erschrak. Sie sah und fühlte da plötzlich etwas in ihrem Jungen, das sie mehr zu fürchten begann, als den Widerstand ihres Mannes: einen sittlichen Ernst, mit dem sie nicht gerechnet hatte, eine beginnende männliche Reife gepaart mit unberührter Reinheit, die Blick und Haltung mehr als die wenigen Worte verrieten, die er zu ihr gesprochen hatte.

Jetzt stand er auf und ließ ihre Hände, die die seinen noch immer umfaßt gehalten hatten.

„Schlaf' recht wohl, Mama," sagte er leise und traurig, „um zwölf Uhr werd' ich kommen und dich wecken."

Helmut ging still hinaus und an den See hinunter. An das Schwimmen hatte er vergessen. Er löste das kleinste Boot und fuhr langsam hinaus in den kargen Schatten, den das jenseitige Waldufer gab.

Drüben zog er die Ruder ein und ließ sich von der leise rinnenden Flut treiben. Er legte die Hand über die Augen. Die grelle Helle des Wassers tat ihm weh, sie paßte nicht zu seinen dunklen Gedanken, die, seit die Mutter es abgelehnt hatte, ihm ihr Vertrauen zu schenken, mit neuer Gewalt über ihn hereingebrochen waren.

Nicht mit einem leichten, scherzenden Wort, wie sie es noch kurz zuvor für ihn und den Vater gehabt, hatte sie ihn zurückgewiesen, nein, in sichtlicher peinvoller Erregung, in qualvoller Überwindung. Helmut wußte nun, was er bisher nur ahnend gefühlt, etwas Neues, Fremdes, Geheimes war zwischen ihnen und der Mutter, etwas, das sie selbst nicht mehr leugnete, über das sie dem Vater Rechenschaft geben würde.

Was war es, was konnte es sein, das ihnen ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit geraubt hatte, das sie so häufig forttrieb von ihnen, ihnen immer neue Trennungen auferlegte? Wollte sie mehr noch als bisher, ungestörter noch ihrer Kunst leben? Waren der Vater und er ihr im Wege?

Liebte sie den Vater nicht mehr, wie sie ihn früher geliebt hatte? Ahnte, fühlte der Vater vielleicht lange schon, was er verloren hatte?

Länger, viel länger als er selbst, ging er traurig und gedrückt umher — Helmut erinnerte sich dessen plötzlich ganz genau — nur daß der Vater in seinem Schmerz stiller und gefaßter gewesen war, als er selbst.

Und plötzlich stieg eine heiße Röte der Scham in das Antlitz des Jünglings. Er schloß die Augen und preßte die fiebernden Hände zusammen: Wie, wenn seine Mutter einem andern Mann ihre Liebe geschenkt hätte? Wenn es das wäre, was die dunkeln Andeutungen, die man ihm zugetragen, bedeutet hätten!

Wenn sie, seine Mutter, die er angebetet hatte, in der er alles Höchste und Heiligste gesehen, die ihm um so viel verehrungswürdiger erschienen war, weil sie nicht nur Weib und Mutter, sondern auch eine große herrliche Künstlerin war, Schuld und Sünde auf sich geladen hätte!

Um so reiner er sich selbst gehalten hatte, je mehr er in instinktiver Abwehr allem aus dem Wege gegangen war, was jungen Leuten seines Alters beinahe Ehrensache dünkte, um so zermalmender erschien ihm der Gedanke, der plötzlich eine förmlich zwingende Gewalt über ihn bekommen hatte.

Mitten in der Sonnenhitze überfielen ihn eisige Schauer. Er grub die Nägel ins Fleisch, ohne zu fühlen, daß Blutstropfen ihm über die Finger rannen, die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Kehle war ihm trocken und wie zugeschnürt. Dann plötzlich kam wieder Leben, Bewußtsein über ihn und zugleich ein Grauen vor sich selbst.

Wie durfte er mit solchen Gedanken an seiner Mutter sich vergehen, sie besudeln, ihre Ehre, wenn auch nur vor sich selbst, in den Staub treten! War er ein Wahnsinniger, daß er sich dessen erkühnte!

Eine quälende Reue folterte ihn. Er nahm die Ruder aus dem Boot und legte sie ein. Mit langen Stößen trieb er vom Waldufer ab über den See hinüber an die Anlegestelle unter der Seeterrasse.

Es war fast zwölf Uhr, als er auf den Sand stieß; er durfte ihren Schlummer stören, sie wecken, ihre Verzeihung erflehen. —

Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn von der Anstrengung der raschen Fahrt durch den Mittagssonnenschein.

Er legte das Boot nur notdürftig fest und stürzte dann ins Haus, die Treppe zu den Zimmern seiner Mutter herauf.

Leise klinkte er die Tür auf und schlich auf den Zehen zu ihr hin.

Sie lag in festem Schlaf. Die durch die roten Vorhänge scheinende Sonne überhauchte ihr Gesicht und ihr lichtes Kleid mit warmem, rosigem Schein. Ein verträumtes Lächeln spielte um ihren Mund. Wie schön sie war und wie jung!

Helmut beugte sich über sie und küßte sie auf die Lippen, mit leisem,



Verzeihung heischendem Kuß. Kaum daß sein Mund sie berührt hatte, schlang sie im Halbschlaf die Arme um ihn und preßte ihn an sich mit sehnender Gewalt. Ihre Lippen suchten die seinen und küßten sie mit langem, wildem, heißem Kuß, und stöhnend lallten sie: „Ach, Marl — du — du!"

Wie von Schlangen gestochen war Helmut von ihr zurückgewichen. Er mußte wohl laut aufgeschrieen haben, ohne daß er selbst es gewußt; er vernahm einen grellen, gräßlichen Schrei, der auch die Träumende geweckt haben mochte. Klara hatte sich steil und gerade in die Höhe gerichtet und sah ihren Sohn aus entsetzten Augen an.

„Du?" fragte sie und hielt sich an ihrem Lager fest; eine große Schwäche schien sie zu überkommen.

Helmut stand reglos, wie erstarrt am Fußende des Diwans. Er war bleich bis in die Lippen, seine Augen starrten sie an wie die Augen eines Toten. Dann, ohne auch nur die Lippen zu öffnen, wandte er sich kurz und verließ das Gemach. Unten nahm er mechanisch Hut und Stock vom Riegel und verließ das Haus, als sei nichts geschehen, als sei nicht soeben sein Glaube in Scherben gebrochen, seine Jugend mit einem Schlage zertrümmert, dieses Hauses Glück und Ehre beschimpft und besudelt worden.

Langsam, automatenhaft, als ob ein anderer ihm jede Bewegung diktiere, schritt er zum Bahnhof.

Ein paar Bekannte sprachen ihn an. Er gab Antwort, ohne zu wissen, was er sprach, aber es mochte wohl keine ungehörige gewesen sein, denn es sah ihn niemand besonders verwundert an, oder aber fragte ein zweites Mal. Jemand, er wußte nicht wer, hatte von seiner Mutter zu sprechen angefangen; da hatte er sich abgewendet und mit der Spitze seines kleinen Spazierstockes ein Insekt getötet, das Miene gemacht. an seinem gelben Halbschuh emporzukriechen. Dann setzte er sich auf den Zug nach Berlin.

Vom Bahnhof aus schlug er sogleich den Weg in die Schützenstraße ein. Er wollte Franz bitten, ihm für eine Nacht Unterkunft zu gewähren. Weniger noch als der Mutter glaubte er dem Vater ins Auge sehen zu können. War er nicht Mitwisser ihres furchtbaren Geheimnisses geworden!

Frau Kolle öffnete und ließ ihn ein. Herr Franz sei nicht zu Hause, er sei draußen bei Wildes, wo es mit der alten Mama nicht zum besten stehe. Aber der Herr Graf möge nur ja näher treten und Platz nehmen. Es sei schön kühl bei ihnen; sie habe über Mittag alles verhängt. In einer halben Stunde längstens würde Herr Franz zurück sein. „Sind der Herr Graf nicht wohl? Soll ich ein Glas Wasser bringen?"

„Danke, Frau Kolle, bemühen Sie sich nicht. Ich bin ein bißchen schnell gegangen von der Bahn, das ist alles.“

Helmut ließ sich in einen Stuhl an dem verdunkelten Fenster fallen. Die Frau blieb noch einen Augenblick in der Tür stehen und sah den schönen jungen Menschen mitleidig an.

„Nein, wahrhaftig, schlecht sah der aus zum Erbarmen. Dem mußte ganz was Besonderes über die Leber gekrochen sein. Hoffentlich keine Frauenzimmergeschichte, dazu war der wahrhaftig zu schade.“

Nachdem die Frau gegangen war, schloß Helmut die Augen. Ein Schwindel hatte ihn plötzlich erfaßt, das Zimmer drehte sich mit ihm, die Wände schienen auf ihn niederzufallen. Aber es ging schnell vorüber. Er war ein junger gesunder Mensch; die körperliche Schwäche packte ihn nicht allzu tief. Er rieb die Augen und richtete sich gerade auf. Er wollte den Dingen ins Gesicht sehen, klar und scharf.

Er rief das furchtbare Erlebnis der letzten Stunde zurück, Punkt für Punkt. Als er bei den Küssen und wilden Umarmungen seiner Mutter angelangt war, stieg es schwül in ihm auf, ein Ekel packte ihn. Von seiner Mutter hatte er den ersten unreinen Weibeskuß empfangen, die Arme seiner Mutter waren die ersten gewesen, die sich Verlangen heischend um seinen Leib gelegt!

Er verbarg sein schamübergossenes Antlitz in den Händen und weinte bitterlich.

XX.

Franz kam später nach Haus, als Frau Kolle angekündigt hatte. In der Bendlerstraße sah es sehr trübe aus. Der kleine Hans lag an einem heftigen Bronchialkatarrh zu Bett. Der Arzt aus dem Vorderhause, der endlich auf Annchens vernünftiges Drängen geholt worden war, schien den arg verschleppten Husten sehr ernst zu nehmen. Der kleine Kerl war zum Skelett abgemagert. Doktor Weisbruck hatte Franz im Vertrauen mitgeteilt, daß nur ein monatelanger Aufenthalt in einer Lungenheilanstalt das Kind würde retten können.

„Und Frau Wilde?“ fragte Helmut in einem müden, gleichgültigen Ton, nur um etwas zu sagen.

„Auch sie liegt fest. Der Arzt hat sorgfältigste Bettruhe verordnet, wenn das Bein überhaupt je wieder werden soll. Es ist ein harter Schlag; aber Annchen und Martha halten sich tapfer. Den Dingen dort muß gründlich aufgeholfen werden. Ich habe schon meinen Plan gefaßt. Der Hans muß fortgebracht werden, ich werde da schon ein Mittel finden, und die beiden andern Jungens kommen zum Vater nach Stolp. Da gibt's jetzt kein Dreinreden mehr. Stolz hin, Stolz her, wenn's um Sein oder Nichtsein geht. Das bißchen Essen und Trinken, das meinen Alten natürlich vergütet werden muß, dafür kommen Onkel Lepke und

ich schon auf. Frau Wilde und die Mädchen aber müssen aus der feuchten Gartenwohnung heraus, irgendwo zwei Stübchen abmieten. Das kostet ihnen dann einen Pappenstiel gegen den jetzigen Haushalt und wird mit den Puppen leicht verdient, selbst wenn die Mutter nicht so bald wieder auf den Damm kommen sollte. Ich habe schon mit den Mädchen gesprochen. Man kann sich auf alle beide verlassen — freilich, Annchen —!" Franz' Augen leuchteten auf. „Martha meint, wenn sie nur für die Mutter und Annchen den Haushalt zu führen habe, bleibe ihr auch neben den Puppen noch Zeit, mit Annchens Aussteuer zu beginnen. Aber du sagst ja gar nichts, Helmut?"

Erst jetzt fiel es Franz, der den Kopf mit eigenen Sorgen übervoll hatte, auf, daß Helmut die ganze Zeit über stumm und schweigsam, mit abgewandtem Gesicht dagesessen hatte.

„Was gibt's denn? Hast du Verdruß gehabt? Wo kommst du her? Von der Großmutter?"

„Nein, nein!" wehrte der Gefragte heftig ab, „ich — sag' mal, Franz, kannst du mich die Nacht über hier behalten?"

Franz stieß rasch die Läden von den Fensterscheiben, die das Zimmer noch immer verdunkelten, und sah dem Freunde ins Gesicht.

„Wie siehst du denn aus, Helmut? Ist ein Unglück geschehen?"

Mit einem Ausdruck grenzenloser Verzweiflung erwiderte Helmut den Blick des Freundes. Dann sagte er leise, kaum hörbar, mit gesenktem Kopf:

„Frage mich nicht, Franz, ich kann es dir nicht sagen — heute noch nicht."

Franz wandte sich ab. Er wollte dem Freunde nicht zeigen, daß er ahnend begriff. Mehr als den Nächsten war ihm über Klara Möbius zu Ohren gekommen, und er fürchtete nicht fehl zu gehen, wenn er den Gram des Freundes mit der Mutter in Verbindung brachte. Nach einer kleinen Weile trat er zu Helmut zurück und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Natürlich bleibst du hier, solange du willst. Ich rede gleich einen Ton mit der Kolle. Aber zuerst, weiß dein Vater, daß du bei mir bist?"

Helmut schüttelte heftig mit dem Kopf.

„Er weiß nichts, nein," — nur mühsam hielt der Erschütterte das Schluchzen zurück — „nichts von alledem, was ich weiß."

Nun stutzte Franz doch. Sollte Helmut wieder einmal Gespenster am hellen Tage gesehen haben? Sollte seine unrealistische Weltanschauung ihm wieder Dinge als verwerflich und ungeheuerlich vorgespiegelt haben, die am Ende nur natürliche waren?

„Wenn dein Vater nichts weiß, Helmut, so bitte gib ihm gleich Nachricht; telegraphisch, damit er sich nicht sorgt."

„Ja, ja," sagte Helmut und rührte sich nicht.

„Und wie ist's denn, willst du nicht etwas essen? Am besten wir gehen zusammen aus, in irgend einen Biergarten, wo es nicht so erstickend heiß ist.“

„Ich kann nicht essen, aber trinken möchte ich.“

„Nun gut, dann gehen wir, nur ein paar Häuser weit, aber schreib' erst dein Telegramm.“

Helmut rührte sich noch immer nicht. Er stierte vor sich hin mit düstern, abwesenden Blicken, reglos, wie erstarrt.

„Wenn du willst, werd' ich das Telegramm aufsetzen, Helmut,“ er schien gar nicht auf ihn zu hören, „du mußt,“ drängte Franz, „es wäre sehr unrecht, den Vater zu ängstigen.“

Da Helmut sich noch immer nicht rührte, fragte Franz gerad' heraus:

„Ist deine Mutter draußen?“

Helmut sah auf, mit einem Blick so voll wilder Verzweiflung und heißen Zorns, daß es Franz durch Mark und Bein ging.

„Gib her, ich werde selbst schreiben.“

Franz schob dem Freunde Papier und Füllfeder zu. Helmut dachte einen kurzen Augenblick nach, dann schrieb er:

„Bin bei Franz. Rufe mich, wenn du mich brauchst.“

Sie gaben das Telegramm auf und gingen dann in den nahegelegenen Biergarten.

Besinnungslos stürzte Helmut einen halben Krug herunter. Als er den zweiten forderte, ohne auch nur einen Bissen über die Lippen gebracht zu haben, sprach Franz ihm zu: „Laß das, Helmut. Wie ich dich kenne, wirst du klaren Kopf behalten wollen. Versuch' ein wenig zu essen.“

Wirklich brachte er ihn dazu. Franz würgte, des Beispiels halber, gleichfalls ein paar Bissen hinunter. Vor der Verzweiflung des Freundes war ihm die Lust am Essen gründlich vergangen. Wenn er sich auf Helmuts Urteil verlassen konnte, wenn es kein befangenes und unreifes war, war bei den Kippings ein großes Unglück geschehen. —

Schweigend verließen sie den Garten.

In Franz' kleinem Stübchen ließ sich Helmut wieder in denselben Sessel fallen, in dem Franz ihn zuvor gefunden hatte.

„Laß dich, bitte, nicht in der Arbeit stören! Gib mir irgend ein Buch.“ Franz legte dem Freunde die Hand auf die Schulter.

„Ich will mich gewiß nicht in dein Vertrauen drängen, aber willst du dich nicht lieber aussprechen, Helmut?“

Er schüttelte traurig den Kopf.

„Es ist nicht Mangel an Vertrauen, Franz. Was ich erlebt, dafür gibt es kein Aussprechen.“

Franz streifte den Freund mit einem mitleidigen Blick und setzte sich zu seinen Büchern.

Am zweiten Tage gegen Abend — Helmut hatte die kleinen Zimmer

in der Schützenstraße nach jenem Ausgang in den Biergarten nicht wieder verlassen — empfing Helmut ein Telegramm seines Vaters: „Ich erwarte dich, mein lieber Sohn."

Als Helmut durch das Gitter von der Straße her in den Garten trat, dunkelte es bereits. Nichts rührte sich, ihm war, als ob er in ein Haus des Todes träte. Erst dicht vor der Haustür kam Lord ihm entgegen, der auf den Steinstufen gelegen und geschlafen hatte. Das kluge schöne Tier wedelte nur leise mit dem Schweif, als ob es wisse, daß heut kein Tag der lauten Freude sei, und schob seine kühle Schnauze in Helmuts schlaff herabhängende Hand, um sich die gewohnte Liebkosung zu holen, die ihm heut nicht freiwillig gewährt wurde.

Der Graf empfing seinen Sohn in dem kleinen Wohnzimmer im Parterre. Wortlos trat er ihm entgegen und schloß ihn in seine Arme, lange, stumm. Dann zündete er Licht an.

Sie saßen sich gegenüber an einem kleinen runden Tisch, an dem sie so oft zu Dreien gesessen hatten.

Bangend sah Helmut dem Vater in das stille Gesicht.

Um Jahre gealtert schien er ihm, das Auge matt, die Schläfen eingefallen, um den schmerzlich verzogenen Mund ein Zug stiller Resignation. Wußte er, was die Mutter fortgetrieben hatte, oder war es ihm erspart geblieben, das Furchtbarste zu erfahren?

Nach langer Pause begann er zu sprechen, mit sichtlicher Anstrengung, schwer verständlich.

„Die Mutter hat von uns Abschied genommen. Sie hat mir erklärt, daß sie dir schon mittags nach ihrer Rückkehr Lebewohl gesagt habe. Was sie dir mitteilte, hat sie mir nicht anvertraut."

Helmut seufzte erleichtert auf.

„Sie hat mir gesagt," fuhr Klemens fort, „daß sie schon lange mit dem Entschlusse ringe, sich ganz frei zu machen. Sie brauche vollständigste Freiheit für ihre Kunst; sie erklärte diese Freiheit für ihr Recht, das man ihr nicht verkürzen dürfe. Es sei ihr schon längst zu eng mit uns geworden."

Der Graf hielt einen Augenblick inne, die Stimme versagte ihm.

„Unsere Fürsorge, unsere Zärtlichkeit lasteten mehr auf ihr, als daß sie sie beglückten. Sie müsse sich frei bewegen können, ohne jeden Zwang, auch ohne den Zwang der Liebe —"

Helmut lächelte bitter.

„Sie wolle nicht länger Rechenschaft geben über jede Stunde ihres Daseins, wolle sich nicht länger in eine Ordnung fügen, wie sie Haus und Familie mit sich brächte — am wenigsten ein Haus wie dieses mit seiner vornehmen Abgeschlossenheit. Das Großedamespielen passe nicht zur Kunst."

Der Graf hielt inne und atmete schwer.

„Und du, was sagtest du ihr?"

Klemens sah mit trübem Lächeln auf seinen Sohn.

„Was sollt' ich ihr sagen? Was kann sie halten, wenn ihr Herz nicht mehr für uns spricht!"

Der Schmerz übermannte ihn. Er schluchzte laut.

Helmut war aufgesprungen und hatte seinem Vater beide Arme um den Nacken gelegt. In seinen Augen war die Träne versiegt.

„Weine nicht um sie, ich bitte dich, weine nicht um sie!"

Der Graf hob den Blick. Die Stimme seines Sohnes, die hart und fordernd klang, erschreckte ihn. Er hatte geglaubt, ihn aufgelöst in wunden Schmerzen wiederzusehen. Empörte sich das Herz des Kindes so erbittert gegen die Mutter, die sich von ihm abgewandt, daß es keines Schmerzes mehr fähig war?

Er legte den Kopf gegen die Brust des Sohnes.

„Verhärte dein Herz nicht gegen sie, mein Junge, du tust dir selbst am wehesten damit. Liebe sie, wie du sie geliebt hast, dann verlierst du sie niemals ganz. Und wer weiß, das Menschenherz ist ein wunderliches Ding, vielleicht findet sie sich wieder, das, was sie sich und ihrer Kunst heut schuldig zu sein glaubt, tritt zurück hinter die Forderungen ihres Herzens, und sie kommt wieder, eher als du es denkst."

Während sein Vater sprach, hatte Helmut die Zähne in die Unterlippe vergraben, daß sie blutete. Jetzt hielt es ihn nicht länger. Um so vertrauender sein Vater sprach, um so heißer kochte der Zorn in ihm auf und loderte flammend in die Höhe.

„Sie kommt nicht wieder, nie," schrie er laut, „und sie soll es nicht. Öffne ihr das Haus nicht wieder, ich beschwöre dich, Vater, laß uns allein bleiben."

XXI.

In der Nähe des Bergdorfs, das sie von Feldafing aus mit Max für einen Tag besucht hatte, hatte Klara Möbius einen leer stehenden Bauernhof gefunden, den sie für den Rest der Sommermonate gemietet hatte.

In München, wo sie der Ausstellungseröffnung im Glaspalast beigewohnt, hatte sie eine provisorische Einrichtung zusammengekauft.

Nun war das Haus und zwei zu Ateliers umgestaltete Nordzimmer behaglich ausstaffiert, und Klara hatte bereits mit der neuen Arbeit, mit der das Haus geweiht werden sollte, einem Bildnis Max' begonnen. Sie hatte eine ganz eigentümliche Skizze dafür entworfen, eine seltsame Verquickung der Farbe und des Stils. Während die Farbe sich in ihrer dunklen Tiefe und Sattheit eng an die Kunst der berühmtesten Niederländer lehnte, war der Stil der Darstellung ein hypermoderner. Klara glaubte mit dieser Kunstform der Eigenart des Geliebten am ehesten gerecht zu werden.

Sie setzte all' ihre Kraft daran, mit diesem Bildnis eine Meisterarbeit zu schaffen. Ein starkes Gefühl trieb sie, der Welt zu zeigen: so sieht das Werk aus, das ich schuf mit freien Flügeln, so der Mann, um dessentwillen ich alle Ketten von mir warf.

Der Schwung der Arbeit und der Empfindung wurde um die Mitte August ganz plötzlich durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall gelähmt. Max wurde durch Grappe nach München gerufen; sein kleiner Sohn war nicht ungefährlich erkrankt.

Mit allen Mitteln der Liebe, des Trotzes, des Zorns, setzte sich Klara zur Wehr, Max' Abreise, seine, wenn auch nur vorübergehende Anwesenheit in dem Hause seiner Frau zu verhindern.

„Grappe hat dich belogen oder ist belogen worden. Deine Frau will dich zurücklocken, das ist alles. Glaube mir, ich sehe die Dinge richtiger als du, es ist nur eine Falle."

Sie bat und flehte, drohte und zürnte, seiner sonstigen Schwäche zum Trotz blieb er fest.

„Wenn Marie mir eine solche Botschaft schickt, so tut sie es nur, weil wirkliche Gefahr vorhanden ist. Ich kenne sie besser, sie ist eine einfache, gerade Frau, mit dergleichen Schlichen gibt sie sich nicht ab. Ich habe den kleinen Kerl lieb und will ihn sehen."

Dabei blieb es. Wenige Stunden nachdem er die Nachricht erhalten hatte, fuhr Max nach München hinein, traurig und verstört, nicht allein der Erkrankung Fritzls halber.

Nach einem leidenschaftlichen Auftritt hatten sie sich im Zorn getrennt, Klara hatte ihm den Abschied geweigert, weil er, zum ersten Male Auge in Auge mit ihr, sich nicht blindlings ihrem Willen gefügt hatte.

Er, dessen Wort im Elternhause sowohl, als in seiner kurzen Ehe vor allen anderen gegolten, dessen Handlungen und Entschlüsse stets die allein maßgebenden gewesen waren, sollte sich nicht auf ein paar Tage entfernen dürfen, ohne mit bitterem Zorn überschüttet zu werden!

Ein Widerstand, dessen er sich selbst nicht für fähig gehalten hatte, ein Widerstand, für den Augenblick stärker als seine Leidenschaft und seine Dankbarkeit, stieg gegen diese Frau in ihm auf, die ihn gewaltsam aus seiner Bahn gerissen hatte, die es für ihr gutes Recht erachtete, ihn menschlich und künstlerisch zu terrorisieren. Auf dieser einsamen Fahrt zu seinem kranken Kinde blitzte zum ersten Male die Erkenntnis in ihm auf, daß das Glück, von einer Frau wie Klara Möbius geliebt zu sein, ein Glück sei, das ein zweifaches Gesicht trage, von denen das eine zum mindesten kein lächelndes war.

Dennoch reute es ihn, daß er ohne ein Wort des Abschieds gegangen war, nicht wenigstens den Versuch einer Versöhnung gemacht hatte. Klaras Zorn, ihre Verzweiflung, waren am Ende nur die Auswüchse einer

Leidenschaft gewesen, die bei einem Temperament wie Klaras unausbleiblich waren.

Sie mußten getragen werden, blieb ihm doch das stolze Gefühl, von einer Frau geliebt zu sein, die hoch über ihren Geschlechtsgenossinnen stand.

Nach und nach gewann er sein Gleichgewicht wieder, ja, er ertappte sich darauf, daß er sich nach Klaras stürmischen Zärtlichkeiten sehnte, ehe er München auch nur erreicht hatte.

Mit verweinten Augen, zum Umsinken matt, kam ihm Marie in der Tür des Krankenzimmers entgegen.

„Die Krisis ist vorüber, Fritzl ist gerettet!“ sagte sie einfach. Er reichte ihr bewegt die Hand, die sie unter neu aufquellenden Tränen nahm.

„Ich danke dir, daß du so schnell gekommen bist, Max.“

„Es war mir ein Herzensbedürfnis, Marie.“

Sie gingen zusammen an das Bett des kranken Kindes, das in sanftem Schlummer lag.

Marie erzählte die Geschichte von Fritzls kurzer schwerer Krankheit, die im letzten Augenblick erst eine günstigere Wendung angenommen hatte; sie vermied es dabei, nicht nur Max anzusehen, sondern auch sich von ihm sehen zu lassen, indem sie sich in der dunkelsten Ecke des Zimmers seinen Blicken entzog.

Nach einer halben Stunde rüstete Max sich wieder zum Gehen.

„Wünschest du noch einmal Nachricht über Fritzls Ergehen?“ fragte Marie zaghaft.

„Ich werde morgen selbst kommen und nachfragen. Ich bleibe in München, bis für den Jungen auch der Schatten einer Gefahr ausgeschlossen ist.“

Ein schwaches Rot der Freude huschte über Maries schmales Gesicht. Dann, ehe sie noch Zeit gefunden ihm zu danken, war er gegangen.

— — — — — — — — — —

In Ungeduld und Eifersucht zählte Klara die Stunden, bis Max zurückkehrte. Gleich am ersten Tage seiner Abwesenheit hatte er ihr berichtet, daß es dem Kinde besser gehe, weshalb also kam er nicht, was tat er in München, was hielt ihn dort? Hatte die blasse Frau mit ihrer Leidensmiene ihn, wenn auch auf Stunden nur, wieder eingefangen? War sie am Ende gar nicht so einfältig, wie sie sich gebärdete?

Der Boden brannte Klara unter den Füßen. Mehr als einmal war sie im Begriff gewesen, Max nach München zu folgen, zu sehen, was er dort triebe, aber schließlich hatte ihr Stolz immer wieder die Oberhand gewonnen.

Die lächerliche Rolle, den Geliebten auf die Beziehung zu seiner Frau kontrollieren zu wollen, mochte sie denn doch nicht spielen. Aber

diese Frau, als Max Maibrücks Frau, mußte nun endlich abgetan werden. Es war höchste Zeit, diesen Schatten auf ihrem Liebesglück aus dem Weg zu räumen. Max mußte endlich den Mut finden, das Wort Scheidung auszusprechen. Wenn sie sich ein monatelanges Fernsein von ihm gefallen ließ, zweifellos wußte, daß Max den Sommer mit einer andern Frau verbrachte, was konnte ihr dann noch an einer Scheinehe gelegen sein? Verloren hatte sie ihn ja doch auf alle Fälle.

Klara selbst hatte den Gedanken an eine gesetzliche Scheidung von Klemens vorerst aufgegeben. Sie wußte, daß er darein willigen würde, wenn sie es verlangte, das genügte ihr. Zunächst wollte sie ihren Frieden mit Helmut machen, ehe sie den Sohn durch eine gerichtliche Entscheidung ganz verlor. Wie reif er war, hatte er durch seine Haltung in der fatalen Stunde bewiesen, die ihm ihre Leidenschaft für Max verraten hatte. Man würde also wie mit einem reifen Menschen mit ihm verhandeln können. Im übrigen rechnete Klara auf Helmuts anbetende Liebe für sie; diese Liebe mußte ihn begreifen, vergessen lehren.

Zweimal hatte sie schon an Helmut geschrieben, ohne daß eine Antwort erfolgt wäre. Vielleicht hatte sie doch nicht den richtigen Ton getroffen. Jetzt, in ihrer Verlassenheit, wollte sie es ein drittes Mal versuchen.

Daß Klemens in seiner vornehmen Milde ihm das Schreiben untersagt haben könne, hatte sie keinen Grund anzunehmen, um so weniger, als Klara bis heute nicht wußte, ob Klemens von ihren Beziehungen zu Max Maibrück auch nur Kenntnis hatte. Sie hatte nicht gesprochen. Helmut würde — Klara gestand es sich mit Überwindung ein — die Scham den Mund verschlossen haben.

Seit Max' Abreise und seiner immer aufs neue verzögerten Rückkehr war eine lethargische Unlust über Klara gekommen, deren Herr zu werden ihr nicht der Mühe lohnte. Weder die Arbeit noch die Natur, von deren Einfluß für ihre Kunst sie sich so viel versprochen hatte, als sie mit Max um Ende Juni hier draußen gewesen war, freute sie mehr.

Stundenlang saß sie auf der kleinen Holzaltane und starrte gedankenlos hinaus.

Die Einsamkeit, die sie sonst nach Zeiten seelischer Erregungen oder besonders starken Arbeitsanforderungen gesucht und auf lange Zeit vertragen hatte, lastete auf ihr.

In regeren Stunden fing sie an Vergleiche zu ziehen. Sie dachte an den Komfort und das Behagen, an die bunte Abwechslung ihrer Reisen mit Klemens und dem Knaben, besonders in früheren Jahren. Zunächst pflegte sie sich irgendwo eine kurze Zeit allein auszuruhen. Dann waren die beiden ihr gefolgt.

Oft, als der Sport noch neu und vornehm gewesen, hatten sie tagelange Radtouren zu Dreien durch die Berge gemacht. Dann plötzlich

war es ihr eingefallen, aus den Bergen fort nach Paris oder an die See zu gehen. Klemens hatte niemals Einsprache erhoben. Er war der denkbar beste Reisemarschall. Nichts machte ihm Schwierigkeiten, alles wickelte sich unter seiner Leitung spielend ab. Sie hatte nur zu genießen, sich zu erholen, für ihre Kunst zu profitieren brauchen, je nachdem der Sinn ihr stand. Die unbequemen Schattenseiten des Reisens hatte sie niemals kennen gelernt. Einmal waren sie kurzer Hand von Paris aus nach Ägypten gefahren. Es war ihr Traum, einen ganzen Winter dort zu bleiben. Klemens war gerade im Begriff gewesen, schriftlich und telegraphisch in Berlin nach Möglichkeit abzuwickeln, was für die nächsten Monate dort vorgesehen gewesen war, als Helmut erkrankte. Das Klima schien dem Jungen nicht zuzusagen, und ohne Besinnen fuhren sie nach Deutschland zurück.

Angefangene Skizzen aus der Nilgegend mußten noch irgendwo in ihrem Atelier sich befinden. Selma, die es übernommen hatte, Klara nachgehen zu lassen, was immer ihr wünschenswert erschien, sollte einmal umschauen und ihr die Blätter schicken. Vielleicht machten sie Max Lust, es selbst mit ägyptischen Motiven zu versuchen, sich dort für ein paar Monate anzusiedeln.

Er gehörte nicht zu den Beweglichsten, das Reisen mit ihm würde auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen, aber sie wollte eine stagnierende Ruhe gar nicht erst aufkommen lassen. Er mußte es lernen, überall zu Hause zu sein, wie es sich für einen modernen Menschen, vor allem für den modernen Künstler schickt. Augenblicklich freilich war nicht Zeit für große kostspielige Pläne. Klaras Kasse war durch das Hin und Her der letzten Monate einigermaßen erschöpft. Seit Jahr und Tag hatte sie kein Bild für den Verkauf fertig gehabt, in dem letzten halben Jahr so gut wie gar nichts gearbeitet. Ihre Depots wollte sie zur Zeit nicht angreifen, dazu hätte es einer langwierigen Unterhandlung mit Klemens bedurft, der sie verwaltete und die ausgiebigste Vollmacht für sich und Helmut hatte. Klara mochte vorerst an diese Dinge nicht rühren. Das alles bedeutete große und gewichtige Zukunftsfragen, mit der Sicherstellung Helmuts eng verknüpft. Wozu sich den Kopf jetzt damit warm machen! Wenn sie sich mit derartigen engen Sorgen und langweiligen Bestimmungen plagen wollte, hätte sie gerade so gut zu Hause bleiben können. Sie war ja doch fortgegangen, um frei zu sein, ganz sich selbst zu leben, zu genießen, glücklich zu sein nach ihrem Sinn.

Sie seufzte ungeduldig auf. Die Hände hinter dem Kopf verschränkend, warf sie sich in den Sessel zurück und sah in die blaue Ferne, ein paar Minuten, sehnsüchtig, verlangend; dann richtete sie sich energisch auf, ihr Entschluß stand fest: vierundzwanzig Stunden wollte sie noch Geduld haben, dann fuhr sie nach München hinein, mochte es gehen, wie es wollte.

Am Abend dieses Tages kehrte Max zurück, ohne sich zuvor angemeldet zu haben.

Klara empfing den Geliebten mit stürmischer Freude. Sie unterdrückte jeden Vorwurf und ließ nur den Jubel ausklingen, ihn wieder zu haben.

Was Max an festen Vorsätzen von München mitgebracht hatte, zerbrach gleich in dieser ersten Stunde. Ihre Zärtlichkeiten berauschten ihn, ihre Leidenschaft riß ihn mit fort, ihr sprühendes Temperament bezauberte ihn. Im Rausch des Wiedersehensglücks wurden die Tage ihm zu Stunden, die Stunden zu Minuten. —

In der Natur war nach dem heißen Sommer ein früher Herbst hereingebrochen. Der Regen schlug klatschend gegen die Scheiben, der Wind stürmte um das freistehende Haus und drang kalt durch die nicht ganz wetterfesten Fugen.

Eines Abends bemerkte Klara, daß es nun Zeit würde, das Bergnest zu verlassen und gen Süden zu ziehen.

Max hatte nicht geantwortet. Er blickte nachdenklich auf eine kleine Bleistiftskizze, die er nachmittags von Klara entworfen hatte. Es war etwas merkwürdig Hartes, Scharfes hineingekommen, ohne daß Max es gewollt und bei der Arbeit eigentlich bemerkt hatte. Er beschattete das Bildchen mit der Hand, damit sie es nicht sehen sollte. Es war wenig vorteilhaft geraten und zeigte einen Ausdruck trotzig fordernder Härte, den ihr Gesicht nur in ihren finstersten Stunden annahm. Er begriff sich selbst nicht, wie er in der Harmonie der letzten Tage zu dieser Auffassung gekommen war.

Während er über das Blatt gebeugt gesessen, hatte Klara fortgesprochen. Endlich sagte sie ungeduldig:

„Nun, du sagst gar nichts? Seit einer halben Stunde rede ich in dich hinein und mache dir klar, daß es für uns beide eine künstlerische Notwendigkeit ist, auf ein paar Wochen mindestens, nach Ägypten zu gehen.“

Max hatte das Blättchen zusammengefaltet und es in seine Brieftasche gesteckt.

„Ägypten, o nein! Das könnte mich gar nicht reizen. Das ist absolut nichts für mich. Es wäre verlorene Zeit.“

Klara sah ihn sehr verwundert an. Wie kam er zu einem so entschiedenen Widerspruch?

Er fing ihren Blick auf und sagte einlenkend:

„Verzeih, liebstes Herz, aber ein Künstler muß am Ende am besten wissen, was ihm frommt. Weder Land noch Leute, noch Architektur liegen mir. Du weißt, mein Können steht jedem ausgesprochen Koloristischen fern. Bei dir ist es etwas anderes. Dich lockt die Farbe, die satte Stimmung, der bunte Reiz, du hast ein Recht dazu, denn es ist

deine Welt. Für mich sind die schlichten Motive da. Stoffe wie der ‚Wald‘, der mir mein Glück gemacht hat — oder vielmehr,“ er beugte sich auf ihre Hand herab, um sie zu küssen — „mit dem du mir mein Glück gemacht hast. Am liebsten führe ich, meinem Frühjahrsplan gemäß, nach Berlin, um die Skizze für die märkische Stimmung zu machen.“

„Ich kann nicht nach Berlin,“ sagte Klara kurz und hart.

„Ich weiß es, und ich hab's ja auch für jetzt aufgegeben, obwohl es vernünftig gewesen wäre, auch der Eltern wegen, die ich gern gesprochen hätte. Übrigens, ich fand einen Brief von ihnen in München vor. Sie lassen dich grüßen und sprechen wie stets den Wunsch aus, dich kennen zu lernen.“

Max hatte es nicht eben freudig gesagt. Die Zustimmung seiner Eltern zu dieser vorläufigen Trennung von Marie und dem Kinde war denn doch gar zu schnell, gar zu bereitwillig erfolgt. Die Art, mit der sie Klara Möbius' Lob sangen, Marie und dem Kleinen jede Teilnahme versagten, tat ihm bitter weh.

„Könnten wir nicht irgendwo mit den Eltern zusammentreffen? An der Riviera oder in Meran etwa? Auch mich verlangt es, sie kennen zu lernen.“

Max schwieg beklommen. Nach einer unbehaglichen Pause sagte er:

„Ich wollte nicht gern mit dir darüber sprechen — aber schließlich — einmal muß es doch sein — ich bin nicht in der Lage — so leid es mir tut, so große und teure Reisen für jetzt zu machen — wenn ich schon nicht für uns beide sorgen kann, so kann ich doch unmöglich — du verstehst —“

„Ich verstehe, ja,“ sagte sie verstimmt, „so viel, daß du eine Reise nicht von mir bezahlt nehmen willst. Aber daß du die Mittel nicht dazu hast, versteh' ich ganz und gar nicht. Prinz Artur hat ja doch dreitausend Mark für deinen ‚Wald‘ bezahlt!“

Max zerbiß die Zigarette, die er zwischen den Zähnen hatte.

Er wollte etwas sagen, dann schwieg er wieder.

Klara lachte kurz und bitter auf. Dann sagte sie mokant:

„Ich bin ganz darauf vorbereitet, zu hören, daß du diese dreitausend Mark deiner Frau verschrieben hast.“

Max schleuderte die Zigarette zu Boden und sprang auf:

„Ja, das hab' ich auch.“

„Du bist ein Narr. Hab' ich zu diesem Zweck den Prinzen vermocht, das Bild zu kaufen!“

„Wenn er es nur auf dein Zureden gekauft hat, so bitte ich dich, es von ihm zurückzufordern. Das Geld steht jede Stunde zur Verfügung. Es ist auf der Sparkasse für Fritzl eingezahlt,“ sagte er kalt und ging aus dem Zimmer.

Mit einem harten, feindseligen Blick sah sie ihm nach.

Sie hätte nie gedacht, daß dieser weiche Mensch mit dem zärtlich anschmiegenden Empfinden jemals imstande sein würde, ihr Widerstand entgegenzusetzen.

Am meisten verstimmte es sie, daß dieser Widerstand Max' immer wieder aus seinem lächerlichen Pflichtgefühl gegen Frau und Kind erwuchs. Was sie schon wiederholt sich vorgesetzt, den Dingen in München ein Ende zu machen, mußte endlich zur Tat werden. Wenn ihr Einfluß allein nicht ausreichte, wollte sie sich der Maibrücks versichern, an denen sie zweifellos tatkräftige Helfer finden würde. Vielleicht konnte man sich über eine einmalige Abfindungssumme einigen. —

Draußen an dem kleinen spitzen Kirchlein am Gelände fing eine Uhr zu schlagen an und riß sie aus ihrem Brüten. Sie zählte die Schläge nach. Elf Uhr! Über eine Stunde, daß Max im Groll das Zimmer verlassen hatte! Jedenfalls war er schon ins Schlafzimmer herauf gegangen und hatte sich niedergelegt.

Sie löschte die Lampe und stieg mit dem kleinen Treppenlicht herauf. Leise, auf den Zehen schlich sie an die Zimmertür und legte das Ohr an den Spalt, an seinem Atem zu erlauschen, ob er schliefe oder auf sie wartete. Ein plötzliches heißes Verlangen nach seiner zärtlichen Jugend war über sie gekommen. Weshalb die Zeit mit Auseinandersetzungen verderben! War sie darum hinausgeflohen zu ihm, der ihr mit der seinen eine zweite Jugend geschenkt hatte? Sie hatte nicht mehr viel Zeit zu verlieren, und sie tat klug daran, ihn durch ihr natürliches Übergewicht nicht zu oft daran zu mahnen, daß sie die Ältere, Gereiftere sei. —

Sie stellte das Licht zu Boden und lehnte sich noch ein paar Augenblicke an den Pfosten, ehe sie die Tür öffnete. Groll und Zorn waren aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Augen strahlten, ihre Lippen lächelten und wölbten sich zum Kuß. Sie sah das Glück in seinem Antlitz aufleuchten, wenn sie als Liebende zu ihm kam, sie fühlte sein heißes Umfangen, die Küsse, die auf ihren Lippen brennen würden.

Rasch und ungeduldig öffnete sie die Tür. Schreckensstarr fuhr sie zurück, das Zimmer war leer. Auf ihrem Nachttisch lag ein weißes Blatt, das gespenstisch durch das Halblicht schimmerte, mit dem das flackernde Licht das Zimmer erfüllte.

„Ich bin zum Roßwirt herunter ein Glas Bier trinken. Wenn ich um zwölf nicht zurück bin, laß das Haus verschließen, dann schlaf' ich im Gasthaus."

Sie warf das Blatt zu Boden. Zornig und enttäuscht legte sie die Kleider ab und begab sich auf ihr Lager, ohne Schlaf oder Ruhe zu finden. Sie horchte auf jeden Windstoß, auf jeden ächzenden Baum-

stamm, auf jeden fallenden Regentropfen. Langsam schlich die Zeit. Im Hause regte sich nichts, keine Pforte klirrte, Max kam nicht zurück.

Um halb ein Uhr löschte sie das Licht und sank weinend und zornbebend in die Kissen.

XXII.

In der Dresdenerstraße war böses Wetter eingezogen.

Frau Möbius klagte und weinte über ihre älteste Tochter, ja, in besonders dunklen Stunden fluchte sie ihr, die bisher der Stolz der Familie gewesen war.

Es wollte ihr nicht in den Kopf, daß Klara wirklich auf und davon war, Gatten und Sohn, vor allem aber Rang, Titel und vornehme Stellung im Stich gelassen hatte und schlankweg wieder Klara Möbius sein wollte.

Wie konnte man einem Grafen davonlaufen und noch dazu mit einem bürgerlichen Kollegen! Ja, wenn es noch ein russischer Fürst oder besser noch Prinz Artur gewesen wäre, der ja so große Stücke auf die Klara halten sollte!

Unablässig redete die alte Frau, die dieser unerwartete Schlag aus allen Fugen gebracht hatte, in Selma hinein, Klara zur Rückkehr zu vermögen. Sie seien ja doch gut Freund miteinander; Klara habe sie stets in alles eingeweiht, weshalb sie denn ihren Einfluß nicht benutzen wollte, Klara zu ihrer Pflicht zurückzuführen? Sie sei gewiß eine tolerante Frau und habe das ihren Töchtern stets bewiesen — die Möbius wischte die kleinen Augen mit den fleischigen Händen — Gott weiß, vielleicht zu sehr, aber um einen dummen grünen Jungen einem Grafen davonlaufen, das ginge ihr denn doch zu weit.

Vergebens bemühte sich Selma, der Mutter klar zu machen, daß die Kippingsche Ehe, von seiten Klaras wenigstens, längst keine glückliche mehr gewesen sei. Sie alle — die Mutter könne das nicht leugnen — hätten einen starken Zug ins Zigeunerische, in die Bohême, wenn das besser klinge; dies Element nun sei bei Klara mehr und mehr durchgebrochen und habe gerade gegen den vornehmen Ton des Hauses, gegen das Aristokratische, das die Mutter so herausstreiche, zu rebellieren angefangen. Klara fühle sich durch den Zwang der Ehe in ihrer Kunst beeinträchtigt und halte es für ihr gutes Recht ihn abzustreifen. Dazu sei denn die, übrigens auch ihr unbegreifliche Passion für den blutjungen Menschen gekommen.

Selma aber predigte tauben Ohren. Frau Möbius ging jedes Verständnis für Selmas psychologische Auseinandersetzungen ab. Neben der Kränkung — falls die Dinge sich nicht wieder besserten — einen gräflichen Schwiegersohn und Enkel verloren zu haben, wurmte es sie, daß Selma in die ganze Angelegenheit eingeweiht sei, während man ihr nicht das geringste Vertrauen geschenkt hatte. Daß es Paula nicht besser

ging, war der alten, gänzlich vor den Kopf geschlagenen Frau nur ein schwacher Trost.

Diese ihre Jüngste war ein ebenso großer Pechvogel, als sie selbst es ihr lebelang gewesen. Aber am Ende, was nützte es, Glück zu haben, wenn man so leichtfertig damit umsprang, wie Klara es getan hatte.

Tagelang saß die alte Frau, die Hände müßig im Schoß, und klagte; aber nur Paula hatte ein Ohr für sie. Selma vermied nach der ersten langatmigen Auseinandersetzung, die der Mutter nicht den geringsten Eindruck gemacht hatte, jedes weitere Gespräch über Klara. Sie hatte andere und wichtigere Dinge im Kopf, als über Angelegenheiten zu sprechen, die für den Augenblick doch nicht zu ändern waren.

Nicht nur, daß Klara sie mit ihren Aufträgen unausgesetzt in Atem hielt, auch Parthenius, der ein neues Bild angefangen hatte, hatte sie wieder zu sich gerufen, um den Kopf einer Norne nach ihr zu skizzieren.

In lebhafter Erregung war Selma dem Ruf Parthenius' gefolgt. Sie durfte voraussetzen, daß in seinen Gefühlen für Klara eine Änderung sich vollzogen habe, seit sie Klemens' Haus verlassen und einem andern Mann ihre Neigung geschenkt hatte. Aller Berechnung nach mußte dieser Umstand Parthenius kühl und anteillos machen.

Zu ihrer Überraschung mußte Selma erfahren, daß das gerade Gegenteil der Fall sei. Seit Klara die legitimen Fesseln durchbrochen, schien Parthenius sie sich um vieles näher gerückt zu empfinden. Er sprach unausgesetzt von ihr, und allgemach schien es Selma, als ob er sie nur gerufen habe, um wieder und wieder von Klara reden zu können, von ihr zu hören.

Eines Tages überraschte er Selma sogar mit der Absicht, die Gräfin in ihrer Idylle aufzusuchen, um sich zu überzeugen, welches Los sie gezogen habe. Von Maibrück wußte Parthenius nichts, als daß er ein junger, talentvoller Bursch war, eine Wissenschaft, die ihm keineswegs genügte, da, wo es um eine Frau ging, die er einstmals leidenschaftlich geliebt hatte.

Nach wenigen Tagen schien Parthenius die Absicht dieses Besuches indes wieder aufgegeben zu haben. Selma hatte ihm erzählt, daß Klara in den Süden reiste. Sie habe sich schon vor längerer Zeit ihre ägyptischen Skizzen kommen lassen; Selma schloß daraus, daß sie die Absicht habe, an den Nil zu gehen, ob allein, ob in Gesellschaft Maibrücks, wisse sie nicht.

Parthenius hatte auf diese Nachricht hin eine lange Weile geschwiegen und sich dann so vollständig in seine künstlerische Aufgabe vertieft, daß die im allgemeinen unermüdliche Selma um eine Ruhepause gebeten hatte.

Da hatte Parthenius ganz plötzlich nach Kipping und Helmut zu fragen angefangen, deren Namen während der ganzen Zeit nicht über

seine Lippen gekommen waren. Selma konnte nur berichten, daß beide wie um eine Tote trauerten.

Nachdenklich hatte Parthenius vor sich hingeblickt. Dann hatte er gefragt:

„Wissen Sie, Selma, woran ich öfter gedacht habe, seit Klara fort ist?"

„Nun?"

„An ein Heilmittel für Kipping, aber ich habe es schon wieder verworfen. Es lohnt nicht mehr, davon zu sprechen."

„Sagen Sie's immerhin, Parthenius. Ich habe mir nie etwas aus Klemens gemacht, ebenso wenig, wie er mich jemals mochte, aber die Größe, mit der er sein Unglück trägt, — ich muß sagen, sie nötigt mir Respekt ab — wenn man ihm helfen könnte —"

Parthenius sann vor sich hin.

„Wenn man ihm sagte: sie ist es nicht wert, daß gerade du um sie trauerst. Sie war mein, als du dich ihr genähert, sie hat mich geopfert, weil ich damals ein armer Schlucker und eine bürgerliche Null war, du aber ein Mann von Rang und Namen —"

Parthenius hatte es vor sich hin gesprochen, ohne das Mädchen anzusehen, langsam und schwer. Wort um Wort ließ er wie einen dumpfen, schweren Axtschlag niedersausen.

Selma legte ihm mit einer raschen, beschwörenden Bewegung die Hand auf den Arm.

„Ich bitte Sie, um Gottes willen, Parthenius, tun Sie das nicht. Sie haben so lange geschwiegen, Sie sind ihm ein aufrichtiger Freund geworden; wie ich Klemens kenne, würde ihn dies vollends vernichten. Lassen Sie ihm wenigstens den Glauben an die Vergangenheit!"

Parthenius lächelte ironisch.

„Sie mögen recht haben, Selma. Ich habe mir das selbst schon gesagt. Kippings Natur verlangt nach dieser frommen Lüge. Mich würde in solchem Falle die Wahrheit heilen und ich würde ihr dankbar sein."

Selma sah Parthenius mit einem seltsam skeptischen Lächeln an, dessen Bedeutung er sofort verstand.

„Sie meinen, ich habe das Gegenteil bewiesen? Liebes Kind, mein Fall lag denn doch anders. Klara hat mir damals mit verblüffender Aufrichtigkeit erklärt, daß sie meinen Freund Klemens Kipping mir vorziehe, und mir in aller Form den Abschied gegeben. Ihrem Mann aber hat sie nicht gestanden, daß sie nicht nur meine Schülerin, sondern auch meine Geliebte gewesen ist. Trotzdem ich nicht der Betrogene gewesen, hat mir diese Geschichte den Geschmack an der Liebe und am Weibe gründlich verdorben."

„Bis auf den Geschmack an einem," murmelte Selma mit ersticktem Seufzen.

Er hatte sie trotzdem verstanden und nickte trübe vor sich hin.

„Kismet. Man muß sich damit abfinden."

„Kipping wird es nicht besser ergehen. Auch er wird Klara nicht vergessen können."

„Weiß er denn endlich, weshalb sie ging?"

Selma zuckte mit den Schultern.

„Ich halte es für ausgeschlossen, daß er es nicht weiß. Aber er wird es niemals zugestehen, sich selbst nicht, am wenigsten andern."

„Vielleicht trägt er sich mit der Hoffnung, daß sie wiederkommt, und hält sich alles fern, was es ihm unmöglich machen würde, sie wieder aufzunehmen; es gibt ja keine Sophisterei, keinen Selbstbetrug, dessen die Liebe nicht fähig wäre. Ich muß es überwinden und zu ihm gehen. Vielleicht, daß man ihm doch irgendwie helfen kann. Aber jetzt kommen Sie, Selma, wir wollen weiter arbeiten." —

Es war um Anfang Oktober, als dies Gespräch in Parthenius' Atelier geführt wurde.

Dem regnerischen Herbst war ein herrlicher Nachsommer gefolgt. Draußen auf dem Lande konnte man völlig vergessen, welchen Kalendermonat man schrieb.

Der Himmel blaute, warm und hell leuchtete die Sonne herab, glatt wie ein Spiegel, von keinem Windhauch gekräuselt, lag der graugrüne See. Nur die Waldungen an seinen Ufern in ihrer buntfarbigen Pracht erinnerten daran, daß es wirklich Herbst geworden war.

Die Michaelisferien hatten begonnen. Franz verbrachte sie draußen bei den Eltern in Stolp. Er wäre der Examenarbeiten halber lieber in der Stadt geblieben, aber die Alten hatten so herzlich nach ihm verlangt, daß er es ihnen nicht abschlagen mochte. Er war ihnen gerade jetzt jede Rücksicht und gedoppelten Dank schuldig.

Obgleich es dem alten Mann den ganzen Sommer über nicht zum besten ergangen war, hatte er die beiden Jungen bei sich aufgenommen, die unter seiner milden Zucht trefflich gediehen, und obwohl Franz sich mit Händen und Füßen gewehrt, nahm er kein anderes Entgelt dafür als die baren Auslagen für Nahrung und Kleidung der beiden Wildfänge. So konnte alles, was Franz erübrigte und Lepke beisteuerte, den armen Kranken zugute kommen, Hans, der in der Belziger Lungenheilstätte Aufnahme gefunden hatte, und Frau Wilde, die immer noch arbeitsunfähig war, obwohl die helle, sonnige Wohnung, die sie seit dem ersten August mit Annchen und Martha bewohnte, entschieden vorteilhaft auf ihr Leiden einwirkte.

Außer der Genugtuung, die es Franz gab, sich den Eltern durch seinen Besuch dankbar zu erweisen, söhnte die Nähe Helmuts Franz damit aus, die Ferien nicht ganz so nützen zu können, wie er es sich eigentlich vorgesetzt hatte.

Helmut suchte, in dem Unglück, das ihn und sein Vaterhaus betroffen hatte, zwar die Nähe des Freundes nicht, wie er niemandes Nähe suchte, aber er floh seine Gesellschaft auch nicht, ja, in letzter Zeit schien sie ihm mehr und mehr wohlzutun, wenn sie sich zufällig bot. Das erfüllte Franz mit Befriedigung, und öfter als es ihm, um der Sache willen, lieb sein konnte, sprang er in diesen schönen Oktobertagen von der Arbeit auf und versuchte es, Helmut auf seinen einsamen Wegen zu begegnen.

Ein paar Mal trafen Franz' Berechnungen, so gerade in der letzten Ferienwoche, nicht zu. Heut, da ihm nur noch drei Tage für Stolp blieben, beschloß er, Helmut geradenwegs aufzusuchen, da er von den Wildes Jungen, die ihre Ferien in zügellosem Umherstreifen genossen, erfahren hatte, daß der Graf nach Berlin gefahren sei.

Zu seiner Freude fand Franz Helmut in seinem kleinen Arbeitszimmer bei der Arbeit.

„Störe ich, Helmut, so will ich wieder gehen."

Helmut war schon aufgesprungen und hielt den Freund bei der Hand fest.

„Es ist sehr hübsch, daß du kommst, Franz, und vom Fortgehen ist keine Rede. Ich habe für heute mein Pensum so gut wie erledigt; wollen wir ein bißchen rudern?"

Sie stiegen zum See hinunter. Helmut machte das kleine Boot los, um nach dem jenseitigen Ufer hinüber zu fahren. Im Forst zwischen den alten rostbraunen Buchen und goldgelben Rüstern schritt es sich jetzt wunderschön. Auf der Fahrt blieben die jungen Leute schweigsam. Nach alter Gewohnheit dachte ein jeder von ihnen daran, was er dem Freund am wichtigsten mitzuteilen habe. Im Gehen kamen sie dann auf ihre Arbeiten und das Examen zu sprechen.

Franz war froher und tüchtiger Pläne voll.

„Ich hoffe," meinte Helmut, nachdem Franz ausgesprochen hatte, „mit dir Schritt halten zu können — trotz allem, und zugleich mit dir fertig zu werden. Wir gehen dann zusammen nach Heidelberg — später freilich —"

„Es war dann stets eine Trennung unserer Wege vorgesehen."

Helmut lächelte trübe.

„Von dem allen ist nicht die Rede mehr. Ich glaube kaum, daß ich überhaupt die akademische Laufbahn werde einschlagen können, ein paar Jahre Studium und dann ein praktischer Beruf. Ich will meinem Vater in keinem Fall zur Last fallen."

Franz erschrak.

„Wie denn, du wolltest —? All deine Lieblingspläne — das Studium — die diplomatische Karriere, das Auswärtige Amt — den Kolonialdienst aufgeben?"

Helmut wurde nun doch blaß. Seine Hand griff nach einem trockenen Buchenzweig, der gerade über seinem Haupte hing, und streifte die braunroten Blätter vom Stiel, daß sie raschelnd zu Boden sanken.

„Es wird mir sehr schwer, aber mir bleibt keine Wahl."

In dem ruhigen Franz brannte die helle Empörung auf.

„Verweigert die Mutter dir etwa —?"

Helmut unterbrach ihn rasch.

„O nein, im Gegenteil. Sie hat mir wiederholt die reichlichsten Mittel angeboten — aber ich — es ist besser, nicht davon zu sprechen, Franz. Wozu eine hübsche Stunde verderben. Wie geht es Annchen?"

Franz schob seinen Arm in den des Freundes.

„Lassen wir Annchen noch ein paar Augenblicke beiseite. Wir kommen schon noch zu ihr zurück."

In dem Bemühen, den Freund abzulenken, hatte er einen heiteren Ton angeschlagen.

„Vorerst wollt' ich dir mal ganz im Vertrauen mitteilen, aber im allerstrengsten, mein Alter darf um's Himmels willen nicht Lunte riechen, daß ich mich letzthin ganz wie du mit dem Gedanken getragen habe, das Studium nach ein, zwei Jahren aufzugeben und einen praktischen Beruf zu ergreifen."

„Das ist nicht dein Ernst, Franz. Das sagst du nur, um mir's leichter zu machen."

„Ich denk' ja gar nicht dran. Onkel Lepke hat mir nach einer schnellen Selbständigkeit den Mund wässerig gemacht. Er schlug mir vor, mich in seiner lithographischen Anstalt als Mitarbeiter, später als Gesellschafter anzustellen. Er beabsichtigt, die Geschichte ganz ins Große auszubauen. Von irgendwoher scheint er einen bedeutenden Einschuß ins Geschäft bekommen zu haben. Er ist der Ansicht, daß ich so schnell als möglich meinen Doktor machen sollte, mich dann ein wenig in der ‚Branche' umsehen — du siehst, wie geschäftsmäßig ich mich schon ausdrücke — und dann, wie er sich ausdrückt, ‚fix los'."

„Na, und du, Franz?"

„Mein Junge, ich bin auf dem besten Wege, mich Onkel Lepkes Ansichten anzuschließen. Er hat ja recht, wenn er sagt, daß man den Hungerstand des Lehrers nicht zu vermehren braucht, wenn es zu vermeiden und nicht gerade unbedingt notwendig ist. Und dann die Hauptsache, Annchen! Da ich ihr nun mal Treue geschworen habe, bleibt mir nichts anderes übrig, als sie zu halten und die Kleine heimzuführen. Das aber kann, wenn ich Onkel Lepkes gute Lehren beherzige, um drei Jahre früher geschehen, und wir brauchen dann voraussichtlich nicht mal von ‚Spinat und Händedrücken' zu leben."

Franz hatte im Übermut gesprochen. Seiner burschikosen Ausdrucksweise zum Trotz leuchteten seine Augen, wenn er Annchens gedachte,

und über sein kluges, schlichtes Gesicht flog ein heller Schein der Freude.

„Nun, du antwortest nicht? Es muß dir doch eine Genugtuung sein, Helmut! Oder hast du deine Ansichten geändert? Hast du vergessen, welch' erbauliche Reden du mir im Frühjahr zwischen Rindfleisch und Pudding über Liebe und Ehe gehalten hast? Wie mannhaft du mich ermahnt hast — da du glauben mußtest, Annchen sei nur eine Liebelei mehr — daß es dem anständigen Menschen gezieme, nur einmal wahr und ehrlich zu lieben? Wie du mir von der Treue schwärmtest, die das einmal Geliebte nicht losläßt!"

In lachendem Übermut hatte Franz es herausgesprudelt, der harmlos glücklichen Stunde eingedenk, die sie damals zusammen verbracht hatten. Jetzt hielt er erschreckt inne und blickte auf den Freund, der bleich und stumm neben ihm herschritt und mit dunkeln, verzweifelten Blicken vor sich hinstarrte.

„Verzeih, Helmut, ich wollte dir nicht wehe tun."

„Ich weiß wohl. Aber wenn du alles wüßtest!" Seine Stimme brach in einem kurzen, heisern Schluchzen ab, dann faßte er sich wieder.

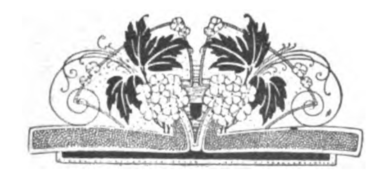
„Es war wohl alles Torheit, was ich dir damals sagte. Grüner Idealismus, der vor der Wirklichkeit nicht standhält, und das Leben ist ganz anders, als es uns damals schien. Liebe und Treue und Reinheit sind nur jungenhafte Phantastereien, in Wirklichkeit gibt es nur Schmutz und Häßliches."

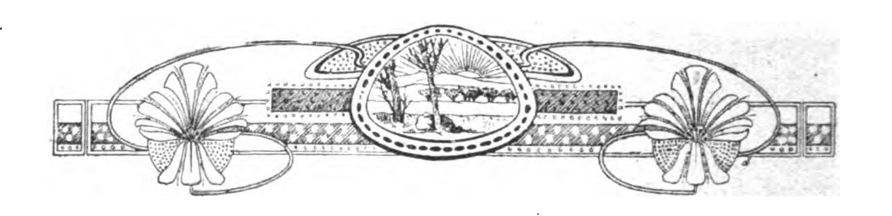
Er hielt sich nicht mehr und brach, das Gesicht schamhaft mit den Händen deckend, in lautes Schluchzen aus.

Franz faßte ein grenzenloses Mitleid mit dem Freunde, das Mitleid des reifen Mannes, des Älteren mit dem Jüngeren, in dem er eine Welt reiner Schönheit und Güte zerschlagen sieht, eine reiche köstliche Saat vernichtet auf einen Schlag, ehe sie noch reif zur Ernte ward.

Da er nicht Worte fand für das, was ihn übermächtig bewegte, tat er, was er seit seinen Kinderjahren nicht getan, er beugte sich über den Freund und küßte ihn.

(Schluß folgt.)





Leo Heller.

Eine Studie

von

Hans Ludw. Linkenbach.

— Bad Ems. —

Der Name Hellers trat mir zuerst in Witzblättern untergeordneten Ranges entgegen, deren Inhalt von recht zweifelhafter Güte ist und nur den Zweck verfolgt, unreifen Früchtchen mit allerlei Zoten und Zötchen die Spargroschen aus der Tasche zu locken. — Inmitten des Wustes grausamer Banalitäten fielen mir die, mit jenem Namen gezeichneten Verse angenehm auf durch ihre Schönheit und Gefühlsinnigkeit, sowie durch ihre fast durchweg geschmackvolle Eigenart. Manch liebes Mal habe ich mir den „Satyr" oder „Das kleine Witzblatt" auf den Straßen Berlins erstanden, lediglich dieser Gedichte und Lieder wegen, die mir den Wunsch erweckten, den talentvollen Autor bald in besserer Gesellschaft anzutreffen.

Später las ich dann zu meiner Freude den Namen Hellers öfters in den „Meggendorfern" und anderen Blättern, die den Wert jener Lyrik erkannt und ihr willig die Spalten geöffnet hatten. In den hübschen Vertonungen Strauß' und Zeplers hörte man die Hellerschen Strophen bald vom Brettl herab und zollte ihnen freundlichen Beifall. Indessen verhielten sich das große Publikum und die berufsmäßige Kritik den Buchausgaben der Verse gegenüber ziemlich indifferent. Wohl fanden sie hier und da eine empfehlende Besprechung. Das war aber auch alles; gekauft wurden die Bücher nur selten. Mir erscheint das als ein Unrecht dem jungen Dichter gegenüber, der uns ohne Zweifel mehr bedeuten muß als ein liebenswürdiger Brettllibrettist.

Heller hat, so viel mir bekannt, bis jetzt drei Gedichtsammlungen veröffentlicht: Die „Volkslieder in modernem Gewande", die 1902 im Verlage Harmonie, Berlin, erschienen sind; die „Bunten Lieder" (bei Cäsar Schmidt, Zürich 1903) und neuerdings die „Garben" (ebenfalls im Verlage Harmonie, Berlin).

Bei der Lektüre dieser Sammlungen fiel mir das Goethesche Wort ein: „Alles Lyrische muß im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen ein bißchen unvernünftig sein.“ — Bei Heller trifft das zu. Seine Poesie ist aus der wahren Erkenntnis menschlichen Lebens geboren; ein klarer, weitschauender, richtig wägender Geist redet aus ihr mit warmen, herzlichen Tönen. Aber hier und da wallt die Empfindung allzu stark empor, überklingt die Sprache des Gefühls das Wort der Vernunft, und wir werden mit hinübergezogen in das Reich widerstrebender Klänge. Doch auch in dem Widerstreit liegt Harmonie; und diese große und allgemeine Harmonie ist es, die der Lyrik Hellers ihren gewinnenden Reiz verleiht. Aber noch ein anderer Goethescher Ausspruch erscheint mir für den Dichter bedeutungsvoll. In „Kunst und Altertum“ sagt der Altmeister: „Der törichtste von allen Irrtümern ist, wenn junge, gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von andern schon anerkannt worden.“ — Heller verfällt nie in diesen Irrtum. Er ist dabei völlig frei von jeder Originalitätssucht; er kennt die Grenzen seines Talentes und weiß, daß eine gewollte, künstlich geschaffene Eigenart eher Unkunst als Kunst ist, daß sie manieriert erscheinen und unschön auf jeden wirken muß, der nicht gewillt ist, seinen gesunden Geschmack der Mode zum Opfer zu bringen. Und dennoch geht der Dichter nicht die ausgetretenen Wege der Vielzuvielen; er hat seine eigenen Pfade und Pfädchen, die zwar keine grandiosen Ausblicke in die Ferne gewähren, aber einen intimen Zauber besitzen, den vielleicht nicht alle begreifen und spüren, der aber manchem lieb und teuer werden mag, wenn er sehenden Auges und fühlenden Herzens den Dichter begleitet. Das Wesen Hellerscher Kunst kann nicht besser gekennzeichnet werden als durch den Titel, den der Autor selbst seinem ersten Buche gab: „Volkslieder in modernem Gewande“. Schlicht und einfach, wie sie sich geben, sind es wirkliche Lieder des Volkes. Aber es sind auch Lieder der Zeit, deren Fühlen und Denken himmelweit verschieden ist von dem früherer Jahrhunderte. Denn nicht mehr auf stillen Landstraßen, in behaglichen Spinnstuben und im traulichen Fenstererker des ruhigen Heims spielt sich das Leben unserer Tage ab; im hastenden Treiben des Verkehrs, zwischen düster ragenden Mauern, im wilden Strudel der Städte kämpfen wir modernen Menschen den harten Kampf ums Dasein. Wir sind ernster, fleißiger, nervöser geworden. Das „Blaublümlein am Bachesrand“ kann unsere Phantasie nicht mehr in dem Grade reizen, wie es das einst vermochte. Ganz andere Dinge durchzittern unser Gemüt, befruchten unseren Geist. Und nicht minder als das Herz unserer Ahnen strebt das unsrige nach Ausdruck dessen, was es bewegt.

Die soziale Frage steht seit Jahrzehnten im Vordergrund der geistigen Interessen. Sie enthüllt uns Abgründe, von denen unsere Altvorderen nichts ahnten, und in die ihre Enkel schaudernd und schwindelnd hinab-

blicken; sie ruft uns zum Kampfe, stählt unsere Kraft und entzündet die Flamme werktätigen Mitleids zu voller Glut. Sie klingt auch wieder in der Poesie unserer Tage. — Aber je tiefer wir schauen, je heißer wir kämpfen müssen, desto gebieterischer wird die Sehnsucht nach einem versöhnenden Ausgleich. Und ihn finden wir im Humor, in dem Schalk, der unter Tränen zu lächeln vermag.

So ist denn die sogenannte Brettldichtung eine naturnotwendige Folge der unser Zeitalter erschütternden Probleme gewesen, und in dem Maße, als diese sich klärten und von den Schlacken befreiten, wurde auch jene reifer und reiner. Sie ist keineswegs überwunden, die gute Idee, die ihr zugrunde liegt, blieb lebendig.

In Leo Heller aber sehen wir den Typus unserer ringenden, erlösungheischenden Zeit. Seine Lyrik ist beides zugleich, Kampf und Sehnsucht, Weinen und Lachen, Glaube und Erfüllung.

Nervös und verzärtelt, und voller Widersprüche, ist sie das echte, rechte Kind des 20. Jahrhunderts. Aber ihr Kern ist gut und gesund, und durch ihre Adern fließt das warme, rote Blut unseres Volkes.

Seit der Herausgabe seines ersten Buches hat sich Hellers dichterische Individualität entschieden vorteilhaft entwickelt. In den „Volksliedern" wirkt noch manches trivial und unschön. Die Form besitzt noch nicht die erforderliche Straffheit, der Ausdruck ist zuweilen allzu matt und farblos. Die „Bunten Lieder" bedeuten schon einen Schritt vorwärts. Hellers reifstes Geschenk aber sind seine „Garben".

Hier verläßt er mehr und mehr das Gebiet des Zweckpoems und wendet sich in Scherz und Ernst der reinen Lyrik zu. Hier trifft er mit erstaunlicher Leichtigkeit den sangbaren Volkston und entdeckt uns am vollkommensten seine dichterische Eigenart.

Ein Beispiel dieser Art möge hier Platz finden:

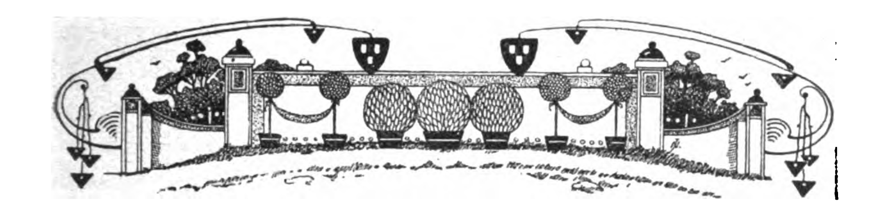
Samstag Abend.

Die Stadt zieht just ihr bestes Röcklein an,
Man putzt und scheuert in den engen Toren,
Verwundert blickt der alte Gockelhahn
Vom Turm herab auf das Herumrumoren.

Bald ist das ganze Städtchen blitz und blank,
Dann lagert Ruhe auf den roten Dächern,
Nur aus der nahen Schenke dringt der Klang
Von glatten Würfeln und von hellen Bechern

Die Lampen gehen allgemach zur Ruh,
Der Wächter flackert schläfrig auf den Wegen,
Großmütterchen macht die Postille zu,
Und alles träumt dem Sonntagsglück entgegen.

Hellers Werdegang ist noch lange nicht abgeschlossen; und wir dürfen sicherlich noch manche treffliche Gabe von ihm erwarten. Er ist einer der besten Volksdichter unserer Tage, einer der wenigen, die ihre Zeit nicht verleugnen. Zwar sehen wir in ihm keinen literarischen Markstein, keinen genialen Schöpfer neuer Werte, wohl aber eine dichterische Persönlichkeit, die uns zu fesseln vermag, und deren Entwicklung wir mit lebhaftem Interesse verfolgen.



Gedichte

von

Leo Heller.

— Berlin-Wilmersdorf. —

Straße mit Bäumen.

Zu beiden Seiten des Fahrdamms ziehn
Sich alte Lindenbäume hin,
Die sich verästeln und verquicken
Und die Zweige ineinanderschicken.

Im Frühling, wenn es da blüht und schwellt,
Das ist das Herrlichste auf der Welt:
Durch diese blühende Straße zu gehen
Und über sich die Schönheit zu sehen.

Und später, dann werden die Blätter so dicht,
Den störendsten Regen merkt man nicht,
Und drohen die Wolken noch so am Himmel,
Hier gibt es immer ein frohes Gewimmel.

Meine Feste.

Was ihr für Feste habt, was kümmert's mich,
Ich lasse mir mein Herz nicht kommandieren.
Wenn man befiehlt, mögt ihr euch amüsieren,
Und wenn es mir behagt, dann feire ich.

Für mich ist jeder Tag ein neues Jahr,
Ein neuer Born zu überreichem Hoffen,
Und bin ich froh, dann steht es mir wohl offen,
Den Tag zu feiern, da ich glücklich war.

O meine Feste in der Einsamkeit!
Und hat sich auch kein Papst für sie entschieden,
Mir sind sie doppelt hold in ihrem Frieden,
Und frei und frank sind sie von Raum und Zeit.

Neid.

Verschon' mir Gott mein Herze
Vor blassem, gelbem Neid.
Das ist eine böse Kerze,
Die brennt nur Weh und Leid.

Die brennt nur Schmerz und Sorgen
Mit ihrem giftigen Schein,
Die brennt vom Abend zum Morgen,
Tief in den Tag hinein.

Weh dem, der solche Kerze
Verborgen trägt im Kleid, —
Verschon' mir Gott mein Herze
Vor blassem, gelbem Neid.

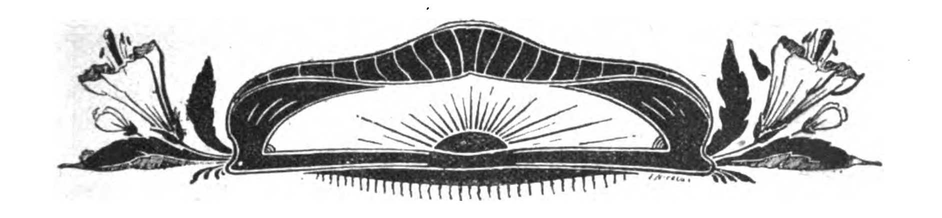
Evoë!

Ein Kreischen aus dem Weidenbusch,
Ein Rauschen wie von Weiberröcken
Und von den fernen Rebenstöcken
Des Winzervolks Schalmeientusch:
Evoë!

Das rote Licht des Abends brennt
Und brennt sich ein in tiefe Schatten,
Das Land noch einmal zu begatten,
Bevor die Nacht die Kräfte trennt.
Evoë!

Ein Seufzen aus dem Busch hervor,
Die Äste biegen sich, ein Stöhnen — —
Und fern vom Rebenhügel dröhnen
Der Trunknen Stimmen grell im Chor:
Evoë!





Im Lande des Adlers mit der Schlange.

Mexikanische Reiseerinnerungen.

Von

Dr. F. Tetzner.

— Leipzig. —

Dort sollt ihr wohnen, wo der Adler auf dem Felsen die Schlange im Schnabel trägt!" Mit dieser Weisung waren die kriegerischen Azteken, die Ende des 12. Jahrhunderts aus dem mystischen Lande des weißen Geiers südwärts gezogen und in die Gegend der heutigen Hauptstadt Mexikos gekommen waren, am Endpunkt ihrer Wanderung angelangt. Sie verdrängten die feindlichen Tolteken und erbauten Alt-Mexiko-Tenochtitlan. Die Urbewohner hatten eine höhere Bildung, doch nehmen die mexikanischen Gelehrten heute an, daß auch die Azteken ein zivilisiertes Volk waren und daß sie nichts von den Tolteken zu entlehnen brauchten. Über 300 Jahre erfreuten sie sich der ungestörten Herrschaft, und ihre Kultur hatte eine hohe Blüte erlebt, als Ferdinand Cortez mit Montezuma in Verbindung trat. Aber sie kannten die Haustiere nicht, und erst die Weißen legten die Lasten von den indianischen Schultern auf Roß, Esel, Maultier und Rind, auf Wagen und Schiff. Greuliche Menschenopfer gehörten zum Gottesdienst Huitzlipochtlis, und der gemeine Mann war ziemlich rechtlos. Die Conquistadoren schoben die alten Herren aus der leitenden Stellung, versklavten sie aber nicht, erkannten vielmehr die alten Kazikengeschlechter für ebenbürtig. Freilich tat die spanische Herrschaft alles, die Azteken nieder- und sie von den Fortschritten der europäischen Kultur im geistigen und wirtschaftlichen Leben fern zu halten. Sie haben die ihrem Glauben gemäße Bestrafung schon auf Erden erfahren. Die Herrschaft ist ihren Händen entglitten, und der eigentliche Mexikaner ist heutigentags der Mestize, der Abkömmling einer indianischen Mutter und eines europäischen oder kreo-

lischen Vaters. Auch in der Tracht bringt der Mestize seine Selbständigkeit zum Ausdruck, im Sombrero, der kurzen besteppten Buntjacke und dem Silbergürtel, der Hemd und Hose festhält. Der Mestize ist Handwerker, Bauer, Beamter, der Indianer Arbeiter und Kleinbauer; auf den Märkten überwiegt die indianische Marktfrau, die ein Kind auf dem Rücken, ein andres am Arm, die geringen Gartenprodukte in Straße und Halle feilbietet. Der Unternehmer, Großstädter, Fabrikant, Kapitalist ist immer noch der Weiße. In größeren Gemeinschaften finden wir ihn besonders in den blühenden mormonischen Ackerbaukolonien des Nordens, deren moderne Häuser und Anlagen nun freilich ein anderes Gepräge haben als die platten Lehmhäuser, Adobe-ranchos und Schilfhütten in Gebirg und Steppe.

Durchfahren wir von Nordosten her, vom spärlich bevölkerten Chihuahua aus, das Land, so fällt uns neben der peinlichen Ordnung, die von den Ruralen des Präsidenten aufrecht erhalten wird, die ganze Öde der Prärie auf, wo nichts als Mezquitesträucher und Yukkas im Land dem Auge entgegen treten. In diesem Nordstaat, der größer als Süddeutschland ist und nicht einmal ganz einen Einwohner auf dem Quadratkilometer aufweist, gibt es aber auch fruchtbare Ländereien; der Süden Mexikos strotzt von Frucht und Farbe und Reichtum.

Bis zur Hauptstadt Chihuahua fährt die Bahn ständig bergauf, El Paso liegt 1133 Meter, Chihuahua 1412 Meter über dem Meere, jetzt senkt sie sich schnell um ziemlich 1000 Meter. Daß übrigens je zwei Eisenbahnen das Land in nordsüdlicher und in westöstlicher Richtung durchziehen, verdankt Mexiko gleichfalls dem zielbewußten Vorgehen seines Präsidenten.

Da Chihuahua eine der hervorragendsten Bergbauprovinzen Mexikos ist, lohnt sich's wohl, einmal kurz auf diese Schätze des Landes überhaupt einzugehen, die unerschöpflich scheinen. Das Jahr 1900/01 brachte für etwa 72 Millionen Dollars Silber, für 10 M. D. Kupfer, für 9 M. D. Gold, für 5 M. D. Blei und führte für 105 M. D. Metall aus; alle diese Zahlen drücken eine beträchtliche, zirka 10prozentige Steigerung gegen das Vorjahr aus. An der Spitze marschiert das Silber, das nationale Metall. Das Gold trat dagegen in den Hintergrund, die Spanier konnten, gelockt durch Montezumas Goldgefäße, ihren Golddurst nicht befriedigen. Erst der Niedergang des Silberwerts vor einem Jahrzehnt hat neue Goldsucher herbeigelockt. Sie hatten Erfolg; man gewann schon im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zirka 14000 Pfund. In Überfluß gewähren die Bergwerke auch Blei und Kupfer, an zweiter Stelle Quecksilber, Antimon, Zinn, Eisen, Wismut, Kobalt, an Grenzen: Kohle und Petroleum, an Edelgestein den, einen indianischen Namen (Tecoale) tragenden, Onyx und in den Mittelprovinzen besonders den Opal. Schon Alexander von Humboldt hat dem Boden

Mexikos sein Interesse zugewandt und vor 100 Jahren längere Zeit in der Hauptstadt verbracht (1803).

Die einförmige Gegend an der Bahnstrecke lenkt unser Augenmerk auf Wetter und Tierwelt. Bei uns nimmt bis 1500 Meter Höhe die Regenmenge ab, dann aber zu, hier ist es umgekehrt. Eine trockne, staubige Hitze liegt über großen Teilen der Nordprovinzen; „lästiger" (Bädeker) habe ich aber den Staub auch nicht gefunden, wie etwa an der Nordküste des adriatischen Meers. Die wenigen Tiere, Nager, Präriehunde, die wir in der Steppe sehen, geben keinen Begriff vom sonstigen Reichtum des Landes an allerlei Wild. Der flüchtige Reisende allerdings bekommt kaum einmal die Herren der Steppen, Sümpfe und Gebirge zu sehen: Puma, Jaguar, Ozelot, Wildkatze, Bär, Eber, Hirsch, Tapir, Gürteltier, Biber, Klapperschlange, Alligator, Schildkröte, Adler, Aasgeier, Tarantel, Skorpion. Von den eingeführten Haustieren macht jetzt auch der Eingeborene besten Gebrauch, er kannte keines davon; nur der Truthahn ist dem Lande eigen. Am meisten Genuß hat der Mexikaner im Hausgebrauch wie für den Ausfuhrhandel von der Bienen-, Cochenillen- und Seidenraupenzucht. Auch der Indianer pflegt diese Kultur. Und es sieht anders aus, wenn man die stillen Leute bei ihrer Arbeit betrachtet, und man vergleicht damit die rebellischen Zeitungsnotizen: „Mit der Zivilisation Mexikos ist es noch nicht sehr weit her, und die Regierung kann an die Räuber (! die Yaquis am Golf von Kalifornien), die sich in den Bergen verschanzen, sehr schlecht heran." Ein amerikanischer Goldminenmagnat hat nämlich Gold-Aute bauen lassen, die den Schatz gesichert durch dieses indianische Volk durchfahren sollen. In Mexiko hörte ich über diese „Räuber" freilich auch andere Urteile. „Die armen Teufel, man brauchte ihr Land, und sie mußten's hergeben, mochten sie wollen oder nicht. Zu zivilisieren, christianisieren etc. gab's bei ihnen, die, wie alle Indianer, stockkatholisch sind, nichts, sondern nur Land und Gold zu holen."

Unsere Gänseblume wird, je weiter wir nach Süden kommen, vom Strauch zum Bäumchen; der sechskantige Cereus (Orgelpfeifen- oder Baumkaktus), der so vereinzelt aufragte, wird immer höher und bildet zuletzt vollkommen dichte und haushohe Zäune, als wären sie von Balken gefügt. Auch der Mezquitestrauch (algarobia glandulosa) nimmt an Kraft zu, und an Eichen und anderen Laubbäumen schmarotzen die Epiphyten mit herabhängenden weißen Strähnen. Die braunen, dachlosen Luftziegelhäuser, in manchen Gegenden mit hohem Schilfdach versehen, machen wohlhabenden Steinbauten Platz, aber immer noch muß man ausrufen: „Die Erde ist nicht des Menschen!" Spaniens Einwohner hierher versetzt, würden noch nicht genügen, diese eine Provinz auch nur annähernd so dicht wie Deutschland zu bevölkern. Wenn man inmitten der Steppe mal eine Hacienda mit Schaf- und Ziegen-

herden, eine kleine gut gepflegte Wiese, ein Haus mit Blumenranken, gar eine Baumwollpflanzung und einen Trupp Maultiere sieht, ist man schon froh. —

Es ist früh 10 Uhr, in Deutschland zählt man schon die sechste Nachmittagsstunde. Wir verlassen eben Bermejillo im Staate Durango, der die Größe von Bayern und Württemberg und die Einwohnerzahl Nürnbergs hat. Wir durchfahren ein ebenso ödes Gebiet, wie vordem, dürfen aber nicht vergessen, daß dieser Staat auch fruchtbare Ländereien aufweist, wo Baumwolle, Zuckerrohr, Flachs, Früchte gewonnen, Silber und Eisen geschürft werden. Die deutsche Bevölkerung, meist dem Kaufmannsstand angehörig, tritt auch hier hervor. In Terreon, einer der größeren Städte des Landes, leben 50 und halten zusammen. Haarscharf sind in diesen Städten die rechteckigen Blocks ausgeprägt, das Zeichen bewußter Anlage inmitten der Sandberge, wo der Wind noch sein altes lustiges Spiel treiben und recht massive Tromben bilden kann. Wo hätte dort je ein deutsches Städtchen mit dem Gepräge jahrhundertelanger Entwicklung entstehen können. Um so stolzer aber ist der Eindruck einer so nüchtern ausschauenden Stadt. Nichts als Wille, jeder Zoll Annehmlichkeit und Schönheit ist dem Boden abgezwungen und aufgepfropft.

In Jimulco betreten wir ein Gebiet, wo die Berge schon die Höhe der höchsten deutschen erreichen, und haben damit den Staat Coahuila erreicht, der wieder so groß wie Süddeutschland mit Sachsen und Thüringen ist und noch nicht die Hälfte der Bewohnerzahl Leipzigs hat. In Symon sehen wir beim Lunch wieder, wie so häufig, chinesische, nicht sonderlich reinliche, Bedienung. Das gebirgige, an Mineralschätzen reiche Land preist seine Hauptstadt als Luftkurort. Hier gedeihen Bananen, Orangen, Zitronen, Trauben, Blumen in herrlichen Farben, ferner die feigenförmige Aguacate, deren Schale mit Pfeffer und Salz gegessen wird. — Unsere Lokomotive führt uns nun in den Minenstaat Zacatecas. Die Bevölkerung wird dichter, und die romantisch gelegene gleichnamige Hauptstadt zählt 40 000 Einwohner und hat Pferdebahnen, Springbrunnen, lebhaftes Marktgetriebe und einen schönen Domplatz. Noch dichter bevölkert ist der folgende kleine Staat Aguas Calientes, reich an Früchten und Mineralquellen, wo Indianerinnen ihre schönen Stickereien und Tongefäße dem Durchreisenden zum Kaufe anbieten. Der angrenzende Staat Jalisco weist bei einer Größe von Bayern schon 1 Million Einwohner auf. Da sein Bergland bis 4000 Meter ansteigt und seine fruchtbaren Ebenen bis zum Stillen Ozean herabreichen, bietet die Verschiedenartigkeit der Temperatur und des Bodens die glücklichste Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse. Haciendas in der Größe und Bewohnerzahl großer mitteldeutscher Bauerndörfer sind häufig; schöne Villen, herrliche Dome einerseits, prachtvolle Naturbildungen, wie der

Juanacatlanfall, der mexikanische Niagarafall, sind zu nennen, und die Hauptstadt Guadalajara mit mehr als 100000 Einwohnern führt mit Recht den Namen: Perle des Westens.

Je mehr wir uns der Hauptstadt nähern, desto gepflegter und bewohnter wird das Gelände. Der Staat Guanajuato, der etwa so groß wie Sachsen und Thüringen ist und des letzteren Bewohnerzahl aufweist, ist das älteste und reichste Bergbaugebiet Mexikos und liefert an erster Stelle Gold und Silber. Infolge seiner Höhe (zirka 1700 Meter) und mäßigen Bodenabwechselungen ist das Klima gesund. Hier gedeihen in herrlicher Fülle Obst, Erdbeeren, Mais, Weizen, Oliven, Zuckerrohr, Gummibäume, Mahagoni, Lorbeer, Eiche, Zeder. Auf den Weiden sieht man Herden mit Hunderten von Rindern, überall treiben geduldige bepackte Maultiere, deren Los man sicher mildern, deren Wunden man gewiß mehr schonen könnte. Schöngepflegte Gärten, umgeben von 4 Meter hohen Kaktuszäunen, grüne Hügel, umsäumt mit Stau- und Abzugskanälen zeugen überall: hier steckt Arbeit im Boden, hier ist Kulturland. Ähnlich ist's im Staat Querétaro. Geklagt wurde nur, daß einige der reichen Besitzer und Hacendados häufig ihren ständigen Sitz im Ausland nehmen und ihre Gelder in den kompakteren Freuden von Paris anlegten, dem Lande aber das Gold entzögen, Mexiko sei nun einmal nicht zum Amüsement, sondern zur Arbeit. Das schöne Querétaro (40000 Einwohner) wird in der Geschichte immer genannt werden. Hierher hatte sich der unglückliche Kaiser Maximilian mit seinen Getreuen zuletzt geflüchtet, hier ward er am 19. Juni 1867 mit Miramon und Mejia erschossen. Er sei verraten worden, sagen die einen. Aber eben der Verräter erzählt, und die meisten Mexikaner sagen dasselbe, Max sei verblendet gewesen, man habe ihn geradezu zum Entwischen zwingen wollen. Er sei aber, eingedenk der Mahnungen seines Bruders, lieber auf dem Felde der Ehre gestorben. Es ist schwer, ein unbefangenes Urteil über die ganze Affäre abzugeben, da spricht das Herz zu sehr mit, auf der Seite der Feinde wie der Anhänger. Daß seine Regierung kein Segen fürs Land war und sein konnte, daß er nicht der Mann war, diesen wie Most schäumenden Staat in Wein zu keltern, den wilden Renner zu zügeln, ist wohl jetzt unbestritten, ebenso, daß das klerikale Regiment, auf das er sich stützen wollte, kein Segen fürs Land war und ist.

Wir haben jetzt die Staaten erreicht, in denen jene Pflanze blüht, die in jeder Hinsicht die wichtigste und am meisten charakteristische für das Land ist, eine Pflanze, die man dann auch ins lateinische Europa eingeführt hat, ohne daraus den Nutzen der neuen Welt zu ziehen; die auf den Prellerschen Odysseebildern eine Rolle spielt, obgleich sie erst $2^1/_2$ Jahrtausend später in Europa einzog: die Agave. Es gibt in Mexiko etwa 30 Agavenarten, von denen nur einige den Pulque

liefern, neben dem Pulque und Schnaps (Mezcal) aber auch Nahrung (Corazon) und Webstoff, Seife (Amote) und Fibeln oder Spangen. Das Papier der Azteken wurde aus den zerstoßenen Blättern der Agave gewonnen. Eine Art liefert Hennequen, etwa mit Jute auf eine Stufe zu stellen; Säcke, Vorhänge, Decken, Stricke, Netze macht man aus der genügsamen Pflanze, von deren Fasern man innerhalb 1880—1902 ziemlich 7 Millionen Ballen, über 1 Milliarde Kilogramm wiegend, meist nach nordamerikanischen Häfen ausgeführt hat. Die Agave ist zugleich der Wohnort zweier Würmer, die von den Eingeborenen gebraten und gegessen werden. Die in erster Linie zum Erlangen des Pulque dient, wird, soweit sie nicht als Feldgrenze dem privaten Bedarf dient, in mächtigen Plantagen gezogen, besonders in den Staaten Hidalgo, Puebla, Mexiko. Man pflanzt die 6—12 Schößlinge der Agave oder Maguey und versetzt sie nach 1½ Jahren 3—4 Meter (Metepantli) auseinander. Langsam wachsen die mächtigen Blätter und die unbewegliche, starke, strenge Pflanze macht einen melancholischen Eindruck. Es würde nach 8 bis 10 Jahren ein 6 Meter hoher Stamm mit Blüten daraus wachsen, dem kommt der Mexikaner zuvor. Etwa mit dem achten Jahre schneidet er die 3 Herzblätter mit einem Schabmesser so aus, daß ein halbkugelförmiges ½ Meter tiefes Becken entsteht, das sorgfältig zum Schutz gegen Staub und Tiere zugedeckt wird. Dies Becken füllt sich täglich ein-, auch zweimal. Nun erscheint der Tlachiquero auf dem Agavenfeld (Magueyal), saugt mit seinem Heber (Acocote) die Flüssigkeit (Aguamiel), bis zu 6 Liter täglich, aus und entleert den Kürbisheber in einen Schweinebalg. In der Hütte oder im Lagerraum füllt er die Schläuche in ein Tongefäß (Tinaja), versetzt die Flüssigkeit mit etwas altem Pulque; in 24 Stunden ist die Gärung vollendet und der Pulque fertig. Zwei bis drei Monate hält die riesenkräftige Agave tagtäglich diese Abzapfung ihres Herzblutes aus und liefert im ganzen etwa 5 Hektoliter „Arznei" (Octli, wie der Indianer im Nahuatl sagt). Im Baril, einem Faß mit 2 Öffnungen auf einer Bodenseite, wird sie aufbewahrt und in die Pulqueria, die Pulkenkneipe, gebracht. Für den Umfang des Pulquevertriebs einige Zahlen. Täglich geht ein Zug Pulke (der Pulkezug) von Orizaba nach Mexiko; etwa 160 große Pulqueplantagen gibt's im Land, zwei Drittel davon in Hidalgo; die Hauptstadt hat etwa 1000 Pulquerien und 1 Liter kostet nur 15 Centimes. Etwa 30 Sorten Pulque kennt man, je nachdem ein oder mehrere der nächstfolgenden Zutaten verwendet werden. Wie man den Mais in hunderterlei Art als Hauptnahrungsmittel verwendet, so vervielfältigt man nämlich auch das Hauptgetränk, die Pulque, und mischt spanischen Pfeffer, geröstete Maisblätter, Zimt, Anis, Gewürznelken, Zucker, Honig, Muskat, Ei, Brombeersaft, verschiedene Fruchtsäfte, Mandelmilch, Pfirsich-, Orange- oder Ananassaft, Chirimoja, Sellerie, Salz, Knoblauch! Der Geschmack

ist demnach verschieden, reine Pulque schmeckt bald wie Molke oder auch wie Lichtenhainer und berauscht leicht. Die Pulqueria hat so rechte Eigenart. Innen ist sie mit allerhand grotesken Wandbildern, in Wasserfarbe gemalt, ausgeschmückt. Themen: Haß und Liebe, Cortez, Lohengrin, Bilder aus der Geschichte und besonders dem Freiheitskriege. Die Pulqueria ist außen mit bunten Ketten von Papierschnitzeln umhängt. Sie ist für den Indianer die Oase in der Wüste des Daseins und wird auch vom Mestizen fleißig besucht. Es ist sonderbar, das Fleisch ist jenem als Genußmittel viel zu teuer und gleichgültig; außer den vielbegehrten herrlichen Früchten begnügt er sich mit Mais, Erbse, Bohne, aber in Pulque verschwendet er alles. Schon die Azteken erkannten den degenerierenden Wert dieses Alkohols, beschränkten ihn aufs Alter und auf Feste und ließen Übertreter der Trinkgesetze prügeln, den Edlen das Haar kürzen, Frauen wohl gar töten. Auch jetzt haben die Pulquerien ihre Ordnung und müssen zeitig geschlossen werden. Wenn aber der Indianer vom Markt nach Hause kehrt, verbringt er Stunden beim Genuß jener molkigen Lethe, und sein braunes Ehegespons hilft wacker mit.

Wir nähern uns dem Garten Eden, dem Bundesdistrikt mit der Stadt Mexiko. Diese herrlichen bunten Wiesen jetzt im Oktober, dies gepflegte Land mit seinen Aquädukten und Rieselfeldern, Plantagen und Gärten. Mit einer Einwohnerzahl von $^1/_2$ Million ist Mexiko nach Buenos Ayres die größte und schönste Stadt des spanischen Sprachgebiets und steht in ihrem Zentrum an Reinlichkeit und Pflege allen voran; in den Vorstädten freilich herrscht um so größerer Schmutz, undurchdringlich wie in den Städten ihrer andalusischen Besiedeler: Algeciras, Linje etc. Bevor wir die Stadt selbst betreten, über der vom April ab das Jahr hindurch ein blauer Himmel lacht, wollen wir das ganze von warmen Sonnenstrahlen durchleuchtete Gelände beschauen. Wer den Titel „Venedig des Westens“ erfunden hat, hat offenbar Mexiko gar nicht gesehen, oder aus Schilderungen früherer Zeit seine Schlüsse gezogen oder nur an die sogenannten schwimmenden Gärten gedacht: eine Art Blumen- und Kohlgärten auf Sumpfland mit breiten Abzugsgräben. Das Land hat heutzutage nichts Lagunenartiges, Venetianisches an sich. Aber schön ist es unbestritten. Überall Lust und Leben. Dort zieht ein Joch Ochsen den einfachen Ritzepflug durch das dankbare Land. Die barbarische Art der Anspannung, den gemeinsamen Deichselbalken hinter die Hörner zu legen und diese daran zu befestigen, verursacht ein fortgesetztes Zubodendrücken der Schädel, nur ein auf die Erde herabhängender Jochstab erhält die Deichsel in gleicher Höhe und mildert die Qual. Sie bildet ein Gegenstück zum Gebißzaum des Pferdes, wobei, wenn die Zügel nicht verhängt schweben, der Kopf nach oben oder seitwärts gepreßt wird. Der einfache Holzwagen der Landleute mit den großen beiden scheibenartigen Holzrädern und senkrechten Leitern ist eine echte Karrete, das einfachste

Fuhrwerk in allen Erdteilen. — Immer spärlicher werden die Schindeldächer, immer zahlreicher die ein wenig geneigten Ziegeldächer der niederen Steinhäuser. In den großen Gartenlandschaften, wo man die Gärtnerei mit Lust und Liebe pflegt und Früchte und Blumen — im Gegensatz zu unseren Bauern — nicht nur zum Verkauf, sondern auch zum eigenen Gebrauch zieht, ist man eben bei der Mais- und Rizinusarbeit. Anderthalb Meter hohe Ecksteine bezeichnen die Grenze der Feldmarken, über die kleine hölzerne Wachthäuschen zerstreut sind, und dort lugen auf hoher Warte salopp gekleidete Wächter in die Ferne. Die Bewässerungsanlagen mit Gräben zum Fischen und zum Berieseln der Felder sind genau so zahlreich und zeugen von derselben Bodenpflege wie in Andalusien, woher ja ein beträchtlicher Teil der Mexikaner gekommen ist. Man könnte glauben, man sei in dieser fruchtbaren spanischen Landschaft, auch die Agaven fehlen ja dort nicht, wenn man auch ihre vielfältige Verwendung daselbst nicht kennt. Sie ist in Andalusien Grenzmarke, wie hier die Luftziegelmauer. — Um einen Teich ist ein Wall, darauf grünen die Agaven; daneben reitet ein indianischer Hirt, in einen blutroten Poncho gehüllt, auf seinem Maultier neben einer Maultierherde; Arre, Arre (Vorwärts, vorwärts!) ist der ewige Ruf dieser Arrieros. — Wir sind auf dem Bahnhof angelangt und fahren ins Hotel Iturbide, der ehemaligen Residenz des ersten unglücklichen mexikanischen Kaisers. Da wir in Gesellschaft reisen, müssen wir wieder die lästige amerikanische Art über uns ergehen lassen, stundenlang auf Registrierung im Hotelbuch zu warten, ehe wir unser Zimmer beziehen. Vielleicht wird da mancher an sein Martyrium im Inside Inn auf der Weltausstellung zu St. Louis erinnert. Glücklicherweise ist hier wie dort dann die Unterkunft gut. Dies schöne Hotel hat, wie alle großen des Landes, einen geräumigen, mit Steinfliesen belegten Hof in seiner Mitte und ist mit Fahrstuhl, elektrischem Licht und allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Zum ersten Male haben wir hier auf dem Tisch die Fülle aller südlichen Früchte, müssen aber schließlich doch gestehen, daß die neuen, Nopal, Sahnfrucht, Aquakate, nicht an die uns schon bekannten und auch in Deutschland verbreiteten heranreichen. Durchstreifen wir nun die schöne Stadt, so fällt uns bei aller Bewunderung doch der hinkende Vergleich auf, den Prinz Bonaparte mit Berlin anstellt, das er an erster Stelle als Parvenü gegenüber Mexiko bezeichnet. Wenn jeder Vergleich hinkt, so hinkt dieser auf allen Armen und Beinen. Was nämlich das spezifisch Altadelige im äußeren Eindruck der Bauwerke ausmacht, so ist das heutige Mexiko keineswegs älter oder ehrwürdiger als Berlin, und dies ist doch auch noch über viermal größer. Am Vormittag ist das Leben auf den Straßen am regsten. Verkäufer mit allerhand Waren bieten lautrufend aus: Eis, Milch, Wasser, Brot, Braten, Holz und Holzkohle, Früchte frisch und kandiert, Gemüse, Zeitungen, besonders aber Lose. Graziös, der stolzesten Andalusierin

gleich, wandelt die Kreolin durch die schönen Straßen oder Verkaufslauben. — Betrachten wir uns das Leben auf dem Konstitutionsplatz, so sehen wir bald, daß alles nicht wesentlich anders als auch in deutschen Großstädten ist. Abgesehen von den Sombreros, Zarapen und farbigen Jacken einzelner Mestizen, ist weder an Kleidung noch an Hautfarbe, noch im Leben und Treiben etwas Besonderes zu sehen; und die Schilderungen von dem malerischen Getriebe auf dem Hauptplatz und der Almeda scheinen mir sehr übertrieben, falls damit gesagt werden soll, eine ganz neue Welt öffne sich da unseren Augen, abweichend vom Leben und Treiben der Großstädte Nordamerikas und Europas. Gegen den benachbarten Teil der Union fällt höchstens der geringe Bruchteil der Neger auf. Natürlich gibt es zahlreiche Läden mit besonders mexikanischen Erzeugnissen und Altertümern, auch Luxuswaren, zum Teil made in Germany. Man sehe sich aber beim Einkaufen vor; der amerikanische Dollar wird, wenn man nicht darauf aufmerksam macht, schließlich auch nur als ein mexikanischer angesehen. Seitdem die Entwässerungsarbeiten und hygienischen Vorrichtungen in der Hauptstadt zu einem gewissen Abschluß gekommen sind, genießt sie im allgemeinen den Ruf einer gesunden Stadt, deren gleichmäßige Tageszeit (11—13 Stunden) und Temperatur (16,4 ° Reaumur im Durchschnitt, zwischen 29,4 und 1,1 °) viel zur gleichmäßigen Ruhe der Bewohner beigetragen hat. Obwohl die Einwohner größtenteils Indianer und Mestizen sind, gibt doch der kreolische und europäische Bevölkerungsteil den Hauptstraßen das Gepräge. Außer etwa 5000 Amerikanern wohnen auch ungefähr 1000 Germanen hier. Die Deutschen haben 2 Vereine und eine Zeitung; das Deutsche Haus vereint einen großen Teil unserer Landsleute, deren Einigkeit ja immer zu wünschen ist. Hoffentlich hat das Wort eines Kundigen dort seine Geltung verloren: Drei Deutsche im Ausland haben vier Meinungen und bilden fünf Vereine. — Schön liegen am Mittelpunkt Mexikos, dem Konstitutionsplatz, und in seiner Nähe alle hauptsächlichen Sehenswürdigkeiten: Nationalpalast, Post, Museum, Stadthaus, Kathedrale, Verkaufslauben, Deutsches Haus, Theater, Elektrische Bahn. Die letztere zeigt zuweilen schwarze Wagen; der Sarg und eine ganze Trauergemeinde werden zum Friedhof gefahren. Eben zieht ein Trupp Soldaten mit Sang und Klang vorbei. Rotgestreift sind Mütze und Hosen, der Soldatenrock ist bläulich; sie machen einen guten Eindruck. Durch die herrlichen Anlagen von Araukarien, Palmen, Bananen, wo eben Pfleger ihres Amtes warten, gehen wir zur ehrwürdigen doppelturmigen Kathedrale, wo die Köpfe der Landesbefreier Hidalgo, Allende, außerdem Iturbide begraben sind; reichgeschnitzte Chorstühle und schöne Gemälde zeichnen sie aus. Verborgener Gesang rauscht an unser Ohr. Auffällig, wie in vielen Kirchen, namentlich aber in Quadalupe, sind die mächtigen Tafeln mit Weihgeschenken. Diese machen einen geradezu kläglichen Eindruck. Die kleinen

gleichgroßen Stückchen aus Silberblech schlechtester Art stehen noch nicht auf der Höhe der Armband- und Uhrkettenanhängsel. Eine irregeleitete Volksmeinung zahlt alljährlich in die Taschen der geschickten Händler und Fabrikanten eine Summe, die dem Volkswohlstand entzogen wird. Die kleinen Beinchen, Herzen, Gesichter, Schweine u. s. f. werden nach Genesung und Glück als Weihgeschenke dargebracht und in Massen nebeneinander gereiht. Wie weit die Kirche an der Pflege dieser Sitte beteiligt ist, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist ein so bequem und billig zu erlangendes Stückchen ein gutes Mittel, die Gedankenlosigkeit im Bitten und Versprechen, im unnötigen Im-Munde-führen des Namens Gottes und der Heiligen erheblich zu fördern. Dies bedeutet keinen Unterschied gegenüber den Gebetsmühlen der Tibetaner und wäre sofort gerichtet, wenn man anstelle der Silberbleche mit Gebeten und Versprechungen bedruckte Papierblätter an eine Schnur reihte, die gleichfalls unbesehen gekauft und aufgehängt würden. Daß gerade in Guadalupe die Menge dieser Stückchen so zahlreich ist, kommt von dem Ruhme des dortigen Marienbildes her. Diese Marie soll einem Indianer in Tepeyacac in jener Gegend 1351 erschienen sein.

Betreten wir eine Markthalle; sie ist von solchen der Union nur durch die ungleich größere Menge der Obst- und Gemüsearten unterschieden. Zigaretten rauchende Verkäuferinnen bieten da feil: Ananas, Feigen, Trauben, Chirimojas, Tomaten, Bananen, Orangen, Zitronen, Paprikaschoten, Krauthäupte, Kartoffeln, Bataten, Radieschen, Möhren, Rettiche, Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, Blumen, Fische, Fleisch (alles in Schlachthäusern geschlachtet), Eier, Hühner und Truthühner, beide in jener barbarischen Art gefesselt, daß die beiden Beine zusammengebunden sind. Außer allerhand Wirtschaftsgegenständen und buntem Flitter sehen wir dann noch Tongeschirr, Backwerk, Kleidung. Holz und Holzkohle bieten vor der Halle die Maultiertreiber aus, schwarzhaarige Indianerinnen balancieren breite Körbe auf dem Kopf, die Umgegend der Hallen ist trotz des Pflasters ein Sumpf. Garküchen und Ständer locken mit warmen Fleischstücken in mexikanischer Pfefferbrühe, Tortillas u. ä. Die Hufeisen an der Türschwelle bezeugen, daß dieser Volksglaube des Glücks bei allen fünf Menschenrassen vorhanden ist. Ein gutes Absatzgebiet ist hier auch für europäische Galanteriewaren; was da für 40 Pf. eingekauft wird, erhält der Verkäufer für 1 Mark und verkauft's für 2 Mark. Auffällig ist das Fehlen der Priesterkleidung in diesem katholischen Lande. Der Präsident Juarez hat sie für die Öffentlichkeit verboten.

Das kleine schöne Nationalmuseum weist besonders zwei interessante Gruppen auf: die mexikanischen Altertümer aus der Zeit des Cortez und den häuslichen und staatlichen Kulturbesitz des Kaisers Maximilian. Es ist nicht wahr, daß man dessen Andenken verwischt habe, der Mexikaner scheint sich im Gegenteil an den schönen Sachen zu berauschen.

Mehrere Zimmer predigen den Glanz des Kaisers und die strahlende Schönheit der Kaiserin. Daneben verschwindet der spartanisch knappe Stil des Juarez († 1872). Das an Gegensätzen so reiche Land versinnbildlicht sich am besten in diesen beiden Nachlässen. Und doch hat wohl jeder der beiden Herrscher sein Reich gleich glühend geliebt. Die Wege nur, das Volk zu beglücken, waren entgegengesetzt.

So prosaisch sonst das Leben bei Fehlen jeder Vergnügungsanstalten für den Abend in Mexiko ist, abgesehen etwa von den schönen Bildern, die man auf der Alameda an sich vorüberziehen lassen kann, so erwacht doch ein Stück alter Romantik an einem Tage, dem Sonnabend vor Ostern, wo früh 10 Uhr allerwärts „der Judas" verbrannt wird, jene alte Sitte, die im Todaustreiben und Winterverbrennen auch in einzelnen protestantischen Gegenden Deutschlands eine Parallele besitzt.

Die weiße Trauer bei Kinderbegräbnissen teilt der Indianer der Vorstadt mit unseren Sorben. Das leidige Pistolenschießen bei jeder Gelegenheit scheint auch dem Mestizen im Blute zu liegen. Die Stierkämpfe scheinen gegenüber den Hahnenkämpfen sehr zurückzutreten, für die auch der Klerus eine Vorliebe zeigt. Bei diesen ist neben dem Kampf besonders das Wetten auf die Sieger ein beliebtes Reizmittel. Den Hauptreiz aber hat doch die Pulqueria mit den großen Gläsern so angenehm berauschenden Agavensaftes. Mag sie auch inmitten von Sumpf liegen, wie dies in den schmutzigen Vorstädten der Landeshauptstadt meist ist, der Indianer mit den Seinen findet sich schon hinein, und wenn dann die Gemeinschaft lallend und angeheitert nach Hause zieht, durch die Schar der spazierenden vornehmen Weißen, deren Villen hoch oben einen sonderbaren Kontrast zu dem Schmutz hier unten bilden, wird man so recht des Gegensatzes zwischen den beiden rassenhaft, nein sozial verschiedenen Klassen gewahr. Nichts scheint zu einer Überbrückung und Verschmelzung vorhanden zu sein. Im Nahuatl hat man sogar noch die alte Zählweise, die auch unsere Polaben und Slowinzen kannten, daß 20 die höchste Zahl ist (der Landfleischer rechnet strichweise ja auch noch nach Steinen à 20 Pfund). Und doch zeigt die Zunahme der mestizischen Bevölkerung, daß auch der Indianer im Volksgemisch untergehen wird und muß.

Wir können Mexiko nicht verlassen, bevor wir den Palast von Chapultepec besucht haben. Wir fahren bis in die schön gehaltenen Anlagen und steigen den Hügel hinan, wo der Palast inmitten tausendjähriger Zypressen, blühender Mandelbäume, umrahmt von Efeu und blauen Winden liegt. Hier hat schon Montezuma dem Rauschen jener Zypressen gelauscht, hier hat Cortez seine Eroberungspläne geträumt, hier hat Maximilian residiert, und hier ist jetzt das Heim des Präsidenten. Ein kurzer Besuch des Fechtsaals, des Exerzierplatzes, der Vorlesungsräume, der Staatszimmer, ein Blick auf die Turnleistungen und Fechtkünste der

Kadetten zeigt uns, wir stehen in Kulturwelt. Da drüben leuchten die Schneehäupter des Piks von Orizaba (5400 Meter) und des Popokatepetl, da unten ragen die Türme der schönen Stadt, auf die schon die Tolteken mit Freude blickten, und die eine andere Entwicklung genommen hätte, wenn auf Ferdinand Cortez gleich Porfirio Diaz gefolgt wäre. Wenn er, wie sein Land, bis vor kurzem, einige Jahrzehnte lang den Ruf guter Hausfrauen, von denen man nicht viel spricht, genoß, so ist das nach den inneren Unruhen, Mitte des vorigen Jahrhunderts, eine wunderbare Errungenschaft. Gesetz und Ordnung herrscht hier, und Segen liegt über dem Land. Am geordneten Finanzwesen könnten sich sogar einzelne europäische Staaten ein Muster nehmen. Alles was Besiedelung, Hebung des Volks, Kunst und Wissenschaft angeht, findet bei Porfirio Diaz ein offenes Ohr und tatkräftige Hilfe. Man hat früher scheel zugesehen, weil das Militär alles verschlang, aber ein sicheres Regierungsheer war doch für die Republik Mexiko der erste Grundstein. Wie hätten je allerlei Staaten unter nichtigen Vorwänden das Land bedrohen und ihm einzelne Teile entreißen können, wenn ein verläßliches Heer mit großem Führer an der Spitze gestanden wäre! Die Kerntruppen unter Juarez hatten ja klerikale Gesinnung, er mußte sich selbst ein neues Heer schaffen. Unter ihm war die Feindschaft unüberbrückbar, er ritt in die Kirche, widerspenstige Priester zurecht zu weisen. Unter Porfirio Diaz fühlt schon ein größerer Teil der Priesterschaft an erster Stelle vaterländisch im Sinne des Präsidenten. Ein spanischer Bevollmächtigter wollte einst dem Oberhaupt zu Gemüte führen, daß Spanien ja die Quelle von Mexiko sei. „Das ist," antwortete Diaz schlagfertig, „zum Teil wahr!" Er wollte vor aller Welt festlegen, daß nicht die Spanier, sondern die Mischlinge die mexikanische Nation ausmachten. Und deshalb kennt auch das mexikanische Gesetz keinen Unterschied der eigenen Rassen, und die Nahuatl sprechenden Indianer haben ihre Schulen in der Hauptstadt, wie die spanisch Sprechenden. Puritanisch streng geht's in der Hauptstadt her, und wer dort galante Abenteuer sucht, kommt kaum auf seine Rechnung. Diaz wußte recht gut, daß eine größere Freiheit seinem Volke weder Segen noch Glück bringe.

Porfirio Diaz ist 1830 im Staate Oaxaca, der Heimat seines Vorgängers Juarez, geboren, in jener Zeit, da Iturbide gestürzt und der wetterwendische Santa Anna die Herrschaft 33 Jahre in Händen zu halten wußte. Der ging bald mit den Liberalen, bald mit dem Klerus, konnte beide nicht unter einen Hut bringen und verlor dabei die nördliche Hälfte des Landes an die Vereinigten Staaten. Seit 1855 begann der Einfluß des Benito Juarez, der nun die schwere Aufgabe hatte, den Verlust des Volkseigentums dadurch wieder zu gewinnen, daß er die tote Hand beseitigen ließ, die das beste Gut umklammert hielt. Juarez schwächte den allmächtigen Einfluß der Kirche, er warf siegreich alle selbstsüchtigen Er-

hebungen nieder, er brachte es fertig, Ruhe in dem von Parteiungen durchwühlten Land zu schaffen, wo immer eine Handvoll Abenteurer bereit war, für jeden Feind und Freund einzutreten, der genügend bot und Plünderungen verhieß. Bei seinem Tode war die Gegenpartei noch mächtig genug, das Land in Unruhe zu erhalten. Als aber 1876 des Juarez großer Schüler Porfirio Diaz gewählt und seitdem, bis auf eine kurze Unterbrechung, immer wieder gewählt wurde, war es mit einem Male vorbei mit allem abenteuerlichen Bürger- und Kleinkrieg. Ihn deckten die Narben von 50 Schlachten, als er in Chapultepec einzog, und mehr wie einmal hatte die Gegenpartei einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Aber dem Helden hob nur der eine Gedanke das Haupt, sein Leben fürs Volks- und Staatswohl rücksichtslos in die Schanze zu schlagen, sein Volk unter die zivilisierten Nationen einzureihen. Ein Präsident mit einer 30 jährigen Regierungszeit im unbestrittenen Besitz der Gewalt, nicht als Usurpator, sondern immer wieder freigewählt, mit der Macht eines Zaren oder Sultan, ohne deren Titel, das ist keine Alltagserscheinung, das ist eine Siegernatur, und eine Siegernatur sympathischer Art. Ich seh' ihn vor mir stehen in einem Staatszimmer des Nationalpalastes in seiner einfachen schwarzen Kleidung, nicht in der ordenreichen Uniform einiger verbreiteter Bilder. Niemand sieht ihm seine 75 Jahre an, das leicht ergraute kurz geschnittene Haar ein wenig seitlich gehoben, die streng geschlossene Lippe unter einem leicht gepflegten Schnurrbart verborgen. Augen und Miene sagen: „Mit immer gleichem festen Siegerschritte!“ Er hat eben sein hohes Lob der geographischen Wissenschaft ertönen lassen und seine Freude ausgedrückt, daß eine Reihe ihrer Vertreter seinem Lande einen Besuch abgestattet und auch in seine Hauptstadt gekommen ist. Die Augen, die scheinbar abgewendet sind, suchen auf den Grund zu sehen, und dieser Bismarck Mexikos steht da wie die Bildsäule, die sein Land repräsentiert, wie die des Quatemozin des aztekischen Mexikos, aber eines erfolgreichen Quatemozin.

Über Juarez, den sein ganzes Land lobt, hörte ich doch einmal eine feindliche Stimme: „Er war ein Schuft!“ Über Porfirio Diaz aber habe ich im ganzen Lande kein Wort des Tadels gehört, wohl aber laute Worte der Hochachtung. Nachdem er Heer und Marine geordnet und zum Erstaunen der Welt das Finanzwesen durch eine sichere und günstige Konvertierung der Schuld und durch Beharrung bei der Silberwährung auf eine hohe Stufe gebracht hatte, ergriff er immer neue Maßregeln, die Mineralschätze und Bodenprodukte des Landes dem Volke dienstbar zu machen, indem er es durch Schulen hob und Lehrer aus der ganzen zivilisierten Welt herbeizog, die das Land dem Volk erschließen lernen sollten. Und er hat es auch verstanden die kirchliche Partei mehr heranzuziehen und das Land unter den einen großen Hut zu bringen. Er hat sich durch seine Tätigkeit und seine Erfolge ein

stolzeres Denkmal errichtet, als alle tol-, nahual- und aztekischen Könige und spanischen Vizekönige miteinander. Kleinliche Seelen aus den Gleisen der Guerillabandenführer mochten ehemals ohne jeden Anhalt behaupten wollen, er trachte nach Bereicherung. Heute weiß jedermann, daß es Menschen gibt und daß ihr Präsident zu ihnen gehört, die die Größe eines Mannes nicht in der Kunst sehen, erfolgreich und unangefochten viel Gut zu erwerben, sondern in der Befriedigung, das Glück jedes einzelnen in der Nation erhöht zu haben. Porfirio Diaz war und ist der rechte Mann am rechten Platz.

Wenn wir einen Blick auf die südlichen Provinzen Mexikos werfen, so tritt uns zwar nicht viel Neues im Volksleben entgegen, wohl aber eine viel reichere und üppigere Pflanzenwelt und Bodenkultur. Man unterscheidet drei Zonen in Mexiko, die nördlichere und die gemäßigtere haben wir bereits durchschritten, die tropische öffnet sich jetzt unseren Augen. „Von nun ab müssen Sie jeden Breitengrad ein Kleidungsstück mehr ablegen!“ rief man uns bei der Abfahrt nach. Im herrlichen Bergland von Orizaba freilich hat man dies noch nicht nötig. Durch Schluchten und über Brücken gleiten wir ins Alpenland hinein, Alpenhütten und Schneefelder vor uns. Daß letztere wenig zahlreich sind, hängt damit zusammen, daß hier die Schneegrenze 2000 Meter höher als in Europa beginnt. Bald aber sind wir in Orizaba selbst mit seinen Bananenhainen, Orangenbäumen, Kaffeeplantagen, Kokospalmenfeldern, Zuckerrohranlagen und Baumwäldern. Im Marktgetriebe der sonst ebenso prosaisch einförmigen Stadt sehen wir die tausenderlei Neuigkeiten des Südens, den Reichtum an Früchten und Gemüsen, der nur durch die eine Tatsache charakterisiert werden mag, daß Radieschen von $^1/_3$ Meter Länge verkauft werden. Eine schöne Brauerei am Bahnhof mit ganz europäischem Musterbetrieb versorgt das Land mit gutem Bier. Als wir aber bei der Schule vorbeizogen, ertönte uns auf einmal aus Kindermund die ewig schöne Melodie entgegen: „O alte Burschenherrlichkeit“. Die Kürze der Zeit verbot uns, der stillen Huldigung nachzuforschen. Welcher wackere Musensohn mag hier das Ende seiner Lebensodyssee gefunden haben? Es steckt in jedem Germanen noch heute ein Funken jener Abenteuerlust, jener Zug ins Ausland, der schon beim Beginn unserer Geschichte junge Adelinge in des Brennus Heer vor Rom, der dann so viel kostbare Germanenkraft in die Armeen der römischen Imperatoren, in die Urwälder der Union, in die Hauptstädte der ganzen Welt versäte. Wie oft hörte ich auch in Mexiko, daß zu Hause Tante und Großmutter über den verlorenen Sohn weinen und auch die Eltern die Auswanderung nicht gerne gesehen hätten. Und die einen erringen sich Schätze, kehren wohl auch später ganz oder zeitweilig ins Heimatland zurück, die anderen gehen in der neuen Nation auf, aber allen tritt in wehmütiger Stunde wieder einmal die Zeit der Jugendherrlichkeit

nahe, der süßen Träume von glücklicher Zukunft und zu hoffender Größe.

Ist der Süden reich auf der einen Seite, so droht er aber auch auf der anderen mit Pocken und Malaria.

Doch wir wollen auf der Rückfahrt noch beobachten, wie das Zuckerrohr in der Zuckermaschine durch vier übereinander befindliche Walzen seines Saftes beraubt, wie dieser dann im Kessel (Paila) gekocht, und nach verschiedenfacher Behandlung bald dunkel, bald weiß in den Handel kommt. Die Pflanzenreste werden im Vieh verfuttert oder verbrannt.

Wir wollen nochmals des ganzen Landes Eindrücke an uns vorüberziehen lassen und beobachten Land und Leute. Schon sind wir wieder in Potosi. Der mit Girlanden geschmückte Bahnhof zeigt die Fahnen aller Nationen, auch eine zerfetzte deutsche. Hier wachsen Yukkas, die zwei Männer nicht umspannen können. Wie auf der Herfahrt wird auch auf der Hinfahrt das Überschreiten des Wendekreises festlich begangen. Um den Ort in der Wüste zu kennzeichnen, hat die Bahnverwaltung eine 2 Meter hohe und eben so lange weiße Mauer in die Nähe der Geleise gestellt, deren zugeschrägter First den Wendekreis angibt; auf den beiden Seiten steht die Bezeichnung: heiße und gemäßigte Zone. Bei Catorze war wieder alles mit Kowilia, doch ohne gelbe Blüten, bedeckt; in dieser Steppe ist ein altes Schlachtfeld. — Die elenden essenlosen Holzhäuschen der Station Vanegas gleichen beinah Kluckner Hütten. Wir merken, daß wir in eine ärmere Gegend kommen, bis wir endlich den breiten schmutzigen Rio-Grande bei Laredo überfahren.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Märchen.

Clara Hepner: „Sonnenscheinchens erste Reise." — Wilhelm Fischer-Graz: „Lebensmorgen."

Das Volk der „Dichter und Denker" hat sich ganz von aller Träumerei abgewandt und ist ein hartes Volk der Tat geworden, ein realistisches Volk, das sich im Reigen der Völker eine führende Stellung, auf dem Weltmarkte einen ersten Platz erkämpft hat. Mit mitleidig-ironischem Lächeln sieht es auf die romantischen Ueberstiegenheiten einer Zeit zurück, die noch gar nicht so weit hinter ihm liegt. Realistisch ist der Sinn unserer Zeit und nur auf den Erwerb von Macht und Reichtum gerichtet. Der Staat, der Beruf, materielle Interessen verschiedenster Art zwingen den Einzelnen, will er nicht an die Wand gedrückt werden, in soziale Verbände, das Individuum verliert sich in der Masse, der Individualismus wird abgelöst vom Sozialismus. Auch Erziehung und Unterricht wurden diesen Zeittendenzen dienstbar gemacht: das Kind wird nicht so sehr zur Persönlichkeit als zum Massenmenschen erzogen, der tüchtig ist zum Erwerb und tüchtig ist als Diener des Staates. Die Göttinnen der Moral und des praktischen Lebens stehen als Hüterinnen an den Eingängen unserer Schulen, in denen für jedes Seelchen, das eintritt, die Uniform schon bereit liegt. Es ist natürlich, daß dieser Erziehungsweise alles Aesthetische gleichgültig und alle Kunst nur insoweit willkommen sein konnte, als sie ihren praktischen Zwecken, dem Leben und der Moral diente.

Aber unsere Gegenwart ist keine Zeit der Erfüllung, sie ist eine Zeit des Werdens und der Uebergänge. So machen sich denn überall Zeichen bemerkbar, die auf eine Wandlung der Zeittendenzen hindeuten. Man beginnt sich wieder auf das Recht der Persönlichkeit zu besinnen, und unsere Pädagogik wendet ihre Aufmerksamkeit wieder mehr der Individualität des Schülers zu. Nach dem Feldgeschrei: Entwicklung zum praktischen Menschen und tüchtigen Staatsbürger! ist die neue Losung: Entwicklung aller Seelenkräfte! Und da hat man sich denn wieder einer Helferin erinnert, die bisher recht wenig beachtet und offiziell in Dienst gestellt worden ist: der Dichtkunst. Die ganze neue Jugendschriftenbewegung, die, Mitte der neunziger Jahre von Hamburg ausgehend, sich bereits völlig durchzusetzen gewußt hat, ist nichts weiter als der Beginn eines neuen Frühlings unserer Erziehungskunst. Auch der Sinn für das Märchen beginnt wieder zu erwachen. Wenn das bekannte Preisausschreiben der Woche auch recht resultatlos ausgegangen ist, so ist es doch immerhin symptomatisch. Zwar beweist die erstaunliche Beteiligung, daß gar viele sich berufen halten, wer aber den Märchenband der Woche durchblättert, wird bemerken müssen, daß nur wenige auserwählt sind.

Für die Belebung der Märchenkunst ist durch Preisausschreiben wenig zu erwarten, denn es ist nichts damit getan, daß Dichter und solche, die glauben es zu sein, sich hinsetzen und aus hundert Märchenerinnerungen ihrer Jugend ein neues schreiben, in dem wohl alle Vorgänge so märchenhaft wie nur möglich sind, das aber doch kein wirkliches lebendiges Märchen ist. Wir sind auf fast allen Gebieten der Wortkunst auf der Suche nach einem neuen Stil — wir werden auch für das Märchen einen neuen Stil uns suchen müssen, wenn es mit der Wiederbelebung Ernst werden soll. Und mehr als einen

neuen Stil: auch einen neuen Inhalt. Mit den Requisiten der alten Märchenkunst werden wir auf die Dauer nicht weiter kommen; aber auch nicht mit ihrem Inhalt. Das moderne Märchen wird auch etwas von dem Geiste des modernen Lebens in sich tragen müssen, wenn es tiefergehende Wirkungen ausüben soll. Mit Recht wird von der Märchendichterin, deren Erstling ich heute zu besprechen habe, darauf hingewiesen, daß es einer modernen Erziehung, auch der durch die Dichtkunst der Märchen bedenklich erscheinen muß, unserer Jugend immer wieder vom Gänseliesel, die Königin wurde, und vom Schweinehirten, der die Prinzessin freite, zu erzählen, und es wertvoller sein müsse zu schildern, ob denn der Schweinehirt auch wirklich regieren konnte und wie Gänseliesel Königin zu sein verstand. Es mag seltsam erscheinen, ist aber darum doch wahr: die modernen Naturwissenschaften, die so gerne als Feind des Wunderbaren, Märchenhaften und als Förderer verstandesmäßig-nüchterner Erkenntnisse verschrien werden, zeigen gleichfalls Wege zur Weiterentwicklung des Märchens, vor allem zur Neubelebung seines Inhaltes. Kurd Laßwitz ist diesen Weg gegangen in seinen „Seifenblasen“ und seinem „Nie und immer“, nicht immer mit Glück. Statt auf den neuen Erkenntnissen weiterzubauen und von ihrem festen Boden aus Glauben und Ahnung hinauszuschicken in die unbekannten und unerforschten Reiche des Naturlebens, sie zu beseelen und wirklich zu machen mitten in ihrer Unwirklichkeit, hat er in manchem seiner Märchen die gewonnenen Erkenntnisse nur wieder ins Märchenhafte zurückversetzt und so einen aller echten Märchenwirkung feindlichen Kontrast zwischen Wirklichem und Unwirklichem, zwischen Erkenntnis und Phantasie geschaffen. Das echte Märchen verwandelt aber nicht Wirkliches in Unwirkliches, vielmehr läßt es die Unwirklichkeit Realität gewinnen. Das ist eine Tatsache, die von modernen Märchendichtern gern und häufig übersehen wird; sie meinen, wenn sie nur Vorgänge des wirklichen Lebens so phantastisch wie nur möglich darstellen, so hätten sie genug getan und ihr Märchen wäre fertig. —

Eine neue Märchendichterin, Clara Hepner, will in ihrem Märchenbuche: „Sonnenscheinchens erste Reise“ (Berlin, Schall und Rentel) Ansätze zu einer neuen Märchenkunst bieten und bringt Märchen, die beredtes Zeugnis ablegen von einer klaren Erkenntnis dessen, was das echte Märchen erfordert, und dem bewußten Streben nach einem neuen Märchenstil. Die Dichterin geht, wie einst Andersen getan, von unsern lieben alten Volksmärchen aus. In „Rumpelstilzchen“ erzählt sie eines dieser Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm nach und verwertet dabei eine eigene Kindheitserinnerung. Es ist interessant, bei einem Vergleich mit dem Urbild zu beobachten, wie Clara Hepner es verstanden hat, das Märchen psychologisch zu vertiefen, es zu vermenschlichen, es gleichsam aus seinem rohen Naturzustande herauszuheben und zu veredeln, ohne ihm den alten Märchenton zu nehmen. Wenn durch nichts sonst in ihrem Buche, so hätte sie dadurch allein schon erwiesen, daß sie eine berufene Märchendichterin ist. Sie verwendet aber auch Motive aus dem Märchenschatz anderer germanischer Völker, erzählt Fabeln, Parabeln und Legenden und weiß u. a. auch ein altes deutsches Volkslied zu einem ansprechenden Märchen auszugestalten. Fast immer sind es ethische Momente, manchmal auch der Humor, der in dem Stoffe verborgen liegt, die sie zur Verwendung reizen. Ethische Momente finden sich auch durchweg in den frei erzählten Märchen. Ich bin nicht Kunstfanatiker genug, um zu fordern: das Märchen müsse frei von solchen Momenten sein, ich bin aber auch kein Moralpfaff und Nützlichkeitsfex, um zu verlangen, das Märchen solle einen sittlichen Zweck haben. Meines Erachtens liegt die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte. In unsern Volksmärchen, und gerade in unsern besten, liegt eine Fülle ethischer Momente geborgen: das Gute findet fast immer seinen Lohn und das Böse seine Strafe. Rotkäppchen wird für seinen Ungehorsam vom Wolfe gefressen, und die bösen Stiefmütter sterben alle eines elendiglichen Todes. Niemals wird das Ethische Hauptzweck des Märchens; es fließt ganz von selbst in die Dichtung mit hinein, weil alle diese naiven Kunstwerke aus Herzen stammen, die noch ganz erfüllt waren vom Glauben an eine sittliche Weltordnung, eine Weltordnung, der auch die bunte phantastische Welt der Märchen, die sonst keine andere Ordnung anerkennen mag, unterworfen ist. Auch in Clara Hepners Brust muß ein Herz schlagen, das solchen kinderfrohen Glauben hegt. Der ethische Gehalt ihrer Märchendichtungen ist echt und erlebt, ist notwendiger Herzensglaube. Ihre Ethik ist die einfache kindlicher Herzen, die noch voll innigen, unerschütterlichen Vertrauens sind. Als ein gut gelungenes Stück dieser Art nenne ich das „Niesprinzeßchen“, das nur am Anfang die Sorge aufkommen läßt, wir möchten hier eines jener moralischen Märchen zu hören bekommen, die manchem von uns von seiner Jugend her noch in recht unangenehmer Er-

innerung sind; wie aber in dem Herzen des harten Prinzeßchens in der Felsenhöhle allmählich Mitleid und Liebe aufblühen und sich zum sozialen Mitleid und zur Menschenliebe erweitern, ist mit so viel Innigkeit und echt schlichter Herzenskenntnis erzählt, daß man seine helle Freude daran haben muß. — Unter den Volksmärchen gibt es ganz gewiß auch solche, die der sittlichen Weltordnung nicht unterworfen scheinen; eines davon ist das oben schon erwähnte „Rumpelstilzchen“. Es würde nicht schwer werden, aus dem Grimmschen Märchenschatz ihm noch eines und das andre zu gesellen. Sie sind für den Psychologen von unschätzbarem Wert, weil sie Partieen eines Volksempfindens enthüllen, das seine naive Freude nicht verbergen mag, wenn der Moral einmal ein Schnippchen geschlagen wird. Tieferer Wirkungen entbehren aber gerade diese Stücke fast immer, und es ist ein Verdienst Clara Hepners, gezeigt zu haben, wie wir auch diese Märchen vertiefen und veredeln und dadurch für unsere Jugend und auch für uns selbst gewinnen können.

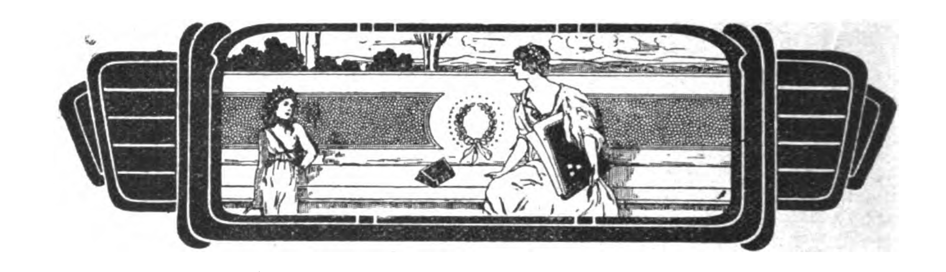
In dem schon zitierten Stück von der „Niesprinzessin“ wird die Besserung der Hartherzigen dadurch herbeigeführt, daß sie in ihrer Einsamkeit Anteil am Leben, Leiden und Lieben der Tierwelt nehmen lernt. Die Dichterin hat hier in freier Weise einen typischen Zug des Volksmärchens verwertet. Darin liegt ja gerade ein bedeutender Teil der idealistischen Kraft des Märchens geborgen, daß es die Fähigkeit der Seele weckt und übt, sich in andre Wesen hineinzuversetzen, mit ihnen zu leben, zu lieben und zu leiden. Und weil es diese Wesen meist Naturdinge: Bäume und Blumen, Quelle und Wald, Geister und Tiere sein läßt, entwickelt und verfeinert es in idealster Weise das Naturgefühl der jungen Seele. Ich bin sicher, daß ein Kind, dem der Sinn für die Wunderwelt der Märchen erschlossen wurde, niemals in roher Weise sich an Tieren oder Blumen vergehen wird. Noch mehr: indem ihm alles vermenschlicht und dadurch seinem Empfinden so nahe wie möglich gebracht wird, verschwistert es sich allmählich mit Baum und Blume und Tier, lernt es sich eins fühlen mit der Natur. In einer Zeit wie die unsere, die den Zusammenhang mit der Natur so sehr verloren hat, ist dies ein Erfolg, der nicht innig genug gewünscht werden kann. Nach dieser Richtung hin wird die neue Märchenkunst weiter bauen müssen, um auch an ihrem Teile zu diesem Erfolge beizutragen. Auch hierfür finden sich treffliche Ansätze in Clara Hepners Büchlein: die „Geschichte vom Kuckuck“ gibt dem Kinde in der rührenden Aufopferung der Grasmücken für das fremde Nestkind nicht bloß ein Beispiel uneigennütziger Hilfsbeflissenheit, es führt sein Denken und Fühlen auch mitten hinein in das Leben und Weben der Natur und hilft ihm, Vorgänge in der Natur in einem idealeren und dennoch nicht falschen Lichte zu sehen, als sie ihm sonst gezeigt werden. Im ersten Märchen: „Sonnenscheinchens erste Reise“ weitet sich die Natur zum Kosmos, und die Dichterin zeigt uns, wie das Kosmische als Märchenstoff Verwendung finden kann. Was Kurd Laßwitz in seinen naturwissenschaftlichen Märchen anstrebt, aber nicht erreicht, weil es dem Geistvollen an dichterischer Gestaltungskraft mangelt, ist hier erfüllt. Die große Wunderwelt des Kosmos ist dem Kinde so menschlich nahe gerückt, daß es zu ihr in ein herzliches, verstehendes Verhältnis treten kann; dazu ist gerade dieses Märchen in einem so schlichten und herzlichen Ton erzählt, daß man gerne noch mehr solche Stücke in dem Buche wissen möchte.

Das Volksmärchen ist das dichterische Produkt einer noch ganz naiv empfindenden Volksseele, und ganz naiv, einfach und bildhaft ist auch sein Stil. Das Märchen kennt keine indirekten Reden, es kennt keine direkte Charakteristik, überall tritt der Vorgang, niemals die Stimmung in den Vordergrund, alles gewinnt bei ihm Beziehungen und damit Leben. Auch in dieser Hinsicht hat Clara Hepner von dem Volksmärchen gelernt. Sie sucht die Illustrationen so vieler modernen Märchenbücher durch eine bilderreiche Sprache, durch eine kraftvolle, plastische Darstellung des Textes zu ersetzen und unternimmt diesen Versuch mit gutem Erfolg. Gerade im Stil treffen unsere modernen Märchendichter so häufig daneben: entweder sie binden sich sklavisch an den Märchenton der Gebrüder Grimm, erzielen damit freilich immer noch die besten Wirkungen, allerdings unter Verzicht auf jede persönliche Färbung des Stils, oder ihre Ausdrucksweise läßt edle Einfachheit und Klarheit vermissen und sucht durch eine gemachte Kindlichkeit, die mitunter ins Kindische überschlägt, ihre Armut und Unlebendigkeit vergessen zu machen. Auch Clara Hepner trifft noch nicht immer den rechten Ton; ihre Sprache könnte manchmal noch kraftvoller und lebendiger sein; aber sie müht sich jene einfache, edle Linie der Darstellung festzuhalten, die gerade dem Märchen nicht fehlen darf. Noch hat sie nicht immer eigenen Ton; aber ihr Buch verrät so viel fleißiges Streben, daß wir gewiß sein dürfen, sie wird ihn finden.

Der eigene Ton, die klare, schlichte und dennoch farbige Erzählweise ist der Vorzug

einer andern Sammlung von Kunstmärchen, die Wilhelm Fischer-Graz unter dem Titel: „Lebensmorgen“ (Georg Müller, München) herausgegeben hat. Fischer schreibt in den besten seiner Märchen einen so blutvollen, bilderreichen, naiven Stil, daß ihm jedes Kind gerne lauschen wird. Und dieser Stil ist es vor allem, der dem Fischerschen Märchenbuche das Gepräge eines Kinderbuches gibt. Seine Märchen sind wohl auch vor allem für Kinder geschrieben, noch mehr aber sollten Erwachsene sie lesen, die ihrem Leben etwas von dem goldnen Sonnenschein zurückgewinnen wollen, der ihre Kindheit übergoldete und selig machte. Fischer legt, ganz unmärchenhaft, den Hauptwert auf die Stimmung und nicht auf das Geschehen: nicht was geschieht, nicht einmal was er sieht, nur wie er es sieht, ist Gegenstand seiner märchenhaften Darstellung. Er ist nicht Erzähler, er ist Lyriker. Das Kind aber will Geschehnisse, will Leben und nicht Stimmung. Darum glaube ich nicht, daß Kinder auf die Dauer sich werden von den Fischerschen Märchen fesseln lassen — obgleich sie augenscheinlich für sie bestimmt sind. Wenn auch die letzte Erzählung: „Amselsang“ aus dem Rahmen eines Kinderbuches herausfällt, so spricht doch für diese Bestimmung des Buches die manchmal etwas aufdringlich hervortretende pädagogische Absicht. Bei Fischer wird nicht selten das Ethische Hauptzweck; man prüfe nur Märchen wie „Das alte Stadttor“, „Das Regenbogenschüsselchen“, „Das goldene Schiffsvolk“ daraufhin. Diese pädagogische Tendenz stört nicht bloß dem Erwachsenen den Genuß, sie stört auch dem Kinde die Freude am Märchen. Werden die Fischerschen Märchen durch sie auch etwas ungleich an Wert, so gewinnt in ihnen der Dichter doch aber immer wieder die Oberhand vor dem Pädagogen. Denn Fischer ist ein Dichter, einer mit sonnenglänzenden Augen, in denen ein leises naivverwundertes Staunen ist über die Märchenwunder der Welt um ihn her und der Welt in ihm selbst, ein Poet mit einer in unsrer Zeit fast seltsam anmutenden Keuschheit und Zartheit des Empfindens. Seine Dichtergabe bekundet er vor allem in den wunderbar feinen Uebergängen aus dem Wirklichen ins Unwirkliche. Man kann nirgends fast sagen: hier hört das Wirkliche auf, und hier setzt das Märchenhafte ein. Der kindlichen Seele ist alles Erleben ein Wunderbares, Märchenhaftes, und wäre es das Unscheinbarste und Alltäglichste, denn alles ist ihm neu und fremd. Fischer hat es nun verstanden, das Wundersame nicht durch Aufhebung bestimmter Naturgesetze zu erreichen, sondern vielmehr dadurch, daß er die Seltsamkeit des Erlebens, wie es in der Kindesseele wach wird beim Anschauen der Welt, hinausprojiziert in die Wirklichkeit. Am besten gelungen ist ihm das in dem Märchen vom „Schloß der Frau Sonne“. Das wundersame Schauspiel des Sonnenunterganges wird dem Simerl und der Sali zum Märchenerlebnis: sie sehen in den goldnen Wolken, in dem wundersamen starken Glanz das Märchenschloß, in dem Simerls tote Mutter lebt und in das auch er einmal hineinkommen wird, wenn er recht brav bleibt. Die meisterhaft gelungene Verschmelzung des Wirklichen mit dem Märchenhaften, die Vertiefung des Seelischen, die kindlich-naive und dennoch niemals ins Kindische überschlagende Darstellung, der einfache, farbige, gemütvolle Stil machen gerade dieses Märchen zum besten Stück der Sammlung. Dazu kommt noch, daß hier die pädagogische Tendenz nirgends aufdringlich hervortritt, daß alles Ethische nur als Ausdruck eines schlichten Herzens erscheint, dem der Glaube an eine sittliche Weltordnung noch etwas Selbstverständliches ist und das diesen Glauben auch wirklich lebt, in diesem Falle: ihn dichterisch betätigt.

Wilhelm Fischers „Lebensmorgen“ scheint mir, wie ich schon sagte, nicht so sehr ein Buch für Kinder, als ein Buch für Erwachsene zu sein. Es ist aus einem so reinen, gütigen und gläubigen Herzen geboren, es ist mit so starker dichterischer Kraft, mit so viel Zartheit und Innigkeit des Empfindens geschrieben, daß die Lektüre zur hellen Freude für jeden werden muß, dessen Geschmack noch nicht verdorben ist. Es ist so unsäglich viel Stimmung in diesen Märchen eingefangen, es liegt ein so wundersamer Golddust über ihnen, daß man häufig beim Lesen alle Mängel, die einem eigentlich erst nach der Lektüre zum Bewußtsein kommen, völlig vergißt und sich ganz dem Zauber überläßt, den dieses Buch ausströmt. In der Art Seelisches ins Wirkliche hinauszuprojizieren und auf diese Weise das Märchenhafte zu gewinnen liegen neue Möglichkeiten für die Weiterentwicklung des Kunstmärchens verborgen. Wilhelm Fischer ist der Dichter dazu, diese Möglichkeiten wirklich zu machen. Und wenn er gelernt haben wird, den Pädagogen in sich zu vergessen, werden wir ihn als einen unsrer besten Märchendichter begrüßen können.



Illustrierte Bibliographie.

„Wenn du vom Kahlenberg . .“ Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Von Joseph August Lux. — Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

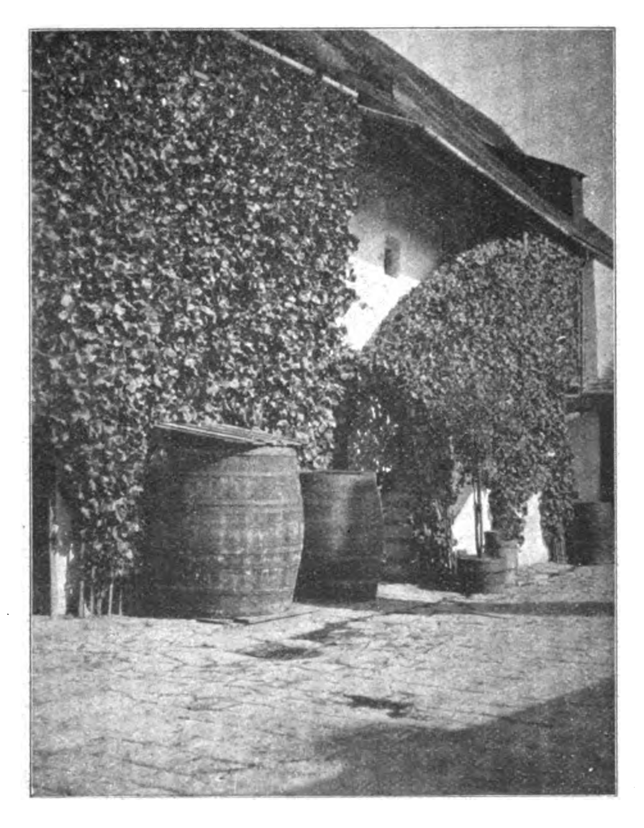
Der Verfasser, der das vorliegende Buch für einheimische und auswärtige Fremde geschrieben hat, gliedert es in die beiden Hauptkapitel: „Wien, wie es war“ und „Wien, wie es wird.“ Bei seiner Vorliebe für das Vergangene und Halbvergangene beginnt er seine Wanderung durch Alt-Wien in den entlegenen Stadtgebieten, am Fuße des Kahlenberges, mit ihren kleinen Häusern und der alten inneren Einrichtung. Da sieht man noch



Blick vom Belvedere und Schwarzenberggarten auf Wien.
Aus: „Wenn du vom Kahlenberg . .“ Von Joseph Aug. Lux. — Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

die steifen Biedermeiermöbel, den kleinen, elenden Krimskrams, bei dem aber jeder Gegenstand seine Geschichte hat. Der Verfasser beklagt, daß allmählich, um Wien einen anderen Anstrich zu geben, so manches altehrwürdige Baudenkmal in den Schutt hat sinken müssen und daß bei den entstandenen Neubauten das wichtigste Prinzip der Architektur, die Charakteristik, völlig abhanden gekommen ist. In den kleinen Vororten, so in Döbling, ist noch Alt-Wien zu Hause. In den dortigen schlichten Häuschen ruht noch manch köstliches Vermächtnis, gekennzeichnet durch Gedenktafeln mit den Namen: „Beethoven, Schubert, Grillparzer, Körner.“ Es war von dem Maler Karl Moll ein künstlerischer Gedanke, mit einer Serie sicher beglaubigter Beethovenhäuser in Originalholzschnitten hervorzutreten.

Da steht in der Probusgasse in Heiligenstadt das liebliche Gartenhaus, wo Beethoven im Sommer 1808 wohnte. Bevor man zur Wirtschaft Hohe Warte gelangt, kommt man an einem langgestreckten Wohnhaus vorbei, wo im Jahre 1809 Beethoven einen Sommer verbracht hat. Die „Eroica" war hier angeblich 1803 komponiert worden. In Heiligenstadt, am Pfarrplatz Nr. 2 (s. Abbild.) wohnte Beethoven in der letzten Hälfte des Sommers 1817. Erwähnt sei hier noch das auf der Nußdorferstraße gelegene Geburtshaus Schuberts, „zum roten Krebsen" genannt, wo er bis zum 10. Lebensjahre verblieb; die Gegend rund um Währing und Weinhaus blieb ihm aber, auch in späteren Jahren, ans Herz gewachsen. Der Verfasser widmet diesen alten Erinnerungsstätten eine ein-

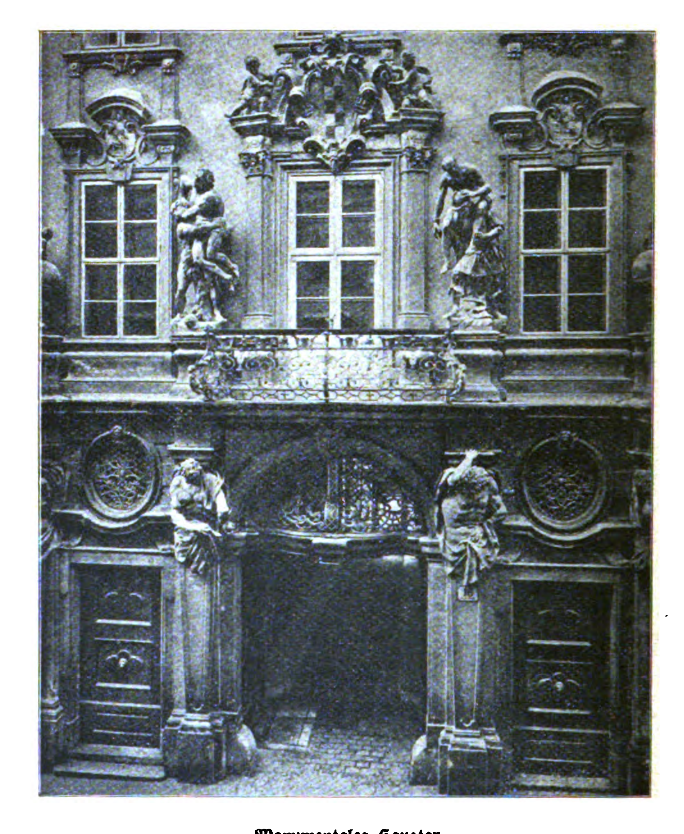


Das Hofinnere des Beethovenhauses.

Aus: „Wenn du vom Kahlenberg . ." Von Joseph Aug. Lux. — Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

gehendere Betrachtung und geht alsdann an die Schilderung der Straßen und Plätze mit ihren Monumentalbauten. An den meisten der bedeutsamen Haustore rankt eine alte Legende weiter fort. Eins der schönsten Portale besitzt das Palais Breunner in der Singerstraße (s. Abbildg.). Auch manches andere Privathaus zeigt den großen Stil der besten Meister damaliger Zeit. Weiterhin wendet sich der Verfasser den Friedhöfen und schließlich den alten und neuen Gärten bezw. Vorgärten zu. Er tut hier im besonderen des alten Währinger Ortsfriedhofes Erwähnung, wo die Grabstätten Beethovens und Schuberts waren. Die Reliquien sind exhumiert, nur die Grabdenkmäler blieben. Gegen die Exhumierung, die der Willkür und Pietätlosigkeit unserer Zeit entsprungen, erklärt sich der Verfasser ganz entschieden und bezeichnet sie als einen Gewaltakt. Seiner Ansicht nach

verbietet das heilige Totenrecht, an dem bestehenden Zustande zu rühren. Hinsichtlich der Vorgärten äußert sich der Verfasser dahin, daß der moderne Vorgarten in der Regel zu einer zwecklosen Dekoration herabgesunken sei, während der alte ländliche Vorgarten ein lebendiges Glied der ländlichen Daseinsform darstelle, erfüllt von der Blumenfreude oder von einem bestimmten Nutzgedanken der Hausbewohner. Der ländliche Vorgarten kann deshalb gar nicht fortgedacht werden, während der moderne Vorgarten ruhig fortfallen könnte. Letzterer wird selten oder nie betreten, der ländliche Vorgarten dagegen repräsentiert ein Stück Wohnung. — Der Verfasser bespricht ferner des näheren die Gartenarchitektur, sowie die Verquickung französischer und englischer Gartengrundsätze. Als lehr-



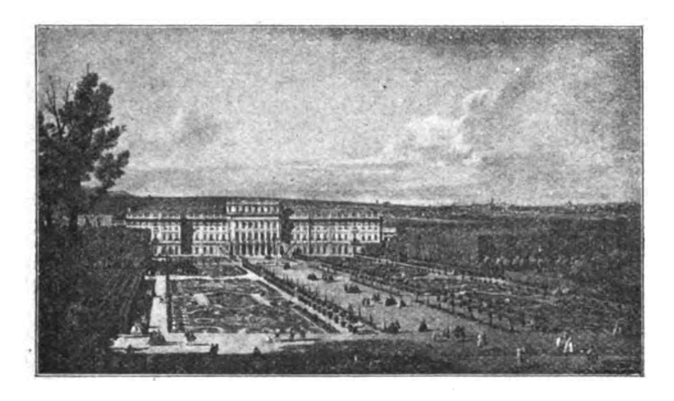
Monumentales Haustor.
Aus: „Wenn du vom Kahlenberg . ." Von Joseph Aug. Lux. — Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

reich in dieser Hinsicht zieht er ein von Canaletto gemaltes Bild heran: „Blick vom Belvedere und Schwarzenberggarten auf Wien" und „das Lustschloß Schönbrunn" im 18. Jahrhundert (s. Abbildg.). — Im zweiten Hauptkapitel: „Wien, wie es wird" behandelt der Verfasser: „Die Vorstadtkultur, schöne Brunnen, Denkmalmiseren und Denkmalideen, den Karlsplatz und das Wiener Stadtmuseum, ein Ausstellungshaus, Neuland im Nordosten Wiens und schließlich die Meister des Wiener Bodens." Beim letztgenannten Thema beschäftigt er sich im besondern mit Otto Wagner „mit dem man, wenn man die Entwickelung einer modernen Baukunst in Österreich erzählen will, beginnen muß." — Er nimmt hierbei den Genannten warm vor dem Vorwurf in Schutz, ein Moderner zu sein, und bezeichnet ihn als den einzigen Großstadtarchitekten, der auf der Höhe der Zeit steht und deren

Regungen kennt. In gewissem Sinne künstlerischer Antipode Wagners ist Friedrich Ohmann. Bezüglich der näheren Begründung dieser Behauptung, sowie weiterer vom Verfasser über Architektur gemachter Darlegungen muß auf das Original verwiesen werden. Das gut ausgestattete Buch gewährt eine ganz interessante und anregende Lektüre. K.

Moderne Deutsche Lyrik. Mit einer literargeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben von Hans Benzmann. Zweite gänzlich veränderte Auflage. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Die Vorzüge dieses billigen und empfehlungswerten poetischen Hausbuches wurden bereits anerkannt (Juniheft 1904). Der beste Beweis für seine Brauchbarkeit und wachsende Beliebtheit ist die Tatsache, daß es nach kaum drei Jahren in zweiter Auflage erscheint. Die neue vorliegende Sammlung zeigt manche Veränderungen. Die beiden alten lyrischen Meister und Vorbilder der Modernen: Fontane und Konrad Ferdinand Meyer sind ausgeschieden, ebenso 26 andere Lyriker, dafür aber 35 neue aufgenommen. Den rein artistischen Talenten wurde weniger, einigen älteren würdigen Dichtern z. B. Arthur Fitger und Karl Spitteler mehr Raum gewährt. Die soziale Lyrik ist stärker zu Worte gekommen. Der Herausgeber einer Anthologie kann un-



Lustschloß Schönbrunn.
Aus: „Wenn du vom Kahlenberg . .“ Von Joseph Aug. Lux. — Wien und Leipzig, Akademischer Verlag.

möglich allen Wünschen gerecht werden. Auch Benzmann mußte aus Raumrücksichten manche gute Absicht unterdrücken und sich auf das Notwendigste beschränken. Seine Aufgabe, ein klares Bild der modernen deutschen Lyrik zu geben, hat er jedenfalls befriedigend gelöst und den Beweis erbracht, daß die neue Dichtung nicht nur leerer Klingklang und dunkles Gemurmel ist. Er spricht am Schluß seiner literargeschichtlichen Einleitung die Ueberzeugung aus, daß nicht Wortkünstler und Artisten wie Stephan George, Hoffmannsthal oder Mombert die Vorbilder zukünftiger Poeten sein werden, sondern wiederum das Volkslied, die Dichter der „Deutschen Tradition“, die Eichendorff, Mörike, Storm, Keller u. a. Nicht die Schwäche, nicht das Nervöse und Zweideutige, nicht Manier und Blasiertheit wird siegen, sondern die Stärke, das Gesunde und Ehrliche, Klare und Einfache. Möge er recht behalten. N.

Bibliographische Notizen.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von A. Heilborn. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig-Berlin, Verlag von B. G. Teubner.

Dieses Bändchen, aus Vorträgen hervorgegangen, die Verf. im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin hielt, ist zur Einführung in die Landeskunde unserer deutschen Kolonien ganz vortrefflich geeignet. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Uebersichtskarte versehen, gibt es in gedrängter Darstellung einen höchst anschaulichen, all-

gemein orientierenden Ueberblick über Land und Leute unserer überseeischen Besitzungen. Mit besonderer Vorliebe verweilt Verf. bei der ethnographischen Schilderung. Die kleinen Versehen, die sich in die sonst zuverlässige Darstellung eingeschlichen haben, wird hoffentlich eine neue Auflage beseitigen. Vielleicht entschließt sich dann auch der Verf., die wirtschaftliche Bedeutung insbes. der afrikanischen Schutzgebiete etwas mehr zu berücksichtigen. O. L.

Wilhelm Bölsche:

1) Im Steinkohlenwald. — Stuttgart, Kosmos, Franckh.

2) Die Schöpfungstage. — Dresden, Carl Reißner.

3) Was ist die Natur? — Berlin, Georg Bondi.

Im „Steinkohlenwald“ wird wiederum jedem, der sich für Naturwissenschaften interessiert, von der Gesellschaft „Kosmos“ ein schätzbarer Beitrag aus der Feder Bölsches, dieses vortrefflichen Bearbeiters naturwissenschaftlicher Themata, geboten. Mit der Schilderung der Entstehung der Steinkohle wird gleichzeitig ein Teil der großen Weltgeschichte dem Leser vorgeführt. Zahlreiche Abbildungen erläutern den interessanten Text.

In dem Buche „Die Schöpfungstage“ entwirft der Verfasser in einzelnen Kapiteln an der Hand biblischer Schlagwörter ein Bild von der Entwicklung der Erde in den verschiedenen, Jahrmillionen umfassenden Epochen. Die ganze, durch Abbildungen erläuterte Darstellung ist höchst anziehend, und sei auf dieselbe hiermit besonders hingewiesen.

In der Antwort auf die Frage: „Was ist die Natur?“ gibt der Verfasser eine farbenreiche Darstellung von der Entwicklung des Naturbegriffs seit der ältesten Zeit bis zu Darwin, also vom Chaos bis zur Ordnung. Hierbei beschränkt sich der Verfasser nicht bloß darauf, das anzuführen, was die moderne Naturforschung festgestellt hat, sondern er ist bemüht, das eigene Urteil anzuregen und selbst zur Verbreitung einer allgemeinen Weltanschauung seinen Teil beizutragen. K.

Gesundheitspflege fürs Haus. Von Dr. med. Alfred Baur. 1. Lieferung. Eßlingen und München, Verlag J. F. Schreiber.

Lange genug trugen hygienische und medizinische Kenntnisse ins Publikum nur solche Bücher, die, von Laien oder geschäftlich betriebsamen Aerzten geschrieben, lediglich den Zweck hatten, für irgend ein alleinseligmachendes Heilverfahren Propaganda zu machen. Abgesehen von dem vortrefflichen Gesundheitsbüchlein, das vom Reichsgesundheitsamt herausgegeben wird, ist aber erfreulicherweise in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Schriften erschienen, in denen berufene Vertreter der Medizin, teilweise die ersten Männer des Faches, ohne Nebenzweck, nur von dem Wunsche Aufklärung zu bieten und Segen zu stiften erfüllt, von ihrer Wissenschaft weiteren Kreisen mitteilen. Daß sich das vorliegende von einem Arzte verfaßte Sammelwerk gleichfalls auf dieser Linie halten wird, verspricht der Verlag, der auf den illustrativen Schmuck inmitten des Textes und auf zahlreiche Farbendrucktafeln offenbar größte Mühe verwendet, in der ersten Lieferung ausdrücklich. Der Gliederung des Stoffes, auf dessen textliche Behandlung einzugehen wir uns nach Abschluß des Werkes vorbehalten, kann man auch im allgemeinen beistimmen. E. N.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Dr. Robert Wilbrandt, Privatdozent an der Universität Berlin. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. (106. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.

Der Verfasser hat bereits im Jahre 1902 in seinem grundlegenden Werke „Die deutsche Frau im Beruf“ (Handbuch der Frauenbewegung, Band 4) eine wissenschaftliche Uebersicht über die Frauenarbeit in den verschiedenen Berufen gegeben. Das vorliegende Büchlein bildet eine sehr wertvolle Ergänzung zu dem großen Buche. Die Entstehung aus Vorträgen hat vielleicht die frische Lebendigkeit der gehaltvollen Darstellung erzeugen helfen. H. L.

Was ist der Mensch? Seine Natur. Seine Stellung im Universum. Von Dr. Viktor Lafosse. Uebersetzt von E. Aßhoff. Straßburg i. E. und Leipzig, Verlag J. Singer.

Der Verfasser, ein Brüsseler Professor, will es unternehmen, die Frage nach dem Wesen des Menschen zu lösen. Er stellt sich dabei auf den Boden der Skepsis und operiert vorsichtig mit einem stetigen: „Es scheint mir“. Von diesem geht er dann unvermittelt zu einem „Es ist“ über und täuscht sich und dem Leser „Erkenntnisse“ vor, die zu beweisen Verf. jedoch nicht in der Lage ist. Die Meinung, daß der Mensch nur sein Glück als Ziel seines Strebens kennt, daß er infolgedessen nur vom Egoismus (edlem wie unedlem) geleitet wird, ist nicht

neu. Zusammengesetzt ist der Mensch aus einem unkörperlichen, einfachen, ewigen „Ich“, einem Ego, und einem veränderlichen und somit sterblichen Organismus. Die Vermutung, es könnte auch den Tieren ein „Ego“ zu eigen sein, weist Verfasser zurück. Nur diejenigen Wesen, die untereinander irgend eine Möglichkeit sprachlichen Verständnisses herzustellen fähig sind, besitzen ein volles Bewußtsein. Alle geistige Tätigkeit der Tiere führt Verfasser auf das mechanische Funktionieren des Organismus zurück. Beweise für seine Ansichten versteht Lafosse nicht zu geben. Psychologische und metaphysische Meinungen gehen bei ihm ziemlich wirr durcheinander. Großenteils besteht das Büchlein aus seitenlangen Auszügen aus Werken anderer Autoren. Wissenschaftlichen Wert besitzt es nicht. Dr. F. Lüdtke.

Die Poesie des Lebens Jesu. Ein Versuch. Von Otto Frommel. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Religion und Poesie sind nicht identisch, aber wo sie sich in ihrer reinsten Form zeigen, treten sie schwesterlich gepaart auf. Auch Jesus war nicht nur Prophet, sondern auch Poet. Für diese Seite der hohen Bedeutung Jesu will der Verfasser das Verständnis erschließen. Jesus ist Künstler der Darstellung — schlichte Realität und Plastik des Ausdrucks sind seine hervortretenden Züge. Aber auch nach der idealen Seite hin offenbart sich Jesu Künstlernatur. Empfänglich für seine Umgebung erfaßt er mit feiner Beobachtung das Charakteristische an den Dingen, reich an schöpferischer Phantasie vermag er die religiösen Symbole seiner Zeit mit seinen inneren Erlebnissen zu füllen und dadurch neu zu gestalten. Als Lebenskünstler wird Jesus zum Entdecker der Seele. — Die Gründlichkeit der wissenschaftlichen Untersuchung, die Tiefe und Innigkeit in der Auffassung und Darbietung des Stoffes machen den Wert des Buches aus. M. K—pp.

Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Von Dr. Carl Friedrich Müller. Mit einem Vorwort der Verlagshandlung. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Der Wert der Müllerschen Reuterausgabe, deren Vorzüge in diesen Blättern bald nach ihrem Erscheinen hervorgehoben wurden, liegt nicht zum wenigsten in der Textkritik. Der Herausgeber konnte fast Seite für Seite nachweisen, wie wenig der Hinstorffsche Verlag sich um eine korrekte Ausgabe gekümmert hatte, wie Druckfehler und Zusätze sich einschlichen und in den neuen Auflagen kritiklos übernommen wurden. Man sollte nun meinen, daß eine Reinigung, wie Müller sie vorgenommen hat, widerspruchslos und dankbar hingenommen werden würde; statt dessen kämpft der Hinstorffsche Verlag für seine fehlerhafte Ausgabe weiter. In der vorliegenden Schrift verteidigt daher der Herausgeber sein Verfahren und weist mit schlagenden Gründen nach, daß die besonders angefochtene Aufnahme von vier Strophen, die seit 1864 in den Ausgaben von „Kein Hüsung“ fehlen (12. Abschnitt „De Klag'“), unbedingt notwendig ist, mögen sie nun von Reuter selbst gestrichen oder durch ein Versehen des Setzers ausgelassen sein. H. Sch.

Lessing. Vom Laokoon zum Nathan. Von Richter von der Rother. Leipzig, B. Elischer Nachf.

In der 90 Seiten umfassenden Schrift kann der Verf. seinen Stoff natürlich nur in großen Zügen, das Wesentlichste herausgreifend, zur Darstellung bringen; gleichwohl erhalten wir in der knappen, manchmal nur angedeuteten Darlegung der Grundgedanken der behandelten Schriften ein klares Gesamtbild der Lessingschen Kunstprinzipien. Das Buch scheint daher besonders geeignet, den Schülern der Gymnasien bei ihrer Lessinglektüre gute Dienste zu leisten. H. Sch.

Heinrich Heines Dichtungen. Für die deutsche Familie ausgewählt von Dr. A. Lohr. Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Der Herausgeber hat, in der richtigen Erkenntnis, daß für die Familie, für den reiferen Sohn, die erwachsene Tochter keineswegs der ganze Heine geeignet ist, es unternommen, eine Auswahl aus der Heineschen Lyrik zu treffen, die das Beste und Schönste bringt, was dieser Dichter uns gegeben hat. Lohr hat mit gutem Verständnis und feinem Takt auszuwählen verstanden, und da das Buch von dem Verlage recht hübsch ausgestattet worden ist, so ist es zu Geschenkzwecken recht geeignet. A. F. K.

Friedrich Hebbel als Denker. Von Dr. Bernhard Münz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die der Verf. in dem vorliegenden Buche gelöst hat; denn Hebbel hat seine Weltanschauung nicht im Zusammenhange dargestellt, sondern sie hier und da in seinen Werken, Briefen und Tagebüchern niedergelegt. Hieraus hat der Verf. sie sorgsam gesammelt und in eine möglichst methodische Form gebracht, so daß wir ein erschöpfendes Bild von dem Verhältnis des Dichters zur Metaphysik und

von seiner Aesthetik erhalten. Es ist ja bekannt, daß das Urteil über Hebbel noch stark schwankt, nur darin herrscht wohl allgemeine Uebereinstimmung, daß er eine außerordentliche Persönlichkeit gewesen ist. Diesen Eindruck erhalten wir vor allem auch aus dem vorliegenden Buche. H. Sch.

Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Isolde Kurz. München und Leipzig, Georg Müller.

Der Titel dieser schönen und ergreifenden Dichterbiographie ist gar zu bescheiden. Will die Tochter damit sagen, daß nie eine Generation die andere ganz ergründen kann und daß speziell eine Tochter schwer in das tiefste Wesen des Vaters eindringt? Aber Isolde Kurz ist selbst Dichterin und kann daher des Künstlers unebene, widerspruchsvolle Wege leicht gehen. Hermann Kurz tritt aus diesen Erinnerungsblättern nicht nur lebendig, sondern im höchsten Grade sympathisch hervor. Nur Deutschland konnte einen solchen Mann hervorbringen, der trotz größten inneren Reichtums dem rauhen Leben nicht gewachsen war und dessen herrliche Blüten daher nie ganz zur Entfaltung kamen. Denn gerade der Dichter kann der Wechselwirkung mit der Welt nicht ganz entraten. Das Buch ist höchst interessant und wird zahllose Freunde finden.

M. Kr.

Gedichte von Isolde Kurz. 4. und 5. Auflage. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Isolde Kurz ist, trotz der fünf Auflagen ihrer Gedichte, eine wahre Dichterin. Viel Leidenschaft und echte Kraft spricht aus ihren Versen. Nichts ist anempfunden oder gekünstelt, alles quillt aus unmittelbarem Empfinden, mußte geschrieben werden. Form und Inhalt sind tief verschmolzen. Sie wandelt keine neuen Wege; aber sie wandelt die alten auf ihre Art, unbekümmert um den Leser. So stark war der Strom ihres Innern, daß er sich Bahn brach; für sich selbst hat sie gedichtet, nicht fürs Publikum. Und das ist einer der bezwingenden Reize ihrer Kunst. Heißblütiger als ihr Vater, hat Isolde Kurz das Leben zu bezwingen verstanden und es damit auch vielen anderen bereichert und verschönt. „Seelenwanderung" gehört mit zu dem Tiefsinnigsten, was in deutscher Sprache über die Liebe geschrieben ist.

„Ach, umsonst durch alle Fernen
Suchten sie sich liebentglommen,
Bald das eine, bald das andre
War zu früh zur Welt gekommen."

M. Kr.

Mutter Brünnhilde. Zwei neue Szenen zur Götterdämmerung entdeckt und bühnentechnisch erläutert von Moritz Wirth. Leipzig, Verlag von Gebrüder Reinecke.

Ueber das Büchelchen wird viel gewitzelt werden. Wirth ist als penibelster Wagnerforscher sattsam bekannt; was kein Verstand der Verständigen sieht, das ergrübelt seine Phantasie. Er behauptet nun, zwei Szenen zur Götterdämmerung aufgefunden zu haben, die Wagner mit voller Musik versehen hat, die aber bisher nicht zur Aufführung gelangt sind. In der einen Szene gewahrt Brünnhilde, daß sie schwanger ist, und in der anderen verweigert sie ihrer Freundin Waltraute die Auslieferung des Ringes an die Rheintöchter, da sie ihn für ihren zu erwartenden Sohn als Erbteil aufspart. Das sucht Wirth mit der dazu gehörigen Musik in Einklang zu bringen, und bei dieser Gelegenheit macht er uns mit einer Menge Details bekannt, von denen wir bisher keine Ahnung hatten. Seine bis ins Minutiöseste gehenden Auseinandersetzungen vermitteln uns die Kenntnis und das Verständnis einer ganzen Schwangerschaftsmusik in ihren verschiedenen Abstufungen, vom Motiv des oszillierenden Herzens und der Milchdrüsen-Triole an bis zum Motiv des ersten Kindsstoßes und zur gynäkologischen Zwischenaktsmusik. Da aber Wirth auf medizinischem Gebiete sich kein autoritatives Urteil zutraut, hat er sich seine Entdeckungen von einem Leipziger Arzte und Geburtshelfer begutachten und bestätigen lassen. Natürlich beansprucht Wirth, daß die Bühne sich der beiden Szenen annimmt und sie zur lebendigen Darstellung bringt; unsere Brünnhilden werden alsdann Gelegenheit haben zu zeigen, daß sie imstande sind, das von Wagner in Musik gesetzte „gynäkologische Kolleg" uns vorzuspielen und vorzusingen. eb.

Kanalkinder. Roman von Marie Luise Becker. Berlin W., Hermann Krüger.

„Am Kanal, inmitten grünender Laubwälder bin ich aufgewachsen, und früh regte sich in mir die Lust zum Schaffen und zur Wiedergabe meiner Lebenseindrücke," bemerkt die Verfasserin in ihrer das uns vorliegende Buch begleitenden Selbstbiographie. Die geistvolle Gattin Wolfgang Kirchbachs führt uns in eine fremde Welt, in das Leben und Treiben der Bewohner jener Gegend am „Kanal" mit ihrer eigenen Sprache, ihren eigenen Sitten und Lebensgewohnheiten, an den Finowkanal, der seit länger als anderthalb Jahrhunderten die Oder mit der Havel verbindet. Es sind wenig erfreuliche,

düstere Bilder, die sie vor uns entrollt, die uns aber vereint mit dem versöhnenden Schluß unwillkürlich zwingen, dem Buche das höchste Lob zu spenden, indem wir es in seiner Eigenart der trefflichen Schöpfung Riccarda Huchs: „Aus der Triumphgasse“ an die Seite stellen. Es ist wie jenes kein Buch für die große Menge, aber die Schilderungen der Verhältnisse, der Kämpfe, Irrungen und Leidenschaften der handelnden Personen sind nicht nur in hohem Grade fesselnd, sondern auch tief ergreifend.

R. N.

Bleib jung meine Seele! Roman von Toni Schwabe. Stuttgart u. Berlin, Axel Juncker Verlag.

Vor vier Jahren ließ Toni Schwabe einen Roman „Die Hochzeit der Esther Franzenius“ erscheinen, der viel beachtet wurde und starke Hoffnungen weckte, — als müßten in der, die ihn schrieb, Schätze schlummern, die nur noch ein wenig Zeit zum Ausreifen brauchten und die sie uns dann darbieten würde, in einem Buche voll Schönheit und Beseelung, voll Ruhe und Klarheit.

Solch ein Buch ist „Bleib jung meine Seele!“ nicht geworden. Wohl zeigt es, daß Toni Schwabe nichts vergessen hat, — wie damals weiß sie auch heute wieder mit einem Wort, mit einer halblauten Zwischenbemerkung die tiefsten Einblicke in die junge Weibesseele zu eröffnen, wie damals hat ihre Sprache hinreißende Glut, ungewöhnliche Anschaulichkeit, besonders dann, wenn sie Naturbilder gibt und junge, töricht-selige Liebesszenen. Aber Toni Schwabe hat zu den Vorzügen, die bereits ihr erstes Buch geboten hatte, keine neuen hinzugefügt und nichts von dem, was dort störte, heute vermieden. Noch immer läßt sie es an Geschlossenheit der Komposition fehlen, hastet pietätlos an den Dingen der realen Welt vorüber, zersplittert das Interesse des Lesers durch Aufnahme von allzuviel Episodenwerk. Und ihre Liebesszenen sind voll wundersamer Schönheit, ja; doch lassen sie eins vermissen: die Keuschheit des Schweigens vor dem Allerheiligsten der Seele.

Wie damals legt man auch heute Toni Schwabes Buch aus der Hand mit einer Frage: wird sie wohl, nach diesen lose gereihten schimmernden Einzelheiten, uns eines Tags ein schönes Ganzes geben?

M. W.

Die dumme Maus. Roman von Max Wundtke. Leipzig, Arthur Cavael.

Der Einfluß der Frauen auf den schaffenden Künstler, im vorliegenden Falle auf einen Dichter, wird von Max Wundtke in dem sich ergebenden Konflikte zugunsten des Kindes aus dem Volke gelöst. „Die dumme Maus“, welche dem Schriftsteller, Doktor Born; nichts gibt als ihre dumme, selbstlose Liebe, macht seine schlummernden Kräfte erst frei, verleiht ihm Schwung und Begeisterung, während die geistig scheinbar hochstehende Gattin aus der guten Gesellschaft, welche er später heimführt, ihm zum Hemmschuh wird und seine Schaffenskraft ertötet. Nur durch die Flucht aus dem goldenen Gefängnis kann er sich vor dem geistigen Tode retten, und in der Rückkehr zu der ersten Geliebten gelangt er zu neuer Tatkraft und zu unsterblichem Ruhme.

Die durchaus realistische Darstellungsform, in welcher der Verfasser sein Werk abgefaßt hat, ist nur für reife Leser berechnet.

mz.

Das Tagebuch einer Hofdame. Roman von Hans von Zobeltitz. Berlin, Leipzig, Wien, Verlag von W. Vobach u. Comp.

Hans von Zobeltitz, dessen Romane zumeist in aristokratischen Kreisen spielen, bietet mit dem vorliegenden Buche eine ungemein liebenswürdige Gabe, welche besonders die weibliche Lesewelt lebhaft anzusprechen geeignet ist. Diese Hofdame weiß Land und Leute, namentlich die Persönlichkeiten und Verhältnisse des Hofes eines kleinen deutschen Duodezstaates zu schildern; aber auch nicht minder die der Gelehrtenwelt, in der sie als die Gattin eines jungen Historikers ihre Heimat findet. Mit aufrichtiger Anteilnahme begleiten wir die Schicksale der in dem Roman auftretenden Personen; wir trauern mit den Betrübten und freuen uns mit den Fröhlichen, den beiden glücklich nach Kämpfen und Ringen endlich vereinten Liebespaaren.

Wir können dieses prächtige und doch so anspruchslose „Frauenbuch“, das jedoch auch von Männern gelesen zu werden verdient, angelegentlichst empfehlen.

R. N.

Dorian Grays Bildnis. Von Oskar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. Westf., Verlag J. C. C. Bruns.

„Kein Künstler hat ethische Sympathien. Eine ethische Sympathie ist beim Künstler unverzeihliche Manieriertheit des Stils.. Gedanke und Sprache sind dem Künstler Werkzeuge einer Kunst. Tugend und Laster sind dem Künstler Stoffe einer Kunst.“ So ist Oskar Wildes Welt, die in Dorian Gray voller Geist und Reiz sich auslebt: das Kunstwerk als schönes Ding. „Alle Kunst ist zwecklos“: losgelöst vom groben, tendenziellen Zweck. Schönes Leben,

das für sich selbst da ist. Wir genießen es freudig und danken dem Verlag für die „neue, billige Ausgabe“. A. Halbert.

Die in Finsternis wandeln. Ruthenische Novellen. Von Sémène Zemlak. Autor. Uebersetzung aus dem Französischen von Joh. Hermann. Leipzig, Felix Dietrich.

Diese drei Novellen sind, wenn auch ohne besondere Eigenart geschrieben, stofflich interessant, wie all die traurigen Geschichten jener unglücklichen, unter russischem Joche seufzenden Völker. Die Wahrhaftigkeit der Schilderung ergreift. „Wenn Gott all die Tränen, welche die Polen und die Ruthenen vergossen haben, sammeln wollte, es würde daraus ein reißender Strom, der das ganze Zarenreich umstürzen würde.“ So heißt es in dem Buche. M. Kr.

Erlösung. Neue Gedichte. Von Ernst Ludwig Schellenberg. Stuttgart, Axel Juncker.

Wie der von Eduard Mörike hochgeschätzte schwäbische Dichter Karl Mayer, so wirkt E. L. Sch. mehr durch Stimmungen als durch Worte. Die neuen Gedichte haben dieselben guten Eigenschaften, die das erste Heft aufweist (Aus Leben und Einsamkeit. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. Siehe: Nord und Süd. Märzheft 1906); sie verändern das Bild des Dichters nicht, sie vertiefen es nur. N.

Weichselrauschen. Lieder eines Westpreußen. Von Bruno Pompecki. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Schon der Titel deutet darauf hin, daß bei diesen Liedern die Heimatliebe Pate stand. Sie allein gab ihnen als Angebinde ihr eigenes, edles, echtes Gepräge. Bildet auch ihren Hauptinhalt die oft besungene und nie ausgesungene Dreiheit: Heimat, Natur, Liebe, so bleibt doch der Dichter nicht im Alltäglichen stecken, sondern erhebt sich darüber (z. B. Kleinstadt. In der Vollmondnacht. Am Bahndamm) und läßt hoffen, daß er sich noch höher schwingen wird. N.

Auf Erden. Ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen von Alfons Paquet. Herausgegeben vom Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein zu Koblenz.

Schon das Erstlingswerk dieses Dichters „Schutzmann Mentrup und anderes“, Köln 1901, J. G. Schmitz, und seine von Karl Busse herausgegebenen und eingeleiteten „Lieder und Gesänge“, Berlin 1902, G. Grote, zeigten eine bedeutende ursprüngliche Kraft und Kunst. Noch stärker und reiner äußert sich seine Poesie der Realitäten in diesem Zeit- und Reisebuch. Wir wandeln mit dem Verfasser „Auf Erden“, wir weilen „Am Neckar, am Rhein, auf der Bahnhofsbrücke, auf S. S. „Patria“, in der atlantischen Stadt, im Hospital „Bellevue“ und im Volkskonvent“, wir sehen, wie er den schlichten Tatsachen des täglichen Daseins Leben einhaucht, wir fühlen uns aber auch über das Alltägliche emporgehoben, wir empfinden mit dem Dichter: „Nur bis zum Gürtel bringt die Macht der Erde, das Haupt ragt heimlich in das Reich der Träume.“ Sein Streben und Ziel offenbart er uns in dem Gedicht „Der Einzelne“: „Ich suche das Ernste, Stille, unendlich Feierliche, Würdige, Erlöste und Erdachte; den Zustand frommer Schweigsamkeit, des ruhigen Triumphs geschehener Schöpfung; der sehnsuchtlosen heiteren klösterlichen Gedankengänge; der Mannesgröße in der feinen Erkenntnis unsers Geistes, der in alle Poren der Welt zart eindringt usw.“ Das beachtungswerte, schön ausgestattete Buch ist teils in Prosa, teils in markigen, an Walt Whitmans „Grashalme“ erinnernden, freien Rhythmen, teils in volltönenden Reimen und Stanzen, z. B. „Colorado Springs“, geschrieben. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Abbe, Ernst. Von Carl Jentsch. Die Grenzboten 66, 23 (6. Juni 1907).

Altgriechische Kultusstätten. Von Prof. Julius von Pflugk-Harttung. Westermanns Monatshefte 51, 9 (Juni 1907).

Ausgrabungen im Gebiete der Keilschriftkultur, Die Ergebnisse der. Von Prof. Dr. Hugo Winckler. Die Umschau XI, 26 (Juni 1907).

Bang, Hermann. Von Peter Hamecher. Das Blaubuch II, 24 (13. Juni 1907).

Beethoven. Von Karl Lamprecht. (Schluss.) Kunstwart 20, 17 (22. Juni 1907).

Beschiessung von Paris, Die. Eine Widerlegung. Die Grenzboten 66, 25 (20. Juni 1907).

Deutsche Frauendichtung im Mittelalter. Von Hans Ellenberg. Magazin für Literatur des In- und Auslandes 77, 9 (Juni 1907).

Entstehung des Seelenbegriffs, Zur. Von Prof. Thomas Achelis. Das Blaubuch II, 24 (13. Juni 1907).

Entwickelung der estnischen Poesie, Über die. Von A. Jürgenstein. Aus fremden Zungen XVII (1907), 10.

Feindlichen Brüder auf der Bühne, Die. Von Marcus Landau. (Schluss.) Bühne und Welt IX, 18 (Juni 1907).

George, Stefan. Eine stilistische Untersuchung von Bruno Baumgarten. Preussische Jahrbücher 128, 3 (Juni 1907).

Hannoverland. (Aus dem Engeren. Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XX.) Von Hans Müller-Brauel. Das literarische Echo IX, 18 (Juni 1907).

(Hansa.) — Aus der Zeit der deutschen Hansa. Von W. Stavenhagen, Hauptmann a. D. Strassburger Post. 1907, No. 679 (22. Juni).

(Hudler.) — Der Bildhauer August Hudler. Von Eugen Kalkschmidt. Westermanns Monatshefte 51, 9 (Juni 1907).

Isländergeschichte, Enstehungs- und Lebensbedingungen der. Eine biologische Studie. Von Arthur Bonus. Preussische Jahrbücher 128, 3 (Juni 1907).

Meunier, Constantin. Ein Pfadfinder moderner Plastik. Von Joseph Popp. Hochland IV, 9 (Juni 1907).

Nacktheit und Bekleidung in der primitiven Kunst. Von Frederik Poulsen. Die Umschau XI, 24 (8. Juni 1907).

(Oper.) — Zur Geschichte des Leitmotivs in der romantischen Oper. Von Eugen Schmitz. Hochland IV, 9 (Juni 1907).

Reger, Max. Von Dr. Walter Niemann. Westermanns Monatshefte 51, 9 (Juni 1907).

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von. Von Paul Friedrich. Westermanns Monatshefte 51, 9 (Juni 1907).

Schubert der „Altwiener". Von Egon von Komorzynski. Bühne und Welt IX, 18 (Juni 1907).

Schuberts Herzeleid. Von Otto Erich Deutsch. Bühne und Welt IX, 18 (Juni 1907).

Shakespeares Melancholie. Von Levin Ludwig Schücking. Preussische Jahrbücher 128, 3 (Juni 1907).

Sprache des Kindes, Die. Von Ernst Tappolet. Deutsche Rundschau 33, 9 (Juni 1907).

Tilsit — ein Zusammenbruch der britischen Festlandpolitik. Von Eberhard Kraus. Die Grenzboten 66, 24 (13. Juni 1907).

Wahrheit der hl. Schrift nach der Anschauung der neueren katholischen Exegese, Die. Von Norbert Peters. Hochland IV, 9 (Juni 1907).

Was das fahrende Volk erzählte. Aus den Coswiger Bettelregistern von Wilhelm Berdrow. Die Grenzboten 66, 23 (6. Juni 1907).

Zahn, Ernst. Eine Charakteristik von Erich Schmidt. Deutsche Rundschau 33, 9 (Juni 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 27. Band. Heft 1 und 2. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Arrhenius, Svante, Das Werden der Welten. Mit Unterstützung des Verfassers aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Asch, Schalom, Bilder aus dem Ghetto. Uebertragung von Stefania Goldenring. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Aus der Gedankenwelt grosser Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Band I. Voltaire. — Band II. Lessing. Stuttgart, Robert Lutz.

„Berlin-Buschgarten." Neuland für unsere Grossstadtjugend. Leipzig, Deutscher Kulturverlag, G. m. b. H.

Berner Studien zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Band LIII. Herausgegeben von Dr. Ludwig Stein. Die Umbildung der Kantischen Lehre vom Genie in Schellings System des transzendentalen Idealismus. Von Karl Hoffmann. Bern, Scheitlin, Spring & Co.

Bernhardt, Claire, Johanniskind. Roman. Dresden, Rudolf Kraut.

Bock, Alfred, Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder. 2. veränderte Auflage. Giessen, Emil Roth.

Bongard, Dr. O., Wie wandere ich nach deutschen Kolonien aus? Ratgeber für Auswanderungslustige. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Busoni, Ferruccio, Der mächtige Zauberer. Die Brautwahl. Zwei Theaterdichtungen für Musik. Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst. Triest, C. Schmidt & Co.

Collège de Sedan. (Académie de Lille.) Ferienkurse. Sedan, Emile Laroche.

Deutsch-Oesterreich, Das literarische. Eine Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik. VII. Jahrgang. Heft 7. Wien VIII/1, Eduard von Waclawiczek.

Emmerich, Ella (Senta Gylfen), Tastende Seelen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Fessel, Udo Siegfried, Ringelreihe. Herzige Kinderlieder. Mit dem Kinderbilde des Verfassers. Hannover, Otto Tobies.

Francé, R. H., Das Leben der Pflanze. Das Pflanzenleben Deutschlands und der Nachbarländer. Lieferung: 14 bis 19. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung.

Franco, Augusto, Direito e Economia. (Duas Provas Escriptas.) Bello Horizonte, Imprensa official de Minas Geraes.

— Estudos e Escriptos. (Esboços e Chronicas.) Bello Horizonte, Imprensa official do Estado de Minas.

Fried, A. H., Die moderne Friedensbewegung. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen.) Leipzig, B. G. Teubner.

Garvens, Wolfgang, Gedichte der Liebe. Hannover, M. & H. Schaper.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. V. Jahrgang. 1907. Heft 5.

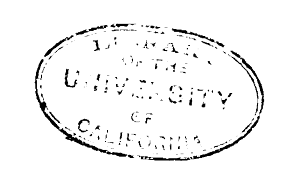
Graef, Hermann, Deutsche Volkslieder. Eine ästhetische Würdigung. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Haag, Hans, Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichtes. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Halbe, Max, Das wahre Gesicht. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. München, Albert Langen.

Harraden, Beatrice, Die Tochter des Gelehrten. Aus dem Englischen von E. von Kraatz, Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Herold. Wochenschrift für Politik, Reform und Geistesleben. I. Jahrg. No. 16. Berlin-Wilmersdorf, Verlag des „Herold".
Jahresbericht der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung: Das Jahr 1906. Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.
Kuhlenbeck, L., Das Recht der Selbsthülfe im weiteren und engeren Sinne. Langensalza, Julius Beltz.
Kunad, Paul, Gedichte und Aphorismen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Kurt, Georg, Novellen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Lied, Das deutsche. Gedicht von Otto Pfundtner, komponiert von Eduard Friederichs. Leipzig, Rudolf Tanner.
Meerumschlungen. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. Herausgegeben von Richard Dohse. Bilder von Herm. Linde. Hamburg, Alfred Janssen.
Meyer, Alfred Richard, Berlin. Ein impressionistischer Sonettenkranz. Berlin, Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngraeber.
Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel, Leipzig. No. 90. Juni 1907.
Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 33. Lieder. Leipzig, W. Vobach & Co.
Neubner, Alfred, Ein Trauerspiel in Yorkshire von William Shakespeare. Uebersetzt und mit einem einführenden Vorwort. Berlin, Otto Elsner.
— Missachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung. Berlin, Otto Elsner.
Otto, Maria, Glück und Glas. Novellen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst u. Musik.
Parlow, Hans, Dunkelrot-weiss-rosenrot. Roman aus dem Studentenleben. Graz, C. J. Oehninger.
Photographische Welt. Monatsblatt für Amateur- und Fachphotographen. XXI. Bd. Heft 6. Juni 1907. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger.)
Pfleiderer, Otto, Die Entwicklung des Christentums. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Rundschau, Deutsche, für Geographie u. Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXIX. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Schneider, Otto Albert, Gedichte. Minden i.W., J. C. C. Bruns Verlag.
Stavenhagen, W., Der strategische Ueberfall. Sonderabdruck aus: „Die militärische Welt", Heft 3. 1907. Wien, C. W. Stern.
— Drei kriegsgeschichtlich wichtige Stromübergänge. Sonderabdruck aus: „Die militärische Welt", 1907. Heft 2. Wien, C. W. Stern.
Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 20. Jahrgang. 1907. Heft 12 und 13. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Sydow, Henning von, Die Sünde aber der Eltern .... Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Theosophisches Leben. 10. Jahrg. No. 2. Berlin, Paul Raatz.
Toussaint-Langenscheidt, Rumänisch. Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der Rumänischen Sprache von Prof. Dr. Ghita Pop und Prof. Dr. G. Weigand. Brief 3. und 4. und Beilage 1. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. Jahrg. 1907. No. 11 u. 12. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".
Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. IV. Jahrg. 1907. No. 11 u. 12. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".
Verkehrsbuch, Bayerisches. Bayern rechts des Rheins. Im Selbstverlag herausgegeben vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in München und im bayerischen Hochland (e. V.). Unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig von Bayern. Mit 18 Karten, zahlreichen Illustrationen und Vignetten. München, Kommissionsverlag von Carl Gerber, G. m. b. H.
Vischer, Friedrich Theodor, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik. Vorträge. Mit dem Bildnis des Verfassers. 3. Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Vockeradt, Emma, Im Nebel. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Vorträge und Abhandlungen, Gemeinverständliche Darwinistische. Herausgeber Dr. Wilhelm Breitenbach, Brackwede i. W. Heft 14. Auf Darwin-Spuren. Von Dr. W. May. Mit 5 Abbildungen. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach.
Wie werde ich gesund? Winke und Ratschläge für Gesunde und Kranke auf der Grundlage einer kombinierten volkstümlichen Erfahrungsheilweise. I. Jahrgang. No. 1. Berlin, A. P. Lucks Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Gustav Wied.

S Schottlænder's Schlesische Verlagsanstalt
G m b H Berlin

Nord und Süd.

deutsche Monatsschrift.

[illegible] — September 1907. — Heft 366.

([illegible] in Radierung: Gustav Wied.)



Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.



Gustav Wied.

Nord und Süd.

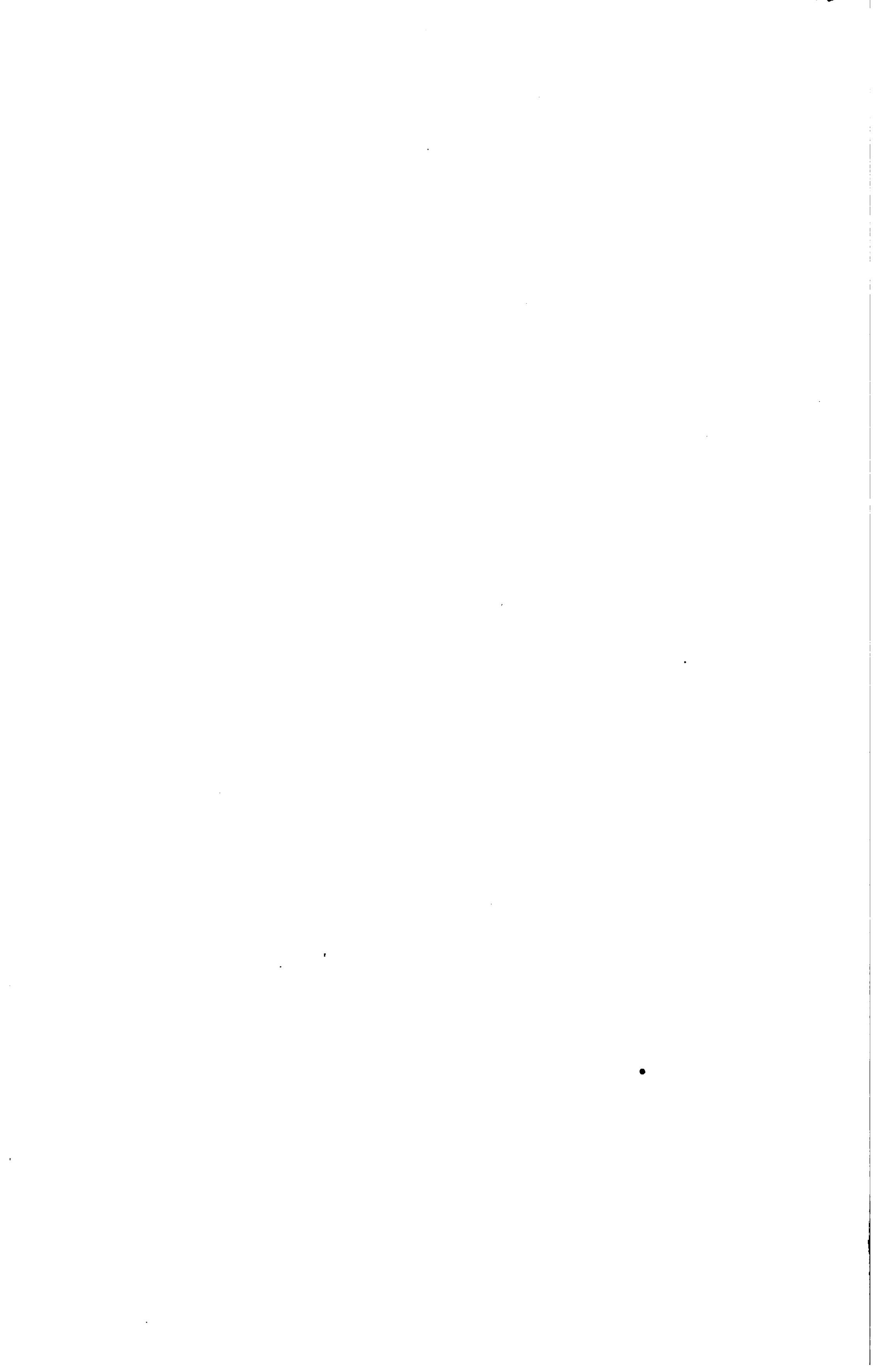
Eine deutsche Monatsschrift.

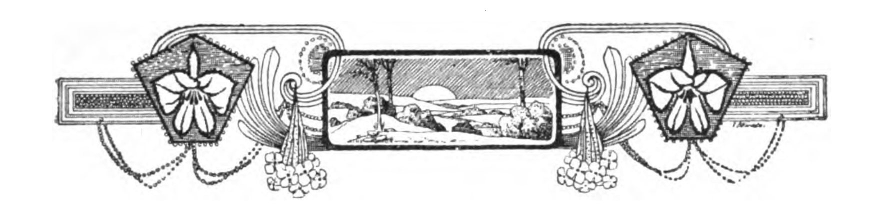
CXXII. Band. — September 1907. — Heft 366.

(Mit einem Portrait in Radierung: Gustav Wied.)



S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.





Das Lächeln der Güte.

Eine Studie.

Von

A. Hafbert.

— Berlin. —



riedl gehörte zu den Frauen, die lächeln können. Aber es lag wenig Ausdruck, wenig Charakter in diesem Lächeln. Höchstens passive Güte, die nicht Energie genug besitzt, irgend ein Gefühl zu regieren oder gar zu meistern.

Es war kein Geist in diesem Lächeln, nicht einmal eine Absicht. Der Geist ertrank in der Atmosphäre der Hingabe — aber die Hingabe war steril, ohne Note, ohne — eben ohne Absicht, ohne Bewußtheit.

Es war ein trautes, offenes, gutmütiges Gesicht, um das dieses Lächeln spielte. Aber es hatte keine Nuancen. Es konnte nicht scheu versteckt werden und nicht erregt um die Mundwinkel spielen.

Es war ein Lächeln, das nie zum Lachen wurde.

Und so war Friedls Wesen, ganz so. Eine ungespielte, feinsaitige Harfe. Ein Wesen, das keine äußern Stürme über sich ergehen ließ; die inneren Zerwühlungen des Gemütes trafen sie zu einer Zeit, wo sie schon gefestigt war. Sie kannte kein Hasten und Drängen, alles Jähe war ihr fremd.

Nur eine brünstige Leidenschaft, die ihre samtene Wangen rot und ihre stille Seele bewegt machen konnte: die Musik.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich möchte ein Kind zur Musik erziehen," sagte sie.

„Das eigne?"

Sie sah den Frager erstaunt an. Sie lächelte nicht, antwortete nur einfach:

„Auch ein fremdes. Das muß eine Freude sein. Wenn die kleinen Finger über die Tasten fahren, die ganz kleinen Finger über die ganz

großen Tasten. Und die dünnen Gelenke beugen sich. Und die feinen Muskelchen zittern und straffen sich blau. Die kleine Seele horcht auf: langsam, Schritt für Schritt, Ton für Ton. Und zuletzt die Erkenntnis: Das klingt ja so — so wunder—schön. Das muß eine Wonne sein für den Lehrer.“ Und sie lächelte sich in Begeisterung hinein. Das blasse, vornehme Gesicht erhielt eine scheue Schattierung von Röte. Einige feine graue Härchen fielen in die Stirn und wirkten so ehrfurchtsvoll mütterlich bei diesem jungen Menschen. Nachdenklich schlang sie die Finger ineinander und spann weiter an ihrem reizvollen Bilde:

„Ich würde immerzu mit ihm lernen: Technik und Seele — Seele und Technik. Bis wir aneinanderwachsen in Harmonie. Und an meinem Geburtstage müßte es sehr, sehr früh aufstehen, mein Kleines, und sich leise ans Klavier stehlen und mich erwecken mit Musik. O! Das wäre schön. Ich wäre dann so froh. Dann wollte ich nichts mehr vom Leben. Gar nichts mehr wollte ich haben. Nur das kleine, kleine Glück.“

Eine seltene Wärme lag in ihren Worten. Man konnte herausfühlen, daß hier der schluchzende Schmerz ihrer Seele tönte.

Sie hatte nicht viele solch warmer Stunden, wo sie von sich selbst redete. Die andern waren ihr immer interessanter. Schon als Kind war es so. Da war einmal ein Fest, sie sollte ein Gedicht aufsagen. Aber sie war bei einer Freundin, um ihr das neue Kleidchen zurechtzustecken, und kam zu spät zur Veranstaltung. An diesem Tage hat sie ihr Vater geschlagen. Das war das einzige Mal in ihrem Leben.

Sonst lebten Vater und Tochter in Frieden, gleichsam eingebettet in stillem, beschaulichem Frieden. Sie waren lange Jahre zusammen in einer kleinen Stadt. Der Vater war Arzt und ging seinen Pflichten nach. Außerdem gehörte er zu den Honoratioren der Stadt, hatte also auch Repräsentations-Aufgaben. Als Kind ging Friedl mit. Sie spielte dann im Laden des Kaufmanns, während der Vater mit dem Kaufmann und dem Apotheker Skat spielte. Das schönste der Gefühle war, wenn sie in den Säcken voll Reis wühlen durfte. Einmal versuchte sie es auch bei einem Sack voll Salz. Es ging vortrefflich. Nur daß sie dann mit den salzigen Händen an die Augen griff und so fast blind wurde. Da hat sie ihren lieben Vater und seine Aufopferungsfähigkeit kennen gelernt.

Sie war sein Alles. Nach zweijähriger Ehe hatte er seine Frau verloren, die er abgöttisch geliebt hatte. Das Kind war ihm Vermächtnis, Erinnerung und Hoffnung. Er hüllte es schützend, eifersüchtig ein. Kein Luftzug sollte es treffen. Und so blieb ihm der scharfe Wind des Lebens, aber auch das Leben selbst fremd.

Eines Tages erkannte der Vater, daß sein Kind fremd im Leben stand, unbeholfen und ohne Zusammenhang. Aber war es der Egoismus des Alters, der ihn daran hinderte, oder aber die Liebe zu seinem einzigen

Kinde — wahrscheinlich wirkten beide Momente zusammen: Friedl war ihm Kind und fürsorgende Frau zugleich, ging in ihm und in der Pflichterfüllung für ihn auf. Alles blieb beim Alten: Umfriedet und abgeschlossen lebten die zwei Menschen miteinander, wurden gleichsam aufeinander gedrillt und aufeinander untrennbar angewiesen. Sie waren sich gegenseitig Lebenszweck.

Nur die Musik absorbierte einen Teil von Friedls Kraft und ihrer Seele. Aber auch da fragte sie oft: „Vati, wollen wir musizieren?" Und der alte Mann nickte liebevoll: „Wollen wir, Kind."

* * *

Sie kamen in die große Stadt. Der alte Arzt war krank geworden und mußte sich Ruhe gönnen. Und in seinem Pflichtkreis konnte er diese nicht finden. Er war seinen Kranken nicht nur Arzt gewesen; auch Helfer und Berater. Er wußte von all ihren Sorgen und Ängsten, von ihren Verhältnissen und Kümmernissen. Auch wenn ihnen kein körperliches Leid zustieß — der Herr Doktor hatte alle Hände voll zu tun, zu beruhigen, zu trösten und aufzurichten.

Ein naives Gemüt hatte gesagt: „Herr Doktor ist unser Herr Pastor."

Aber man bringt der Menschenliebe nicht umsonst Opfer. Man opfert seine Kraft und erwirbt dafür Güte und Zärtlichkeit und Zutrauen — die allerdings ebenso erdrückend wirken können wie die bösen Geister des Hasses.

Wenn ihm sein Leben lieb war, mußte er fort, mußte Ruhe suchen. Der Abschied war schwer und schön. Eine herzliche, warme Liebe überströmte seinen Weg und begleitete ihn weit, weit aus der kleinen Heimatsstadt.

Aber die Großstadt war weit und groß, so riesengroß. Da wußte niemand, daß der alte Herr Bürgermeister in seiner Heimat war, und der Titel Sanitätsrat, der im kleinen Orte Schauer der Ehrfurcht auslöste, war hier so trivial alltäglich. Und die Jugend hatte keine Ehrfurcht. Sie hatte ihre rapide fortschreitende Naturwissenschaft, das immer sicherer werdende Experiment — —

So schlossen sich die Kreise um Vater und Tochter immer enger. Sie hatten zwar Verwandte in Berlin. Aber wie trennen hier die Entfernungen! Wie übertäubt das Jahrmarktsgetümmel alle intimen Klänge!

Ein Jahr verging. Sie hatten sich aufeinander eingerichtet. Die beiden Menschen saugten sich gegenseitig an Güte voll und waren in eine beschauliche Zufriedenheit verfallen, die halb Behagen, halb Apathie enthält, alte Menschen befriedigt, junge Sinne aber in manchen Stunden rebellisch macht. Da kam (fast wohltätig) eine schwere Krank-

heit über den alten Herrn und riß die Tochter aus der Apathie. Es wurde rege im Hause.

Ein halbes Jahr verging, und Friedl hatte an ihrer Stirn graue Haare. Aber ihr Lächeln war gütiger und milder, froher und seliger: ihr Vater war wieder auf.

Und im Hause war's doch nicht mehr so still. Der junge Arzt, der seinen älteren Kollegen so klug und tüchtig behandelt hatte, wurde ständiger Gast. Friedl konnte sich ihn gar nicht mehr wegdenken. Wie fein verstand er doch ihren Vater! Wie zart konnte er ihn behandeln: „wenn Sie einen Patienten hätten, Herr Sanitätsrat, würden Sie ihm doch das und das verschreiben, nicht wahr?" hatte er immer vorsichtig gefragt. Und als der alte Herr lächelnd bejahte, schrieb er erst seine Medizin. Er wurde der dritte in diesem engen Bund.

Für die erste Zeit brachte er Atmosphäre genug mit, um die stillen Zimmer zu erhellen. Man hörte so viel Lachen in diesen Räumen wie nie bisher. Es war, als ob mit ihm eine Flutwelle frischen, pulsierenden Lebens in diese Einsamkeit gedrungen wäre und alle Stille und Beschaulichkeit überschwemmt hätte.

Aber Doktor Herbert hielt nicht lange stand. Er assimilierte sich. Unversehens paßte er sich diesem Kreis an, wurde stiller und einsamer. Abends saß Friedl am Klavier und spielte; er hörte zu und schaukelte seine Gedanken, wiegte sein Temperament im Lehnstuhl ein. Anfangs bat er sie noch, sie solle etwas Sprühendes, Temperamentvolles, Galoppierendes spielen. Sie spielte „Carmen", oder Herberts Lieblingslied: die Lustspielouvertüre von Keler Bela. Doktor Herbert merkte jedoch, daß Friedl es nur ihm zuliebe tat. Sie spielte am liebsten weiche, kosende Töne . . .

* * *

Die Sonne hatte ein strahlendes Gesicht; der Frühling war gekommen. Elastisch gingen die Mägdlein auf der Straße; unternehmend lächelten die Schöpfungs-Herren. Nichts war ihnen geschehen, und doch sahen alle aus, als ob ihnen was Besonderes passiert wäre . . Besonderes? Der Frühling war gekommen.

Das Zimmer war von Sonne durchflutet. Friedl saß am Klavier und glättete die Tasten; sie spielte nicht.

Doktor Herbert saß im Schaukelstuhl und blätterte in den Zeitungen, die neben ihm lagen. Es war Sonntag, und man stand eben vom Mittagstisch auf. Herr Sanitätsrat machte sein Mittagsschläfchen. Der Frühling summte in allen Ecken.

„Sie schweigen ja —" lächelte Friedl.

Doktor Herbert machte eine Bewegung mit dem Kopfe. Nach einer Weile sagte er: „Ich dachte nach, wie ich musikalisch werde."

„Musikalisch?"

„Ja — oder besser, wie ich richtig Musik empfinden lerne."

„Und —"

„So liegen und lauschen. Ohne Zwang. Und dann eine liebe Hand."

Friedl lächelte: „Griechisch."

„Ja, wenn Sie wollen."

Diese paar unbedeutenden Worte waren der Nachklang von einer Situation, die ein weiteres Zusammenleben unmöglich machte.

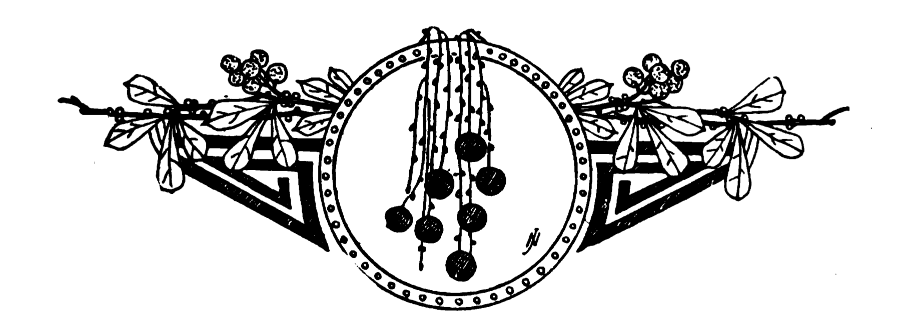
Sie gingen zusammen ins Theater — zu Carmen. Und als die leidenschaftliche, wilde und doch so graziöse Musik in wundervollen Rhythmen dahinraste, ergriff Herbert Friedls Hand; leise entzog sie sich ihm. Auf dem Nachhausewege sagte er ihr:

„Friedl, Sie müssen das Lachen lernen, das helle, freudige Lachen des Lebens."

„Mein Leben hat einen falschen Zuschnitt," sagte sie leise, „sprechen wir nicht davon."

Doktor Herbert war von dieser Antwort frappiert. Daß sie ihr Wesen und ihre Art so knapp konzentrieren konnte, hätte er kaum geglaubt. Ein falscher Zuschnitt! Von vorne herein war's verfehlt, war nicht verbesserungsmöglich.

Jetzt lachte die Sonne ins Zimmer hinein, ihr helles, frühlingsfreudiges Lachen. Die Frau aber hatte kein anderes Lachen als das der Güte. Und der Mann ging von ihr, weil er heiße, glutvolle Liebe suchte, weil er Sehnsucht hatte, nach dem Lachen der Frau, das alle Nerven trifft und alle Sinne berauscht. Aber in stillen Stunden dachte Doktor Herbert oft und traurig und mit leise bohrender Sehnsucht an das Lächeln der Güte.





Indische Sādhus.

Von

Prof. Dr. Alfred Hillebrandt.

— Breslau. —

er das Gangesland durchstreift, ob er seinen Fuß in die Einsamkeit stiller Wälder setzt oder durch die Straßen der glänzenden Städte wandert, trifft überall seltsame Gestalten an, die allein oder in Gesellschaft anderer an ihm vorüberschreiten, auf der Erde hocken oder in sich versunken unter den schattenspendenden Zweigen eines mächtigen Baumes hausen; am häufigsten an den Ufern der heiligen Ströme, auf Märkten, bei Prozessionen inmitten der gewaltigen Menge. Wer zum Beispiel im Februar in Allahabad zur Zeit der großen Mela an der Dschumna entlang geht, an deren Ufern vielgestaltige Wimpel und Flaggen den herbeigezogenen Scharen der Pilger die Zelte oder Plätze ihrer Gurus anzeigen, sieht sie in großer Zahl, vor Kälte zitternd, dort versammelt, Männer und Frauen, und um ein Gewand oder einen Fetzen bitten, der ihnen Schutz gewährt. Das Haar des einen hängt in langen Strähnen oder in völliger Unordnung herab, das des anderen ist auf seinem Haupte in langen Flechten sorgfältig wie ein Tau zusammengerollt. Manche schreiten in lachsfarbenem seltsamem Gewande, die Mehrzahl fast nackt, den Körper mit Asche eingerieben, auf deren Zubereitung oft große Sorgfalt verwendet wird. Bei großen Festen finden sich alle möglichen Brüderschaften zusammen und ziehen an den großen Badetagen feierlich durch die Menge nach der heiligen Badestelle; z. B. bei der Kumbhmela in Allahabad einige Hundert oder mehr völlig nackt. „Ich sah die erbauliche Prozession," schreibt mir einer meiner indologischen Freunde, „nicht am Neumondstage, sondern vor ein paar Tagen, am Basant-Pantschami. Vorauf einige Elefanten und Reiter auf Kamelen, und gewaltige Banner; dann die liebliche

Brüderschaft, zu zwei und zwei sich an den Händen führend, mit Asche beschmiert und mit dem Haar solcher Leute. Alle völlig ungeniert und von der Menge bewundert. Sobald die Prozession vorüber war, stürzten sich viele der Menge in die vorher freigehaltene Bahn, nahmen Hände voll von dem Sand und Staub, über den die heiligen Männer gewandelt sind, und rieben sich damit ihre Gesichter ein."

Der Europäer, der ohne die Kenntnis des Landes und seiner Literatur Indiens Boden betritt, sieht in diesen Gestalten nur wunderliche Gesellen und wendet sich oft mit Abscheu von ihnen ab; vielleicht sieht er überlegen auf diese „Narren" herab. Ist er längere Zeit im Lande, so weiß er, daß sie einen wichtigen Teil des religiösen Lebens ausmachen, daß die Hindus sie „Sadhus", „die Guten", die Muhamedaner sie Fakire nennen, und erschrickt wohl über deren Zahl, die die Zeitungen aus dem letzten Zensus mitteilen, wonach die Schar der religiösen Bettler in Indien sich auf etwa 5 Millionen beläuft. Wer genauer zusieht, nimmt zwischen ihnen größere Unterschiede wahr. Der Rosenkranz, den dieser in der Hand oder um den Hals trägt, besteht bei dem einen aus den Beeren des Rudraksabaumes, bei dem andern aus dem Holz der Tulsipflanze, jener trägt vielleicht ein Tigerfell, einen Menschenschädel, dieser Diskus oder Muschel — man erkennt den Anhänger Schiwas oder Vischnus. Das Halsband des einen aus glänzenden Steinen und die schimmernde Salbe seines Haares erinnert an einen von ihm besuchten Kalitempel in Balutschistan, ein Brandzeichen auf dem Arm eines anderen an eine Pilgerfahrt zu dem Krischnaheiligtum in Dwarka.*) Auf ihren Wanderungen durchziehen diese Sadhus das ganze große Land, von Rameçvara, der kleinen Insel im Südosten von Indien, wo ein gewaltiger und berühmter Ramatempel an den Aufenthalt des frommen Königssohnes auf seinem Wege nach Ceylon erinnert, bis hin nach den schneegekrönten Bergen des Himalaya, nach Kaschmir, wo in der Höhle eines 17 000 Meter hohen Berges an Schiwa ein großer Eisblock erinnert, auf den die Asketen sich nackend werfen, oder nach Hardwar. Zu dem Tempel des Badrinath inmitten einer großartigen Berglandschaft führen schmale und gefährliche Wege. Die Hälfte des Jahres ist er mit Schnee bedeckt, aber zur Pilgerzeit wandern viele Tausende zu diesem Tempel, der eins der größten Heiligtümer Indiens und einen Sitz des reinen, unverfälschten Hindutumes bildet. „Hier sieht man nicht das Angesicht eines Muhamedaners," schreibt ein moderner Hindu, Lala Baij Nath, in seinem Hinduism, „keine leiseste Möglichkeit für animalische Kost oder spirituöse Getränke, reines, echtes

*) cf. das interessante Buch von J. Campbell Oman, the mystics, ascetics and saints of India, London 1905, dem hier und im Folgenden verschiedene Angaben entlehnt sind.

Hindutum; der ganze Ort ist voll von wirklichen oder mythischen Erinnerungen an die großen Weisen der Brahmanischen Religion, Vasischtha, Vyasa, Çankara."

Die Ausrüstung der Sadhus besteht aus einem Wassergefäß, einem Almosentopf und häufig in einer großen, schweren Feuerzange, die der Unterhaltung des von ihnen stets angefachten Feuers dient, aber auch in der Hand eines kräftigen Mannes zur wirksamen Waffe wird, vielleicht auch durch ihr Eisen die magische Kraft, dämonische Einflüsse abzuwehren, besitzt. Bisweilen führen sie ein T-förmiges Eisen bei sich, das zur Stütze von Kinn und Arm gilt, wenn sie in langer Contemplation versunken sind oder das Gelübde, nicht liegend zu schlafen, getan haben. Manche lieben Narkotika und bereiten aus Hanf ein berauschendes Getränk. Wo sie sich niederlassen, schlagen sie eine leichte Hütte auf, stellen die Bilder von Göttern auf, die sie verehren, und dort bleiben sie nach Belieben, Monate, Jahre, bis sie verschwinden, um an anderer, vielleicht Hunderte von Meilen entfernter Stelle wieder aufzutauchen. Die Wohltätigkeit hilft ihnen auf ihrem Wege. Reis, Früchte, Milch bilden ihre Nahrung; nur gewisse Observanzen schließen das eine oder andere aus; manche leben nur von Milch oder Früchten, andere verschmähen das Salz. Aber ihre Gelübde sind nicht immer so einfacher Natur. Allerlei Arten von Selbstquälerei vermehren die Strenge ihrer Lebensweise. Ernst gemeinte Askese nicht minder wie Eitelkeit und Spiegelfechterei tragen dazu bei, ein Martyrium zu erzeugen, für das der Europäer kein Verständnis hat. Im Berliner Museum für Völkerkunde findet sich, wenn ich mich recht erinnere, ein Paar Holzsandalen mit starrenden Nägeln, durch deren Anlegung der Sadhu sein religiöses Verdienst erhöht; oft sieht man ein Bett mit spitzen Nägeln, das ihnen zum Sitz oder Lager dient, und ich erinnere mich eines Sadhu in Benares, der in der Nähe der Aurangzeb-Moschee in seinem leichten Zelte die zu ihm kommenden Hindus in den Çastras unterweist und sein Nagelbett nicht nur zum Schein neben sich hat. Aber noch schwerere Pönitenzen haben manche sich auferlegt. Manche treten eine Pilgerreise in „aschtanga Form" an, indem sie unter beständigem Niederwerfen den Weg entlang kriechen. Oman hat einen dieser seltsamen Wanderer beobachtet, der in dieser „aalgleichen" Art von Jagannath in Orissa 600 englische Meilen sich vorwärts krümmte, und ebenso erzählt Boeck in seinen frisch geschriebenen Indischen Gletscherfahrten von einem Büßer, der von Südindien nach Badrinath wallfahrtete, zwei Leibeslängen immer vorwärts, eine zurück, und seinen Weg mit dem Kuhhorn maß. Andere, die sogenannten Urdhvabahus, strecken ihre Arme in die Höhe, bis sie verdorren, wieder andere schließen ihre Hände, bis sie unbrauchbar werden und die Nägel durch das Fleisch

wachsen oder sich krallenartig krümmen. Oman erzählt von einem, der sich in früher Morgenstunde bei großer Kälte mit Wasser aus einem durchbohrten Topf, der von andern Töpfen aus sich füllte, berieseln ließ und die Bewunderer an Gott Schiwa erinnert, auf dessen Haupt die heilige Ganga fällt.

In den Augen der Menge sind diese Männer mit einem Schimmer von Heiligkeit umgeben. Schon dieser Umstand führt manchen in ihre Reihen, den nicht religiöser Eifer zur Askese treibt. Neben dem Frommen und neben dem Eitlen steht der, der der religiösen Kleidung oder Nacktheit bedarf, um sich vor dem Auge des Gesetzes zu verbergen. In Taylors schönem Roman Tara, der reiche Kulturbilder aus dem Mahrattenkriege enthält und bei uns viel zu wenig gelesen wird, sehen wir einen der gefürchtetsten Anführer als Büßer auf seinem Teppich in scheinbarer Andacht an einsamem Platze sitzen, aber unter seinem Teppich liegt handgerecht das scharfgeschliffene Schwert. Oman erzählt von einem Anhänger Tulip Singhs zur Zeit des Sikhaufstandes, der nachts aus der Festung floh und zum armen Sadhu wurde, um nach Hardwar zu pilgern und den Häschern zu entgehen.

Das ist nur möglich, wenn die ganze Einrichtung als ein Teil nationalindischen Wesens empfunden wird, das keine Hand anzutasten wagt, wenn in den Augen der Hindus das geistliche Gewand oder der Almosentopf des Asketen eine höhere Weihe besitzt.

Die Sadhus, die sich kasteien und in der Einsamkeit sich in Beschauung versenken, die inmitten der Berge oder der tiefen Wälder hausen, sich einsame Inseln inmitten der Ströme auswählen, unbekümmert darum, ob sie eine Beute wilder Tiere werden, das Leben nicht achten und den Tod nicht fürchten, haben ihr erhabenes Vorbild in Gott Schiwa, der in den entfernten Schneeregionen des Himalaya der Beschauung lebt. Auf einem mit einem Tigerfell bedeckten Platz unter einem Deodarbaume sehen wir ihn in Kalidasas wundervoller Schilderung in der Stellung eines Büßers sitzen, die Augen in Meditation halb geöffnet und auf die Nasenspitze gerichtet, seine Augenbrauen stehen unbeweglich, seine Haarflechten sind mit Schlangenleibern gebunden.

Durch die ganze indische Literatur geht die Verherrlichung dieses Typus indischer Frömmigkeit, und Indiens vornehmste Dichter haben nicht aufgehört den indischen Asketen in seiner Hingabe und Buße zu schildern. Rama zeigt im 13. Gesange von Kalidasas Raghuvança seiner Gemahlin noch die Stätte, wo einst der weise Çatakarni von fünf Nymphen in seiner Buße versucht wird, er zeigt ihr den Asketen Sutikschna, der inmitten von vier Feuern steht und sein Auge auf die Sonne gerichtet hält, die sengend über seinem Haupte steht. Seinen linken Arm hat er der Sonne entgegengestreckt, den rechten hält

er unter Neigen seines Hauptes Rama entgegen; denn das Gelübde des Schweigens schließt ihm den Mund. Ein anderer hat lange sein heiliges Feuer unterhalten und schließlich unter Segenssprüchen seinen Leib geweiht und darin geopfert. Oman führt uns im Bilde einen von ihm beobachteten Büßer vor, der sich halbestundenweise mit dem Kopf nach unten aufhängt. Auch hier begegnen wir einer alten Form der Askese, die die Dichtkunst zum Gegenstande ihrer Schilderung gemacht hat. In Ramas Reich hatte ein Çudra sich in derselben Art, die uns Oman an einem Beispiel aus der Gegenwart zeigt, an dem Zweige eines Baumes aufgehängt und seine Augen von dem unter ihm angezündeten Feuer röten lassen, das ihm den Rauch ins Gesicht trieb. Ein Çudra hat aber kein Recht zu solch strenger Askese und verdiente Strafe; denn sein, von Manus Gesetz ihm verbotenes Tun hatte den Tod eines Brahmanenkindes in Ramas Reich zur Folge. Rama macht sich auf, tötete ihn mit dem Schwert. Die Strafe des Königs machte ihn in Kalidasas Gedicht schuldlos und sicherte dem Çudra den Zutritt zum Himmel, den er durch eigene Askese nicht erreicht hätte, weil sie seiner Kaste nicht zukam.

Es folgt schon hieraus, daß der Büßerstand eine öffentliche Einrichtung, eine in gewissem Sinne staatsrechtliche Erscheinung ist, deren Umfang und Eigenheiten das Gesetz abzugrenzen unternimmt, und wir haben in den indischen sog. Gesetzbüchern, die ja mehr Gewohnheits- als systematisches Recht darlegen, eine Reihe von Vorschriften, die die Pflichten und Rechte der Büßer feststellen. Manu und andere beschreiben das Tun dieser Männer, die aus der Welt sich in die Einsamkeit des Waldes zurückziehen oder als wandernde Bettler leben. Sie sprechen von den fünf Feuern, zwischen denen sie sich kasteien, davon, daß sie in der Regenzeit im Freien wohnen und im Winter nasse Kleider tragen. Der König ist zu ihrem Schutz verpflichtet. Raghu fragt den zu ihm kommenden Schüler eines großen Weisen nach seinem Lehrer: „Ich hoffe, daß der Schatz seiner dreifachen Buße, der sich durch Askese in Gedanken, Wort und Tat aufgehäuft hat und Indras Ruhe erschüttert, nicht durch Zwischenfälle gestört wird; daß Stürme und anderes Ungemach nicht die von ihm mit väterlicher Liebe gehegten Bäume seiner Einsiedelei verwüsten; daß das Wasser Eurer heiligen Badeplätze gut ist und seine sandigen Ufer mit dem Steuersechsten von Korn bedeckt sind." Die heiligen Büßer Indiens weisen also eine stattliche Geschichte auf. Aber noch weiter rückwärts, bis in die buddhistischen Texte, bis ins Ramayana und selbst bis in die späteren Wedalieder treffen wir Zeugnisse für diese wunderlichen Leute an. „Abhold aller Gewalt haben wir den Zorn bezwungen, die Sinne gezähmt und sind von dir, o König, wie das Kind im Mutterleibe zu behüten," sagen die Waldeinsiedler zu dem in die Einsamkeit ziehenden Rama. Wir begegnen im Ramayana (III, 6)

einer Aufzählung von Büßern sehr seltsamer Art; Asketen, die ungemahlenes Korn essen, oder, wie der Ausdruck lautet, „ihre Zähne als Mörser brauchen", andere, die bis an den Hals im Wasser stehen oder auf der bloßen Erde liegen oder das Gelübde getan haben, „gar nicht zu liegen", solche, die nur auf einem Fuß stehen, nur von Wasser leben, stets nur unter freiem Himmel oder auf Bergen wohnen. Ein buddhistisches Sutta, das Kassapasihanadasutta, enthält ein Gespräch Buddhas mit dem Asketen Kassapa und nennt Büßer, deren Kleider von Leichen oder von Schmutzhaufen herrühren oder aus Rind- und Menschenhaar oder Eulenfedern gemacht sind; Büßer, die einen Sitz verschmähen oder auf Dornen und Eisennägeln, über die ihr Fellteppich gebreitet ist, liegen, die auf der bloßen Erde sich ihr Lager bereiten, nur auf der einen Seite schlafen, ganz ohne jedes Obdach leben, ihren Leib mit Öl schmieren und dann in Staubwolken treten; Büßer, die ihre Bart- und Kopfhaare sorgfältig ausreißen usw.*): kurz, alles was menschliche Einbildungskraft ersinnen kann, um den Körper zu kasteien, hat den indischen Asketen als Mittel zu ihrer Buße gedient.

Die wunderbare Kontinuität indischer Sitten tritt, trotz aller Wandlungen politischer und sozialer Verhältnisse, hier aufs neue in Erscheinung. Alle diese Asketen von der Zeit des Ramayana bis zu denen, die heute dem Fremden auf Schritt und Tritt begegnen, vereint ein Gedanke, der nicht immer in großer Reinheit und Idealität zum Ausdruck kommt, aber doch ihrem Tun zugrunde liegt. Seit Buddhas Tagen, der ja selbst nur längst vor ihm ausgesprochene Gedanken aufnahm und glänzend lehrte, und lange vor ihm, war das indische Ideal die Abkehr von der Welt und dem irdischen Verlangen. Die Erlösung der Seele kann nicht bewirkt werden ohne die Konzentration des Geistes auf das eine und höchste Ziel, dem die Systeme alle zustreben, und ohne die Zügelung der Sinne, die Abwendung des Geistes von der Welt. Wer als Schüler seinen Weda studiert und als Hausvater seine Pflicht erfüllt hatte, konnte in den dritten und vierten Açrama schreiten, zum Eremiten oder Mendikanten werden. Manche kehren die beiden Stadien um, andere wählen nur eins von ihnen: es scheint völlige Freiheit hier geherrscht zu haben. Das Dogma der Seelenwanderung beherrschte das Denken, und die Befreiung aus dem Kreislauf des Daseins die philosophischen Systeme. Mannigfaltig waren die Fragen, die sich dem Grübelnden darboten: ist die Weltseele ewig? hat die Welt ein Ende oder nicht? Gibt es ein Bewußtsein nach dem Tode? So fragte und stritt man, und die Fragestellung wie die Beantwortung spaltete die Philosophen in unendlich viele Schulen. Es gab Dialektiker, die man „Haarspalter" nannte, Sophisten aller Art, auch solche, die aus Furcht zu irren

*) Siehe Rhys Davids, Sacred Books of the Buddhists vol. II, p. 223 ff.

stets ausweichende Antworten gaben, „wie die Aale" sich wanden. Schrader, der jetzige Bibliothekar der Adjar Library in Madras, hat 1902 eine treffliche Schrift über den Stand der indischen Philosophie zur Zeit Mahaviras und Buddhas veröffentlicht und uns eine auf Jainatexte gestützte Übersicht der Schulen jener Zeit gegeben, nach der die Jainas 363 Schulen unterschieden, während das Brahmajalasutta des buddhistischen Kanons „in zwei Haupt- und je fünf Nebenklassen" 62 Ketzer vorführt. Wie pedantisch und äußerlich auch die Unterscheidung gewesen sein mag, jedenfalls ein Beweis für die Vielheit der Lehren und der Lehrer, die erschienen, „die Befreiung von allen Fesseln" zu verkünden. Unter diesen waren viele, die „dem Tapas", der Askese aller Art eine besondere Kraft zugeschrieben. „Tapas" heißt „Glut", und ich glaube, daß einst ein sehr konkreter Sinn diesem philosophischen Begriff zugrunde lag. Wir sehen noch heute einzelne die Kasteiung „zwischen fünf Feuern" suchen und lesen in der klassischen Literatur, daß Asketen nach der Verehrung des Feuers in seinen Flammen den Tod suchen; jedenfalls hat aber in der uns zugänglichen Literatur der Begriff sich erweitert und bedeutet Kasteiungen aller Art. Wir begegnen schon im Weda dem Glauben an seine Macht; schon er rühmt die an Tapas reichen Väter und Propheten der Vorzeit; „Tapodhana" und „Tapaswin", reich an Buße, ist der Name der Büßer durch die ganze indische Literatur geblieben und bezeugt die Bedeutung der Askese. Schriften der Jainas beschäftigen sich damit ausführlich. Rhys Davids führt aus einem buddhistischen Text zehn verschiedene Sekten an, die Zeitgenossen Buddhas waren, unter ihnen die Adschiwikas mit ihrem Führer Makkhali Gosala, die sich besonders dem Tapas hingaben und beständig nackt gingen. Buddha hat sich ja selbst zu Anhängern des Yoga in die Lehre gegeben und sich eifrig der Askese befleißigt, bis er sie als wertlos erkannte und beiseite ließ. Aber er hat damit nicht ihre Macht über die indischen Geister gebrochen und ist nicht imstande gewesen, ihren Einfluß zu hemmen. Buße und Kasteiung stand höher als Opfer. Mehr noch als das. Sie war eine schöpferische Potenz, deren sich die Götter bedienten, eine Potenz, die auch dem großen Meister der asketischen Kunst aus seinem Tun zufließt. Wie schon der Rigweda im Sternbild des Bären die sieben Weisen sieht, die zur Ausübung des Tapas sich am Himmel niedergelassen haben, und das durch die Kraft seines Tapas berühmt gewordene Geschlecht der Angiras unter die Götter versetzt, so kennt die epische und klassische Zeit Mythen von wunderkräftigen Büßern, deren Macht selbst die Götter fürchten.

Wir finden schon in einer buddhistischen Geburtslegende die Erzählung, daß Indra seinen Löwenthron heiß werden fühlt durch die hingebende Gesinnung eines Hasen, dessen Bild zur Belohnung nachher in den Mond gezeichnet wird. Wir lesen im

Mahabharata die Geschichte von dem Wettstreit zwischen Vasischtha und Viçvamitra, den Heines Witzwort bei uns um seinen guten Ruf gebracht hat, und im Ramayana die Erzählung von einem Einsiedler, der ein ganzes Heer festlich aufgenommen hat. Die harte Buße der Menschen setzt die Götter in Furcht, die himmlische Nymphen absenden; ganze Welten vermögen diese Büßer mit der Allmacht ihres Willens zu schaffen.

Frömmigkeit und gute Werke tun das ihrige, um diese Macht zu begründen; sie werden gerühmt, ohne indes das Wesen des Büßers auszumachen, der seine gewonnene Macht nicht nur zu guten Zwecken, sondern auch zur Verwirklichung zorniger Wünsche gebrauchen kann.

Wir begegnen hier einer Auffassung, die in ihren Anfängen über die Grenzen Indiens hinausgeht und uns auf eine Kulturstufe führt, die der Ethnograph bei Völkern niedrigster Gesittung antrifft, denn gerade bei ihnen ist die Vorstellung vielfach bezeugt, daß man durch asketische Übungen „die Fähigkeit erwerben könne, mit der Geisterwelt zu verkehren".*) Die indische Entwicklung hat dem Begriff der Askese etwas von seiner derben Ursprünglichkeit genommen und sie zu einem Hilfsmittel der Meditation und Versenkung, des Yoga gemacht, sie gewissermaßen philosophisch eingefügt in ihre Denkweise. Sie hat ihre feste Stellung in dem einen ihrer Systeme; sie ist in ihm ein wesentlicher Bestandteil des Weges zum Heil. Nach einem Lehrsatz, der an der Spitze von Patandschalis Yogaphilosophie steht, besteht der Yoga „in der Unterdrückung der Funktionen des Denkorgans", das heißt nach Garbe „derjenigen Funktionen, die auf den Einflüssen der Außenwelt beruhen, oder positiv gewendet, die Beschäftigung mit einem einzigen Prinzip, unter dem zuerst und vorzugsweise der Atman verstanden würde". Es handelt sich, wie G. ausführt, darum, die Sinne von der Außenwelt abzulenken, alle Neigungen zu unterdrücken, die ihn an das Dasein fesseln: die Leidenschaften, die Vorstellungen von einem Ich abzuschwächen und alles zu entfernen, was den Menschen von der Meditation abziehen kann. Dazu dient u. a. die Rezitation von Sprüchen, insbesondere die Wiederholung der mystischen und heiligen Silbe om, die Beobachtung der fünf großen Gebote: nicht zu lügen, zu töten, oder zu stehlen usw., und die Askese. Genau wird die Art beschrieben, wie man hierbei den Sitz wählen und den Körper halten soll. Ein viel gelesener Text nennt die verschiedenen Posituren, die nach der Meinung der Yogins den Anfang der strengeren Askese bilden und gewiß von verschiedenen Büßern durch Probierverfahren als praktisch herausgefunden worden sind. Wir sehen darunter einen „Heilssitz", wobei man seine Sohlen zwischen Waden und Schenkel (kreuzweis) steckt und sich aufrecht

*) cf. **Garbe**, Samkhya und Yoga, Straßburg 1896, S. 24.

hält, einen „Kuhgesichtssitz", wobei man die rechte Sohle unter das linke Gesäß, die linke Sohle unter das rechte legt, und so gibt es einen „Helden-", einen „Schildkröten-", „Hahnen-", „Lotussitz", 84 an Zahl, die sämtlich von „Schiwa verkündet sind", aber — doch den Leser nicht interessieren dürften.*) Dazu kommen noch andere Posituren; man steckt zum Beispiel die umgebogene Zunge in die Rachenhöhle und richtet unverwandt den Blick auf die Stelle zwischen den Augenbrauen.**)

Wie die Sitzarten, so ist die sorgfältige Regulierung des Atemholens geeignet, die Einflüsse der Außenwelt zu vermindern und die Einwirkungen des Körpers auf das Denkorgan hintanzuhalten. Oltramare setzt in seinem großangelegten Werke, la théosophie brahmanique***) die Gründe für diese Anschauung auseinander. Von den Hindus ist von jeher der Atem als materielle Stütze des Ich betrachtet worden; er ist das Prinzip alles Lebens in Natur und Mensch. „Ihn beschleunigen oder verlangsamen heißt das individuelle Leben vermehren oder vermindern; ihn unterdrücken heißt die Schlagbäume beseitigen, die unser Leben in den Grenzen von Raum und Zeit gefangen halten, heißt der Seele gestatten, sich unendlich zu erweitern und mit dem Weltall zu identifizieren." Und Ewing†) findet in den Ansichten der Hindus scharfe Beobachtung, phantastische Identifikation, wilden, symbolisierenden Ritualismus und tiefe philosophische Einsicht.

Der Yogin, der diese Praktiken lernen will und die verschiedenen Posituren studiert hat, folgt genau den Anweisungen seines Lehrers unter sorgfältiger Beobachtung von Enthaltsamkeit und einer maßvollen Diät. „Wenn der Atem unbeständig ist," heißt es in einem Text, „ist der Geist unbeständig; wenn der Atem beständig ist, ist der Geist beständig." So nimmt der Yogin z. B. die „Lotussitzstellung" ein und atmet durch das linke Nasenloch, hält den Atem so lange als möglich an und atmet durch das rechte aus. Er atmet durch das rechte Nasenloch ein, hält den Atem an und atmet durch das linke aus. Er atmet durch dasselbe Nasenloch, durch das er ausatmete, ein, und nachdem er den Atem bis aufs äußerste angehalten hat, d. h. bis er mit Schweiß bedeckt ist oder sein Körper bebt, atmet er ganz langsam aus usw. Und so hat man sehr verschiedene Mittel ersonnen, den Atem zu regulieren. Oman hat einen Yogin beobachtet, der wollene Fäden durch seine Nasenlöcher hin und herzog. Die Praxis ist indischen Texten wohl bekannt. Der Hathayoga schreibt vor, einen 12 Finger langen Faden durch ein

*) The Hatha Yoga Pradipika, translated by Shrinivas Jyangar. Bombay 1893; H. Walter, München 1893.

**) Garbe l. c. S. 44.

***) Band I, Paris 1907, p. 323.

†) The Hindu conception of the functions of breath, Allahabad 1903.

Nasenloch ein und durch den Mund herauszuziehen, wobei man das eine Nasenloch schließen und durch den Mund ein- und ausatmen soll; das mache den Schädel rein und das Auge scharf. Das ist zugleich ein Beispiel, wie die Praktiken übergreifen in das medizinische Gebiet. Der asketische Sport steigt zu immer schwierigeren Übungen weiter, verfällt ins Psychologische und Psychopathische und bringt es, insofern er hypnotische Zustände herbeiführt, Visionen, Hören von Tönen rc., bis zur Katalepsie. Seine konsequente Durchführung verleiht dem Asketen „Wunderkräfte", die ihm nichts unmöglich erscheinen lassen, ihm erlauben sich unendlich groß oder klein zu machen, in den Lauf der Natur einzugreifen und auf tiefem Wasser sich mit der Sicherheit eines Lotusblattes zu bewegen. Praktiken solcher Art helfen aber nicht nur zu religiösen Zielen, sondern auch zu weltlichen Zwecken. Will man ein zweiter Liebesgott werden, so steckt man die Zunge zwischen die Lippen und atmet durch den Mund mit einem zischenden Ton ein, durch die Nasenlöcher aber aus. Zauberei war eben die Quelle der Yogapraxis, und sie hat diesen Charakter nie abgestreift; Magie und Zauberkraft haftet dem Yogin auch heute noch in den Augen der Menge an. Manches Unglück, wie z. B. vor einiger Zeit der Wassermangel in einer Stadt, wurde dem Fluch eines wandernden Fakirs zugeschrieben, dem man die Bitte um einen Trunk abgeschlagen hatte.

All die Künste, die Sitzarten, die Atemregulierungen werden aber jetzt dem großen Zweck untergeordnet, das Denkorgan von der Außenwelt abzuziehen, es auf das eine große Ziel zu richten, sich mit dem Atman zu beschäftigen und mit ihm eins zu werden. Auf diese Vorstadien, der sozusagen äußeren Vorbereitung, folgen die höheren Stufen, die „Festlegung des Denkorgans", die Kontemplation und Versenkung. Jene Künste sind nicht mehr um ihretwillen, sondern nur um des religiösen Zweckes willen da und ihrer Selbständigkeit wenigstens dem Prinzip nach entkleidet. Aber dem einzelnen Yogin, mag er noch so fern dem großen Ziele sein und sein Tun auf Äußerlichkeiten beschränken, mag er nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Eitelkeit oder sonstigen weltlichen Zwecken handeln, ihm bleibt doch die Verehrung der Menge. Auch der einzelne Mönch der christlichen Kirche, stehe er noch so weit von Bernhard von Clairvaux oder Franz von Assissi ab, trägt doch das geistliche Gewand. So der Yogin. Die durch Askese gewonnene Wunderkraft oder ihr Ruf hat den Inder zur Ehrfurcht vor den Yogins jederzeit bewogen, und im heutigen Bewußtsein der Inder ist sie nicht vermindert. Selbst alle Gerüchte und auch Wahrnehmungen von Bösartigkeit und Habsucht einzelner haben den Nimbus nicht entfernt, den die Weisen der Vorzeit, Asketen von Valmiki an, dem großen Dichter des Ramayana, bis auf Tulsi-Das im 17. Jahrhundert diesem Stande gegeben haben und geben. Die Sadhus rekrutieren sich aus allen Sekten,

an denen es im Lande der Religionen nie gefehlt hat. Das indische Sektenwesen hat seltsame Blüten getrieben und unter anderem die Aghoris erzeugt, die mit der Polizei in Konflikt geraten sind, weil sie nichts für unrein halten und sich von Leichen nähren; aber es hat auch viele Reformatoren erzeugt, deren Anhänger in Klöstern leben oder als Bettelbrüder nun umher ziehen, um ihren Heiligen zu verkünden oder wenigstens zu bekennen. Sie unterscheiden sich durch die verschiedenen Formen, in denen sie Vischnu oder Schiwa verehren, durch die Auffassung von der Seele und ihrem Verhältnis zu Gott und durch mancherlei Sittenlehren. Einer der heiligen Orden geht bis auf die Zeiten Buddhas zurück: noch heute ziehen während der schönen Zeit des Jahres Jainamönche barfuß und barhäuptig bei den Mitgliedern ihrer Gemeinde umher, ohne anderes Eigentum als ihren Almosentopf und einen leichten Besen, der dazu dient Insekten wegzufegen und vor Tötung zu bewahren. Sie gehen in die Häuser vorwiegend der Laienmitglieder ihrer Sekte, vielleicht mit heiligen Schriften ihres Kanons versehen, und erbitten einen Rest des Mahles. Sie bilden aber nur einen kleinen Bruchteil der fünf Millionen, die durch ganz Indien als fromme Mendikanten ziehen. Diese stammen aus verschiedenen und selbst niedrigen Kasten, und darum hat der Sadhuismus dazu beigetragen, die Grenzen zwischen den verschiedenen Kasten in der Praxis stark zu verwischen. Die weiten Pilgerfahrten bringen sie mit allen Schichten des ganzen Volkes in Berührung und machen sie zu einem wichtigen Faktor in bezug auf Verbreitung religiöser, politischer und anderer Nachrichten.*)

Das Ziel des Christentums, Welt und Geld zu verachten, ist, wie Campbell Oman betont, hier mehr als anderwärts erreicht. Klima und Verhältnisse sind dieser Entwicklung günstig. Ein feiner, bildsamer Geist, reiche Phantasie und Empfänglichkeit, Neigung zum Mystizismus sind an Stelle kraftvoller Urwüchsigkeit getreten und vereinigen sich, die feine religiöse Atmosphäre zu erzeugen, in der solche Gebilde gedeihen. Das wirtschaftliche Ideal europäischen Denkens steht in scharfem Gegensatz zu dem des indischen Waldeinsiedlers oder Bettelmönches. Daß das europäische Selbstgefühl das seine als das höhere und nationalökonomisch bessere bezeichnen und seine Ansicht mit guten Gründen belegen wird, ist selbstverständlich; aber hier scheidet sich Orient und Okzident.

Noch ist es nicht lange her, da starb in Indien der Sannyasin Svamî Bhaskarananda, allen Besuchern von Benares in den neunziger Jahren wohlbekannt, in höchstem Ansehen bei Pilgern und Fürsten, bei Eingeborenen wie bei dem englischen Gouverneur. Wunder wurden ihm zugeschrieben, Tempel ihm zu Ehren gebaut, Bildnisse von ihm neben

*) Campbell Oman p. 5.

den Götterbildern in den Bazaren verkauft. Er hatte seinen Sitz in dem Garten eines indischen Fürsten aufgeschlagen und lebte dort, auf die Erde hingehockt, ohne Gewand, die Hände auf seinem Schoße gekreuzt, den Tod erwartend und doch voll Interesse für indische wie europäische Dinge. Er stammte aus einem gut brahmanischen Hause, heiratete mit 12 Jahren und wurde ein eifriger Jünger des Sanskrit wie der Vedantaphilosophie. Nach der Geburt eines Sohnes fühlte er sich von allen Banden der Welt frei und verließ, wie Tausende vor ihm, sein Vaterhaus. Er wanderte im Lande umher, besuchte dessen heilige Stätten, und im Alter von 27 Jahren beschloß er, ganz der Welt zu entsagen und Sannyasin zu werden. „Die Welt ist nicht wirklich," so läßt sein Biograph ihn sagen, „sie existierte weder einst noch existiert sie jetzt, und sie wird nie existieren. Wir alle träumen und, während wir schlafen, denken wir, daß die Dinge, die wir im Traume sehen, wirklich sind; sobald wir aber erwachen, nehmen wir unsern Irrtum wahr. In derselben Weise schlafen wir im Schoß der Unwissenheit; wenn die wahre Erkenntnis über uns aufgeht, werden wir imstande sein zu erkennen, daß die Welt nur ein Traum, ein Schatten und keine Substanz ist." So wanderte er unter tausendfacher Not und Gefahr dreizehn Jahre durch ganz Indien umher, bis er erkannte, daß er die wahre Einsicht erlangt habe, und bis zu seinem Tode sich in Benares niederließ. Noch interessanter ist für indische Ideale der Name Gauriçankar Udayaçankars, des ehemaligen Ministers von Bhavnagar.*) Er war ein Mann von größtem Ansehen in der politischen Welt, hochgeschätzt von Hindus wie von der englischen Regierung, die ihm den Stern von Indien verlieh, von bewährtem Rat in schwierigen Verhältnissen; in seinem Lande hat er Schulen gebaut, Mustergefängnisse errichtet u. a. m. Da, im Jahre 1879, faßte er den Plan, „in den Wald zu gehen". Amt und Ehren legte er nieder; später als andere, aber doch im Geist der Vorfahren, studierte er Vedanta und Upanischads und schlug in einem Gartenhause außerhalb der Stadt, von Freunden noch oft besucht und um Rat gebeten, seinen Wohnsitz auf. Acht Jahre später, und er entsagte ganz der Welt. Er änderte seine Namen und sagte seinen Freunden Lebewohl, um ganz Sannyasin zu werden. „Meine Gesundheit läßt nach," schrieb er an Max Müller, „ich habe mich entschlossen, in den letzten Açrama einzutreten. Dadurch werde ich den Lebensabschnitt erreichen, in dem ich frei von allen Sorgen und Ängsten dieser Welt bin und nichts mehr mit meinem gegenwärtigen Leben zu tun habe. Ich führte ein öffentliches Leben durch mehr als sechzig Jahre und habe keinen weiteren Wunsch als den, mein Selbst zu befähigen, eins zu

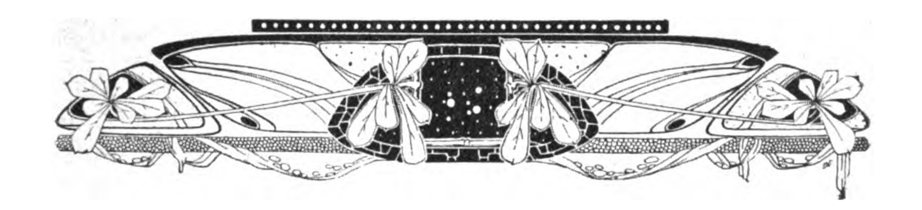
*) Ueber ihn siehe Max Müller, What to do with our old people (Chips, New edition, vol. I, p. 140ff.).

werden mit der Allseele, wie die erleuchteten Weisen der Vorzeit gezeigt haben . . . Mein gelehrter Freund, ich werde ein Samnyasin sein und damit wird ein vollständiger Wandel in meinem Leben eintreten. Ich kann nicht mehr an Sie schreiben und sende Ihnen meine besten Wünsche . . .“

Ein anderes Ideal als das unsere: in Indien durch Jahrtausende gehegt und doch trotz allen Wandels der Dinge auch heute noch in vielen ungebrochen. Nicht nur in orthodoxen Kreisen. Lala Baij Nath sagt, daß auch unter den Sekten des Pandschab, unter den Udasis und Nirmalas Männer nicht nur von großer Fähigkeit, sondern auch von solcher Selbstverleugnung und Opferwilligkeit zu finden seien.

Unzweifelhaft hat das indische Sadhutum zu Mängeln ernster Art geführt, deren Abstellung sich ernste Schriftsteller wie Lala Baij Nath, Richter in Allahabad, angelegen sein lassen. Er tadelt das schlechte Beispiel, das bei einem der letzten Feste in Hardwar etliche Sadhus durch prunkvolle Aufzüge und Festlichkeiten gegeben haben, das anspruchsvolle Auftreten vieler Sittenprediger, die die frommen Hausväter brandschatzen. Aber er sucht die Abhilfe nicht im Eingreifen der Gesetzgebung, das gegen den Sinn und Wunsch von ganz Indien verstoßen würde, sondern in der Rückkehr der öffentlichen Meinung zu der alten Vorschrift, daß der Samnyasin nur Speise und Kleidung, nicht aber Geld berühren dürfe. Gegenüber der Völlerei und Unwissenheit solcher Leute, die ein zweckloses Leben führen und die Wohltätigkeit mißbrauchen, wünscht er Stipendien und Bibliotheken zu gründen, um sie zum Studium anzulocken und in größerer Zahl Männer heranzuziehen, die, wohl unterrichtet und erzogen, imstande sind auf ihren Wegen durch Indien die Menge in wahrer Religion und Philosophie zu unterweisen und das Ideal ihrer großen Vorgänger wie Çankara, Nanak, Kabir aufs neue leuchten zu lassen. Der König Agnivarman, der zum Eremiten geworden über dem heiligen Badeplatz die Teiche seines Parks vergißt, über dem Lager aus Kuçagras seine weichen Kissen, über der Hütte seinen Palast, ist auch heute noch ein Ideal des Hindutums.



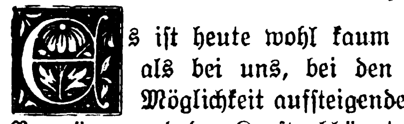


Gustav Wied.

Von

Alfons Fedor Cohn.

— Kopenhagen. —



Es ist heute wohl kaum mehr zweifelhaft, daß, nicht weniger als bei uns, bei den so nahestehenden Skandinaviern die Möglichkeit aufsteigender Entwickelung der Literatur von dem Vermögen und der Kraft abhängt, mit denen der Einzelne oder die Generation über das naturalistische Fundament, das dort vor und in den 80 er Jahren gelegt wurde, hinauszuschaffen vermögen. Daß Schweden, welches in den Tagen des glorreichen Durchbruchs im Hintertreffen gestanden hatte, jetzt in dieser Beziehung so viel hoffnungsvolle Aussichten bietet, liegt nicht zum wenigsten an der bewußten Abkehr von jener „Richtung der 80 er Jahre“, wie sie eine starke Gruppe unter der Führung Verners von Heidenstam vollzogen hat. Umgekehrt ist die unleugbare Stagnation in den westlichen Bruderländern durch den Mangel solcher Entwicklungsfähigkeit bedingt gewesen. Die Versuche in Dänemark, etwa der alten romantischen prédilection d' artiste, dem poetischen Katholizismus, oder etwa einer jütländischen Heimatskunst zu dienen, sind bisher im Kreise der Zunft verblieben und haben eine weitere Wirkung, vollends auf das Ausland, nicht üben können. Die heutige dänische Literatur repräsentiert sich für uns in den Namen Herman Bang und Gustav Wied und steht damit noch auf jener Generation, die sich mit der Wahrheitskunst ihr Feld eroberte. Beide haben über die Forderungen des starren, nüchternen, engen Verismus hinaus durch Elemente, die tief in ihrer Persönlichkeit begründet liegen, den Gestalten und Schicksalen ihrer Werke eine formale Abrundung, eine Eingliederung in weitere Zusammenhänge zu geben und ein ursprünglich hartes Mosaik von Wirklichkeitselementen in eine neue glatte Form höherer

Einheit umzuschmelzen gewußt: der eine durch Lyrisieren seiner Erzählungen, der andere durch Stilisierung der dramatischen Dialoge in seinen Satyrspielen. Bei beiden handelt es sich um einen organischen Ausbau auf der naturalistischen Grundlage, nicht um eine radikale Reaktion, wie sie jetzt vielfach zur Überwindung des Naturalismus angestrebt wird. Aber während sich bei Bang gelegentliche Rückfälle in die Art seiner Frühzeit finden, während seine nächsten ausgesprochenen Absichten — soweit überhaupt noch der Literatur — wieder solchen Problemen gelten, die der Zolaismus längst abgetan hat, sehen wir Wied in unablässigem Fortschreiten sein Ziel verfolgen, zu immer umfassenderen Formen seine Ausdrucksmittel gebrauchen und sich damit den ersten Platz in seinem heimischen Schrifttum erobern, der vielleicht noch vor einigen Jahren Herman Bang gebührte.

Wied hatte einen weiten Weg hinter sich, der auch auf großen Strecken ein Umweg gewesen war, als der Achtunddreißigjährige sein erstes Satyrspiel herausgab. In welchen Berufen hatte er sich nicht herumgedrückt, ehe er sich der literarischen Freiheit rückhaltlos in die Arme warf; in welch fremden Landen hatte er sich nicht als Dichter versucht, ehe er sein eigenstes Stoffgebiet fand; und wie viel Vorarbeit und mühsames Durchkneten des ihm nun eigenen Stoffes war nicht nötig gewesen, ehe er an eigene Formung denken konnte. Buchhändler seit der Konfirmation, neun Jahre lang, Schreiber in einem Rechtsbureau, Hauslehrer auf einem Herrensitz, mit 28 Jahren Student, Schauspieler und wieder Stundenlehrer an einer Vorstadtschule; pathetischer Theatraliker verstiegener Probleme auf den Spuren Ibsens, dem groteske Durchfälle erblühen; und plötzlich und unvermittelt schlichter Novellist, Schatzgräber verborgener Alltäglichkeiten. Als solcher zeigte er sich zuerst 1891 in einem Bande Skizzen, die trotz ihres bescheidenen Titels „Silhouetten" in Wahrheit recht lebensvolle, vielfarbige Gestalten auf die Beine stellten. Hier sieht man den Erzähler als „Kandidaten" in den Ferien auf seiner Heimatsinsel Lolland, von dem brüderlichen Gute Frörup aus, herumstreichen und merkwürdige Menschen und Geschichten sammeln. Ein bezeichnendes Wort, das einen auch zugleich in den ganzen Dunstkreis des Buches einführt, stand ihm voran: „Ich hatte einen alten Freund. Er war ein einfacher Mann in Holzschuhen und hieß Anders Rödkilde. Jetzt ist er tot, aber er sprach goldene Worte, und die verdienen zu leben: — Wir sollen uns nicht so anstellen, sagte er — denn wir Menschen sind ja doch bloß M e n s c h e n!" Und dieser Trieb, den nackten Menschen aufzudecken, das liebe Tier, wie er es überall unter den dünnen Kulturhüllen findet, rücksichtslos und unbarmherzig zu entschleiern, ist bis heute wohl der stärkste Anreiz zu Wieds ganzer Produktion geblieben. Hier sind es zunächst die adligen Herrschaften, die sich noch immer in den Feudalzeiten glauben, der Kammerherr, der Besitzer des nächsten großen

Herrenhofs, dem nichts über den bösartigsten Schabernack ging, und sein Bruder, der Kammerjunker, der sich die lange vergebliche Wartezeit als Erbe des Bruders mit den Hofmädchen und Häuslertöchtern vertrieb: sie und ihre Eltern, die Etatsrats, von deren wüsten, tollen Streichen und trüben Heimlichkeiten abends beim stillen Glase Grog der sitzfeste alte Pächter Egelund berichtet oder mit denen man sich den Kaffee nach einem Herrenessen auf Frörup noch schmackhafter macht, das Jensen, die phänomenale Haushälterin, angerichtet hat. Auf seinem eigensten Felde aber ist Wied doch da, wo er zu den Kleinsten und Ärmsten geht, sie bei ihrer Arbeit und in ihren Leiden aufsucht und davon sachlich, eindringlich erzählt. Der Mangel an jeder Sentimentalität, durch den diese Menschen das bitterharte Einerlei ihres Daseins ertragen, ist es eigentlich, was ihn, den Sentimentaliker, im Innersten berührt. Er sucht seine alte Amme wieder auf, die Schneiderin Kersten, die nun schwindsüchtig und gichtisch im „Familienhause“ liegt und bei der Hemming Terkel mit seiner Familie nervenerschütternde Andacht hält, ein „heiliger“ Mann, dessen Fleischeslust dennoch durch sechs stramme Nachkommen gestraft ist. Oder Ole Andersen, der Steine auf der Landstraße klopft und Sonntags zu Hause Meilensteine zuhaut, als feineren Nebenverdienst aber die Lämmer „schnitt“ und es daher immer wie einen Stoß in die Herzgrube empfindet, wenn von dem Verkauf der kammerjunkerlichen Schafställe die Rede ist, woher er denn allgemein Ole Stoß heißt. Oder er sieht dem Waldwächter Rasmus beim Aalfang zu und läßt sich von ihm alte Weisen vorsingen oder besieht sich die Ställe auf Hans Olsens Hof und hört dabei wieder manch schöne Geschichte, von dem liebevollen Kaplan Möller und von dem selbstgebrauten Bier im Petroleumfasse. Und schließlich und vor allem Schafpeter, der Philosoph der Fröruper Brachfelder, nebst seinem Hunde Judas und seinem Pferde mit dem unsagbaren Namen aus der tiefsten Verdauungssphäre, das den Hirten in seinem schwarzen Holzhause auf Rädern der Herde nach von Feld zu Feld zieht. Dieser einsame Pessimist, der nach großen Vorbildern mit einem eingefleischten Weiberhaß die Vorliebe für gutes Essen und in schwachen Stunden auch für außereheliche Freuden verbindet, nimmt mit seinen Äußerungen und Schicksalen bis an seinen Tod den breitesten Raum unter den zahllosen andern Gestalten ein.

Es ist ein Kreis von vier formell gleichartigen Büchern, der von „Silhouetten“ eröffnet, von „Kindliche Seelen“ (1893) sowie den zwei Bänden „Menschen-Kinder“ (1894) weitergeführt und von „Lustige Geschichten“ (1896) geschlossen wird. „Kindliche Seelen“ bringt ein neues wichtiges Stoffgebiet, nämlich die Kleinstadt, die hier noch Fjordby genannt, später Gammelköbing heißen sollte, oder zu dem gänzlich unbestimmten, neckischen Tutiput wurde. In diesem ersten Kleinstadtbuche ist die Satire noch sehr milde, sie steht überhaupt nicht im Vordergrunde,

sondern nur mit einem gewissen Behagen an der Kuriosität fängt Wied hier die einzelnen Figuren und kleinen Ereignisse dieses Erdenwinkels in Miniaturbildern auf. Etwa die Sensation, daß der Zug nach Fjordby eine Kuh überfahren hat, einen Besuch im Laden des Kupferschmieds oder einen spaßig-gereizten Briefwechsel zwischen dem Tabakshändler, einem faulen Zahler, und seinem Hauswirt, dem Tierarzt; den Stadtklatsch, den ihm der Hutmacher auf einem Spaziergang zuträgt; die Konsulsfamilie, als Spitzen der Gesellschaft, und den verunglückten Rechtskandidaten, der nur noch durch die Küchentür Zutritt zu den guten Bürgerhäusern hat; die reisende Zirkusgesellschaft oder den Jahrmarkt. Man mag oft an Schlafs „In Dingsda" denken, besonders in lyrischen Landschaftspartieen; aber im ganzen sind doch hier die Menschen wichtiger und das Geschehen, als lyrische Stimmungen. Die stoffliche Einheit ist schon etwas lockerer als in „Silhouetten", der Kreis der Begebenheiten wächst über den der Stadt hinaus auf die Höfe und Waldungen der Umgegend und berührt damit wieder den des ersten Buches. Und auch in den beiden andern Büchern, die demgegenüber vollends nur Sammlungen der verschiedenartigsten Vorwürfe darstellen, sind die unstreitig vollkräftigsten Bestandteile wiederum solche Land- und Kleinstadtbilder. Die neuen Gebiete, auf die er sich etwa sonst hier wagte, wie etwa der unheimlichen Geschichten, hat er in richtiger Erkenntnis, als ihm wesensfremd, bald wieder verlassen und eine umfassende Gestaltung des Kopenhagener Lebens, das hier schon in kleinen, nicht eben tiefgesehenen Ausschnitten aufgetaucht war, erst in seinem letzten Satyrspiel zu geben vermocht. Aber das Material, das er nun sicher beherrschte, war so reichhaltig und bis ins Kleinste lebensvoll, daß es ihn notwendig zu größeren Formen drängen mußte. Seine Romane und Bühnenwerke sind zumeist aus dieser Welt der Novellen hervorgegangen.

Wieds erste größere zusammenhängende Erzählung war eine autobiographische mit dem Schauplatz Kopenhagen. Sie hieß „Jugendgeschichten" (1895) und ist als Dokument seiner persönlichen und literarischen Entwickelung in kritischer Zeit wichtig genug. Der nächste Schritt auf dieser Bahn jedoch galt bereits der Darstellung eines objektivierten Schicksals. Das geschah mit dem Roman „Die von Leunbach", wie ihn die deutsche Übersetzung (München, Langen 1900) nennt; der dänische Titel „Slaegten" (1898) bedeutet „das Geschlecht", „die Familie". Der Untergang einer Landadelfamilie, oder richtiger eine entscheidende Episode in diesem langwierigen Prozesse des Untergangs wird gezeigt. Ein Ehebruch und seine leidenschaftliche Ahndung durch den Betrogenen, der die leichtfertige Frau und ihren süßen Galan in einer Strohhütte den Feuertod sterben läßt, führen die Katastrophe herbei. Auch hier klingt scheinbar noch der Hohn des demokratischen 19. Jahrhunderts über diese verrotteten Nachfahren des Herrengeschlechts an, aber im Grunde lebt doch

darunter ein Gran ererbten Abhängigkeitsgefühls, eine stille Bewunderung vor dem entschwundenen Herrenrecht, das niemandem Rechenschaft schuldet als der eigenen Kraft und als dessen räsonnierende Verkörperung die Gestalt der alten Baronin einsam dahinschreitet. Ihr Sohn Helmuth, dieser bärenhafte Muskelmensch, der der glatten Kokette mit der zarten Haut und den weichen Parfüms selig ins Garn gegangen war, fühlt gleichwohl nichts mehr von solchen Rechten in seinem Blute. Er erliegt seiner Tat, und wenn er auch seinen verirrten Entschluß, sich selbst der bürgerlichen Gerechtigkeit zu stellen, der mütterlichen Autorität opfert, so vermag er doch die Ruhe seiner Nächte nur durch Trunk, die Beschwichtigung seines schwachen Gewissens nur durch diese Form des Selbstmordes zu erkaufen. Für den ganzen farbig-wimmelnden Hintergrund dieser Ereignisse kam dem Verfasser die in den Novellen niedergelegte Vorarbeit ebenso zu statten, wie für den Kleinstadt-Roman „Die leibhaftige Bosheit" (1898; deutsch München, Langen 1901). Man möchte nach allem von Wied — und kann es vielleicht heute noch — einen großen Bauern-Roman erwarten. Denn es ist die Sphäre, in der er als Mensch wie als Bildner am meisten heimisch ist und vor der er im Grunde seines Herzens etwas wie eine heilige Verehrung hat. Doch bezeichnend genug setzte er nur in den Mittelpunkt dieses Romans eine Gestalt, die als ein Don Quixote des Bauerntums erscheint. Thummelumsen, das Faktotum der mütterlichen Schnittwarenhandlung, der Schreiber und Lohndiener in Gammelköbing, der seine ganze Monomanenkraft daran setzt, den väterlichen Mühlenhof, von dem er vor zwanzig Jahren vertrieben, mit der Mutter wieder beziehen zu können, und der am Ziel aufs bitterste enttäuscht von all seiner Sehnsucht nichts erfüllt findet, ist in seinem Schicksal eine dichterisch voll ausgedrückte Lebensanschauung und bedeutet so den Höhepunkt und vorläufigen Abschluß der Wiedschen Erzählungskunst. Denn das Buch „Knagstedt. Bilder vom In- und Ausland" (1902; deutsch mit einigen Kürzungen „Die Karlsbader Reise der Leibhaftigen Bosheit", Stuttgart, Juncker 1903) enthält ja nur die novellistisch belebten Erinnerungen an des Autors eigene Karlsbadreisen, und auch die liebevolle Sorgfalt, mit der die Charakterstudien des widerborstigen Zollkontrolleurs und seines milden Widerspiels, des Oberlehrers Clausen, durchgeführt sind, vermag diesen Bildern nicht die Fülle und Konzentration eines Romans zu geben.

Seitdem hat sich Wied ausschließlich der dramatischen Form bedient, die er schon parallel mit den großen Erzählungen pflegte und deren Inhalt er vorwiegend auch jenen ersten Novellenbüchern verdankt. Er hat hierbei noch oft die konventionelle Form des Bühnenstücks angewandt, viermal in Bearbeitungen eigener Fabeln und zweimal bei possenhaften Lustspielen, auf deren Titelblatt an erster Stelle der Name des Rechtsanwalts Jens Petersen stand, und dieser mag denn auch die größere

Verantwortung für diese beiden Sünden übernehmen. Die bekannten Einwände gegen das Dichten in Kompagnie sowie gegen das Dramatisieren eigener Erzählungen werden auch durch die Ergebnisse in diesem Falle bestätigt. Wenn trotzdem „Der alte Pavillon“ (1902), die Bearbeitung einer Erzählung „Menschen-Kinder II“ aus der gleichnamigen Sammlung, nicht nur ein selbständiges, ernst zu nehmendes Schauspiel, sondern auch eine starke dichterische Manifestation werden konnte, so lag das zunächst daran, daß die Fabel der Vorlage nur für die Exposition benutzt wurde, das eigentlich daraus erwachsende Drama jedoch frei erfunden werden konnte. So brauchte den Charakteren nicht wie bei den andern Bearbeitungen jener Zwang durch die Technik des Dramas, d. h. die seelenlose Schablone, angetan zu werden, unter dem die Leunbachs in der Bühnenfassung („Die alte Gnädige“, 1904) und besonders „Thummelumsen“ (1901) so böse zugerichtet worden waren. Eine weitere Befreiung von dem speziell tragischen Schema verhalf dieser Dichtung zu ihrer stärksten Wirkung. Der Gärtner auf dem Gut der Jägermeisterin, der von ihr vor Jahren dazu verlockt wurde, ihr einen Erben zu zeugen, und nun mit allen Ansprüchen seines Vatergefühls von der Verführerin abgewiesen, als gebrochener Mann sich das Leben nimmt in dem alten Gartenpavillon, in dem er einst bei ihr seine Schäferstunden abdienen gemußt, — er ist kein Charakter von der Wucht, die Schale des Tragischen mit aller Macht darnieder zu zwingen. Kein Held stirbt hier; der Triumphator dieses Kampfes ist das junge, aufstrebende Leben. Vor dem Pavillon, in dem eben der Schuß verhallt ist, der die Tochter für ewig vor dem Geheimnis ihrer Abkunft bewahren wird, findet sie sich mit ihrem Verlobten und der Mutter ein, auf einem Gange durch den abendlichen Garten, und froh und hingenommen plaudern sie von ihrer Zukunft. Kaum die Vermutung der Tat des Gärtners reicht an sie heran, so voll sind sie von ihrem künftigen, reinen Glück, so selig in der mondhellen Sommernacht beim Schlagen der Nachtigallen. Drinnen liegt das zerbrochene Opfer, aber die schönste Rechtfertigung seiner Tat, das versöhnende Entgelt seines Leidens ist das Glück dieses jungen Menschenpaares. . . . Besonders dieser Verlauf des letzten Aktes hebt den „alten Pavillon“ weit über die andern Dramatisierungen Wieds, geschweige die Kompagnieschwänke, wenn dieses Schauspiel auch im großen Ganzen genommen zu der Gattung seiner unpersönlichen Theaterstücke gehört. Denn er hat diese ausgetretenen Wege, ebenso oft wie er sie gewandelt, auch verlassen und eine Behandlung und Gliederung des Dialogs erfunden, die aus dem inneren Wesen seiner Stoffe und der sie umspannenden Lebensanschauung herausgebildet, so den vollsten, letzten Ausdruck seiner Kunst und etwas in seiner Art überhaupt formell Neues darstellt: und das eben in den Satyrspielen.

„Erotik“ (1896; deutsch 1902) hieß das erste. Aber man muß be-

denken, daß es überhaupt das erste seiner Dramen war, die Wied auf selbst erobertem Stoffgebiete aufbaute, wenn man hier noch nicht die charakteristische Form der übrigen Satyrspiele findet. Dieser Scherz, der den geschäftsbeflissenen Antiquitätenhändler zum Ehestifter an den beiden Hofbesitzern und ihren Haushälterinnen werden läßt, während er selbst der süßen Fessel elegant entschlüpft, enthält gewiß noch manche Elemente des alten Lustspiels. Aber im ganzen ist doch hier die Charakteristik schon weit mehr der Wirklichkeit der Novellen angenähert, als der sonst benutzten Bühnenschablone, und der Versuch einer Typisierung durch die Namengebung deutet auf einen gewissen Hintersinn: der Proprietär heißt Zahm, der Hofbesitzer Kraft, der Antiquitätenhändler Schlau, die drei Schönen Sörensen, Petersen und Jensen, was ziemlich genau unserm Müller, Schulze und Meyer entspricht. Aus der Art, mit der hier die sogenannte Liebe als angebliche Grundlage der Ehe höhnisch belächelt wird, spricht bereits der Geist der andern Satyrspiele. Auch die erst 1903 veröffentlichte kleine Komödie „Eine Abrechnung" (deutsch Stuttgart, Juncker), die die Jugendfreunde im Altersstift über die enthüllte ehebrecherische Treulosigkeit des einen gegen den andern halten, hat diese Zwischenstellung. Während sie der äußern Form nach als ein bühnengerechter Einakter erscheint, muß man sie ihrem innersten Stil nach zu den Satyrspielen rechnen. Gleichwohl tritt inhaltlich auch in ihnen keine wesentliche Erweiterung ein. Dänemark bleibt nach wie vor der Hintergrund. Der korrupte Landadel, das unsentimentale Bauerntum, die geschwätzige, krämerische Kleinstadt begegnet uns auch hier wieder in erster Linie. Einmal gilt auch der Spott dem Amts- und Laien-Pfaffentum, und schließlich haben die früher wenig geglückten Versuche, ein Bild von Kopenhagen zu geben, hier in mehreren kleinen Stücken und schließlich in dem umfassenden Gemälde „Tanzmäuse" (1905; deutsch Stuttgart, Juncker 1906) ihre Erfüllung gefunden. In diesem seinem letzten Buche sowie in den drei Sammelbänden „Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer" (1897; deutsch „Vier Satyrspiele", München, Langen 1901), „Das schwache Geschlecht" (1900; deutsch 1901) und „Zwei Kronen und fünfzig und andere Scharmützel" (1901) finden wir jene eigenartige Mischform von szenischem Dialog und kommentierender Erzählung, die Wied als seinen eigensten Ausdruck ausgebildet hat. Einmal macht sich in dieser so unschulmäßigen Form die Verachtung des Bühnendogmas Luft, dem er selbst so oft und opportunistisch genug angehangen. Die Forderung der Aufführbarkeit, die trotzdem sich in einzelnen Fällen praktisch ermöglichen ließ, wird im Prinzip aufs souveränste verhöhnt. Schon äußerlich fehlt die Einteilung in Akte oder Szenen, gelegentlich findet sich die in Auftritte, meistens aber nur in Abteilungen, oder sie wird durch einfache Numerierung gegeben, und die Anzahl der Abteilungen beträgt

dann im einzelnen Falle eine bis ein halb Hundert. Wenn eine solche Abteilung zuerst auf dem Kopenhagener Hauptbahnhof, nacheinander auf dem Vorplatz, im Wartesaal, auf dem Perron spielt, dann im Zug und wieder auf den Bahnhöfen der folgenden Stationen, so kann das, wenn überhaupt, nur als sehr kostspieliger Dekorationsscherz auf die Bühne gebracht werden. Oder wenn eine Szenerie verlangt: „Lieblicher dänischer Sommerabend mit Mücken, Spinnen, Ohrwürmern, prachtvollem Sonnenuntergang und fernem Hundegebell“, so geht auch diese Vorschrift über die Fähigkeit des tüchtigsten Regisseurs hinaus. Auch Anforderungen an den Schauspieler „auf einem Stuhl umzusinken in vollständigem Gelée von Wärme und Anstrengung“ sind wörtlich nicht leicht zu erfüllen, und eine Betrachtung wie diese, bei Gelegenheit einer Dekorationsangabe: „Auf dem buchsbaumumhegten Rasen vor dem Schlosse steht, mitten in einem Rosenbeet, eine schimmernde Marmorgruppe, ein Mann und ein Weib: Adam und Eva. Es ist nach dem Sündenfall und beide tragen Feigenblätter . . . was indessen zu spät sein dürfte“, geht scheinbar völlig über den Rahmen der Handlung hinaus. Man darf, abgesehen von solchen beabsichtigten Negierungen der Darstellungsmöglichkeit, im Ernst nicht verkennen, daß sich hier, besonders in der äußeren Gliederung der Handlung, eine Befreiung der Dramen aus den Fesseln der traditionellen Form bewußt und sicher anbahnt, wie sie jetzt allenthalben, doch meist ziel- und ratlos, versucht wird. Aus kunsttheoretischen Erwägungen allein wären gewiß nicht diese Satyrspiele hervorgegangen, hätte Wied nicht selbst richtig erkannt, daß er seine Gestalten am glücklichsten vermöge des Dialogs ins Leben zu rufen vermochte. Daß neben dieser Fähigkeit der ebenso starke Drang zu fabulieren gleichzeitig zu Worte kommen durfte, war eine persönliche und innere Ursache für diese Gebilde. Es ist schließlich aber auch eine Ironie, nach Art der romantischen, in diesem gegenseitigen Durchbrechen der Kunstformen und damit ihrer Wirkungen. Wenn die dramatische Form, im besonderen dieser naturalistische Impressionismus der Satyrspiele, gewählt wird, die bestimmt sind, eine objektive Wirklichkeit am unmittelbarsten wiederzugeben, und dazwischen immer wieder die objektive Stimme des Autors ertönt, die den Hörer mit Notwendigkeit aus der Illusion dieser Objektivität reißt, so ist der Zweck dieses Durcheinander, die vorgeführte Handlung als ein tolles marionettenhaftes Spiel erscheinen zu lassen, nicht als klotzige Wirklichkeit naturalistischer Prätension. Diese Form oder Unform muß aber dann im vollsten Umfange geeignet sein, den Sinn einer Wirklichkeit wiederzugeben, den der Dichter als ein solches tolles Spiel erkannt hat, als ein „Tanzen von uns allen nach einem höheren Leierkasten“, als das ruhelos triebhafte Hin- und Herrennen der weißen „Tanzmäuse“, die nur rasten, um zu fressen, zu zeugen, zu schlafen. Man glaubt Tausende von Lebewesen unter dem Mikroskop wimmeln zu

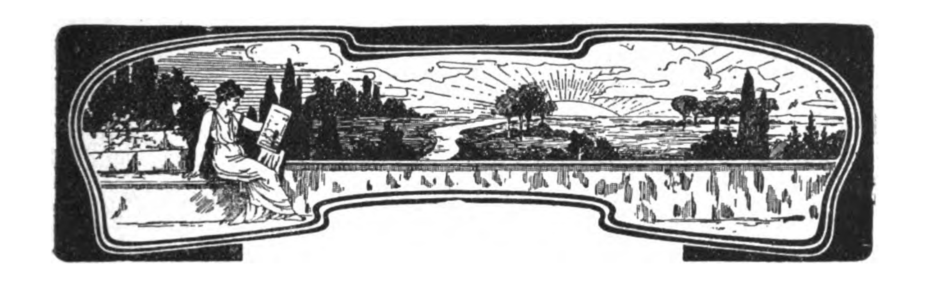
sehn, wenn man sich dies in den Satyrspielen gespiegelte Leben wieder vor das innere Auge zurückruft. Mit einer Verschwendung, wie sie alle Schöpfung hat, sind hier aus dem unermeßlichen Stoff, von dem ein Haufe von literarischen Handwerkern zehren könnte, Fetzen von Charakteren und Schicksalen rücksichtslos herausgerissen und zu faszinierenden Augenblicksbildern zusammengefügt. Und immer noch, bis zuletzt, tönt das Wort des alten Anders Rödkilde nach: „Wir sollen uns nicht so anstellen, wir sind ja doch bloß Menschen!" Es gibt wohl keinen Stand und kein Lebensalter, denen nicht vor ihrer Gottähnlichkeit bange würde, wenn sie ihr unbarmherziges Konterfei als schlotternd nackter Mensch in der Wiedschen Galerie erblickten.

Für die Psychologie des Satirikers ist es wohl kaum eine neue Erkenntnis, daß er in den meisten Fällen ein verkappter Idealist ist. Und hinter der grinsenden Satyrmaske verbirgt sich dann ein Mensch, der seinesgleichen aufs inbrünstigste beschwört, doch zu gehen und zu stehen, wie Gott uns geschaffen, doch zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, und die Spanne Zeit, die uns hier auf Erden gegeben ist, nicht durch läppisches Komödienspielen und gieriges Jagen nach ephemeren Äußerlichkeiten zu verzetteln. Ja, in Wied lebt zu tiefst im Grunde ein fast religiöses Bewußtsein von der „Vergänglichkeit des Lebens". Ich bin immer ein großer Philosoph gewesen," sagt er selbst; „der größte nach Höffding (dem Kopenhagener Professor)," fügt er scherzhaft hinzu. An der Wand seines Schlafzimmers hängt eine astronomische Karte, die die Bahn der Erde um die Sonne zeigt; sie soll ihn täglich daran erinnern, wie klein wir Menschen sind. Auch ein großes Teil romantischer Sehnsucht nach der guten, alten Zeit ist ihm eigen, in der er solche Ideale der schlichten Selbstgenügsamkeit und geraden Offenheit erfüllt sieht, und seine wirklichen Helden, die ihm aus der Seele sprechen, sind solche Leute vom alten Schlage. Das sind alle die bäuerlichen Sonderlinge, deren saftigster Typ Schafpeter ist, das ist auch Gunnar Barberg, die Hauptfigur der autobiographischen „Jugendgeschichten", und Edmund Melling, der Gesellschaftsreformator der „Tanzmäuse", das ist die alte Baronin von Leunbach und das ist Knagsted, die leibhaftige Bosheit. Ihnen allen sitzt das Herz noch auf dem rechten Fleck, und vor ihrem Mundwerk kann Gott und die Welt nicht bestehen, wenn es sie treibt, die Wahrheit zu sagen all dem lächerlichen Fein- und Sittlichgetue gegenüber, das sich vor unseren Augen spreizt. Es ist ohne Zweifel Wieds Bauerntum, in dem diese patriarchalisch gefärbten Ideale wurzeln, und seine ganze Auffassung von dem Verhältnis der Geschlechter zueinander, auf die er in seiner Produktion so großen Wert legt, gehört auch weit eher in den Umkreis solcher Tendenzen, als in die einer kommenden Zeit. Den Einfluß Strindbergs, den man wegen der persönlichen Verbindung zur Zeit von dessen

Kopenhagener Versuchstheater und Wieds kritischer Entwickelungsperiode als wahrscheinlich annehmen sollte, hat er selbst abgestritten: „Strindberg nimmt die Weiber au sérieux — während ich über sie grinse!“ Dies scheint mir aber nur ein Unterschied der Äußerungsform zu sein. Das zentrale Gefühl, das, wie in so vielen anderen Fällen, zu scheinbar rationeller Begründung seiner selbst, ein ganzes misogynes System erschafft, liegt tief im Instinkt, der nichts von Gleichheit, sondern nur von Kampf und Gewalt weiß, und ist die ewige Wut des Menschenmännchens gegen die Unmöglichkeit, das Weib zur Monogamie zwingen zu können. Darum ist die Untreue oder der Ehebruch der Frau im bürgerlichen Sinne so oft das Thema der Wiedschen Satyren gegen das schwache Geschlecht, ein Thema, das seinen Rang in der Literatur so lange behaupten wird, wie die überschätzte Bedeutung der körperlichen Vereinigung in jedem Falle, gleichviel auf welchem Niveau, andauert.

Wied hat im übrigen keinen bestimmten Standpunkt innerhalb der Tendenzen der Gegenwart. Er hat ebenso die heuchlerischen Regierungskreise verspottet wie die intolerante Sozialdemokratie, das geschäftspolitische Bauerntum wie den kleinen Beamten und Kleinbürger, und er hat selbst, nach Shakespeareschem Vorbilde, seinen eigenen Stand nicht geschont. Aber er müßte nicht Humorist sein, wenn er nicht an all den Lügen und kleinen Verbrechen, auf denen wir, der leuchtenden, offiziellen Moral zum Trotz, dreist lächelnd unser Leben aufbauen, seine helle, herzliche Freude hätte. Er müßte nicht Künstler sein, wenn er nicht diese lieben Menschenkinder mit Behagen bis in die letzte Fiber ihres Wesens nachzuempfinden und nachzuleben vermöchte. Und diese beiden Eigenschaften scheiden ihn abgrundtief von einem Moralisten.





Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

(Schluß.)

XXIII.



Ohne Klaras Wissen war Max Maibrück auf einen Tag nach Berlin zu seinen Eltern gefahren. Er hatte gehofft, in einer ehrlichen Aussprache mit ihnen Ruhe und Halt zu finden, zu einer endlichen Entschließung zu gelangen.

Zerrissener, mit sich selbst zerfallener nur kehrte er in das kleine Bergnest zurück, das Klara ein paar Tage zuvor verlassen hatte. Sie wollten sich in Innsbruck treffen und von da ein paar Wochen nach Meran oder an den Gardasee gehen.

Ägypten hatte Klara für jetzt aufgegeben. Er wußte, sie brachte ihm ein Opfer damit, ein Opfer allerdings, das er nicht von ihr verlangt hatte.

Als er in das kleine Haus trat, in dem nur eine alte Bedienerin zurückgeblieben war, umfing ihn zum ersten Male etwas wie Ruhe und Frieden. Er war allein, er konnte seine Gedanken ausleben, konnte er selbst sein.

Es war ein kalter, heller Tag ganz zu Ende Oktober. Er ließ unten in einem kleinen Parterrezimmer, das sie wenig bewohnt hatten, ein Feuer im Ofen anmachen und seine Bücher und Schreibereien herunterbringen. Zum Zeichnen fühlte er sich nicht aufgelegt, obwohl

er in Berlin einem Verleger auf der Straße begegnet war, der ihm das Versprechen abgenommen hatte, ihm binnen acht Tagen eine Umschlagszeichnung zu liefern. Vielleicht kam ihm in der Stille und Abgeschlossenheit, die ihn hier draußen umfing, gelegentlich ein Gedanke für die versprochene Arbeit.

War er erst wieder mit Klara beisammen, wurde wohl nicht viel daraus. Der Zwang, den sie, sich selbst unbewußt, auf ihn übte, untergrub sein Schaffensvermögen bis auf den Grund.

Für jetzt hatte er eine Zigarette angezündet und saß ganz still in einer ihm charakteristischen Stellung, die er anzunehmen pflegte, wenn er seine, zumeist unstäten Gedanken sammeln, zu einem Entschluß bringen wollte. Er hatte das linke Bein über das rechte geschlagen, den Kopf ein wenig zurückgebeugt, die Augen halb geschlossen. So dachte er an die Unterredung zurück, die er vierundzwanzig Stunden früher mit seinen Eltern geführt, und die ihn um nichts klarer und fester gemacht hatte.

Beide hatten sie in schroffster Parteinahme sich zu Klara, gegen seine Frau gestellt.

Was Max früher für eine Art oberflächlichen Kokettierens mit der Person der berühmten Frau gehalten hatte, war in einer ernsten Stunde als ernsthafte Ansicht aufrecht erhalten worden. Beide Eltern hatten sich entschieden dahin ausgesprochen, daß eine Verbindung mit der berühmten Klara Möbius seiner Ehe mit der übereinfachen, allzu bürgerlichen, um nicht zu sagen spießbürgerlichen Frau vorzuziehen sei. Er solle lieber heut als morgen sie zu lösen versuchen.

Und Fritzl? Was wurde aus Fritzl? Die Eltern hatten sich angesehen und mit den Achseln gezuckt. Da war schwer zu raten, schwerer noch zu helfen. Sie selbst konnten da nichts tun. Er würde natürlich ein weniges zur Erziehung beisteuern müssen, das würde kaum zu umgehen sein. Im übrigen täte man am besten, das Kind der Mutter ohne Einschränkung zu überlassen. —

Das sollte das Ende seines jungen Glücks, seiner überschäumenden Vaterfreude sein!

Traurig und zerrissen war er von den Eltern geschieden. Es schien, als verständen sie sich nicht mehr, als gähne eine Kluft zwischen ihrer und seiner Anschauungsweise, die nichts zu überbrücken vermöge.

War er es, der so anders geworden, seit er aus dem Vaterhause geschieden war, oder hatte die Auffassung der Eltern sich so ganz verändert, daß er ihre Sprache kaum mehr verstand? Hatten seine Eltern, die er angebetet, denen er sich früher blindlings gefügt, stets nur den äußeren Schein der Dinge gesehen? Hatten sie Namen und Stellung und Vermögen stets höher bewertet, als die Eigenschaften des Herzens und Charakters, und hatte erst das innige Zusammenleben mit seiner Frau bis zu dem Tage, da Klara zwischen sie getreten war, ihm die Augen

über Dinge geöffnet, denen er früher etwa ebenso verblendet gegenüber gestanden, als die Eltern es heute taten oder es wenigstens scheinen wollten?

Die Bedienerin hatte die Lampe und das Nachtmahl von ihn hingestellt, ohne daß Max etwas davon bemerkt hatte.

Erst das Aufflackern der Flamme durch die Zugluft der zufallenden Tür störte ihn aus seinem Nachdenken auf.

Neben der Obstschale lag ein Brief von Klara. Nachdem er ihn aufgeschnitten hatte, bemerkte er, daß er schon zwei Tage alt war und gleich nach ihrer Ankunft in Innsbruck geschrieben sein mußte. Er enthielt nicht viel mehr als das dringende Ersuchen, sich möglichst umgehend einzufinden. Jeder Tag in der kalten, unfreundlichen Temperatur diesseits des Brenners sei ein verlorener. Sie erwarte ihn spätestens am dreißigsten im „Tirolerhof", damit sie dann gleich aufbrechen könnten.

Max legte den Brief beiseite und sann nach. Wenn er dem Ruf nicht folgte, wenn er Klara schriebe, er sei zu der Erkenntnis gekommen, daß ein ausschließliches Miteinanderleben wie bisher sich dauernd nicht durchführen lasse, daß trotz aller Zuneigung und Liebe es besser sei, jedes von ihnen gehöre eine Zeitlang sich selber an, und daß jetzt eine Zeit gekommen sei, in der er das Bedürfnis fühlte, für sich und allein zu sein!

Er verwarf den Gedanken, kaum daß er ihn gefaßt hatte. Sie würde die Dinge nicht nehmen, wie sie waren. Sie würde anderes dahinter suchen, vor allem den Einfluß seiner Frau, so unschuldig die arme Verlassene auch an dieser Entschließung gewesen wäre. Sie würde zürnen, grollen, ihn peinigen und zuletzt in ihren heißen Liebkosungen ihn ersticken, bis sie wieder auf dem alten Fleck waren.

Im übrigen, er wollte ihr nicht wehe tun, nicht mit Absicht sie erzürnen. Seine Leidenschaft für sie war nicht verrauscht, seine Dankbarkeit nicht verflogen. Er wollte zu ihr fahren, morgen gleich, wie sie es wünschte, Hand in Hand, Auge in Auge, Herz an Herz wollte er zu ihr sprechen. Sie war ja doch ein Weib, sie mußte ja doch fühlen, was ihn quälte und bewegte; sie war um vieles älter und reifer als er, sie mußte es ja am Ende begreifen, daß er nicht fraglos einzig ihr angehören könne, daß er Frau und Kind nicht grundlos dem Elend, der Verlassenheit überantworten konnte, sobald er nur das richtige Wort dafür fand.

Er klingelte und hieß die Bedienerin, einen kleinen Koffer mit dem Notwendigsten für ein paar Tage zusammenpacken. Die Alte sah ihn mit offnem Munde an. Sie berichtete, daß schon alles gerichtet sei, während er fort gewesen, ein großer Koffer voll Sachen. Die Jungfer der Frau Gräfin habe ihn gepackt. Zeug und Wäsche für ein paar Monate wenigstens.

„Der große Koffer bleibt bis auf weiteres hier stehen, liebe Frau Feinhuber. Tun Sie nur, wie ich Ihnen sage. Versorgen Sie den kleinen Koffer, den ich heute mitgebracht habe, mit frischer Wäsche und tun Sie meinen schwarzen Anzug dazu, der vorn im großen Kasten hängt, das genügt vollkommen."

Die Alte schlurfte mit Kopfschütteln davon.

„Die Frau wird ihn gut ausrichten," dachte sie, „wenn er mit dem kleinen Kofferl kommt. No woas kümmert's mi?"

Am nächsten Mittag trafen sie in Innsbruck zusammen.

Klara fühlte sofort, daß Max sich mit ihr feindlichen Entschlüssen trug. Er gab sich nicht rückhaltlos wie bisher, wenn sie ein paar Tage getrennt gewesen waren. Er war zerstreut und geistesabwesend wie in der ersten Münchener Zeit, da sie beide noch unfrei in sich selbst gewesen waren.

Der Vormittag und Mittag waren trübe gewesen. Nachmittags hatte es sich aufgehellt, doch ging die Luft kühl und scharf. Sie machten einen Spaziergang auf der alten Brennerstraße nach Natters zu. Hell standen die an ihren höchsten Spitzen schon mit Neuschnee bedeckten Alpen gegen den blaßblauen Oktoberhimmel.

Klara schauerte zusammen. Sie mochte die Kühle nicht leiden. Schon Klemens gegenüber hatte sie alljährlich die Behauptung aufgestellt, daß der zivilisierte Mensch es nicht nötig habe, sich während der kalten Jahreszeit im Norden aufzuhalten. Klemens hatte für den Arbeitsmenschen, in erster Stelle in Klaras eigenem Interesse, eine gewisse Seßhaftigkeit verteidigt. Er war ein vortrefflicher Reisender, aber gegen ein Nomadenleben wehrte er sich durchaus.

Anfangs hatte Klara sich überzeugen lassen, dann hatte sie es ironisch eine vornehmtuerische, gesucht feudale Marotte genannt, den größten Teil des Jahres über auf der Scholle festzukleben. Jetzt begriff sie nicht mehr, daß sie es überhaupt nur ausgehalten und geduldet hatte.

All dies ging ihr durch den Kopf, als sie neben dem Schweigsamen herschritt, der von ihr fort in das grüne Bett des schäumenden Sill hinuntersah, das von der Bahnstraße überschnitten wurde. Da drüben würden sie morgen sein und gen Süden fahren, immer weiter, immer weiter!

Sie dachte nicht daran, sich an Meran genügen zu lassen, und hatte sie Max erst weit fort, unten im warmen, sonnigen Süden, dann hatte sie auch gewonnenes Spiel, dann waren Frau und Kind vergessen, und nichts und niemand machte ihn ihr streitig, keinerlei Einflüsse lenkten ihn mehr von ihr ab.

Drunten im Süden würde auch sie am ehesten Vergessen lernen. Dort würde sie die Kränkung verwinden, die Helmut ihr zugefügt, der auf all ihre Briefe nur mit ein paar knappen Worten Antwort ge-

geben hatte, der all' ihre zärtlichen Anerbietungen für seine Zukunft schroff zurückwies.

Was war aus dem Knaben, der ihr sein lebelang mit jedem Blutstropfen angehört hatte, geworden, seit jenem schwülen Sommermittag, da sie in seinem Kuß den Kuß des Geliebten zu fühlen geglaubt und ihn in ihre Arme gerissen hatte! Ohne diesen verräterischen Traum, wer weiß, ob die Trennung von Klemens ihr Helmut gekostet hätte!

Sie aber wollte ihn nicht verlieren. Noch immer hing sie an ihrer leidenschaftlichen Forderung, ihn und Max, alle beide zu besitzen! Es würde, es mußte Mittel geben, sich Helmut zurückzugewinnen, sie wollte darüber denken, dafür handeln unablässig, ohne Rast, nur zuerst einmal so etwas wie Ruhe und Glück genießen!

Sie schmiegte sich in Max' Arm und faßte seine Hand.

„Herrgott, wie kalt du bist! Wir wollen umkehren, komm. Da oben wird der Wind noch schärfer gehn. Morgen haben wir's besser. Du sollst mal sehen, wie himmlisch warm wir's in Meran noch treffen werden, und wird es da kalt, gehen wir weiter."

Sie hatte sich schon rückwärts gewendet und zog ihn mit fort.

„Weiter wie Meran! Nein. Es war so ausgemacht, daß wir nicht weiter gingen."

„Sei kein Kind, Maxl!"

Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht zeigte einen ernsten, merkwürdig entschlossenen Ausdruck.

Sie lächelte spöttisch.

„Du hast wohl jemand einen Schwur darauf geleistet, nicht weiter zu gehen, daß du die Sache so ernst nimmst."

Er blieb sehr ruhig.

„Nein. Aber es war einmal so ausgemacht — im übrigen, ich sagte dir schon einmal, daß es mir jetzt schwer fällt, große Reisen zu machen. Wenn es nach mir ginge —" er hielt einen Augenblick inne; vielleicht war die Stunde nicht gut gewählt, ihr zu sagen, was er, fester denn je, entschlossen war, auszusprechen.

Sie war ihm schon ins Wort gefallen.

„Wenn es nach dir ginge, ja! Du bliebst am liebsten den ganzen Winter in unserem Bergnest sitzen, ließest dich einschneien und hocktest über der Arbeit. Ich danke dafür, ich hab's Gott sei Dank noch nicht zum Philister gebracht. Vielleicht gelingt's in deiner Schule."

„Klara!"

Sie war von ihm fort und auf die andere Seite des Weges gelaufen, wie ein eigensinniges Kind.

Er schritt ihr nach und suchte sie zu versöhnen. Die große Straße war am Ende nicht der Ort, sich auseinanderzusetzen.

Eine Weile grollte sie noch, dann gab sie seinen Bitten nach.

Sie tranken den Tee in Klaras kleinem Salon. Bald nach zehn wollte sie sich der frühen Abreise halber zur Ruhe begeben, für die schon alles gerichtet war. Auch die Hotelrechnung war bezahlt.

Nachdem sie sich Gute Nacht gesagt hatten, kehrte Klara in der Tür zu ihrem Schlafzimmer noch einmal um. Ihre Augen flackerten in einem unruhigen Feuer, es mußte ihr plötzlich wieder etwas durch den Sinn gegangen sein, das ihr den Frieden der vorhergegangenen Stunden raubte.

Max hatte gerade eine Zigarette angezündet und wollte das Zimmer verlassen.

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und wendete sein Gesicht ihr zu. Mit fliegendem Atem sagte sie:

„Es läßt mir keine Ruhe, Max — ich könnte kein Auge zutun — schwöre mir, daß du deiner —" sie brachte das Wort „deiner Frau" nicht mehr über die Lippen — „in München kein Versprechen gegeben hast, nicht weiter als Meran zu gehen!"

Er legte die brennende Zigarette auf den Rand des Tischchens, an dem sie zuvor den Tee genommen hatten.

„Nein," sagte er sehr ruhig, „ich habe ihr nichts versprochen. Aber falls sie mich um ein solches Versprechen gebeten haben würde und ich ihre Bitte erfüllt hätte, wäre das etwas so Unnatürliches, oder gar Verbrecherisches?"

Klaras Augen flammten zornig auf, aber sie beherrschte sich. Seine Ruhe hielt sie im Zaum. Über ihn aber kam es plötzlich, als müsse er den Augenblick nützen, die Fragen zum Austrag zu bringen, die ihn unabläßig folterten.

„Wenn du nicht zu müde bist, setz' dich noch einen Augenblick und höre mir zu. Willst du?"

Sie nickte kurz. Auch ihr war es recht, wenn er die dunklen Entschlüsse, mit denen er zweifellos zu ihr gekommen war, sich von der Seele sprach; je eher sie sie kennen lernte, um so rascher würden sie beseitigt sein.

„Liebes Herz, schon oben auf der Straße, als du mich so heftig unterbrachst, wollte ich dir sagen, daß, wenn meine Stimme Geltung gehabt, ich dich richtiger nicht nach Meran begleitete."

Er sah zu ihr hin, sie saß ganz im Schatten, in einen Fauteuil zurückgelehnt, die niederen Lehnen mit den Händen umspannend. Was in ihr vorging, entzog sich seinem Blick.

„Ich will die leidige Geldfrage nicht noch einmal heraufbeschwören. Es ist lediglich eine Frage der Gerechtigkeit, auf die ich kommen will. Darf ich aufrichtig sein, Klara?"

„Bitte. Du siehst, ich warte nur darauf." Ihre Stimme klang kalt und hart.

Ohne Ton und Haltung zu verändern, fuhr er fort.

„Wir haben fast vier volle schöne Monate miteinander gelebt, und ich danke dir unendlich viel Glück, Liebste. Aber während wir glücklich waren, hat ein armes, schuldloses Geschöpf unendlich gelitten. Du weißt, was ich sagen will, Klara?“

Sie rührte sich nicht, nur um eine Nüance kälter und schroffer noch als zuvor sagte sie:

„Wenn ich dich recht verstehe, willst du, anstatt mit mir nach Meran, zu deiner Frau nach München gehen?“

„Zu meiner Frau — nein,“ sagte er mit starker, nicht mißzuverstehender Betonung, „ich will auf eine arme Seele beruhigend einzuwirken versuchen, mich mit ihr über eine künftige Lebensführung verständigen. Aber da es einmal abgemacht war, daß wir zusammen nach Meran gingen, hängt es von dir ab, ob du mich für ein paar Wochen frei geben willst. Ich würde den weitaus größten Teil der Zeit für mich allein verleben.“

Da sie nicht antwortete, trat er dicht vor sie hin.

„Ja oder nein, Klara?“

Sie sprang so jählings auf, daß er erschreckt zurückfuhr, und streifte ihn mit einem heißen, finsteren Blick.

„Nein,“ rief sie außer sich, „nein und abermals nein! Setze dich schriftlich mit ihr auseinander, wie ich es mit meiner Familie tue, aber zu ihr zurück — nie — nie. Hab' ich mich deshalb von allem losgesagt, meinen Jungen vielleicht für immer verloren, damit ich's mit ansehen muß, daß du wie eine Klette an dieser Frau hängst, ihr nachläufst wie ein kleiner Junge, der um Verzeihung zu betteln hat — am Ende mich mit ihr betrügst.“

„Klara! Mein Gott, du bist ja doch ein Weib, du mußt ja doch nachfühlen können, wie einem Weibe zumute ist, dem so, von heut zu morgen, alles genommen wird. Begreifst du denn nicht, daß ich ihr schweres Unrecht getan habe!“

Sie zuckte die Achseln und sagte kalt:

„Kein schwereres Unrecht als ich den Meinen, wenn du dich darauf kaprizierst, es Unrecht zu nennen. Ich nenne es unser gutes Recht auf Glück. Freilich, man muß auch den Mut zum Glück haben.“

„Oder zur Sünde,“ murmelte er vor sich hin.

Eine schwüle Pause trat ein. Ein paarmal lief Max aufgeregt durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich, seinen Gang kurz abbrechend, vor ihr stehen und sah sie an. So hart, scharf und fordernd war der Ausdruck ihrer Züge, daß er förmlich davor erschrak.

Ihm war, als ob das kleine Bild, das er vor Wochen droben in der Bergeinsamkeit von Klara gemacht hatte, plötzlich lebendig geworden

wäre, sich dehnte und reckte, größer, immer größer ward und am Ende schreckliche, verzerrte Gestalt annahm.

Wie Pfeile bohrten die Augen sich in seine Seele, die Lippen sogen ihm den Atem aus, die Hände schnürten ihm die Kehle. Er hatte keinen Willen, keine Selbstbestimmung mehr, war nur noch ein automatisches Spielzeug in der Hand dieser selbstherrlichen Frau. Eingeengt, geknechtet, ausgelöscht der Stolz des Mannes! Kein freiwillig Gebender, Beglückender mehr! Ein blinder Narr, der nur noch unter der Folter des Zwanges dachte, fühlte und handelte. Das war er. Das war seine Zukunft!

Sein Blut empörte sich. Seine Seele bäumte sich auf. Ein Aufruhr ohnegleichen brach in ihm los. An der jähen Erkenntnis, die das finster drohende Antlitz der Frau in ihm geweckt, starben Leidenschaft und Dankbarkeit in einem Augenblick dahin, und nur eines beherrschte, erfüllte ihn ganz: wieder frei sein, wieder sich selbst gehören.

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging, denn ihre Züge glätteten sich. Sie faßte nach seiner Hand, ihr Mund sprach einlenkende Worte, ihre Lippen neigten sich, die seinen zu küssen, aber er sah und hörte sie nicht. Alles, was er während der letzten Wochen in sich verschlossen hatte, was, genährt durch Leid und Groll und stummen Widerstand, riesengroß gewachsen war, brach in dieser Stunde mit elementarer Kraft aus ihm hervor.

Mit brutaler Gewalt wehrte er Klaras auf ihn eindringenden Körper ab.

„Laß!" schrie er, die Hände gegen sie aufhebend, „ich will nicht mehr — ich bin zu Ende. Zu viel hast du mir zugemutet, zu elend mich geknechtet. Laß uns Abschied nehmen gleich, in dieser Stunde noch. Ich gehe meinen Weg, geh' du den deinen!"

Sie stieß einen unartikulierten Schrei aus und warf sich über ihn.

„Eher sterbe ich, eh' das geschieht, und du mit mir," ächzte sie.

„Klara! Ich beschwöre dich, Klara!"

Sie war an ihm niedergesunken und lag am Boden, steif wie ein Stück Holz. Ihre Augen starrten ihn an, wie die einer Toten.

Der unerwartete Schlag hatte sie gefällt.

Er hob sie auf und bettete sie auf den Diwan am Kamin, in dem das Feuer noch nicht verloschen war.

Er setzte sich neben sie und nahm ihre eiskalten Hände zwischen die seinen. Er sprach leise und sanft wie zu einer Kranken, aber seine Stimme blieb fest und ruhig. Es schien, als habe diese eine Stunde ihn gereift, zum Manne gemacht.

„Es tut mir weh, aber ich kann nicht anders, Klara. Wenn du mich noch lieb hast, wirst du nicht den Wunsch hegen, den Menschen, den Künstler in mir, den du selbst hoch gehalten hast, zugrunde zu richten."

Sanft drückte er ihre kalte Hand.

„Klara, ich kann nicht von dir gehen, ohne dir zu danken für alles, was du mir gegeben hast. Nie zu Vergessendes danke ich dir und bleibe dafür dein Schuldner lebenslang. Was jetzt noch käme, glaube mir, es würde nur Schatten auf das vergangene Glück werfen."

Er stand auf. Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn. „Lebe wohl, Klara! Und Dank für alles, alles!"

Sie wollte rufen, die Stimme versagte ihr; sie wollte ihm nachsehen, Tränen verdunkelten ihren Blick, und ehe sie noch die Kraft gefunden hatte, sich ihm nachzutasten, hatte er die Tür leise hinter sich ins Schloß gedrückt.

Er setzte seinen Hut auf und schritt die Treppe hinunter. Unten sagte er dem Portier, daß er schon in der Nacht, nicht erst am Morgen führe, um Quartier zu machen. Die Gräfin käme morgen nach. Dann grüßte er leicht und ging zum Bahnhof herüber.

Die Luft ging kalt. Vom klaren Himmel leuchteten die Sterne. Still stand die Mondscheibe über den dunkel aufragenden Bergen. Max fröstelte in dem einfachen Rock, den er trug.

Ein Zug wurde zur Abfahrt bereit gemacht. Er trat an einen der Schaffner heran und fragte ihn, wohin der Zug gehe.

„Nach Salzburg, mit Anschluß nach Wien."

Das war ihm recht. Nur nicht über den Brenner oder nach München. Er löste rasch ein Billett bis Wien. Dann legte er sich in ein leeres Abteil zweiter Klasse nieder und versuchte zu schlafen.

Er konnte nicht mehr denken. Sein Kopf schmerzte ihn zum Zerspringen. Die Glieder waren ihm wie gelähmt. Dem jähen Aufschwung war eine tiefe, lähmende Depression gefolgt.

Nachdem er eine Weile gelegen, forderte die Natur ihr Recht. Er verfiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

XXIV.

Seit Klemens' flüchtigem Besuch in Wien war es mit Riedinger rasch wieder bergab gegangen. Nach dem, was Frida zu beobachten imstande war, mußten die Geldquellen versiegt sein, die scheinbar in München ihren Ursprung gehabt, und neue sich nicht wieder geöffnet haben.

In der kleinen Wohnung in der Alsergrundstraße hatte den ganzen Sommer über eine trübe Stimmung geherrscht. Selbst die fröhliche Dodo ging blaß und gedrückt einher und beobachtete mit Herzweh die matte Haltung und die trüben Augen der geliebten Mutter, und bittere Tränen weinte das Kind, als es eines Tages die ersten Silberfäden in Fridas köstlichem Blondhaar entdeckte.

Mehr und mehr wich das klar denkende, kluge Geschöpf mit seinen gesunden Instinkten der krampfhaften Frohlaune des Vaters aus, die

er spielen ließ, wenn es ihn wirklich mal auf Stunden bei den Seinen hielt. Mehr und mehr fühlte sie die Unnatur dieser Ausbrüche heraus, empfand sie in dem Vater den Urquell ihres und der Mutter armseligen Daseins.

Vieles, was die Mutter sonst vor ihr verborgen hatte, war Dodo in diesem traurigen Sommer klar geworden. Es gebrach Frida an der Kunst, dem geliebten Kinde dauernd den Blick für das stumme Elend des Hauses zu verschleiern.

Wenn Riedinger Dodos Zurückweichen von ihm bemerkte, konnte er unfreundlich bis zur Brutalität werden. Zumeist aber empfand er es gar nicht. Er sprudelte etwas hervor, das ein Witz oder eine Zärtlichkeit oder eine Neckerei oder alles zusammen sein sollte. Kaum aber war es geschehen, war er schon wieder bei anderm angelangt, bevor er noch irgend eine Wirkung der Antwort abgewartet hatte.

Ihn auf seinen Stadtwegen zu begleiten, forderte er Dodo niemals mehr auf, auch hatte er ihr seit lange schon nichts mehr mit heimgebracht, weder Blumen noch Früchte, noch irgend welchen spielerischen Zierat.

Frida und Dodo hatten während des ganzen heißen Sommers die enge, stickige Wohnung, in die der Dunst und Staub der ärmlichen Straße eindrang, kaum verlassen. Abends, wenn es dunkelte, waren sie in den Gassen auf und nieder gegangen; an der Großmutter Todestag waren sie draußen in Hietzing auf dem Friedhof gewesen; einmal an einem Feiertage waren sie auf den Kahlenberg gegangen; aber als Dodo bemerkte, wie mühsam der Mutter das Gehen, insbesondere das Steigen ankam, hatte sie niemals mehr den Wunsch nach einem größeren Spaziergang laut werden lassen. Der Tag mit Onkel Klemens war für Dodo der letzte Feiertag gewesen. Sie wünschte oft, Onkel wäre länger geblieben, wäre stets bei ihnen, dann würden die Augen ihrer Mutter nicht so traurige geworden sein.

Frida hatte ihren Mann mit banger Sorge beobachtet.

Ein paarmal hatte sie ihn gefragt, ob neue Ungelegenheiten zu den alten ihn drückten, ob sie ihm raten, helfen könne?

Einmal bei diesen kurzen Unterredungen hatte Rudi auf Dodos großmütterliches Erbteil angespielt; da hatte Frida nicht mehr gefragt, sondern den Dingen ihren Lauf gelassen.

Um die Mitte August war Rudi eines Tages in offenbarer Erregung zu ihr gekommen, einen vielfach überschriebenen Briefumschlag in der Hand.

Kurz und schroff hatte er gefragt, ob sie etwa davon wisse, daß Klara nicht auf ihrer Villa sei? Da müsse irgend etwas nicht stimmen. Von unbekannter Hand sei auf dem Brief vermerkt „Aufenthalt der Adressatin unbekannt". Es sei ihm viel daran gelegen, daß die Gräfin den Brief, und zwar so rasch als möglich, bekomme. So viel er wisse,

habe Klemens ihr, Frida, vor wenig Tagen geschrieben. Ob er etwas von einer Abreise seiner Frau erwähnt habe.

Frida sann nach. Nein. Es seien nur ein paar Worte gewesen, rein Geschäftliches.

Ob sie ihren Bruder nicht nach Klara fragen wolle, am besten telegraphisch.

Frida hatte verneint. Wenn etwas vorläge und Klemens darüber sprechen wolle, hätte er's sicherlich von selbst getan. Dazu vermögen wolle sie ihn nicht. Im übrigen zweifle sie nicht daran, daß es sich um ein bloßes Versehen der Post handle. Ob er Klemens nicht mitteilen wolle, was er Klara geschrieben habe?

Da hatte Riedinger heftig den Kopf geschüttelt und einen Fluch vor sich hin gemurmelt. Seither war von den Kippings nicht mehr zwischen ihnen die Rede gewesen.

Frida hatte ihre Hoffnungen für Rudi — wenn überhaupt noch von Hoffnungen die Rede sein konnte — auf den Herbst, auf die beginnende Wintersaison gesetzt. Vielleicht daß, wenn Wien sich wieder belebte, ihm von irgendwoher wieder ein Anerbieten wurde, wie im Frühjahr, wo er mit dem Ankauf der Pferde doch ein hübsches Sümmchen verdient haben mußte. Wenn nicht bald so etwas wie Hilfe für ihn kam, fürchtete Frida ein völliges Zusammenbrechen der, bis vor kurzem noch so kräftig überschäumenden, jetzt stark ins Wanken geratenen Natur ihres Gatten.

Aber der Herbst kam, und nichts, das einer Aufbesserung ähnlich sah, wollte sich zeigen. Auch Rudi selbst schien jede Hoffnung aufgegeben zu haben, an keine der Glückschancen mehr zu glauben, denen er im Frühjahr noch mit so gutem Mut nachgejagt war. Tagelang hockte er zu Haus und verließ sein kleines Zimmer nicht. Seine Kleidung war herabgekommen, er schämte sich, damit über die Straße zu gehen. Bei Braun steckte er so tief in der Schuld, daß er sich nicht mehr getraute, das Haus am Graben zu betreten. Es mit einem fremden Geschäftshaus zu versuchen, dazu war er zu lethargisch geworden.

Nur eines vermochte ihn noch in Harnisch zu bringen, wenn zufällig einmal auf die Kippings die Rede kam. Ohne auf Dodos Gegenwart Rücksicht zu nehmen, konnte er dann in maßlosem Zorn aufbrausen und die Gräfin eine herzlose Kokette nennen, die die Männer in ihre Netze locke, ihnen das Blaue vom Himmel verspreche, um sie, wenn es ihr dann gefiel, im Kot stecken zu lassen. Frida wußte nicht, was sie aus diesen wilden Reden machen sollte, aber sie fragte auch nicht danach. Mehr und mehr behandelte sie Rudi wie einen armen Kranken, dessen Worte und Handlungen man nicht mehr wägt und erwägt.

Eines Morgens um Anfang November, nachdem Rudi wochenlang das Haus nicht verlassen hatte, überraschte er Frida schon am frühen Vormittag mit der Absicht, in die Stadt zu gehen. Ob sie wohl ein paar

Kronen für ihn habe? Im übrigen möchte sie mal seinen Anzug mustern, ob es überhaupt möglich sei, sich so sehen zu lassen.

Frida bürstete und zupfte an ihm herum und meinte tröstend, an diesem grauen Tage mache sich die Sache ganz gut; der Sitz sei immer noch elegant, das sei die Hauptsache.

„Geh' du nur heraus, Rudi, und schau' dich einmal wieder ein bissel in der Welt um."

Er nickte trübe und meinte, er wolle sehen, was sich tun lasse.

Die Stadt war in einen grauen, dicken Nebel gehüllt, das Straßenpflaster war feucht, von den Dachfirsten troff es nieder, naß und kalt fuhr der Nebel dem Dahinschreitenden ins Gesicht. Zeitweise konnte er keine zwanzig Schritt weit vor sich sehen. Nach und nach lichtete es sich ein wenig auf, und als Riedinger aus der inneren Stadt auf den Ring heraus kam, war das Bild kein ganz so trübseliges mehr.

In den großen Auslagen brannten die elektrischen Flammen und warfen ihren Schein bis auf die Straße hinaus. Bunt lockte die Pracht hinter den spiegelblanken Scheiben. Menschen mit heiter belebtem Ausdruck hasteten an ihm vorüber.

Teilnahmlos schritt Riedinger daher. Der Impuls, der ihn so plötzlich hinausgetrieben hatte, war schon wieder verflogen. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt und hätte sich in seine vier Wände verschlossen. Aber auch dazu fehlte es ihm an Energie. Mechanisch blieb er vor dem Schaufenster eines Buch- und Bilderladens stehen. Er überlas die Titel auf den Umschlägen der neuesten Literaturerscheinungen, dann wurde sein Blick von einem Plakat angezogen, das auf die hervorragendsten Werke der Münchener Elferausstellung aufmerksam machte. In unmittelbarer Nähe lagen Photographien von Klara Möbius' Bildern aus.

Riedinger zuckte zusammen, ein dunkler Zorn kochte in ihm auf. Wenn diese Frau ihn nicht im Stich gelassen hätte, er hätte noch einmal aufkommen können und stünde heute nicht als Bettler hier. Nach mühevollem Suchen hatte er sie endlich in ihrer Bergeinsamkeit ausfindig gemacht. Was sie dahin trieb, danach fragte und forschte er nicht, nur auf ihre Hilfe hatte er gewartet, und die versagte sie ihm, kurz, kalt, ohne jede Begründung.

Er starrte auf die Blätter, deren Originale ein fürstliches Vermögen repräsentierten, während er und die Seinen dem sichern Verderben entgegen gingen! Was hätte es ihr gemacht ihm zu helfen! Gar nichts! Nichts! Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust in der Tasche. Daß es dahin mit dem feschen Rudi Riedinger würde kommen können, das hätte wohl sein ärgster Feind nicht gedacht. —

Unweit von Klaras Bildern lag eine Photographie nach Maibrücks „Wald".

War es doch am Ende dieser Bursch' gewesen, der ihm die Chancen

bei Klara verdorben hatte! War er am Ende gar ihr Gefährte in der Bergeinsamkeit und hatte es hintertrieben, daß sie ihm noch einmal aufhalf!

Er griff sich an die Stirn und schalt sich selber einen Narren. Wenn die schöne Schwägerin auch zweifellos in den jungen Fratz verliebt gewesen, zu ihrem Mentor würde sie ihn schwerlich gemacht haben.

Riedinger war durch diese Gedankenjagd ein wenig aufgerüttelt worden. Er klapperte mit Fridas Kronen in der Hosentasche und beschloß ins nächste beste Café zu gehen, sich mit Absinth auf die Beine zu helfen und dann weiter zu sehen.

An der nächsten Straßenecke fand er, was er suchte: Alte Kameraden verkehrten hier nicht, überhaupt niemand, mit dem eine Begegnung ihm unwillkommen gewesen wäre.

Er ließ sich an einem der kleinen Marmortische nieder und bestellte Absinth und Zeitungen. Dann zündete er eine Zigarette an und musterte das anwesende Publikum.

Es waren nur wenig Gäste im Lokal, keine Damen, nur ein paar Spießer, die das Anschauen nicht lohnten. Riedinger rückte auf die andere Seite des Tisches, so daß er den Eingang im Auge hatte, vielleicht, daß sich noch etwas einfand, das ein bissel Zerstreuung bot.

Inzwischen sah er die Blätter durch, die auch nichts sonderlich Interessantes brachten. Bei dieser Beschäftigung kam ihm die Erinnerung an die Notiz über Klara Möbius, die ihn im Frühling veranlaßt hatte, sein Glück in München zu versuchen, und wieder kochte der Grimm in ihm auf, daß die Frau, der er seine wärmsten Huldigungen dargebracht, die ihn mit ihrer Gunst verwöhnt und verhätschelt hatte, nicht gelaunt gewesen war, die Rolle der Glücksgöttin weiter zu spielen.

Ein paarmal schon hatte die Tür sich kreischend geöffnet und wieder geschlossen, ohne daß es Riedinger gelohnt hätte, von den Blättern aufzusehen. Jetzt ächzte die Tür aufs neue in den Angeln, ohne jedoch ins Schloß zurückzufallen. Ein eisig kalter Luftzug drang ein. Der Baron fröstelte und blickte ungehalten auf den ungeschliffenen Eindringling, der es nicht der Mühe wert hielt, die Tür wieder zu schließen. Ganz mechanisch hatte Riedinger zu ihm hingesehen. Dann plötzlich spannte sich sein Blick, seine Pupille weitete sich. Wenn er nicht Gespenster am hellen Tage sah, war der junge Mensch im kurzen Kragenmantel, der da unschlüssig in der Tür stand, kein anderer als Max Maibrück. Der kam ihm gerade recht.

Jetzt endlich hatte er die Klinke ins Schloß fallen lassen und schritt auf Riedinger zu. Nachdem der Baron ihn einmal bemerkt hatte, konnte Max ihm nicht mehr ausweichen, so gern er es auch getan hätte.

Riedinger begrüßte den Maler kühl und von oben herab. In seiner Haltung bekundete er sofort, daß er die alte Kontroverse zwischen ihnen

nicht vergessen hatte. Aber er forderte ihn doch auf, an seinem Tische Platz zu nehmen, und Maibrück mußte dieser Einladung wohl oder übel Folge leisten, wollte er nicht im vornherein eine provokante Haltung einnehmen.

Rasch und hastig bestellte Max ein Glas Pilsener. Er wollte so schnell als möglich dieser unwillkommenen Begegnung wieder ein Ende machen.

Nachdem der Pikkolo sich entfernt hatte, fragte Riedinger:

„Welcher Wind hat Sie denn nach Wien verschlagen? Ist etwa meine —?“ Er verschluckte den Rest, und Maibrück wollte den Ansatz zu einer insolenten Frage überhört haben.

„Ich bin in beruflichen Angelegenheiten hier,“ sagte er kurz, „und werde mich nicht lange aufhalten.“

„Für Wien sehr bedauerlich,“ bemerkte Riedinger sarkastisch.

Als Maibrück nicht Antwort gab, fuhr Rudi fort:

„Ich habe gerade vorher in einer Auslage Photographien von Ihren und Klaras Bildern bewundert. Wie geht es denn meiner schönen Schwägerin, wenn ich fragen darf? Sie sind doch sicherlich orientiert?“

„So weit ich informiert bin, gut, Herr Baron.“

Maibrücks Einsilbigkeit reizte Riedinger mehr und mehr. In dem Augenblick, als der junge Mensch so unerwartet vor ihm aufgetaucht war, hatte er sich's in den Kopf gesetzt, aus ihm heraus zu holen, wie die Dinge zwischen ihm und Klara standen. Je länger er ihn vor sich sah und die Gedanken an Vergangenes sich zurückrief, je mehr beherrschte ihn die Vorstellung, daß zweifellos dieser junge Mensch die Schuld an dem Umschlag von Klaras Stimmung für ihn trug. Der Grünschnabel hatte es riskiert ihn vor Klara zu maßregeln; wessen sollte er nach diesem Anfang nicht fähig sein?

Riedinger nahm einen Löffel vom Tisch und wippte ihn nachlässig zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Dann sagte er lauernd:

„Sollten Sie sich nicht täuschen, Herr Maibrück? Sollte es Klara Möbius wirklich gut gehen?“

Max erschrak. Er dachte an den Abschied von Klara, an die Verfassung, in der er sie vor Tagen in Innsbruck zurückgelassen hatte. War es denkbar, daß Riedinger etwas von diesen Vorgängen in Erfahrung gebracht hatte? Aber er verwarf den Gedanken sofort und beherrschte sich mit eisernem Zwang. Wenn der Baron ihn ausforschen wollte, sollte er an ihm seinen Meister finden. Wollte er ihn aber nur reizen als Revanche für jenen Abend in der Bar, dann würde er ihm die Antwort nicht schuldig bleiben.

„Weshalb zweifeln Sie an dem Wohlergehen der Gräfin?“

Riedinger zuckte die Achseln.

„Sie hat sich plötzlich, scheinbar wenigstens —“ er betonte das

„scheinbar" stark — „der Einsamkeit ergeben. Dies scheint mir kein normaler Zustand für die lebenslustige Klara Möbius. Im übrigen —" Riedinger sah Maibrück herausfordernd an — „muß sich bei der Gräfin unzweifelhaft eine Gehörstörung eingestellt haben. Sie verhält sich seit einigen Monaten völlig taub Leuten gegenüber, mit denen sie vor noch nicht langer Zeit in München sehr gut Freund gewesen ist. Sollten Ihnen diese Krankheitssymptome wirklich ganz unbekannt geblieben sein, Herr Maibrück?"

„Herr Baron, es steht gerade Ihnen recht wenig an, das Tun und Lassen der Frau Gräfin zu bekritteln. Gerade Sie haben alle Ursache —"

Max unterbrach sich. Er wollte es dem Baron nicht geradezu ins Gesicht sagen, daß er sowohl um Klaras Gefälligkeit für ihn, als um seine fortgesetzten Anzapfereien wisse.

Riedinger lachte laut heraus. „Aha! Also endlich fangen Sie doch an, die Unschuldsmiene des Nichtwissers abzulegen. Sie stand Ihnen auch zum Lachen."

„Was wollen Sie damit sagen? Ich bitte, sich deutlicher zu erklären."

„Mit Vergnügen." Riedinger kannte keine Grenze mehr. Zwischen den Zähnen knirschte er hervor, was zum Überschäumen in ihm kochte.

„Ich will damit sagen, daß Sie gemeinsames Spiel mit Klara machen, daß Sie alles, worauf ich angespielt, und mehr noch wissen, daß Sie uns alle kaltblütig aus dem Wege räumen, daß Sie einzig und allein Ihre eigenen Vorteile suchen, und daß Klara Ihnen das Recht dazu gibt, weil sie Ihre Geliebte ist."

Riedinger atmete hoch auf und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß es dröhnte und die Gläser zusammen klirrten. Endlich hatte er diese Last von der Seele.

Einen Augenblick saß Maibrück wie betäubt. Wirr und wild kreisten die Gedanken in seinem Hirn. Dann stand, von allem losgelöst, eines fest und riesengroß da: Mit ihm war die Frau beschimpft, die er geliebt, die ihm alles gegeben hatte. Ob es auch aus und vorüber war zwischen ihnen, er schuldete ihr Genugtuung.

Er erhob sich kerzengrade und sah Riedinger fest in die unruhig flackernden Augen.

„Hier ist nicht der Ort, Ihnen die gebührende Antwort auf Ihre Infamie zu geben. Sie werden noch heut von mir hören."

Max warf seine Karte auf den Tisch, dann wandte er sich kurz und um, nahm Hut und Mantelkragen vom Riegel und schritt durch die in den Angeln kreischende Tür ins Freie hinaus. Diesmal fiel sie rasch genug hinter ihm ins Schloß.

— — — — — — — — — —

Zwei Tage später fuhr Max Maibrück mit dem Morgenzug nach Preßburg. In dem Abteil neben ihm saßen seine beiden Sekundanten,

ein junger Bankbeamter, der bis vor kurzem bei seinem Vater in Berlin gearbeitet hatte und jetzt in einer großen Wiener Privatbank angestellt war, und ein Studienkollege aus der ersten Münchener Zeit.

Riedinger war, wie Max gehört hatte, schon nachts gefahren. Seine Sekundanten und der Arzt sollten auf dem Zuge sein. Als Rendezvousplatz war eine Stelle im Gebirge, dreiviertel Stunden von Preßburg entfernt, vereinbart worden, eine Schlucht zwischen den Weinbergen, die um diese Jahreszeit so leicht von niemandem passiert wurde. Etwa zehn Minuten oberhalb derselben lag das mittlere der drei Batzenhäusl; klomm man den steilen, verwachsenen Hang der Schlucht empor, hatte man den Blick auf die Donau nach der Richtung auf Budapest zu frei. An diesen Merkzeichen sollte die Stelle leicht zu finden sein.

Max saß tief in die Wagenecke zurückgelehnt und blickte durch das Fenster auf die Landschaft hinaus. Niemand störte ihn. Der Tag war noch grauer als die vorhergehenden. Schwer hingen die Nebel über den Donauauen. Zu einer grenzenlos scheinenden, uferlosen grauen Fläche verschwammen sie mit den Wassern des Stroms. Nur wo der Zug ganz hart am Ufer des Flusses und rasselnd über Brücken fuhr, konnte man Wasser und Nebel unterscheiden. Aus der breit aus dem Bett getretenen Donau, die riesigen Landseen mehr denn einem Strome glich, ragten nacktes Buschwerk und graue Weidenstümpfe auf.

Erst hinter dem langen Tunnel, kurz vor Preßburg wurden die Umrisse der Karpathen schwach sichtbar, zwischen deren gewellten Hügeln Max Maibrück mit der Waffe in der Hand der einst Geliebten Genugtuung geben wollte. —

Langsam und schwer, wie die brauenden Nebel draußen, zogen die Gedanken an die letzten Ereignisse noch einmal an ihm vorüber.

Seit dem Tage seiner Trennung von Klara war es allgemach licht und fest in ihm geworden; von Stunde zu Stunde hatte er sich's klarer gemacht, daß kein plötzliches Erkalten ihn dazu vermocht hatte, sich jählings von ihr loszureißen. Etwas anderes hatte ihn zu diesem plötzlichen Sieg über seine Leidenschaft geführt: die Erkenntnis, daß ihre Beziehungen von Anbeginn auf einer schiefen Basis sich aufgebaut hatten, von kranken und verkehrten Grundprinzipien geleitet worden waren.

Statt der Gebende zu sein, wie es Art und Naturbestimmung des Mannes ist, war er stets der Nehmende gewesen; statt der Beschützer des geliebten Weibes zu sein, war er zum Beschützten geworden; statt des Werbenden war er der Umworbene gewesen; er hatte nicht geformt und gebildet, sondern war geformt und gebildet und gemeistert worden durch die leidenschaftliche Willkür eines Weibes.

Daheim in dem kleinen Hause an der Landstraße hatte es auch Unebenheiten genug gegeben, aber der Boden, auf dem das Haus stand, war ein ebener, die Grundsätze, die es leiteten, gerade und gesunde.

In seiner, des Mannes Hut hatte es gestanden. Er war der natürliche Beschützer von Weib und Kind, sein Wort, sein Wille galten und waren ausschlaggebend. Nicht immer waren sie Wort und Wille des reifen, besonnenen Mannes gewesen, mit heißer Scham gestand er sich's ein; mit festem Entschluß aber auch gelobte er sich's, daß, wenn er aus diesem Kampf ein Lebender, Gesunder hervorginge, Wort und Wille würden fortab Manneswort und Manneswille sein. —

Fast gleichzeitig trafen die Parteien in der schmalen, verwachsenen Schlucht ein.

Der Nebel hatte sich so weit gelichtet, daß die Gegner auf die bedungene Distanz von dreißig Schritten einander ins Auge fassen konnten. Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit war vorgesehen. Der Beleidigte hatte den ersten Schuß.

Während der alte Hausarzt der Riedingers, der schon Dodo zur Welt befördert hatte, Verbandzeug und Instrumente an einer möglichst trockenen Stelle zurecht legte, machten die Sekundanten einen letzten vergeblichen Versöhnungsversuch. Es schien, als ob Riedinger ihren Vorstellungen einen Augenblick Gehör schenken, die Beleidigung zurücknehmen wollte. Ein Blick auf den kaltblütig dastehenden Maibrück aber, der mit eisernem Willen auf seiner Forderung bestand, ließ den Zorn auf den vermeintlichen Zerstörer seiner letzten Glücks- und Lebenschancen wieder hell in ihm auflodern.

Die Gegner legten die Mäntel ab und machten sich schußbereit.

Auch Riedinger hatte wieder kaltes Blut gewonnen. Die Pistolenmündung konnte ihm kein Grauen verursachen; zu oft hatte er ihr in den kleinen Schlund gesehen, zu oft in Krieg und Frieden sie auf den Gegner gerichtet.

Max' Schießkunst stand nur auf schwachen Füßen; es war das erste Mal, daß er im Ernstfall eine Pistole in der Hand hielt, aber sein Wille war fest, seine Hand ruhig, das geübte Auge des Künstlers zielte scharf.

Die Sekundanten gaben das Kommando ab. Überlaut schien es durch die weiche, müde Stille des grauen Morgens zu dringen:

„Eins, zwei, drei, vier, fünf."

Wie aufs Stichwort pfiff die kleine Kugel durch die Luft, hart an Riedingers Schläfe vorbei.

Noch einmal.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf."

Riedingers Kugel streifte Max' Ärmel und brannte ein kleines Loch in den dicken Stoff.

Zum dritten Mal.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf."

Ein kurzes, scharfes Sausen, und wie gefällt fiel Riedinger, in die Brust getroffen, hintenüber in den aufgewühlten Kot der Straße.

Maibrück trat ruhig an die Seite des augenscheinlich schwer Verletzten.

Der Arzt kniete schon neben ihm und riß ihm Weste und Hemd voneinander. Riedinger lag mit geschlossenen Augen da. In großen Tropfen sickerte das Blut aus der Wunde.

„Eine schwere Verwundung?" fragte Maibrück beklommen.

Der alte Mann zuckte die Achseln.

„Dem ersten Anschein nach tödlich. Man muß sehen, was sich tun läßt."

Flüsternd wendete der Arzt sich an Riedingers Sekundanten, die ihm helfend beistanden.

In schwere Gedanken versunken stand Max neben dem zu Tode getroffenen Feind.

Hinter ihn war jemand getreten und raunte ihm Worte zu, die er nicht verstand.

Dann fühlte er sich bei der Schulter ergriffen und mit starkem Druck von dem Gefallenen abgewendet.

„Was stehst du hier? Komm rasch fort, Max. Wenn uns auch auf ungarischem Boden schwerlich direkte Gefahr droht, so tust du doch besser, so schnell als möglich fortzufahren."

Der junge Maler wollte den Freund fortziehen, aber Max riß sich noch einmal los und trat zu dem dahingestreckten Riedinger, dem der Arzt eben einen zusammengerollten Mantel unter den Kopf schob.

Er beugte sich zu dem schwach und unregelmäßig Atmenden nieder und fuhr ihm leicht mit der Hand über die schlaff herabhängende Rechte, Worte flüsternd, die niemand verstand.

Nachdem Maibrück und seine Begleiter sich von den Zurückbleibenden kurz verabschiedet hatten, schlugen sie den Weg aufwärts ein; an den Geländen der Weinberge entlang kehrten sie auf Umwegen zur Stadt zurück.

Eine halbe Stunde nachdem sie Preßburg erreicht hatten, fuhr ein Zug nach Wien.

Während der schweigsamen Fahrt war zwischen den dreien mit keinem Wort von dem Duell und seinem schweren Ausgang die Rede. Erst nachdem sie Max' Hotelzimmer wieder erreicht hatten, sagte der junge Maler, ein geborener Österreicher, der mit den Verhältnissen wohl vertraut schien:

„Es kann dir niemand etwas anhaben, Max. Die österreichischen Behörden kümmern sich um ein Duell auf ungarischem Boden nur, wenn sie durchaus müssen."

„Aber wenn Ungarn eine Auslieferung beantragt?“ warf der junge Bankbeamte ein.

„Diese Eventualität scheint mir völlig ausgeschlossen. Es könnte sich höchstens darum handeln, daß die Sache hier ruchbar wird. Der Baron Riedinger ist eine ziemlich bekannte Persönlichkeit. In diesem Falle wird sich die österreichische Behörde zunächst nach Ungarn wenden, und wenn Ungarn, was in diesem Fall zweifellos, die Auslieferung ablehnt, weil es nicht anders kann, wird Österreich sich nach Deutschland um Auslieferung wenden, da es sich um einen Deutschen handelt. Lehnt auch Deutschland die Auslieferung ab, dann allerdings erfolgt Bestrafung bei uns, aber mit Berücksichtigung des milden ungarischen Gesetzes.“

Maibrück hatte die Freunde ruhig mit angehört. Dann reichte er ihnen die Hand und sagte:

„Ich danke euch noch einmal. Zerbrecht euch nicht den Kopf über mein Geschick. Ich habe getan, was ich mußte. Den tragischen Ausgang hab' ich nicht herbeiführen wollen, aber ich kann ihn auch nicht ungeschehen machen. Ich will und werde mich auch der Sühne nicht entziehen, aber zuerst hab' ich eine andere Pflicht zu erfüllen. Und nun lebt wohl und seid mir nicht böse, wenn ich euch bitte: laßt mich jetzt allein.“ — — — — — — — — —

Es war gelungen, Riedinger, ohne Aufsehen zu erregen, in das Batzenhäusel hinauf zu tragen. Dort lag der Sterbende in einem großen, leeren Raum, der an Sonntagen den Lustbarkeiten der Preßburger diente, heute aber still wie zur Totenkammer gemacht war.

Sie hatten ihm ein armseliges Lager zurecht gemacht. Neben ihm saß der Arzt und erwartete das Ende, das langsamer kam, als er vorausgesehen hatte.

Gegen Abend ging eine merkwürdige Veränderung auf dem Antlitz des Sterbenden vor, der Ausdruck eines beinahe lebendigen Kommens und Gehens von Gedanken und Gefühlen. Es war, als ob er träume und im Traum wechselnde Gestalten und Eindrücke sähe.

Und der Sterbende träumte wirklich den letzten Erdentraum:

Klara Möbius in einem langen, wallenden Gewande, einen Blumenkranz in dem goldbraunen Haar, schwebte auf einer rollenden Kugel vor ihm her. In den Händen hielt sie Gold, unermeßliches Gold, in kleinen und großen Münzen, und köstliches Geschmeide. Ab und zu ließ sie von ihren reichen Schätzen fallen, und er bückte sich danach und griff sie auf. Und sie hielt die rollende Kugel einen Augenblick an und lächelte ihm mit heißem, verführerischem Lächeln zu. Und so kamen sie von der großen Straße ab in einen stillen, verschwiegenen Wald. Dichte Baumreihen taten sich auf, und plötzlich fühlte er, daß er nicht mehr allein war mit der reizenden Glücksgöttin. Hinter ihm her im Dickicht des Waldes regte sich's, jemand ging auf seinen Spuren. Und plötzlich fühlte er

einen scharfen Schmerz, warmes Blut rieselte an ihm hernieder, und wie gefällt stürzte er auf den weichen, moosigen Grund.

XXV.

An einem der ersten Frosttage des Winters, gegen Ende November, kam Klara plötzlich und unerwartet in der Dresdenerstraße an. Sie verweigerte jede weitere Erklärung und sprach nur den Wunsch aus, so bald als möglich sich zu Bett legen zu können und volle Ruhe zu haben.

Die Schwestern räumten in aller Eile ihr Schlafzimmer und richteten Klara so gut als tunlich darin ein. Als sie dann im Bett lag, ging Selma noch einmal zu ihr, um sie nach ihren Wünschen zu fragen, aber sie schien nichts mehr zu bedürfen. Still und apathisch lag sie mit geschlossenen Augen da. Leise schlich Selma wieder davon.

Im Wohnzimmer saßen trotz der späten Stunde die Mutter und Paula noch beisammen. Bei Selmas Eintritt schluchzte die alte Frau laut auf.

„Hat sie gesprochen? Sag' doch! Was fehlt ihr nur? Sie sieht ja zum Erbarmen aus. Wir müssen den Grafen sofort benachrichtigen."

Selma schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Das werden wir nicht tun, wenn sie nicht selber danach verlangt."

„So schick' wenigstens nach einem Arzt! Sie soll nicht sterben!" rief Frau Möbius mit dem weinerlichen Eigensinn eines Kindes.

„Gott, Mama, übertreibe doch nicht so entsetzlich. Ich glaube gar nicht, daß Klara überhaupt krank ist. Sie sieht schlecht aus, ja, aber das kann ebenso gut von der langen Reise und dem raschen Klimawechsel kommen. Klara ist geradenwegs von Venedig durchgefahren. Das ist kein Katzensprung."

„Und wo ist er, der abscheuliche Bengel, der an dem ganzen Unglück schuld ist?"

Selma zuckte die Achseln.

„Ich weiß gar nichts, Mama. Klara hat noch keine zehn Worte mit mir gesprochen. Übrigens, es ist zwölf, und morgen ist auch noch ein Tag. Ich denke, wir gehen jetzt zu Bett. Ich bin hundemüde von der Rarerei."

Paula schlief bei der Mutter auf dem Sofa, Selma hatte sich in dem kleinen Boudoir, in dem Klara Maibrück im Frühjahr empfangen hatte, ein Lager aufschlagen lassen.

Sie war noch nicht lange eingeschlafen, als es an ihre Tür klopfte. Das erste Mal glaubte sie zu träumen, beim zweiten Male ermunterte sie sich notdürftig.

„Wer ist da?" rief sie verschlafen.

„Ich bin's, Selma. Bitte, komm' noch ein bißchen zu mir herüber. Ich kann kein Auge zutun. Mir ist so angst."

„Gleich, gleich. Leg' dich nur wieder."

Selma machte rasch Licht und wickelte sich in ihren Schlafrock.

Drüben saß Klara in ihrem Bett aufrecht. Beim Schein der flackernden Kerze, die neben ihr auf dem Nachttisch stand, sah sie so geisterbleich aus, daß Selma nun selbst erschrak. Die Augen waren blau umschattet, in wirren Strähnen hing ihr das Haar um den Kopf. Selma hatte den Eindruck, daß die Schwester, seit sie sie zuletzt gesehen hatte, um Jahre gealtert sei.

„Komm, setz' dich ein bißchen zu mir. Erzähl' mir was. Ich kann nicht schlafen. Ich habe seit vier Wochen kaum eine Nacht geschlafen. Ich bin fortwährend hin und her gefahren, ich dachte, das würde mich ermüden, aber es wurde nur schlimmer. Kein Schlafmittel half. Da dachte ich, das beste ist, ich fahre schnell zu euch zurück. Aber es scheint auch hier nicht besser."

Selma streichelte die Hand der Schwester.

„Sei nur ruhig, das sind nervöse Zustände, die gehen vorüber."

„Natürlich, ja, aber sie dauern schon viel zu lange. Erzähl' was, ja! Wie geht es dir, was macht Parthenius? Ich möcht' ihn gern bald sprechen."

„Er ist augenblicklich verreist, aber er wird bald wiederkommen, soviel ich weiß wenigstens."

Klara war schon wieder mit anderem beschäftigt.

„Wann sahst du Klemens zuletzt?"

„Ende Oktober, Klara, als ich dein Tuchkostüm heraussuchte, um es dir nach Innsbruck zu schicken."

„Ach richtig, du schriebst es. Wie sieht er aus? Und Helmut —" sie griff nach den Händen der Schwester und drückte sie krampfhaft — „wie geht es Helmut?"

Selma wandte den Blick von dem angstvoll erregten der Schwester ab.

„Ich denke gut, Klara."

„Sahst du ihn nicht? Niemals in der ganzen Zeit?"

Selma schüttelte den Kopf.

„Er geht dir aus dem Wege? Gesteh' es nur!"

„Es scheint so," meinte Selma kühl mit künstlicher Gleichgültigkeit, „eine Knabenmarotte."

„Du kennst ihn schlecht. Ich hab' ihn auch nicht gekannt bis —" Eine heiße Röte stieg in ihrem bleichen Antlitz auf. Sie beugte sich weit über und zog die Schwester an sich. Dann flüsterte sie heiser: „Seine vornehme Rasse rebelliert gegen die unsere. Das Band zwischen Mutter und Kind ist zerrissen. In unserer Sache stehen sich nur noch Mensch zu Mensch, Art zu Art gegenüber."

Sie sank erschöpft in die Kissen zurück.

„Beruhige dich doch, Klara. Wir sprechen morgen weiter über diese

Dinge. Du siehst sie jedenfalls viel zu schwarz. Versuch' doch jetzt zu schlafen. Ich bleibe bei dir, bis du eingeschlafen bist."

Ein paar Minuten lag Klara wirklich still, dann richtete sie sich wieder auf.

„Was ist denn das mit meinem Schwager Riedinger? Er soll plötzlich gestorben sein?"

„Parthenius war bei Klemens draußen, ihm zu kondolieren. Man munkelt von Duell oder Selbstmord. Wie die Dinge da lagen, ist es wohl kein Verlust für die Familie. Parthenius sagte mir, Klemens sei gleich, nachdem er die Todesnachricht erhalten habe, zu seiner Schwester gefahren. Ich glaube, es ist davon die Rede, daß sie mit der Tochter nach Berlin übersiedelt."

„Ich dachte mir's," sagte Klara bitter. „Aber zuerst — ich muß Klemens sprechen — in jedem Fall — morgen gleich."

„Das wird jedenfalls das Beste sein. Und nun leg' dich. Du mußt doch morgen ein bißchen ausgeschlafen sein, wenn du Klemens sprechen willst." —

Um die Abendstunde des nächstfolgenden Tages traf Kipping in der Dresdenerstraße ein.

Selma öffnete ihm. Steif und förmlich, wie der Ton zwischen ihnen von je gewesen war, sagte sie ihm, daß Klara, ohne eigentlich krank zu sein, jeder Schonung bedürfe.

Klemens quittierte höflich über diese Mahnung, schob die Schwägerin aber dann rasch beiseite und trat bei Klara ein, die ihn im Wohnzimmer erwartete. Gegen das Boudoir, das die Mutter als Empfangsraum vorgeschlagen hatte, hatte Klara sich mit krankhafter Heftigkeit gewehrt.

Klemens stand auf, als Klara eintrat, und schritt ihr entgegen. Stumm reichten sie sich die Hand. Eine beklommene Stille herrschte. Beiden bangte vor dem ersten Wort. Endlich sagte Klara gegen ihre Gewohnheit sehr leise:

„Bitte, willst du dich nicht setzen —" und fügte dann rasch hinzu: „ich danke dir, daß du gekommen bist; ich dachte, es sei besser, dies und jenes zu besprechen, als es schriftlich — oder durch den Rechtsanwalt —"

Klemens hob abwehrend die Hand.

„Du kommst meinen Wünschen entgegen. Was geschehen ist, ist nicht ungeschehen zu machen und muß getragen sein — aber was wir gelitten haben und leiden werden, sollte nicht auf die Gasse geschleppt werden."

Klara sah scheu von ihm fort.

„Du sprachst zu niemandem davon?"

„Zu niemandem, nein!"

„Auch zu deiner Schwester nicht?" Sie fragte es mit erhobener Stimme, Mißtrauen im Ton. Sie konnte die alte Antipathie nun einmal nicht überwinden.

„Auch zu ihr nicht — nein.“

Sie senkte den Blick.

„Und Helmut?“

Ein tiefer Schatten fiel über Klemens’ stilles Gesicht.

„Helmut ist jung und heißblütig. So heiß wie seine Liebe für dich war, so heiß brennt sein Gram um dich. Jugend urteilt rasch und hart. Ihr Blick ist noch nicht geschult und kennt nur Kontraste. Schwarz oder weiß: die Mitteltöne findet sie schwer.“

„Er haßt mich, er trotzt mir,“ sagte sie, die Brauen finster zusammenziehend, mit unterdrückter Stimme, „aber sein Widerstand muß gebrochen werden. Ich muß ihn sehen — ihn sprechen —“

Wieder irrte ihr Blick von Klemens ab, der ihrer gebrochenen Haltung, dem unstät flackernden Blick ihrer Augen, dem steten Farbenwechsel in ihrem schmal gewordenen Antlitz mit tiefem Weh im Herzen gefolgt war.

„Laß ihm nur Zeit und dir ein wenig Ruhe, Klara,“ sagte er milde, „und wenn du heut’ nicht mehr sprechen willst, — es findet sich wohl ein andermal Gelegenheit.“

„Nein, nein,“ rief sie hastig. „Es läßt mir keine Ruhe. Ich will auch wieder fort — wahrscheinlich nach Ägypten — du mußt dich dann schon der Mühe unterziehen, die Dinge hier zu ordnen. Es ist auch besser, es wird alles festgesetzt, ehe deine Schwester kommt —“

Etwas wie ein schwaches Lächeln fuhr über Klemens’ Gesicht.

„Was hat Frida mit uns zu tun? Du scheinst noch immer an dem Gedanken zu hängen, daß sie dir feindlich sei?“

„Mehr denn je vielleicht. Riedinger — doch gleichviel, das gehört nicht hierher.“

„Du würdest mich verbinden, wenn du dich aussprächst, Klara.“

„Ich weiß nicht, wie er gestorben ist,“ sagte sie hastig und abgebrochen. „Selma sprach von einem gewaltsamen Tod. Vielleicht mißt deine Schwester mir eine Schuld daran bei.“

Klemens starrte sie an, als habe sie plötzlich im Irrwahn gesprochen. „Was sprichst du da, Klara? Um Gottes willen, besinne dich doch!“

Sie blieb ganz ruhig.

„Du weißt nichts davon, aber deine Schwester wird es um so besser wissen. Ich hatte Riedinger einmal in München aufgeholfen, seitdem ging er mich dauernd um Geld an — aber ich konnte nicht mehr und wollte auch nicht mehr — dann dieser plötzliche Tod — wenn es Selbstmord war, wird Frida mir den Vorwurf machen, daß ich diese Katastrophe hätte aufhalten können.“

„Liebes Kind,“ — ohne es selbst zu wissen, verfiel Klemens in den zärtlich beruhigenden Ton, den er während der langen Jahre seiner Ehe mit Klara jedes Mal anzunehmen pflegte, wenn es galt, krankhafte Einbil-

dungen aus dem Wege zu räumen, — „da kennst du Frida schlecht. Wenn sie überhaupt je von deinen und Riedingers Unterhandlungen erfahren, was ich bezweifle, würde sie dir höchstens von Herzen dankbar sein, daß du ihm einmal aufgeholfen hast, ebenso wie ich es dir bin. Im übrigen," er dämpfte seine Stimme noch mehr als bisher, „Riedinger ist im Duell gefallen, eine dunkle Angelegenheit, die bisher noch nicht aufgehellt ist. Ich forsche ihr nicht nach. Mag er in Frieden ruhen. Für Frida und die Kleine ist es besser so."

„Du und Helmut, ihr werdet euch ihrer annehmen," sagte Klara bitter. „Da werden sie gut geborgen sein. Und nun höre, damit wir rasch zu Ende kommen," fügte sie hastig hinzu.

Klemens neigte den Kopf in stummem Einverständnis.

„Ich überlasse es dir, zu bestimmen, ob eine Trennung genügt, oder die Scheidung vollzogen werden soll. Mir ist es gleichgültig geworden."

Ihr trauriger, resignierter Ton, der so ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen selbstherrlichen Art stand, machte Klemens betroffen. Er hatte sehr entschieden fordernde Entschließungen von ihr erwartet, da sie nun einmal auf dieser Auseinandersetzung bestand. Es schien fast, als habe nicht nur der Verlust Helmuts sie so ganz verändert. Hatte die Freiheit, die sie so glühend ersehnt, um derentwillen sie alles hinter sich gelassen hatte, was bisher ihres Lebens Inhalt auszumachen schien, so rasch schon ihren Reiz verloren? Hatten die Hoffnungen, mit denen sie sich getragen hatte, alle gelogen? Hatte sie sich an eine geklammert, und die war schiffbrüchig geworden?

Wäre Klemens Kipping nicht in dieser Stunde, wie in jeder seines Lebens, der vornehm denkende Mann mit dem großen, gütigen Herzen gewesen, die Verfassung, in der er seine Frau wiederfand, wäre ihm zum Triumph geworden.

Seiner edlen Denkart gemäß verschärfte sie seinen Gram um die Verlorene. Mit bitterem Weh fragte er sich, ob es notwendig sei, daß sie an diesem Irrwahn, der nicht einmal Klara das ersehnte Ziel gebracht hatte, beide zugrunde gingen, ob es keinen Ausweg, keine Rettung gäbe!

Einen Augenblick dachte er daran, das zerbrochene Weib bei der Hand zu nehmen und ihm zu sagen: komm mit mir. Laß uns vergessen, was geschehen. Wir haben einander durch lange Jahre Glück geschenkt. Ich habe dich geliebt und auf Händen getragen, du warst das Glück meiner Tage, die Seligkeit meiner Nächte, wir werden uns wiederfinden.

Aber diese drängende Stimme verstummte vor Helmuts zornfunkelndem Blick, vor dem beschwörenden Ton, in dem er ihn angefleht, der Mutter des Hauses Pforte nicht wieder zu öffnen. Zuvor mußte er den Sohn hören, der noch immer hartnäckig schwieg.

Klara hatte schon eine Weile fortgesprochen, ohne daß Klemens, ganz an dem einen Gedanken hängend, ihr zugehört hatte. Jetzt sagte sie, immer mit derselben leisen, traurigen Stimme, deren seltsam fremder Klang ihm immer aufs neue ins Herz schnitt:

„Ich habe es viel zu spät erkannt, und andere mit mir, auch du, Klemens, daß ich niemals eine Frau gewesen bin, die zur Ehe taugte. Für diesen komplizierten Kompromiß sind die weichen, sanften, passiven Frauen geschaffen, die eben nur die Frauen ihrer Männer sein wollen und es aus dieser Selbstlosigkeit heraus besser verstehen glücklich zu machen, als wir."

Klaras Blick verlor sich in die Ferne und nahm einen seltsam hellseherischen Ausdruck an.

„Sie sind die Glücklichen, die Bevorzugten in der Liebe. Ihnen gehört das Herz des Mannes, nicht nur seine rasch verrauschende Leidenschaft."

Klemens, der bisher jede körperliche Annäherung vermieden hatte, trat jetzt zu Klara und legte beruhigend seine Hände auf ihre heißen, fiebernden.

„Was sprichst du da, Klara. Ich bitte dich, versündige dich nicht an dir selbst."

Sie schüttelte den Kopf.

„Laß, laß, ich weiß es besser." Sie strich mit der Hand ein paarmal über Stirn und Augen, als ob sie etwas wegwischen wollte, das sie störte, dann sprach sie weiter, ruhig und klar, ein wenig mehr in ihrer gewohnten bestimmten Art.

„Verzeih' die fortwährenden Abschweifungen. Ich bin recht nervös von dem vielen Umherziehen in der Welt. Also noch einmal, richte es ein, wie du es für das beste hältst. Mein Vermögen bitte ich mir flüssig zu machen, bis auf eine Summe, die ich Helmut bestimmt habe." Sie überreichte ihm einen geschlossenen Briefumschlag. „Du findest hierin alle weiteren Bestimmungen und Vollmachten, soweit du deren bedarfst. Was das Haus betrifft, so bitte ich dich, es mit Helmut zu bewohnen, solange es euch darin gefällt. Ich mache keinen Anspruch darauf."

Sie hielt einen Augenblick inne. Dann sagte sie mit starker Selbstbeherrschung:

„Ich werde es menschlicher Voraussicht nach nie wieder betreten — es sei denn —"

Sie unterbrach sich rasch und reichte Klemens die Hand.

„Lebe wohl, Klemens. Ich — es hat mich doch recht mitgenommen, es ist eine lächerliche Schwäche — sie wird vorübergehen."

Er stand und sah sie an und konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen. Ein grenzenloser Jammer faßte ihn an und zugleich eine übermächtige Sehnsucht. Was hatte er nach seinem Sohne zu fragen,

wenn er verzeihen, wenn er sein Weib wieder ans Herz nehmen wollte? Sie war niemals nach dem Maßstab anderer zu messen gewesen. Sie war sie selbst, und wer sie beurteilen und richten wollte, mußte sie kennen, wie er sie kannte. Was wußte Sohnesliebe von ihr? Er allein durfte ihr Richter sein.

Er trat ein paar Schritte näher auf sie zu. Er öffnete die Arme.

„Klara," rief er sehnsüchtig, „Klara!"

Aber sie wehrte ihn hastig ab. Todesangst stand in ihren Augen. Stammelnd bat sie:

„Schick' mir Helmut! Um Gottes willen, schick' mir Helmut, Klemens."

Die Arme sanken ihm schlaff herab. Wortlos verließ er das Zimmer.

XXVI.

Als Max in Wien seine Freunde verabschiedete, war es seine Absicht gewesen, am nächsten Morgen nach München zurückzufahren. Er wollte seine Frau und seinen Knaben wiedersehen und sich dann der Behörde zur Verfügung stellen. Sobald er mit seinen Gedanken allein war, änderte er seinen Entschluß.

Noch brannten Klaras Küsse auf seinen Lippen, an seinen Händen klebte Blut! Die ganze ursprüngliche Reinheit seiner Natur, die nur durch eine schwache, äußerliche Erziehung zeitweise verdorben worden war, bäumte sich dagegen auf, Marie so unter die Augen zu treten. Ein unwiderstehlicher Drang, das Vergangene abzustreifen, brannte in ihm auf. Am liebsten hätte er sich sofort gestellt und seine Strafe abgebüßt, um nur eine Sühne darzubringen. Aber er konnte Marie das nicht antun. Ehe er sich der Verurteilung preisgab, mußte sie von ihm selbst hören, wie die Dinge zwischen ihm und Riedinger gelegen hatten, sollte nicht neues Mißtrauen, neuer Jammer in ihr armes, gefoltertes Herz ziehen.

So entschloß er sich dazu, nur ein paar Tage noch mit sich allein zu bleiben, Ruhe und Gleichgewicht sich zurückzugewinnen, die Zukunft klar zu überdenken, damit die tief Erschütterte, aus der Bahn Gerissene, deren Verzeihung er zu erbitten kam, ihn zum mindest in sich selbst gefestigt wiederfand.

In Salzburg verließ er den Zug. Das Wetter hatte sich aufgehellt. Nach und nach zerteilte sich das Gewölk über den Bergen. Rein und fleckenlos leuchtete der Schnee von den Höhen.

Maibrück atmete tief auf. Er ließ alles überflüssige Gepäck zurück, schnallte einen Rucksack um und schritt mit dem Bergstock in der Hand ins Gebirge hinauf.

Fünf Tage lang ließ er sich die reine Luft um die Stirn wehen,

sog den belebenden Odem der Höhen ein, versenkte den sinnenden Blick in die reine, erhabene Größe der Natur.

Am sechsten Tage fuhr er nach München zurück.

Es war Abend, als er das kleine Haus an der Landstraße erreichte. Durch die Fenster des Oberstocks schimmerte Licht aus Fritzls Zimmer. Sonst lag es dunkel und still, und schrill tönte die Klingel durch das Haus.

Lisi ließ sich wie gewöhnlich Zeit, ehe sie aus der Küche herangeschlumpft kam. Vorsichtig, wie ihr geheißen war, öffnete sie die Tür nur zu einem Spalt. Als sie Max gewahrte, ließ sie das Licht vor Schrecken zu Boden fallen und kreischte laut auf.

„Jesses, der Herr!"

Max rieb ein Streichholz an und verwies ihr das laute Schreien.

„Erschreck' doch die Frau nicht. Mach' schnell, lauf' hinauf und sag' ihr vernünftig, ich sei da; ich möcht' sie nicht so ohne weiteres überfallen."

Lisi stand noch immer reglos und starrte Max mit offenem Munde an.

Vom Treppenabsatz kam Maries sanfte Stimme.

„Was gibt's denn, Lisi? Wer hat geschellt?"

„Ich komm' schon, gnä' Frau, ich komm' schon!" rief das tolpatschige Ding zurück und stolperte ungeschickt die Treppe herauf.

Nach ein paar Augenblicken, während welcher Max an die Haustür gelehnt stehen geblieben war, hörte er die Stimme seiner Frau:

„Es ist schon gut. Red' nicht so viel. Geh' herunter und zünde die Lampe im Wohnzimmer an, häng' auch den Schirm über. Dann komm' wieder und bleib' beim Fritzl." —

Max folgte Lisi in das kleine trauliche Wohnzimmer, das er seit so vielen Monaten nicht betreten hatte; still wie ein Hafen des Friedens lag es, im dämmerigen Schein der großen, mit einem blaßgrünen Schleier verhangenen Lampe da.

Nach fünf Minuten etwa trat Marie ein, leise, schwankenden Schritts. Max stürzte ihr entgegen, mit verhaltener Zärtlichkeit flüsterte er fragend ihren Namen.

Sie gab keine Antwort. Laut aufschluchzend sank sie an seine Brust.

„Sprich nicht," bat sie, „sag' nur, daß du bei mir bleibst."

Er hielt sie in seinem Arm. Seine Seele schwur einen heiligen Schwur, der niemals über seine Lippen kam. Die küßten nur sanft ihren blonden Scheitel und fragten mit tiefem, seligem Staunen:

„Ich habe schwer an dir gesündigt! Kannst du mir denn verzeihen?"

„Ich liebe dich so sehr," sagte sie einfach, „daß ich dir nicht zürnen kann, wenn es vielleicht auch unrecht ist."

Tränen traten in seine Augen, deren er sich nicht schämte.

Er zog sie zum Licht und schlug den Schleier der Lampe ein weniges in die Höhe, um ihr in das liebe Antlitz zu schauen.

„Wie blaß du bist," sagte er zärtlich. „O Gott, wie hab' ich dich gequält!"

Sie sah ihm lächelnd in die Augen, ein schwaches, leichtes Rot flog über ihr Gesicht. Sie wollte sich zu ihm beugen, ihm etwas ins Ohr zu flüstern, aber sein Blick hatte ihre Gestalt schon gestreift. Sprachlos starrte er auf sie hin.

„Siehst du," sagte sie leise und glückselig, „daß du mich nicht nur gequält! Wäre diese Hoffnung nicht gewesen, ich hätt' es nicht überlebt; aber ich wäre auch gestorben, wenn du nicht zur rechten Zeit heimgekommen wärst."

Er hielt sie sanft im Arm. Er wußte, was sie da vom Sterben sprach, war kein leeres Wort. Mit tiefer Dankbarkeit sah er ihr in die sanften, lächelnden Augen.

„Wann," sagte er, „wann?"

„Weißt du nicht mehr?" flüsterte sie zurück, „in jener Frühlingsnacht, als du mich forttrugst von hier, damals, als du mich zum letzten Male geküßt."

Er drückte sie fester an sich.

„Sprich nicht davon," flüsterte er, „ich sage dir morgen alles. Heute laß uns allein bleiben mit uns selbst."

In unaussprechlicher Liebe ließ sie die Augen in die seinen sinken und küßte ihn schweigend auf den Mund.

— — — — — — — — — —

Helmut kehrte mit seinem Vater von einem langen Waldspaziergang heim.

Sie waren während der letzten Wochen selten zusammen draußen gewesen.

Helmut steckte tief in den Examensarbeiten. Seine karge freie Zeit hatte er zumeist mit Franz in Stolp, zuweilen auch in Berlin verbracht. Das ruhige, gefestigte Wesen des Freundes übte eine wohltätige Wirkung auf sein verstörtes Gemüt, die Beschäftigung mit dem Geschick der Wildes, das allgemach, dank Franz' Umsicht und Onkel Lepkes Hilfe, in ein ruhigeres Fahrwasser geraten war, lenkte ihn von dem eigenen Schicksal ab.

Er versuchte es mehr und mehr, sich in die bescheidene Welt dieser einfachen Menschen hineinzuleben, um es ihnen nachtun zu können, wenn die Zeit dafür gekommen sein würde. Denn das stand unverrückbar in Helmut fest, daß er seinen zukünftigen Lebensgang auf einer anderen Basis würde aufbauen müssen, als er es früher anzunehmen

berechtigt gewesen war, daß er bis zu seiner Selbständigkeit nur noch die Guttaten würde genießen können, die ihm seines Vaters bescheidenes Vermögen bieten konnte. —

Seit jenem Tage, da Helmut den Vater beschworen hatte, der Mutter das Haus nicht wieder zu öffnen, war kein Wort über die einst so heiß Geliebte wieder über seine Lippen gekommen. Ängstlich mied er jede Gelegenheit, bei der ein unberechenbares Moment ihn zu ihrem Ankläger machen konnte. So oft der Vater es auch versucht hatte, das Gespräch auf sie zu lenken, immer wieder war er ihm ausgewichen. Dennoch wußte er, es war unausbleiblich, er konnte der Stunde nicht entfliehen.

Heut, auf dem langen Waldgang durch Schnee und über gefrorene Halden war ihm ein paarmal der Gedanke gekommen, freiwillig das Gespräch auf die Mutter zu bringen. Er würde sich besser im Zaum halten, Herr seiner Worte bleiben können, als wenn der Vater ihm unerwartet von selbst von der Mutter sprach. Er konnte ihm zum mindesten sagen, daß bei allem, was der Vater mit der Mutter zu besprechen haben würde, auf die Vorteile seiner zukünftigen Lebenslage keinerlei Rücksicht zu nehmen sei. Er hatte seine Lieblingspläne begraben, längst mit der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft abgeschlossen.

Aber trotzdem sie stundenlang allein waren, wollte sich keine rechte Gelegenheit bieten. Der Vater, der gestern abend sichtlich ermüdet und abgespannt aus Berlin gekommen war, schritt schweigsamer als gewöhnlich, in tiefem Nachdenken dahin. Er wollte seine Gedanken nicht stören.

Abends, als Helmut längst wieder bei der Arbeit saß, ließ der Vater ihn plötzlich rufen. Helmut hatte sofort das Gefühl, daß es um etwas Besonderes gehe, und dies Besondere konnte nur die Mutter sein.

Auch in Klemens' Absicht hatte es gelegen, schon auf dem Wege zu sprechen, aber er hatte Helmuts leidenschaftliche Erregung gefürchtet. Von ungefähr hätte ihnen jemand begegnen und Zeuge ihrer Unterredung werden können. Bisher hatten sie die Außenwelt sorgfältig von ihrem Kummer abgesperrt.

Die hilflose Angst aber, in der er Klara gestern verlassen hatte, drängte zum Handeln; kein zweites Mal durfte die Nacht niedersinken, bevor er nicht das Herz seines Sohnes angerufen hatte.

Je tiefer sich Klaras verändertes Bild in seine Seele grub, um so fester ward der Gedanke in ihm, ihr neuen Halt zu bieten. Ein Schaudern faßte ihn an, wenn er daran dachte, daß sie, losgelöst von Helmut und ihm, vollständig dem Einfluß der Mutter, der Schwestern anheimgegeben sein sollte! Haltlos und zerfallen wie Klara war, würde es ihnen ein leichtes werden, sie herab zu zerren auf das Niveau des Gewöhnlichen, die gefährlichen Instinkte ihrer Natur wachzurufen.

Was seine Liebe durch lange Jahre in ihr aufgerichtet hatte, würde kurzer Hand zerstört werden; das Weib und die Künstlerin würden sich gleichermaßen verlieren.

Als Helmut eintrat, suchte Klemens nicht erst nach einer langen Einleitung. Geradewegs ging er auf den Sohn zu und sagte ihm:

„Ich habe gestern abend die Mutter wiedergesehen."

Helmut zuckte zusammen.

Eine große Angst kam über ihn. Wenn sie gesprochen hätte! Wenn der Vater wüßte!

„Krank und zerbrochen ist sie zurückgekommen. Wir müssen ihr wieder aufhelfen. Laß uns überlegen, wie es sein kann."

Langsam wich die Angst von Helmut. Gott sei Dank, das Härteste war dem Vater erspart geblieben, hätte er sonst in diesem Ton warmen Mitleids von ihr sprechen können?!

„Du sagst gar nichts, Helmut?"

Helmut schüttelte traurig den Kopf.

„Was soll ich sagen, lieber Vater? Wir haben sie verloren — sie ist tot für uns — wir müssen uns darein finden."

Der stille, resignierte Widerstand des Sohnes reizte Klemens.

„Versündige dich nicht, Helmut. Sie ist uns nicht gestorben. Lebendig Verlorenes findet sich zurück. Wir brauchen ihr nur dies Haus zu öffnen, und wir haben sie aufs neue gewonnen."

Helmut sah mit entgeisterten Augen auf seinen Vater.

„Das, das wolltest du! — Daran denkst du! — Eine Frau, die dich verlassen hat —!"

Mit atemlosem Entsetzen stieß er's hervor.

Klemens legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mein lieber Junge, du bist zu jung, du kennst das Leben nicht. Das schlichte, selbstverständliche Miteinandergehen, das sicherlich das Ideal der Ehe ausmacht, das findet sich nicht so leicht. Es bedingt eine gewisse Enge, über die hinaus die Menschen, die in diesem idealen Sinne miteinander leben, weder können noch wollen. Du darfst eine Frau wie deine Mutter nicht nach dem Maßstab der Menschen messen, denen diese Enge Lebensbedürfnis ist. Du mußt begreifen, daß einer Künstlerin, einer Frau von der Charakteranlage, von dem Temperament deiner Mutter andere Bewegungsfreiheiten zustehen müssen, als der Durchschnittsfrau."

Still und steif mit finster zusammengezogenen Brauen stand Helmut da. Er hatte es auf der Zunge, zu sagen:

„Und die Sittlichkeit? Und die eheliche Treue, mißt sich die auch nach verschiedenem Maß? Gibt es auch für die unterschiedliche Normen?"

Aber er schwieg, und ein bitteres Lächeln spielte um seinen fest geschlossenen Mund.

„Wenn du das einsiehst, mein lieber Junge, so mußt du auch einsehen, daß der Irrwahn, in dem die Mutter uns plötzlich verlassen hat, kein unsühnbares Verbrechen ist. Sie hat uns tief verletzt, sie hat uns schweren Kummer bereitet, aber, mein lieber Junge, auch sie ist nicht glücklich geworden dabei, und gewiß, sie bereut es tief. Wenn du sie gesehen hättest, wie ich sie sah, das Herz würde dir bluten, und du würdest aussprechen, was ich freiwillig so gern von dir hören möchte, Helmut!"

„Nie, nie!" Er stieß es hervor in bebendem Zorn.

Klemens fuhr auf.

„Laß den Starrsinn fahren. Vergiß nicht, es ist deine Mutter, die dir das Leben geschenkt hat, die dich auf ihren Armen getragen, die den Mund, der jetzt so harte, unversöhnliche Worte spricht, unzählige Male geküßt hat."

Klemens fuhr vor seinem Sohne zurück. Er hatte aufgeschrieen, wild und unartikuliert, wie ein zu Tode getroffenes Tier.

„Sprich nicht davon, Vater. Ich wünschte, sie hätte mich nie geküßt!"

„Helmut! Bist du von Sinnen!"

Er richtete sich auf mit mühsamer Beherrschung.

„Nein, ich bin es nicht — aber ich fürchte, ich könnte es werden, wenn du darauf bestehst, die Mutter zurückzurufen." Er griff nach des Vaters Hand, ließ sie aber dann sogleich wieder fallen. „Lieber Vater, vergiß für einen Augenblick, daß ich dein Sohn bin und der ihre. Vergiß, daß ich dir noch ein Knabe, ein Jüngling erscheine; denke für Augenblicke, ich sei ein Mann. Laß mich zu dir sprechen, Mann zu Mann. Willst du das? Gib mir die Hand darauf!"

Klemens schwieg beklommen und legte seine Hand in die Hand des Sohnes. Der feierliche Ernst, der Helmut ganz durchströmte, ließ ihn in diesem Augenblick wirklich wie ein Mann erscheinen, wie ein Mann, heiliger, sittlicher Überzeugung voll.

„Sprich!" sagte er leise.

„Du weißt, ich liebe dich mehr als mein Leben, sonst würde diese Stunde keine so bitter schwere für mich sein. Ich liebe dich und halte dich hoch wie nichts in der Welt. Deshalb fordere ich von dir das heilige Versprechen, die Mutter niemals zurückzurufen, Mann zu Mann."

Langsam und schwer fielen die Worte wie dumpfe, dröhnende Hammerschläge. Klemens durchschauerte es mit furchtbarem Ahnen.

„Frage mich nicht und vertraue mir, ich setze mich selbst zum Pfande, daß du es darfst, gib mir die Hand und versprich."

Einen langen bangen Augenblick noch zögerte der Mann, dann legte er die Hand in die ausgestreckte des Sohnes und sagte mit schmerzgebrochener Stimme:

„Ich gebe dir das heilige Versprechen, ich rufe sie niemals zurück."

Ein Seufzer der Erleichterung brach aus Helmuts Brust. Dann umfing er den Vater mit starkem Arm.

„Dank, Dank," flüsterte er mit erstickter Stimme.

Klemens drückte ihm stumm die Hand. Mit den Augen bat er ihn, ihn allein zu lassen.

Zögernd nur verließ Helmut das Gemach. Er fühlte, daß er mit dieser Stunde die Pflicht übernommen habe, dem Verlassenen sein Leben zu weihen. —

Der Morgen graute, als Klemens sich auf sein einsames Lager schlich.

Auf der Platte des Nachttisches neben der ausgebrannten Kerze lag ein Brief, an Klara adressiert. Er enthielt die wenigen Zeilen:

„Ich habe Helmut das heilige Versprechen gegeben, dich niemals zurückzurufen. Was ihm das Recht gibt, dies Versprechen von mir zu fordern, Du wirst es besser wissen als ich.

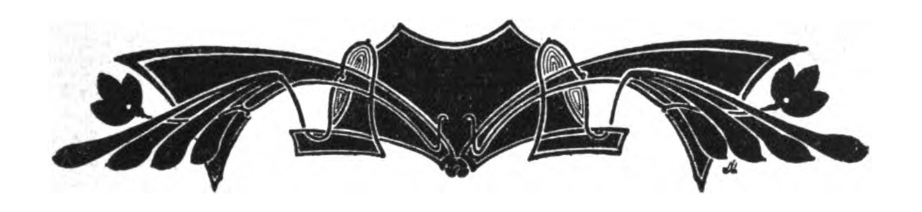
Ich frage nicht und verdamme Dich nicht. Wer dürfte das Haupt aufheben und sagen: ich bin frei von Schuld. Wir alle tragen in uns das Erbteil des Blutes, aus dem wir geboren wurden. Es bestimmt unser Tun und Lassen. Vermessen, wer sich Meister über seine Taten glaubt!

Es ist kein Wollen in uns, nur ein Müssen, und das, was wir Selbstbestimmung heißen, ist nichts als der niemals rastende Kampf des unfreien Willens gegen den eisernen Zwang des Müssens.

Wir täuschen uns wohl für eine kürzere oder längere Spanne Zeit; wir glauben Einfluß zu üben, durch Beispiel und Neigung beeinflußt zu sein, am Ende aber kommt die Stunde, da wir den Wahn erkennen. Wir Reifen, denen dies eiserne Naturgesetz in seiner ganzen Grausamkeit sich offenbart hat, haben kein Recht zum Zorn, wenn das Müssen stärker als das Wollen sich gebärdet. So zürne ich Dir nicht, so zürne aber auch Du Deinem Sohne nicht, daß er tat, was er mußte.

Klemens."





Kulturelle Beziehungen zwischen Schlesien und Obersachsen.

Von

Dr. W. Bruchmüller.

— Leipzig-Reudnitz. —

Wesentlich früher, als in den nördlicher gelegenen Gebieten der heutigen Mark Brandenburg, ist, nachdem die deutsche Volkskraft wieder an die Rückgewinnung der einst den Slaven überlassenen Landstrecken östlich der Saale und Elbe gegangen war, der deutsche Einfluß in den Gebieten des Osterlandes und der Mark Meißen zum herrschenden geworden. Nicht nur die militärische Herrschaft der Deutschen hat hier früher eingesetzt, sondern vor allem auch die geregelte deutsche Verwaltung und die deutsche Kolonisation. Rasch hat sich dann in diesen Gegenden ein deutsches Städteleben entfaltet — Leipzig, dessen Entstehung heute zwischen 1156 und 1170 angesetzt wird, gehört keineswegs zu den ältesten Städten dieser Landesteile — und mit ihm hat sich auch ein erstes, durchaus nicht unbeträchtliches deutsches Kunstschaffen entwickelt, das sich dem etwa gleichzeitigen im alten deutschen Süden und Westen sehr wohl vergleichen darf. Es sei nur an Wechselburg und an die Figuren im Naumburger Dom dafür erinnert.

Da ist es ganz natürlich, daß, als die schlesischen Piasten von sich aus deutsche Kolonisten in ihre polnisch-schlesischen Lande zu ziehen begannen, weil sie den materiellen Nutzen solcher Gewinnung des regsameren und kulturell weit überlegenen deutschen Volkselementes für sich deutlich erkannten, der Strom der deutschen Ansiedlung sich von dem deutschen Mutterlande hauptsächlich durch Meißen und die benachbarten Lausitzen in das schlesische Neuland ergoß. Diese Vermittlerrolle Meißens bei dem schlesischen Germanisierungswerke ist in bis heute wahrnehmbarer

Weise für die Ausbildung des schlesischen deutschen Volkscharakters bestimmend geworden.

Der schlesische Volkscharakter zeigt in deutlicher Abweichung von dem der anderen ostdeutschen Gebiete eine mehr süddeutsche Färbung. Fränkisches und schlesisches Wesen besitzen offenbar verwandte Züge. Die schlesische Fröhlichkeit, Herzlichkeit und Gemütlichkeit, die Lebensfreude und die Lust an Gesang und Musik sind süddeutsches Erbteil. Es hat sich durch die Jahrhunderte hier lebendig gehalten, trotz der Nachbarschaft der ernster, stiller und schwermütiger sich gebenden norddeutschen Art.

Nicht in einer einzigen riesigen Flutwelle hat sich die deutsche auf ein enges Gebiet zwischen Elbe, Rhein und Donau zusammengedrängte Volkskraft nach dem Osten über die Elbe zurückergossen, sondern in langsamem aber stetigem Vorwärtsdrängen vollzog sich die Besiedelung des neuen ostelbischen Deutschlands. Während nun im Nordosten, in Holstein, Mecklenburg, Pommern und der Mark Brandenburg das flämische und niedersächsische Element durchaus überwog, während die Bayern im Südosten donauabwärts drangen und hier das deutsche Österreich schufen, drängten die Siedler aus fränkischem Stamme durch das heutige Vogtland und die ostthüringischen Gebiete nach Meißen vor und breiteten sich an den Nord- und Südabhängen des Erzgebirges nach Osten zu aus. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, Wiprecht von Groitzsch fränkische Ansiedler in einer geschlossenen Gruppe von Ansiedlungen zwischen der Wyhra, einem Zufluß der unteren Pleiße, und der Mulde angesetzt. Freilich war auch in den meißnischen Kolonialgebieten das fränkische Element nicht allein herrschend, vielmehr hat auch hier wie überall eine starke Durchsetzung mit Ansiedlern anderer deutscher Stämme stattgefunden. Aber der Weg an dem Nordrande des Erzgebirges hin und durch die Lausitzen war damit doch den nach Schlesien berufenen fränkischen Kolonisten geöffnet.

Dieser Weg wurde auch bereits durch uralte Straßenzüge gewiesen, auf denen der Handel aus den deutschen Landen vom Rhein und Main her nach Osten durch die spätere Mark Meißen und die Lausitzen sich nach der Oder zog, um hier besonders von Breslau aus in mannigfachen Verzweigungen noch weiter nach Norden und Osten in die weite slavische Welt hinauszustrahlen. Mit der Gewinnung des bisher slavischen Ostens zwischen Elbe und Oder für das Deutschtum mußte die Bedeutung dieser Handelsstraßen sich naturgemäß sehr erhöhen. An ihnen entstanden die ältesten deutschen Städte des Ostens, zum großen Teil unter Benützung älterer slavischer Siedelungen. Für den schlesischen Verkehr mit dem alten Deutschland kommt vor allem die später sogenannte Hohe Straße in Betracht. Diese Straße führte von Breslau, wo die Straßen aus dem inneren Polen an der Oder zu-

zusammenliefen, über die Lausitzer Sechsstädte Görlitz, Zittau, Bautzen, Kamenz, Löbau und Lauban nach Oschatz, Grimma und Leipzig und von da durch Thüringen und Hessen nach Frankfurt a. M., der Vermittlerin mit dem Handel des europäischen Westens, oder von den Sechsstädten in einer anderen Verzweigung über Großenhain, Dresden, Freiberg, Zwickau nach Nürnberg. Leipzigs spätere, einzig dastehende Bedeutung für den ostdeutschen Handel hat ein besonders festes Band gebildet, das diese Stadt auch in anderen geistigen Beziehungen eng gerade mit Schlesien verknüpfte.

Wir haben mit diesen letzten Bemerkungen schon etwas weit über die Zeit der ersten sich anbahnenden Beziehungen zwischen Schlesien und den meißnischen Gebieten in spätere Perioden hinübergegriffen.

Frühzeitig führten auch politische Rücksichten und Interessen zu engeren Beziehungen zwischen den schlesischen Piasten und den meißnischen Wettinern. Nicht selten fanden einzelne Piasten in den mannigfaltigen Familienstreitigkeiten ihres weitverzweigten Hauses Rückhalt und Zuflucht bei den meißnischen Markgrafen, und letztere suchten dafür von den Piasten durch Verträge und Heiraten politischen Gewinn und Stützpunkte für eine von ihnen seit Heinrich dem Erlauchten eine Zeitlang mit Energie getriebene östliche Politik zu erlangen. Hauptsächlich der erfolgreiche Wettbewerb der märkischen Askanier hat diese Bemühungen der Wettiner nach der politischen Seite hin scheitern lassen, zumal die Wettiner, im 13. Jahrhundert in Thüringen stark bedrängt, nicht für die Dauer ihre volle Kraft im Osten einsetzen konnten, ja, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts dort vollends auf eine territoriale Machtentfaltung für mehrere Jahrhunderte verzichten mußten. In kultureller Hinsicht aber sind diese Bemühungen auch für die Folgezeit fruchtbar geblieben, wie sie es von Anfang an waren, weshalb sie uns auch an dieser Stelle hauptsächlich fesseln.

Im Jahre 1146 war der Herzog Wladislaus II. von Schlesien durch eine Verschwörung seiner weltlichen und geistlichen Aristokratie gestürzt worden und hatte in Deutschland Zuflucht gesucht und gefunden, wohin ihm bald seine Gemahlin Agnes und seine Söhne Boleslaus der Lange und Mesko nachfolgten. Wladislaus und Agnes haben Schlesien nicht wieder betreten, sie sind in Deutschland gestorben. Erst im Jahre 1163 gelang es Boleslaus dem Langen und Mesko mit Hilfe Kaiser Friedrichs I. einen Teil ihres Erbes von ihrem Oheim Boleslaus IV. zurückzugewinnen, aber erst von 1173 an vermochte sich Boleslaus der Lange, nachdem er inzwischen noch einmal Schlesien hatte räumen müssen, dauernd in der Herrschaft zu befestigen. Sein mehrmaliger langer Aufenthalt in Deutschland sollte für die deutsche Kolonisation Schlesiens unermeßliche Früchte tragen. Boleslaus der Lange war

während seiner deutschen Jahre in engere Beziehungen zu dem Kloster Pforta (dem heutigen Schulpforta) in Thüringen getreten. Dort hatte er seine Mutter und einen seiner Söhne begraben. Von dort nahm er auch die Anregung zu der Begründung eines Tochterklosters in Schlesien mit, der er mit der Begründung des Klosters Leubus entsprach. Leubus hat dann schon von 1175 an und besonders im 13. Jahrhundert eine ungemeine, ganz Schlesien und die angrenzenden Gebiete umspannende Kolonisationstätigkeit entfaltet, die den Namen dieses Klosters von der Geschichte der deutschen Besiedelung Schlesiens unzertrennbar gemacht hat.*) Der schon genannte Heinrich der Erlauchte von Meißen benutzte 1249 den Besuch des Herzogs Heinrich von Schlesien, der von dem Meißener Hülfe gegen seinen Bruder Boleslaw erbat, um von dem Beistandheischenden für die Unterstützung sich die Abtretung des Landes Crossen und der Burg Schiedlo an der mittleren Oder auszubedingen. Schiedlo muß dann in den nächsten Jahren auch tatsächlich an den Markgrafen gekommen sein. Von hier aus dachte Heinrich der Erlauchte wohl an eine weitere Ausbreitung seines Besitzes über die Oder hinaus nach Nordosten. Der thüringische Erbstreit hinderte ihn aber an der Verfolgung dieser Pläne, und die Zwischenzeit benützten die Askanier Otto und Johann von Brandenburg, um durch die Erwerbung der Neumark, des Bistumes Lebus und des Landes Sternberg im Jahre 1260 der Ausbreitungspolitik der Wettiner hier einen Riegel vorzuschieben. Heinrichs des Erlauchten Söhne und Nachfolger setzten trotzdem die Politik ihres Vaters fort. Sie richteten ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Erwerbung des schlesischen Landes Crossen, um hier ein Einfallstor nach dem Osten zu gewinnen. Dietrich von Landsberg war im Winter 1284/85 in Schlesien und verlobte seine Tochter Gertrud mit dem Herzoge Bolko I. von Schweidnitz. Albrecht der Entartete vermählte dagegen seinen Sohn Heinrich mit Hedwig, der Tochter Heinrichs III. von Breslau. Hedwigs und Heinrichs Sohn, Friedrich, wurde erst zehnjährig im Jahre 1283 nach Schlesien zu seinem Oheim Heinrich IV. geschickt. Dieser wollte dem Neffen 1290 durch ein Tauschgeschäft das Land Crossen verschaffen. Der Versuch aber mißlang, und des Crossener Gebietes bemächtigte sich bald nach 1300 Markgraf Waldemar von Brandenburg, dem Diezmann infolge seiner thüringischen Bedrängnisse 1303/04 auch die ganze Niederlausitz verkaufen mußte. Damit war die ostdeutsche Politik der Wettiner vorläufig zu Ende. Eine Neubelebung erfuhr sie erst mit der Wiedererwerbung der Lausitzen im Prager Frieden von 1635 und durch die Thronbesteigung Augusts des Starken in Polen im Jahre 1697.

---

*) Vergleiche des Näheren hierfür die Arbeit Walter Thomas: „Die kolonisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus im 12. und 13. Jahrhundert," Leipzig 1894.

Was aber blieb während der ganzen folgenden Jahrhunderte, das war die enge wirtschaftliche Verbindung zwischen den wettinischen Gebieten und dem Osten. Polen, Schlesien, die Lausitzen und Meißen bildeten auch fürder ein großes zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet, dessen Lebensader die Hohe Straße bildete, deren Privilegien zu schützen und auszubauen deshalb während des ganzen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine Hauptsorge der wettinischen Politik blieb. Erst die allmählich erfolgreichen Bemühungen der Hohenzollern um eine Entwickelung der Oderhandelsstraße haben nach der Erwerbung Stettins für Brandenburg-Preußen und zumal nach dem Anfall Schlesiens an Preußen in die Geschlossenheit dieses polnisch-schlesisch-wettinischen Gebietes Bresche gelegt, ohne doch die alten Beziehungen vollkommen zu zerreißen.

Diese enge Berührung auf dem Gebiete der Politik und der materiellen Kultur hatte natürlich bald auch die Anknüpfung naher Beziehungen in dem Bereiche der geistigen Kultur zur Folge, die uns im Nachfolgenden hauptsächlich beschäftigen sollen. Wie Meißen in der Zeit der Germanisation als das zuerst der deutschen Kultur gewonnene Gebiet der gebende und vermittelnde und das junge Schlesien der empfangende Teil waren, so blieb Schlesien zunächst auch für das Gebiet der geistigen Kultur in seiner alten Rolle, um freilich in der Folgezeit das Empfangene mit Zinsen zurückzuzahlen, sobald nur für ein regeres geistiges Leben und Schaffen in dem jungen Lande die notwendigen Vorbedingungen geschaffen waren. Aus der überreichen Fülle der schlesisch-meißnischen Beziehungen auf dem Gebiete der Geisteskultur, die sich naturgemäß zumeist an den geistigen und wissenschaftlichen Mittelpunkt der meißnischen Lande, an Leipzig mit seiner Universität anknüpfen, wohin außerdem schon die wirtschaftlichen Fäden hauptsächlich führten, können hier natürlich nur einzelne besonders markante Züge und einige Hauptgesichtspunkte hervorgehoben werden. Eine erschöpfende Darstellung würde einmal den Raum eines Buches erfordern, zweitens fehlt es auch noch völlig an grundlegenden Vorarbeiten. Haben wir doch heute weder eine Geschichte der Universität Leipzig, noch eine solche des Leipziger geistigen Lebens.*)

Im Jahre 1409 war in Leipzig von den aus Prag wegen der tschechisch-hussitischen Umtriebe auswandernden deutschen Studenten und Dozenten die Universität Leipzig ins Leben gerufen worden. Da ist es für uns wichtig, daß zu den Hauptführern der Deutschen schon in Prag zwei Schlesier gehörten, Johann Hoffmann von Schweidnitz und Johann

*) Als einen kleinen Beitrag dazu sei es erlaubt eine Arbeit des Verfassers zu nennen: „Aus Leipzigs geistigem Leben in der Zeit von 1680—1830,“ in: Aus den Sachsenlanden, Verlag von Haase & Bockermann in Zittau.

Otto von Münsterberg. Johann Hoffmann war der letzte von den Deutschen gewählte, aber von König Wenzel nicht bestätigte Rektor der Universität Prag. Der erste Rektor Leipzigs wurde Johann von Münsterberg. Beide hatten, als man sich von Prag wegzuwenden entschlossen hatte, vorgeschlagen, in Breslau die neue Universität zu gründen. Ihr Vorschlag hatte aber keinen Anklang gefunden, da den meisten Breslau noch zu weit im Osten, zu abseits von dem Herzen Deutschlands lag. Deshalb hatte man Leipzig erwählt und hier rasches Entgegenkommen der meißnischen Landesherren gefunden. Münsterbergs Name steht als erster in der Leipziger Universitätsmatrikel in der Reihe der 46 Magister und Doktoren, die den ersten Lehrkörper der Hochschule bildeten. Zu der polnischen Nation, deren Hauptkontingent die Schlesier stellten (die Universität war in 4 Nationen: Bayern, Meißner, Polen und Sachsen nach Prager Vorbild gegliedert), gehörten 14 der 46 Dozenten und 129 der 368 Studenten, mit denen die Universität eröffnet wurde. Die polnische Nation war also die weitaus stärkste der vier Nationen, weshalb die Wahl eines der Ihrigen zum ersten Rektor natürlich erscheint. Neben Münsterberg finden wir noch folgende Schlesier, deren Heimat ausdrücklich genannt ist, unter den ersten Dozenten Leipzigs in der Matrikel verzeichnet*): Mag. Nicolaus Stör aus Liegnitz, wie Münsterberg Professor der Theologie, Mag. Petrus aus Breslau, Mag. Joh. Hoffmann aus Schweidnitz, Professor der Theologie, Mag. Joh. Czach aus Breslau, Professor der Theologie, und Mag. Nicolaus Fabri aus Sagan, Dr. med. Unter den 129 Studenten der polnischen Nation lassen sich als bestimmt aus Schlesien stammend nur 31 feststellen, da bei den meisten Namen die Ortsbezeichnung der Heimat ebenso wie bei den Doktoren fehlt. Breslau marschiert von den in der Matrikel genannten schlesischen Städten mit 7 Studenten an der Spitze, es folgt Münsterberg mit 5, was augenscheinlich auf den Einfluß des Rektors Johann von Münsterberg zurückzuführen ist, dann Liegnitz mit 3 und Striegau und Frankenstein mit je 2 Namen, weiter Crossen, Wartenberg, Sagan, Hirschberg, Neumarkt, Schweidnitz, Oppeln, Ohlau, Züllichau, Haynau, Goldberg und Brieg mit je 1 Studenten.

Bezeichnend für die Bedeutung der Schlesier an der Universität Leipzig ist es auch, daß, nachdem anfänglich nur zwei Kollegien errichtet worden waren, das große und das kleine Fürstenkolleg, sehr bald ein drittes entstand, das den Schlesiern eingeräumt wurde. Der Stifter dieses Kollegs war der vielgenannte Magister Johannes von Münsterberg, der es in seinem Testament für vier schlesische Magister und einen preußischen bestimmte. Das Kolleg erhielt den Namen Frauen-

*) Vergleiche: Paul Wilhelm Ullrich: Die Anfänge der Universität Leipzig. I. Personalverzeichnis von 1409—1419. Werdau 1894.

kolleg und wurde durch landesherrliches Privileg vom 14. Dezember 1422 den anderen beiden älteren Kollegien gleichgestellt.

Was die Schlesier an die Leipziger Hochschule fesselte, war anfangs der Gegensatz zu dem hussitischen Prag, der Leipzig besonders streng an der alten Richtung des Glaubens und des Wissenschaftsbetriebes der Scholastik festhalten ließ. Nachdem die Reformation in Meißen wie in Schlesien Eingang gefunden hatte, fiel dieser Grund zwar fort, aber mit dem Einsetzen der Gegenreformation war es dann gerade wieder der lutherische Charakter der sächsischen Hochschule, der die evangelischen Schlesier an die Pleiße führte. Die Universität Frankfurt a. d. Oder (gegründet 1506) hat gewiß schon wegen der größeren Nähe manche Schlesier an sich gefesselt, sie hat aber nie eine größere Bedeutung besessen und deshalb den Zug der schlesischen Studenten nach Leipzig nicht beseitigt. Erst die Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau im Jahre 1811 hat naturgemäß Breslau in den Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens Schlesiens gerückt.

Aus der ersten kurzen Blütezeit der humanistischen Studien in Leipzig am Beginn des 16. Jahrhunderts tritt uns der Name eines geborenen Niederschlesiers entgegen, der zwar nur ganz kurze Zeit in Leipzig weilte, aber in den damaligen Kämpfen der jungen gegen die alte Richtung eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Es ist Joh. Rhagius Aesticampianus (geboren 1460 zu Sommerfeld in dem Gebiet des alten schlesischen Herzogtums Crossen-Glogau). Nach Vollendung seiner Studien in Italien führte ihn nach Art vieler seiner Gesinnungs- und Kampfgenossen ein unstetes Wanderleben durch ganz Deutschland. Auf diesen Wanderungen traf er im Jahre 1507 von Frankfurt her in Begleitung Ullrichs von Hutten in Leipzig ein.*) Während wir von Huttens kurzem Aufenthalt in Leipzig (er ist schon im Sommer 1509 in Greifswald) so gut wie nichts wissen, entfaltete Aesticampian, von Herzog Georg gewonnen, eine rege Lehrtätigkeit. Er las über Plinius, Livius, Plautus, Horaz, Vergil, Marcianus Capella, Cicero, Tacitus und Hieronymus. Sein aggressives Auftreten zog ihm bald den Haß der gesamten alten scholastischen Richtung auf den Hals. Alle möglichen Schwierigkeiten wurden ihm in den Weg gelegt, zuletzt verschlossen ihm sämtliche Fakultäten ihre Hörsäle. Als Grund dafür wird in einem der berühmten, die Leipziger Scholastik tüchtig zausenden Dunkelmännerbriefe erzählt, Aesticampian habe erklärt, ein poeta (die gebräuchliche Bezeichnung für die Humanisten) sei mehr wert als zehn Leipziger Magister. Weiter habe er gesagt, so erzählt der Dunkelmannsbrief, die Leipziger seien nicht Magister in den sieben freien

*) Vergleiche des Verfassers: „Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg," Leipzig, Dieterichscher Verlag (Th. Weicher) 1897, Seite 10 f.

Künsten, sondern „in septem peccatis mortalibus“, in den sieben Todsünden. Als sich Aesticampian durch die Verweigerung der Auditorien in seiner Lehrtätigkeit gehindert sah, griff er in einer kecken Rede seine Leipziger Gegner mit beißendem Spotte an. Er verglich seine Leistungen, deren er sich mit Recht rühmen konnte, mit ihren kläglichen und erklärte, daß er Leipzig freiwillig verlasse. Er wandte sich über Freiberg nach Wittenberg, wo er seit 1511 heimisch wurde. In Leipzig wurde er für seine Abschiedsrede auf 10 Jahre relegiert.

Mit Opitz, der selbst nicht mit Sachsen in nähere Berührung gekommen ist, begann Schlesien eine selbständige, ja führende Rolle im deutschen Geistesleben und besonders in der deutschen schönen Literatur zu spielen. Die poetische Anlage des schlesischen Volksstammes kam jetzt zum ersten Male zu starker Entfaltung. Es darf hier wohl ausgesprochen werden, was meines Wissens sonst noch nicht geschehen ist, daß die Ursache dafür, daß gerade Leipzig mit Gottsched später Schlesien in dieser führenden Rolle ablöste, wohl zumeist darin zu suchen ist, daß die schlesischen Studenten in Leipzig einen Mittelpunkt der Betätigung deutscher Dichtkunst schufen, zu dessen weiterer Entfaltung die günstigen äußeren Bedingungen Leipzigs, als der Stadt des Buchdrucks und des Buchhandels, dann das ihrige beitrugen. Die Zusammenhänge, die die schlesische Schule mit Leipzig verknüpfen, sind schon früh ganz deutlich erkennbar. Klar tritt das z. B. schon bei dem bekannten sächsischen Dichter Paul Flemming hervor. Für die Ausbildung und Erstarkung seines dichterischen Talentes war es von größter Bedeutung, daß er als Student in Leipzig in einen Kreis schlesischer Studenten eingeführt wurde, die mit Begeisterung zu ihrem Landsmann Martin Opitz, der eben auf der Höhe seines Ruhmes stand, aufschauten und Flemming mit in diese Richtung hineinzogen. Mit ihnen sah dieser, der durch seinen Freund Georg Gloger mit Opitz' Schriften bekannt wurde, in Opitz sein dichterisches Ideal. Gloger, der so Flemmings Zugehörigkeit zur schlesischen Dichterschule veranlaßte, war 1603 in Habelschwerdt geboren, er studierte seit 1625 Medizin in Leipzig und ist dort am 16. Oktober 1631 gestorben. Seine deutschen und lateinischen Gedichte wurden von Flemming gesammelt und zum Drucke vorbereitet.

Von der poetischen Betätigung der schlesischen Studenten gerade in Leipzig gibt auch eine 1695 in Leipzig bei J. Thomas Fritsch erschienene Gedichtsammlung Kunde, die den Titel führt: „Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte Gedichte nebenst einer Vorrede von der deutschen Poesie.“ Von den Gedichten des 392 Seiten starken Bandes sind nur verhältnismäßig wenige von v. Hoffmannswaldau. Sein Name auf dem Titelblatte diente wohl in der Hauptsache nur dazu, dem Buche und damit den Gedichten der „andren Deutschen“ den buchhändlerischen

Erfolg zu sichern. Unter diesen anonym erschienenen oder nur mit einer Chiffre gezeichneten Gedichten (Hoffmannswaldaus Zeichen ist ein C. H. V. H.) befindet sich nun auf Seite 299 f. eins: „An Sr. Churfl. Durchl. zu Sachsen, als sie bey antretung dero regierung den 24. Julii an. 1694 zu Leipzig die erb-huldigung annahmen, Im namen der daselbst studierenden Schlesier." In diesem Gedicht lautet die dritte Strophe:

„Wir söhne Schlesiens, die itzt in dieser stadt
Der weißheit edle kost gantz ungestöhrt geniessen,
Erscheinen hier gebückt, und legen zu den füssen,
Was treu und danckbarkeit uns vorgeschrieben hat.
Erlaube, daß diß blat, du beyspiel größter helden,
Dieweil dein ruhm zu hoch, darff dein gelücke melden."

Auch das tragische Geschick des bedeutendsten schlesischen Dichters jener Zeiten, Johann Christian Günthers, ist enge mit Sachsen verknüpft. In Wittenberg studierte der am 8. April 1695 in Striegau geborene Günther seit dem September 1715. Von dort ging er, durch seine Landsleute aus der Schuldhaft befreit, im Juni 1717 nach Leipzig, wo er sich der Protektion besonders des bekannten Gelehrten Burkhard Menke erfreute und sein umfangreiches Gedicht auf den Frieden zu Passarowitz (1718) verfaßte. Menkes Empfehlung sollte dem Dichter eine Lebensstellung an dem Dresdener Hofe verschaffen. Sein unglückseliger Hang zur Trunksucht und wahrscheinlich eine Intrigue seines Gegners, des Hofpoeten König, ließen ihn in der entscheidenden Audienz betrunken vor dem König erscheinen, wodurch diese Hoffnung auf eine Lebensstellung zerstört war. Am 2. September 1719 verließ Günther Dresden und wandte sich nach seiner Heimat, aus der er aber, auch dort gescheitert, wieder nach Sachsen zurückkehrte, um in Jena am 15. März 1723 erst 28 jährig seinem Elend zu erliegen.

Gottsched war es, der Schlesiens führende Stellung in der deutschen Literatur auf Leipzig übertrug. Aber auch ihn verbinden noch zahlreiche Fäden mit den gleichzeitigen schlesischen Dichtern. In Leipzig hatten im Jahre 1697 aus Görlitz stammende Studenten die „Görlitzische poetische Gesellschaft" gegründet. Daß Gottsched 1726 der Senior dieser bald zu hoher Bedeutung gelangten Gesellschaft wurde, bildete für ihn die Grundlage seiner Stellung, von der aus er sich später zu dem Alleinherrscher der deutschen Literatur emporschwingen konnte.

Einer zu dem engeren Gottschedschen Kreise gehörenden Leipziger Dichterin, die später sich nach Schlesien wandte, und in deren Dichtungen sich die damaligen Beziehungen zwischen Schlesien und Sachsen in charakteristischer Weise zum Ausdruck bringen, hat Gustav Wustmann im zweiten Bande seiner Sammlung: „Aus Leipzigs Vergangenheit" einen hübschen Abschnitt unter dem Titel: „Eine Leipzigerin unter den schlesischen Dichtern" gewidmet. Anna Helena Volckmann, geb. Wolffermann war im April 1695 in Leipzig geboren. Ihren späteren

Gatten, Gottlob Israel Volckmann aus Liegnitz, lernte sie als Studenten der Medizin in Leipzig kennen. Er hatte im Winterhalbjahr 1721 die Universität Leipzig bezogen, promovierte dort 1725 zum Doktor und kehrte nun nach Liegnitz zurück, wohin er sich noch in demselben Jahre die Geliebte nachholte; die Hochzeit fand am 21. November 1725 statt. Gottsched stellte sich zu dieser Gelegenheit mit einem Glückwunschgedicht ein, wie Frau Volckmann ihm später zu seiner Vermählung mit einem Hochzeitsgedicht aufwartete. Beide müssen also schon während der Mädchenjahre der Volckmannin miteinander in Beziehung gestanden haben. Eine erste Sammlung ihrer Gedichte gab Frau Volckmann aber erst auf „gnädiges Einreden einer hohen Standesperson" im Jahre 1735 (360 Seiten stark) unter dem Titel heraus: „Die Erstlinge unvollkommener Gedichte, durch welche hohen Personen ihre Unterthänigkeit, Freunden und Freundinnen ihre Ergebenheit, vergnügten Seelen ihre Freude und Betrübten ihr Mitleiden gezeiget, sich selbst aber bey ihren Wirthschafts-Nebenstunden eine Gemüths-Ergötzung gemacht Anna Helena Volckmann, geb. Wolffermann." Eine hervorragende poetische Begabung spricht nicht aus diesen Gedichten, charakteristisch in ihnen für die Stellung der Schlesier ist es, daß die Dichterin an verschiedenen Stellen ihre Bescheidenheit gegenüber den großen Schlesiern betont. So ruft sie schon ihrem aus Leipzig scheidenden Volckmann zu:

„Ihr seid vortreffliche Poeten, ich aber bin ein kleines Licht;
Ihr schreibet fließende Gedichte, doch meine Reime klappen nicht."

Selbst schon nach Schlesien übergesiedelt, schreibt sie:

„Ich singe nur als eine Sachsen,
Man hört es meinen Liedern an,
Wie mir der Schnabel ist gewachsen."

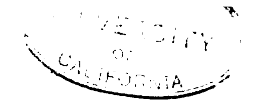
Und zu ihren eigenen Versen sagt sie:

„Denn hier ist Schlesien, das Land, wo Dichter wachsen,
Du, arme Poesie, bist aber nur aus Sachsen."

oder:

„Es kömmt nicht schlesisch raus, drum gieb dir keine Müh',
Du bist ja nur ein Schein der sächschen Poesie."

Von der schlesischen Kritik wurde die bescheidene, nach Schlesien verpflanzte „Sachsen" übrigens sehr freundlich aufgenommen. Die „Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens", die später ihren Namen noch mehrfach nannten und Gedichte von ihr veröffentlichten, besprachen 1736 ihre Gedichte. In der Besprechung heißt es: „Gedichte, deren Erfindung sinnreich, die Ausführung geschickt, das Silbenmaß rein und ungezwungen, die Ausdrücke natürlich schön, lebhaft, voller Feuer und voller Anmuth sind, verdienen ihren Preis, wenn sie aus der Feder geübter Männer kommen. Hier sehen wir fast alle Eigenschaften eines schönen Gedichtes ein Frauenzimmer besitzen. Sie schreibet und dichtet nicht matt und



trocken, [sondern] scharfsinnig und meist erhaben, ungekünstelt, fließend, dabei lebhaft und mit munterem Geiste; wie viel mehr werden wir solche werth zu halten haben? Einige Versehen in Auslassung der Lautbuchstaben oder Überfluß derselben, etzliche nicht gar zu deutsche Wörter und [die] Zusammenfügung derselben, dann und wann ein etwas gezwungener Reim und etwas niedrige Gedanken oder seichter Ausdruck werden kleine Narben sein, so dem schönen Gesichte statt der Schminkpflästrichen dienen und dessen Schönheit nicht verderben können." Einmal, im Jahre 1740, waltete die Dichterin sogar als Preisrichterin in einem poetischen Wettstreit unter „den Hirschbergischen Herren Dichtern". Ein zweiter Band Gedichte der Volckmannin erschien 1751 und zwar bei Korn in Breslau unter dem Titel: „Die Erstlinge geistlicher und moralischer Gedichte, oder die Sprüche Salomonis in gebundenen Worten . . . hat nach sehr langer Ruhe endlich bey gütiger Pränumeration an das Licht gestellet die Verfertigerin Anna Helena verwittibte Volckmann, gebohrene Wolffermann."

Zu dem Gottschedschen Freundeskreis in Leipzig gehörte auch der am 26. März 1698 zu Schmölln in Sachsen-Altenburg geborene M. Samuel Seidel, der 1731 die Rektorstelle an dem Lyceum zu Lauban erhielt, weshalb er hier Erwähnung finden mag. Seidel war neben Gottsched einer der Hauptbeitragspender für die Oden der Deutschen (früher Görlitzischen) Gesellschaft in Leipzig. Seine heute vollständig vergessenen Gedichte sind in Leipzig und Lauban 1742 bis 1748 bei Nic. Schill erschienen: „M. Samuel Seidels, der Schule der Sechsstadt Lauban Rektors, und der deutschen Gesellschaft in Leipzig, wie auch der lateinischen in Jena Mitglieds, auserlesene Gedichte." Seidels Arbeiten, die heute nur noch einen kulturhistorischen Wert haben, wurden in ihrer Zeit hochgeschätzt, dichtete ihn doch Gottsched in folgenden Versen an:

„Werther Seidel, liebster Freund!
Meister in der Kunst zu loben,
Wie bereits aus hundert Proben,
Die halb Deutschland liest, erscheint:
Lehre mich doch, wie man singet,
Daß man Herzen an sich zieht,
Sprich: wie macht man solch ein Lied,
Das gleich Deinen Oden klinget."

Inzwischen verblich, wie Leipzig unter Gottscheds Führung die Schlesier überflügelt hatte, der Stern Gottscheds und damit auch Leipzigs vor helleren Sonnen an dem Himmel der deutschen Dichtkunst. Dieser Abstieg Leipzigs, verbunden mit den Folgen der schlesischen Kriege, die Schlesien mit Preußen vereinigten, während sie zwischen Preußen und Sachsen eine scharfe Schranke gegenseitiger Abneigung und Mißtrauens aufrichteten, mag es bewirkt haben, daß uns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Beziehungen zwischen Schlesien und Sachsen nicht

mehr so greifbar wie früher entgegentreten. Bestanden haben sie trotzdem weiter, und sie treten im 19. Jahrhundert wieder deutlicher hervor, was die bloße Erinnerung an die Namen Heinrich Laube und Gustav Freytag erkennen läßt. Ehe wir auf diese Männer noch kurz eingehen, muß noch eines Schlesiers aus dem 18. Jahrhundert gedacht werden, der, wenig bekannt, doch auf das Musikleben Leipzigs von starkem Einfluß gewesen ist und schon deshalb hier nicht übergangen werden darf.

In Leipzig hat von jeher die Musik eine hervorragende Pflegstätte gefunden. Auch dies ein verwandter Zug des schlesischen und sächsischen Volkscharakters. Eine stets bedeutende Rolle spielten in dem Musikleben Leipzigs die Studenten; sie waren besonders auch die Hüter des deutschen Liedes. Einer der ihrigen, der am 20. März 1705 zu Lobendau bei Liegnitz geborene Student der Rechte Johann Sigismund Scholze (gestorben am 28. September 1750 in Leipzig), gab 1736 unter dem Titel: „Sperontes, singende Muse an der Pleisse in zweimahl 50 Oden der neuesten und besten musikalischen Stücke mit den dazu gehörigen Melodien zu beliebter Klavierübung und Gemüthsergötzung. Nebst einem Anhang aus J. C. Günthers Gedichten. Leipzig, auf Kosten der lustigen Gesellschaft, 1736" heraus, das vielmals neu aufgelegt, erweitert und mit Fortsetzungen versehen, ein Menschenalter hindurch das beliebteste Sammelwerk der deutschen Hausmusik geworden ist. Sperontes hatte damals beliebten und bekannten Melodien von ihm gedichtete Texte untergelegt, womit er sich von vornherein ein Entgegenkommen des Publikums für sein Werk sicherte. Unter seinen Gedichten finden sich auch solche mit schlesischen Dialektausdrücken, ja, ganz im schlesischen Dialekt gehaltene, wie das Frauenlied an den heiligen Andreas: „Hoah iech's nich lang gesoat, Daß ke Mensche noach mier froat." Sperontes hat nur ein Alter von 45 Jahren erreicht, es scheint aus ihm, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, „nichts geworden" zu sein. Er starb in dürftigen Verhältnissen. Um so mehr Anlaß haben sein Heimatland Schlesien und Leipzig, ihm für sein Werk, das lange Zeit das Entzücken aller musikliebenden deutschen Kreise war, eine dankbare Erinnerung zu bewahren.

An die Beziehungen Schlesiens zu Leipzig, die sich mit den Namen Heinrich Laubes und Gustav Freytags verknüpfen, braucht hier zum Schluß nur kurz erinnert zu werden. Laube hat sich in Leipzig als Herausgeber der von Spazier 1801 gegründeten „Zeitung für die elegante Welt", deren Redaktion er 1833 für freilich nur kurze Zeit übernahm, da er 1834 aus Sachsen verwiesen und in Berlin gefangen gesetzt wurde, zuerst einen weiter bekannten Namen geschaffen. Anfang der vierziger Jahre kehrte dann Laube wieder nach Leipzig zurück, wo er nochmals, von 1842—1844, die „Zeitung für die elegante Welt" re-

digierte. Nur kurz von Dauer und voller Kämpfe war die Zeit seiner Leitung des Leipziger Stadttheaters (1869—1870). Dafür hat er hier aber eine sehr reiche und fruchtbringende kritische Tätigkeit als Theaterreferent entfaltet, wie überhaupt ein großer Teil seines literarischen Schaffens mit Leipzig eng verknüpft ist, so daß Leipzig neben Wien, das seinen Namen mit dem Burgtheater dauernd verbunden hat, als die bedeutungsvollste Stätte in Laubes bewegtem Leben angesehen werden muß.

In noch weit höherem Maße kann man für Gustav Freytag Leipzig als den Hauptort seines reichen dichterischen Schaffens bezeichnen. Es braucht nur an seine Leitung der „Grenzboten" von 1848 bis 1870 erinnert zu werden. In diese Leipziger Zeit entfallen alle seine bedeutenderen poetischen wie wissenschaftlichen Leistungen, „Die Journalisten" 1852, „Soll und Haben" 1857, „Die verlorene Handschrift" 1863, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" seit 1859 usw.

Auch heute sind die Beziehungen zwischen Schlesien und Leipzig nicht völlig unterbrochen. Sie sind vielmehr noch heute lebendig in der Person des greisen Seniors der Leipziger Schriftsteller- und Dichterwelt, in Rudolf v. Gottschall, der, ein geborener Breslauer, seit 1864 in Leipzig lebt und wirkt. Seine umfassende publizistische, kritische, literarhistorische und dichterische Tätigkeit, die trotz des hohen Alters noch nicht abgeschlossen ist, zu würdigen, liegt außerhalb des Zwecks dieser Zeilen, die nur beabsichtigen, in knappen Umrissen die reichen kulturellen Beziehungen Schlesiens zu Sachsen anzudeuten, die aber auf Vollständigkeit keinerlei Anspruch erheben wollen.





Das Kunstwerk und sein Rahmen.

Von

Erich Felder.

— München. —

Unter der Umrahmung des Kunstwerkes verstehe ich hier nicht nur die schmale Zone, die das Bild von seiner nächsten Umgebung trennt, wie das Erwachen den Traum vom nüchternen Alltag scheidet, sondern ich meine im weiteren Sinne das Milieu, das den Charakter einer Schöpfung der bildenden oder auch der darstellenden Kunst entweder prägnanter hervortreten läßt oder in der Betätigung seiner Energie beeinträchtigt. Die argen Ausschweifungen, die unsere Vorfahren auf diesem Gebiete begingen, haben uns zur Besonnenheit zurückgeführt, wie denn nach einer tröstlichen künstlerischen Vererbungstheorie die Sünden der Väter oft den Söhnen zum Segen gereichen.

Wer heute auf der Höhe des Lebens steht, erinnert sich von seiner Jugendzeit her, daß damals die blinken, blanken, protzigen, breiten Goldrahmen nicht nur der aus Belgien und Frankreich importierten „großen Historie", sondern jeder bemalten Leinwand bis zum — ach so deutschen „Genre" zur aufdringlichen Folie dienten; wie zur Bekräftigung sieht mir ein einstmals vielbewunderter schmutziger „Kegeljunge", der ein mißratenes Kind von Knaus sein könnte, aus seiner pompösen Originalfassung beim Schreiben auf die Finger. „Am Golde hängt doch alles!" konnte man füglich mit Gretchen klagen.

Als die Sonne Manets ihre silbrigen Strahlen über die deutschen Lande spann, als die Jungen allmählich zu sezessionieren begannen, da ließen sie sich auch ihr Licht durch das goldene Gitter nicht länger verkümmern. Mochten die Salons der Unabhängigen, die den Mut ihrer Meinung hatten, dem großen Publikum anfangs immerhin als schnur-

rige Lachkabinette gelten, — der feinfühlige Kunstgenießer wurde nach und nach teilnahmsvoller beim Anblick der verschiedenen Hinrichtungsarten, denen gerade das diskrete Werk auf den großen Jahrmärkten ausgesetzt war, sei es, daß es vom brutalen Nachbar totgeschlagen oder von der unerbittlichen Jury totgehängt oder an einer vordringlichen Wand erdrückt wurde. Und heute noch kann man in den großen Ausstellungen der vornehmsten deutschen Kunstzentren beobachten, daß beispielsweise eine ganze Serie fein organisierter Bilder in einem knallroten Saale seekrank erscheint. Die Sezessionen erst taten durch ihre taktvolle Art den Gästen die Honneurs zu machen dar, wie unvergleichlich eindringlicher gerade der reservierte Künstler unter Gleichgestimmten oder gar unter vier Augen wirkt. Das geistige München staunte in wehmütiger Freude, als vor ein paar Jahren die Schätze aus dem Nachlasse Langhammers, von Hölzels und Herterichs Freundeshänden zur schimmernden Juwelenkette gereiht, in ihrem vielfarbigen Weiß opalisierten; bezaubert lauschte man dem Silberklange dieser Stimme aus dem Grabe, die nun, ungestört vom lauten Lärm der Straße, ihre keuschen Wahrträume zu deuten anhub . . .

Allerdings kann selbst die sinnreichste Anordnung allein dem Bilde sein eigentliches Lebenselement nicht ersetzen, das — soferne es sich nicht um dekorative Kunst handelt — zumeist doch in der Atmosphäre des wohnlichen Heims besteht. Der vom persönlichen Geschmacke belebte Hausrat hat ein gewichtiges Wörtlein mitzusprechen, mag er als selbständiges Kunstwerk auftreten oder sich ihm als verschönernder Rahmen anschmiegen. — Das als Schmuck des Wohnraumes gedachte Bild sollte dieser späteren Bestimmung Rechnung tragen; dem Maler ist es wohl mehr oder weniger bewußt, daß er seinem Werke nicht immer die Bedingungen der ferneren Wirksamkeit mit auf den Weg gibt, aber er hütet sich, die Frucht von dem Baume der Erkenntnis zu pflücken, und arbeitet in der Regel geradewegs auf den Ausstellungseffekt hin. Und das ist ihm kaum zu verübeln, denn der bildende Künstler denkt ebenso wie der darstellende uneingestandenermaßen an das Publikum; er *kann* gar nicht anders. Schon indem er Selbstkritik übt, antizipiert er die Rolle des Beschauers. Ich gehe so weit anzunehmen, daß es überhaupt nicht viele ausgereifte Kunstleistungen gäbe, wenn kein Publikum existierte.

Selbst Richard Wagner, dem es doch als deutsche Eigentümlichkeit galt, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun, äußerte gelegentlich in grollender Jupiterslaune, er möchte seinen „Siegfried“ einmal vor einer erlesenen Zuhörerschaft aufgeführt wissen und *dann* die Partitur verbrennen. Nun, er hat sie gottlob nicht verbrannt, auch dann nicht, als sein Wunsch mehr denn als einmal erfüllt war. Dem *bildenden* Künstler aber ist die Ausstellung als Forum der Öffentlichkeit Bühne und

Markt zugleich; um die dadurch bedingten Übelstände zu bannen, bedürfte es einer Reform des gesamten Ausstellungswesens.

Ludwig Dill, der siegessichere Organisator mit der eisernen Hand, hat schon in dem Läuger-Zimmer der Karlsruher Ausstellung und im größeren Maßstabe auch in der diesjährigen Mannheimer Jubiläumsausstellung eine Verschmelzung von bildender Kunst und Kunstgewerbe angestrebt. Seiner unbeugsamen Energie gelang es, die verschiedensten Köpfe unter einen Hut zu bringen, und nachträglich zeigte sich, daß das Mißtrauen größer war als die Verschiedenheit. Die Maler haben vielfach für das zweckbewußte Kunsthandwerk schon darum nicht viel übrig, weil sie selbst nicht gern coram publico an die handwerkliche Seite des Metiers erinnert werden und die Zwecklosigkeit in der bildenden Kunst („l'Art pour l'Art") als oberster Grundsatz gilt. Bei der malerischen Vision ist der vielberufene „göttliche Funke" übernatürlicher Urheber, — sobald es sich etwa um die Konstruktion der deliziösesten Hängelampe handelt, wird er zur natürlichen Wirkung. — Die Kunstgewerbler wieder beargwöhnen die impressionistische Richtung der Malerei, weil sie die Welt darstellt, wie sie *scheint*, nicht wie sie ist, während ein rechtschaffenes Möbelstück doch vor allem *sein* muß, was man von ihm erwartet, und nur nebstbei noch etwas „scheinen" darf, wenn es Talent dazu hat. Immerhin sind die Ausstellungen angewandter Kunst der letzten Jahre mehr oder weniger mit obligatem Bilderschmuck, also in illustrierter Ausgabe erschienen, um das Gefühl der Nüchternheit zu verscheuchen und dem Käufer die Wechselwirkung der Objekte möglichst eindringlich vor Augen zu führen. Das ist klug und redlich gehandelt; denn es liegt auch im Interesse des ehrlichen Maklers, daß die Kundschaft die Katze nicht im Sacke kauft —, um einen Kater davonzutragen. Nichts Tragikomischeres als die Enttäuschung eines Amateurs über den sauer erworbenen Lenbach, der in der „Offiziellen", stolz wie ein Spanier oder Niederländer, von alten Truhen und Draperien umgeben, die Andächtigen zur Ehrfurcht zwang und nun in grämlicher Düsternis an der Wand eines modernen Herrenzimmers schimmelt. Nicht viel wünschenswerter als Zimmerschmuck ist der Naturausschnitt eines keck experimentierenden Freilichtmalers, der seinem glücklichen Besitzer ein Loch in die Tapete brennt, oder eine flotte, nach der Scholle duftende Studie von Feldbauer und Genossen, die in der Ausstellung durch ihre künstlerische Frische erquickt und sich dann in stiller Klause unglaublich brutal aufführt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die großen Kunsthändler auch in Deutschland beginnen, sich ihrer Kulturmission bewußt zu werden; die meisten halten zwar noch immer den nach künstlerischen Schrecknissen lüsternen Massen ihre berüchtigten Chambers of horror offen, aber einzelne Welthäuser, wie die Wiener Miethke-Galerie mit ihren kühnen

Vorstößen für van Gogh und Gauguin, haben an Geschlossenheit und Eigenart ihrer Kollektionen die schablonenhaften Schaustellungen der periodischen großen Jahrmärkte längst überflügelt. Es ist kein Zufall, daß in München, wo die sozialen Wirkungssphären so tatkräftig ineinandergreifen, ein Theatermann, Franz Josef Brakl, sich mit dem wirkungskundigen Blicke des Bühnenpraktikers der Sache kräftig annimmt. Er hat seine Kunst buchstäblich an den Nagel gehängt und einen modernen Kunstsalon gegründet, der diesen Titel verdient. In vornehm-intimen Empfangsräumen und Arbeitszimmern führt er uns den Werdegang einheimischer Talente vor, ohne die in der süddeutschen Kunstzentrale häufig vernachlässigte Fühlung mit dem Auslande zu verlieren, und suggeriert den Mäcenen unwillkürlich die ziemlich unverbrauchte Idee, je ein Gemach mit den Werken *eines* Malers zu schmücken, es mit dem Geiste einer dem Besitzer verwandten Kunstnatur ganz zu erfüllen.

Kann demnach eine *diskrete* Verwertung szenischer Routine der wirksamen Fassung des Bildes höchst förderlich sein, so tritt andererseits immer deutlicher die Tendenz zutage, namhafte Maler zur Umrahmung des dramatischen Kunstwerkes heranzuziehen. Zur Blütezeit des Burgtheaters pflegte Heinrich Laube diesen Rahmen nicht ohne Absicht so kunstlos als möglich zu schnitzen, späterhin ist es fast zur Regel geworden, daß er, bestenfalls durch seinen eigenen Wert, selbstherrlich dominiert oder gar den dichterischen Absichten in vorlautem Tone widerspricht. Wenn das Publikum des Berliner „Neuen Theaters" eine Dekoration von Walser bei leerer Szene stürmisch beklatscht, so ist dies auch ein künstlerischer, aber kein dramatischer Erfolg; ebenso wenig als es etwa einen Triumph der Malerei bedeuten würde, wenn die kokette Stimmung eines Kunstsalons der Zukunft Liebende ermutigen würde, im kosigen Eckchen Schwüre zu tauschen. Noch verhängnisvoller als die Ablenkung der Aufmerksamkeit vom Wesentlichen durch die Vordringlichkeit des Rahmens ist die Tendenz, Dramen, die nicht naturalistisch gedacht sind, im naturalistischen Sinne zu interpretieren, den Märchenspuk rund um die „Versunkene Glocke" z. B. in einen „echten" Tannenwald zu versetzen, der mit den unvermeidlichen Kulissen zu einem lächerlichen Zwitterding verwächst. Ein geschlossenes Interieur läßt sich auf der heutigen Bühne vortäuschen, sobald aber die Regisseure Plein-air-Kunst treiben wollen, häufen sich (ganz abgesehen von der schiefen Perspektive) die unmöglichen Lichteffekte, die in unserer Zeit der malerischen Beleuchtungsprobleme das moderne Auge doppelt empfindlich verletzen — sollten.

Das überdies häufig mißverstandene „Gesamtkunstwerk" Richard Wagners hat die Begriffsverwirrung auf dem Gebiete der Inszenierung nicht wenig gesteigert; Wagner fordert für die Versinnlichung seiner eminent *malerischen* Visionen nicht selten *naturalistisches*

Beiwerk; seine Walkürenrosse sind Gäule aus Fleisch und Blut, — sogar die luftige Regenbogenbrücke Walhalls soll für die gewichtige Göttersippe gangbar sein. Ernst von Possart hat denn auch die Festspiele im Münchener Prinzregententheater, nicht unbeschadet ihrer sonstigen Vortrefflichkeit, in erster Linie zu glanzvollen Schaustücken ausgestaltet, dem amerikanischen Stammpublikum sehr zu Danke. Das lag im Wesen dieses raffinierten Theaterpraktikers, der ja nicht allzuweit von Meiningen beheimatet ist; wagte er doch sogar den „Freischütz" buchstäblich in die böhmischen Wälder zu versetzen, so daß man sich schier wunderte, den Fürsten Ottokar im Kreise seiner geräuschvoll frühstückenden Meute nicht tschechisch singen zu hören. Angesichts solcher geistvoller Übertreibungen darf es nicht wunder nehmen, daß sich gerade in der Malerstadt München besonders laut die Losung erhob, an Stelle der ihrem Wesen nach unvollkommenen Naturnachahmung möglichst vollkommene Illusion auf der Szene anzustreben. Der bekannte Kunstkritiker Georg Fuchs, dessen Ideen sich in manchen Punkten fast völlig mit denen des englischen Bühnenreformators Craig decken, verlangt in ungewöhnlicher Rücksichtslosigkeit gegen den dramatischen Besitzstand der Gegenwart eine Reliefbühne, deren Personen in phantastischem Kostüm agieren. Zwar bleibt mir bis auf weiteres schleierhaft, wie sich „Wallensteins Lager" auf der flachen Szene in frei erfundener Uniformierung ausnehmen wird, aber jedenfalls ist es schon ein Verdienst, die träge Amme Gewohnheit aus dem Schlummer gerüttelt zu haben; die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben.

Einen Hauptmagnet der großen Münchener Ausstellung im Jahre 1908 soll das „Künstlertheater" bilden, in dem ein harmonischer Einklang von Bühnenkunst und Malerei erstrebt wird, mit der dramatischen Note als Dominante. Da wird es sich vor allem darum handeln, die üppige Augenweide einzudämmen, die zu wahllosem Schwelgen der Sinne verführt, während der Dichter seelische Konzentration beansprucht. Heißt es nun nicht den Bock zum Gärtner machen, wenn man der vom Farbenrausch trunkenen Phantasie des Malers die Leitung dieser Abstinenzbewegung anvertraut?

Schon hat Professor Hildebrand, der Praxiteles von Isar-Athen, zu dieser Frage das Wort ergriffen, in seiner plastischen Art, die sich durch keine Temperamentaufwallung jemals einen Zoll breit von der künstlerischen Logik ablenken läßt; er unterscheidet zwei graduell verschiedene Aufgaben des Künstlertheaters: Wenn das Bühnenwerk selbständig als dramatisches Geschehnis wirkt, gilt es „das Maß zu finden für den Augeneindruck, insofern er nur die Situation stützt, nicht aber die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und abzieht". Bei Theaterstücken, „die nicht die eigentliche, geschlossene dramatische Kraft besitzen, und die ihre Lücken mit Augenbeschäftigung ausfüllen wollen", liegt der Fortschritt in der



„Vereinfachung der Mittel, um eine schlagendere Wirkung zu erreichen". In unserer schriftstellerischen Epoche, deren Bilderreichtum die dramatische Spannkraft weitaus überwiegt, steht allerdings zu gewärtigen, daß „Künstlertheater" zunächst als Pendant zur literarischen Malerei eine malerische Bühnenliteratur zeitigen werden. Wollen die Maler die eigentlich dramatische Produktion der Vergangenheit und Zukunft fördern — gegenwärtig erleben wir eine solche ja kaum — dann dürfen sie nicht vergessen, daß das Bühnenbild nur der Rahmen der Dichtung ist; dann aber muß das Vorurteil fallen, daß die freiwillige Unterordnung zugunsten verwandter geistiger Bestrebungen ein Symptom der Inferiorität bedeute. Die Pionierarbeit des Kunstschrifttums ist nach dieser Richtung oft gerade da unterschätzt worden, wo der schroffe Zensor zum vermittelnden Dolmetsch wurde. An dieser Verkennung sind freilich die Literaten durch ihre häufigen Klagen über die angebliche Unfruchtbarkeit solcher Bestrebungen mitschuldig; der gleiche Schriftsteller, der als Kritiker beseelend, lebenweckend wirkt, trägt sich nicht selten mit Selbstmordgedanken, sobald er Kritik der Kritik betreibt. An und für sich hat es das Bildwerk, das Gemälde gewiß nicht nötig, in Worten nachgegossen und nachgemalt zu werden, aber eines ist ebenso sicher: der Deutsche bedarf des künstlerischen Leitfadens, er sieht nur jene Kunstwerke, die in seinem „Bädeker" oder in seinem Leibblatt angeführt sind. Und gerade in Deutschland ist namentlich seit Richard Muthers Auftreten — neben dem unvermeidlichen Phrasenheldentum — so viel echter Dichterschwung an die Interpretation der malerischen Ideen gewendet worden, daß eine Gegenleistung von der anderen Seite nur billig erscheint.

Wollen die Meister der Sankt Lucasgilde ihren Kollegen von der Feder eine solche erweisen, dann müssen sie sich darüber klar sein, daß die dienstwillige Schwesterkunst kein Stiefkind zu sein braucht — und daß auch die Literatur im weitesten Sinne zu den „bildenden" Künsten zählt.





Maria van Reigersberch.

Eine Frau des siebzehnten Jahrhunderts.

Von

Johanna Eng.

— Utrecht. —

(Schluß.)

Nach dem Tode von Moritz von Oranien im April 1625 war sein Bruder Frederik Hendrik zum Statthalter ernannt. Dieser war de Groot stets wohlgesinnt gewesen, und belebten sich daher de Groots und Marias Hoffnungen, in die Heimat zurückkehren zu können, aufs neue. De Groot unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit seinem Schwager Nicolaes van Reigersberch, der oft mit dem Prinzen zusammentraf und sich stets sehr für die Rückberufung des Grotius bemüht hat. Dr. H. C. Rogge hat auch diese Briefe herausgegeben, die fast alle im Besitze der Remonstrantischen Gemeinden von Rotterdam und Amsterdam sich befinden. Daß der Briefwechsel vieles berührt, geht schon daraus hervor, daß von de Groot an seinen Schwager 700 Briefe existieren, und daß sie nicht harmlos waren, zeigt der Sturm, den ein Brief Reigersberchs vom 6. Febr. 1627 erregte, der in falsche Hände kam und in der Versammlung der Generalstaaten vorgelesen wurde. Nun mußte Nicolaes in seinen Bemühungen für de Groot vorsichtiger sein. Auf welchem Vulkan man damals überhaupt lebte, erkennt man auch daran, daß Nicolaes sich eifrig verteidigen muß, als am Himmelfahrtstag 1628 behauptet wird, daß er dem Gottesdienst in der Remonstrantischen Gemeinde beigewohnt hätte. Aber er kann sein Alibi nachweisen und sich dadurch von dieser calumnie reinigen.

Nach Moritz' Tode schreibt Reigersberch: Die Remonstranten und Kontraremonstranten haben beide gute Hoffnung, gemengt mit Furcht. Auf beiden Seiten sind viele Gemäßigte; selbst die Heftigsten unter den Remonstranten halten es für undienlich, große Veränderungen vorzunehmen, hoffen aber auf einige Vorteile.

Nach einem Gespräch mit Frederik Hendrik schreibt Reigersberch nach Paris: Ich zeigte ihm, welche Vorschläge Euch dort gemacht seien, welche Gelegenheit Ihr gehabt hättet, dort vieles zu lernen, wodurch Ihr Eurem Vaterlande nützen könntet. Er begriff das wohl, bezeugte mehrfach seine Gewogenheit, aber sagte, noch zu neu in der Regierung zu sein. —

Ein andermal schildert er diesen Fürsten: „Die sein Naturell perfekt kennen, sagen, daß er lange resolviert, aber wenn er einmal resolviert ist, prompt exekutiert.“ „Der Prinz gebraucht seine Autorität mit sehr großer Moderation,“ schreibt er noch ein anderes Mal, „refüsiert den Titel Ew. Gnaden, unterschreibt seine Briefe an die Generalstaaten: Ergebener und untertäniger Diener. Der Verstorbene schrieb: guter Freund.“

Und als einer der Herren seiner Umgebung Agnes von Solms Ew. Exzellenz Gemahlin genannt, erwidert er, daß er ein Holländer sei und um die deutsche Pracht nicht gäbe. In seiner Vaterstadt Delft sage man: Frau, Hausfrau oder Weib.

Die Mäßigung Frederik Hendriks in Religionssachen geht aus folgenden Worten Nikolaes van Reigersberchs hervor: „Er erklärt die Spaltungen für ruinös für die Kirchen. Ich sagte, dieser Ansicht seiet Ihr stets gewesen und hättet alles getan, die Spaltung, da es noch Zeit war, zu verhindern, und daß Ihr auch nach der entscheidenden Spaltung immer auf Mittel gesonnen hättet, den Bruch womöglich zu heilen, und daß ich verschiedentlich durch Eure Briefe unterrichtet sei, wie Ihr meint, daß auch jetzt noch für diejenigen, die die Autorität in Händen halten, Mittel zu finden wären, die geteilten Gruppen wieder zu einen. Das schmeckte dem guten Herrn besonders wohl.“ *)

Wir sind noch hundert Jahre vor der Zeit, in der Friedrich der Große dem Fürstbischof von Breslau schrieb: Les querelles des prêtres ne sont pas du ressort des princes.

Aus den Briefen Reigersberchs meinten Grotius und Maria eine Bestätigung ihrer Wünsche herauszulesen, warteten aber stets vergeblich auf Verwirklichung ihrer Hoffnungen. Aus dieser Stimmung ist folgender Passus aus einem Briefe Marias an den Bruder vom Dezember 1625 entstanden:

„Ihr sagt, daß der Obermediziner **) gut ist; zum Teil glaube ich es, aber ob er alles tun wird, was für den Kranken vonnöten ist, bezweifle ich sehr. Es kommt sehr darauf an, daß man die Kranken geneset, solange es noch Zeit ist, sonst verfallen die Kranken in Abzehrung und hilft keine Hilfe mehr.“

---

*) Brief Nr. 23 vom 9. Dezember 1625.

**) Fingierter Name für den Prinzen Fr. H., wie in den gegenseitigen Briefen solche sehr oft gebraucht werden. Die Briefe zwischen Grotius und Reigersberch sind auch teilweise in Zifferschrift abgefaßt, de Groots Briefe obendrein fast unleserlich, worüber auch Reigersberch mehrfach klagt.

Im Frühjahre 1627 reist Maria noch einmal in die Heimat, um selbst zu sehen, ob etwas zu erreichen ist. Aus einem Briefe an de Groot sind folgende Worte, die beweisen, daß sie bald durchschaute, wie wenig Aussichten für eine Rückberufung vorhanden waren.

„Was unsere persönlichen Angelegenheiten betrifft, so habe ich mit niemandem über dieselben gesprochen, da ich sehe, daß unsere Erwartungen sich nicht erfüllen lassen, denn man meint hier, daß ohne Gesuch nichts zu erreichen ist, und ich werde mich nie zu irgend einem Gesuch herbeilassen. Solltet Ihr anderer Meinung sein, so schreibt es mir, aber ich glaube, daß ich Eure Auffassung wohl kenne und daß sie mit meiner übereinstimmt. Über die Konfiskation werde ich im Haag mit Strien und anderen sprechen. Sollte ich die Sache zu gutem Ende führen, so werde ich meine Reise nicht für fruchtlos halten, für das übrige wird Gott wohl sorgen, also seid zufrieden."

Und in einem späteren Briefe, Nr. 35 an de Groot vom 11. Juli 1627, schreibt sie aus dem Haag:

Nicolaes Grevinchoven und van Meeden haben mich gefragt, welche Meinung ich von unserem Faktor*) hätte. Ich sagte, daß verschiedentliche mich Gutes von ihm glauben lassen wollten, aber daß ich nichts zu sagen wüßte. Ich habe hier mit Verschiedenen gesprochen und gesagt, daß es Eure und meine Meinung ist, für unsere Familie zu sorgen, ohne länger darauf zu sehen, was für Holland dienlich sei und was nicht, da wir Holland nicht länger verpflichtet sind, sondern für unsere Kinder sorgen müssen. Ich habe das mit Gründen bewiesen. Das ist auch Eurem Neffen**) rapportiert, der es nicht gern gesehen hat, wir sollten uns nicht beeilen, solchen Entschluß zu fassen, da dieser, einmal genommen, nicht wieder ungeschehen zu machen sei. Ich sagte, das Warten wäre leicht für die, so alles nach ihrem Wunsch hätten, aber sehr schwer für diejenigen, die neun Jahre laviert haben, auch, daß Ihr jetzt in Euren besten Jahren wäret und daß niemand Eure Dienste begehren würde, wenn Ihr erst alt und ungeschickt geworden wäret. Alles, was sie dagegen einwenden konnten, war, daß Ihr durch diesen Schritt viel von Eurer Reputation verlieren würdet. — Man hat mich auch überreden wollen, ein Gesuch einzureichen. Ich habe gesagt, dazu keinen Auftrag zu haben, daß ich es auch durchaus ungeraten fände, denn das Geringste, um das ich nachsuchen würde, würde laut hinausposaunt werden. Man sagte mir, daß man es so machen würde, daß nichts zu Eurem Nachteil daraus entstehen sollte. Ich antwortete, es könne Eure Lage nur verschlechtern, denn wenn es uns verweigert würde, so würde uns das anderswo schaden. Aber wenn Euer Neffe und andere der Meinung seien, daß es für das Land dienlich sei, wenn Ihr kämet, er es sehr leicht zustande bringen könnte, Euch das Land zu öffnen. Man fragte mich, wer das denn fordern sollte, ob ich denn wollte, daß Euer Neffe mein Fürsprecher sein solle, worauf ich geantwortet habe, daß ich nicht wolle, daß er Fürsprach tue, weil ich nicht darum nachsuche, aber wenn er glaubte, daß es zum Nutzen des Landes sei, könne er es einfach als Diener des Landes fordern. Sie fragten weiter, auf welchem Wege er das tun solle? Ich antwortete, daß dies sehr leicht zu machen sei; Ihr begehrtet kein Amt, nur daß man Euch das Land öffne und erklärte, man habe es für gut befunden, Euch das Land offen zu stellen, und beauftrage jeden, Euch nicht zu schaden.

Nr. XLVIII ist wieder ein Brief über allerlei Aufträge, die sie in Paris für ihren Bruder Nicolaes zu besorgen hat:

---

*) Frederik Hendrik. Dr. R.

**) Frederik Hendrik.

Mon frère!

Dieses kleine Briefchen schicke ich nur, um die Kiste zu begleiten. Es ist nur ein Gewand darin, weil ich es nicht ratsam fand, etwas außer diesem Atlasgewand machen zu lassen. Der Atlas ist nur mittelmäßig, aber doch der beste, der zu haben war. Ihr wünscht zu wissen, was für Mäntel man hier trägt. Man trägt hier alle möglichen. Man trägt viel Panne von außen und Samt von innen, auch Kaffa mit Panne gefüttert. Wer Geld geben will, kann hier von allem genug kaufen. Über Eure Gardinen habe ich schon neulich meine Meinung geschrieben. Wenn Ihr nur dreihundert Gulden anlegen wollt, ist es besser, sie dort machen zu lassen als hier. Den Grund habe ich schon neulich geschrieben. Ich habe die Absicht, für mich welche von blauer Serge machen zu lassen, die ungefähr hundertundfünfzig Gulden kosten werden und im Winter hängen sollen, und dann will ich auch welche für fünfhundert Gulden kaufen, von Damast, im Sommer zu gebrauchen. Es ist meine Absicht so viel dafür zu geben, man muß nicht so scharf sehen, es ist genug Geld in der Welt, und Pieter Hein*) hat so viel mitgebracht, und wenn wir sterben, können wir's doch nicht mitnehmen, und alle die Kinder, die Ihr noch kriegen könnt, werden zehntausend Gulden jährlich haben. Ich glaube fast, daß ich noch einmal in eine goldene Welt kommen werde. Hiermit endige ich und bleibe;

Eure dienstwillige Schwester
Maria van Reigersberch.

Aus Paris, diesen IV. Februar. (1629.)

Im Juli desselben Jahres schreibt sie wieder an den Bruder über diesen Mantel, und er möchte ihr mitteilen, was er haben wolle. „Ihr wollt, daß ich Euren Geschmack errate, welches schwer zu tun ist, denn Ihr kennt den selbst nicht.“

Welches Wohlleben damals in Holland geherrscht hat, beweist, daß eine im Jahre 1623 erhobene Steuer, die 4 Gulden mehr als bisher für das Oxhoft Wein betrug, in Amsterdam in einem halben Jahre nur 9000 Gulden mehr einbrachte, wie Reigersberch an de Groot schreibt.

Immer und immer wiederholt sich in Marias Briefen ihre Klage, daß das Vaterland Grotius nicht zurückruft, daß der Statthalter Frederik Hendrik, auf den sie und ihr Mann solch stolze Hoffnungen gesetzt, durchaus nicht energisch für de Groot und die übrigen Remonstranten eintritt. Er nahm die Lage als gegeben an, in der ihm bei Moritz' Tode die Zügel der Regierung zufielen, und fühlte sich nicht berechtigt, frühere Handlungen seines Bruders nachträglich wieder aufzuheben oder umzustoßen. Unter den zahlreichen Wiederholungen dieses Themas greife ich folgenden Brief Nr. 51 an Nicolaes van Reigersberch heraus, der mir besonders klar Marias Auffassung auszusprechen scheint. Je länger sie und ihr Mann in Paris lebten, desto weniger angenehm wurde ihre Stellung dort. Sie waren aufgenommen wie Fremde von Distinktion, von denen man erwartete, daß das Vaterland sie bald wieder in ihre Rechte einsetzen würde. Aber das geschah nicht, auch nicht nachdem Frederik Hendrik seinem Bruder gefolgt war. Und auch die große Politik hatte sich zu ihren Un-

*) Der Admiral Piet Hein, der 1628 die spanische Silberflotte erobert hatte. Dr. R.

gunsten verändert, Frankreich und Holland befehdeten wieder gemeinsam den spanischen Feind. Und Richelieu hatte auf einer Audienz dem Grotius gesagt, daß in Staatsangelegenheiten der Schwächste immer unrecht haben müsse. Die zugesagte Pension bezahlte Frankreich sehr unregelmäßig, und die Einziehung ihrer Güter im Vaterlande wurde auch nicht aufgehoben, der Gehalt als Pensionär von Rotterdam, auf den Grotius noch immer Anspruch zu haben glaubte, wurde desgleichen nicht ausgezahlt.

„Ich sehe wohl, daß wir jämmerliche Menschen wären, wenn wir all unsere Hoffnung auf die treulosen Holländer setzten. Wir sind so jämmerlich nicht und hoffen, noch eine gute Wohnstätte zu finden. Ich sehe wohl, daß fünf oder sechs scharfe Feinde mehr ausrichten können, als zwanzig flaue Freunde. Mein Mann kann der Nachwelt als Exempel dienen. Unsere Tage gehen dahin, als ob wir im größten Glück säßen. Seid versichert, daß die Ehre, die Gallus*) davon hat, sehr klein ist. Vor wenig Tagen war Monsieur Marboudt bei meinem Manne und sagte ihm, viele von der Religion**) meinten, daß der Prinz wenig Ehre davon hätte, so wenig für ihn zu tun, daß man wohl wisse, wie einige Richter und andere dagegen sein würden, daß aber, wenn der Prinz die Sache ernsthaft in die Hand nehmen wollte, niemand daran zweifelte, daß er viel erreichen könnte. Ich bin davon auch überzeugt, wenn der Prinz es nur ernsthaft wollte und von denen unterstützt würde, die sagen, daß sie meines Mannes gedenken, und die wollen, daß wir sie für unsere Freunde halten. Seid versichert, daß man nicht so viel Feinde fände, als man glaubt, nur die Lauheit dieser Leute macht die anderen sicher. Ich für meine Person weiß nicht, wem ich es anrechnen soll, dem Herrn Prinzen oder denen, die täglich mit ihm umgehen und ihm nicht resolut sagen, worauf es ankommt. Alle wollen gut mit Fürsten stehen, und dadurch wird vielen Sachen geschadet. Das heißt nicht, die Fürsten lieben, wenn man ihnen in allem zugibt, man muß ihnen auch mitunter sagen, wie die Sachen liegen, sonst meinen sie, daß alles in Ordnung ist und man wohl zufrieden sei. Die geringste Mühe ist ihnen schon recht. Auch ist es gar nicht übel, einen Mann zu haben, der hier alles für das Land tut, wie auch für den Prinzen, täglich guten Rat erteilt, den Holländern, die hier zu tun haben, behilflich ist und obendrein noch das Lob des Prinzen und des Landes schreibt. Warum soll man denn solchen Mann hier abberufen? Man läßt den Esel seine Last weiter tragen, aber ich, wenn ich an meines Mannes Stelle wäre, würde, anstatt das Lob Hollands zu schreiben, meine Feder gebrauchen, die Treulosigkeit der Holländer zu schildern. Wer kann sie besser schildern, als diejenigen, die sie so wohl erfahren haben? Ich kann nicht aussprechen, wie schmerzlich es mir war, daß Ihr in Eurem Brief vom XI. schreibt, ich hätte es van Vosberge so übel genommen, daß er gesagt hat, er dächte, selbst wenn wir um Rückkehr in das Land nachsuchten, würde es noch viel Mühe machen, die Erlaubnis zu erlangen, wie er glaube. Nun sagt Ihr dasselbe, Ihr werdet zwar sagen, mit dem Unterschied, daß Vosberge meinte, mit Unterwürfigkeit, und Ihr es vielleicht so schlimm nicht meint, aber wenn wir etwas einwilligen, wird man wohl noch mehr von uns verlangen. Glaubt Ihr denn, daß wir weniger Courage haben, als vor zehn oder elf Jahren? Ich bitte Euch, diese Gedanken nie aufkommen zu lassen. Warum sollten wir einer andern Maxime folgen? Wären wir geldgierig, so könnten wir das wohl erreichen, ohne diesen Weg zu gehen. Und suchen wir Ehre, so wäre es gewiß nicht der rechte Weg. Wir wollen die Nachkommen urteilen lassen und inzwischen einen guten Entschluß fassen, um in Ruhe unsere Tage zu beschließen. Wenn wir kein Gewissen hätten, brauchten wir nicht von hier fort-

*) Gleichfalls fingierter Name für Frederik Hendrik.

**) Glaubensgenossen, hier also Remonstranten.

zugehen, denn wenn wir zur Messe gehen wollten, wäre hier wohl Glück zu machen, denn meinem Manne wird täglich davon gesprochen. Ich glaube gewiß, daß die Bezahlung darum unterbleibt, um zu sehen, ob das nicht helfen wird; aber solche Leute haben sie nicht vor sich. Ich könnte noch mehr sagen; aber es ist spät, so will ich es für dieses Mal hierbei lassen und zu Bette gehen, bittend, alle guten Bekannten von mir zu grüßen.

Eure dienstwillige Schwester
Maria v. Reigersberch.

Diesen XXIX. November (1629).

Vielleicht ist hier der Platz, im Anschluß an Marias gekränkte Gefühle zu erwähnen, daß de Groot während seines Aufenthalts in Paris Gelegenheit gehabt hatte, seinem Vaterlande manchen Dienst zu erweisen. Um einige Fälle herauszugreifen, hatte er, als die Krone von Frankreich Ansprüche auf das Fürstentum Orange erhob und auch Falkenburg, der Gouverneur des Prinzen, sich aus Ehrsucht auf die französische Seite schlug, Gelegenheit gehabt, dem Statthalter Frederik Hendrik gute Dienste zu erweisen. Auch als er schon schwedischer Gesandter war, gibt er Frederik Hendrik noch Advis über dessen Ansprüche auf Orange und die Provence. Mehrfach hat Grotius auch in historischen Arbeiten die Kriegstüchtigkeit des Prinzen Moritz besonders hervorgehoben. Wenn es nun auch kein Akt besonderer Größe ist, seinem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so ist es doch auch nicht die Gewohnheit kleiner Seelen.

Und als Richelieu vor Rochelle holländische Schifferböte mit Steinen hatte füllen und dann im Hafen versenken lassen, um den belagerten Hugenotten alle Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden, die zugesagte Schadlosstellung aber lange auf sich warten ließ, suchten die Schiffer de Groot auf und erbaten seine Zwischenkunft. Daraufhin trat er als ihr Fürsprecher bei dem Kardinal auf.

In einem Briefe vom 24. März 1630 schreibt Maria ihrem Bruder die Worte:

„Ich weiß nicht, wie Ihr dazu kommt, uns für glücklich zu halten; mich dünkt, wenn andere in unserem Glücke säßen, würden sie sich sehr beengt fühlen. Mein größtes Glück besteht darin, daß ich mich in alles fügen kann, aber darum fühle ich wohl das Unrecht, das uns geschieht und das nicht gering ist und womit wir die beste Zeit unseres Lebens verloren haben. Unsere Kinder werden schon groß."

Ein Brief vom 21. Februar 1631 an ihren Bruder Nicolaes preist dann wieder einmal des Grotius Wissen und Bedeutung:

Mon frère!

Ich habe Euer Schreiben vom elften dieses gelesen, woraus ich merke, daß die Sachen von Mumerianus*) noch sehr wackelig stehen. Ich kann mich nicht genug darüber wundern, wie skrupulös die Menschen sind. Sie müssen wohl überzeugt sein, daß der Haß, den sie fürchten zu erwecken, sich in Dank verändern wird. Wenn sie den Mann wirklich kennten, würden sie unbesorgt sein. Ihr dürft glauben und es ihnen versichern, daß da manche Leute gewesen sind, die mit anderen schlecht von ihm

*) Fingierter Name für Amsterdam. Dr. R.

sprachen, aber nachdem sie ihn gesehen hatten, viel von ihm hielten. Alle Prediger hier halten viel von ihm und haben vor einiger Zeit einen Ältesten an ihn gesandt, um ihn zu ersuchen, sich an sie anzuschließen, was er mit Höflichkeit abgewiesen hat. Wir haben gehört, daß Vossius in Amsterdam wohnen wird. Wenn die von Amsterdam meinen Mann kommen ließen und ihn zum Kurator*) machten, so wissen sie gar nicht, wie viel Vorteil sie dadurch gewinnen würden. Glaubt mir, daß Polen und Deutsche Jahr und Tag in Paris geblieben sind, nur um mitunter eine Stunde mit ihm über ihr Studium sprechen zu können. Sie haben dafür Geschenke geben wollen, die wir nicht angenommen haben. Wäre mein Mann nicht der, der er ist, und sähe nicht auf seine Reputation, so könnte er so viel Geld verdienen, wie er selbst wollte. Ihr sagt, daß er sich mit dem garde des seaus wohl zu stellen suchen müsse. Ihr braucht nicht zu denken, daß er schlecht mit ihm steht, er steht so gut mit ihm, wie mit irgend jemandem, der die Stelle bekleidet hat oder bekleiden könnte, aber Ihr versteht ihre Maximen nicht. Vor einiger Zeit sprach Boutru**), der in Brüssel residiert hat, mit dem garde des seaus über die Fähigkeiten meines Mannes und fügte hinzu, daß der König großen Dienst von ihm haben könnte. Der andere antwortete, daß es kein Ansehen hätte, einem Manne die Geheimnisse des Reichs anzuvertrauen, der kein Franzose sei. Ihr werdet hierauf antworten: so lasse er sich naturalisieren; das ließe sich wohl tun, aber dann müßte man auch zur Messe gehen, und das macht mehr Schwierigkeit.

Auf ähnliche Auseinandersetzungen hatte sein Schwager Nicolaes van Reigersberch einmal an de Groot geschrieben:

„Deshalb, habt Ihr sonst für andere gesorgt, so ist es jetzt Zeit, für Euch selbst zu sorgen und nicht der Remonstranten willen zu versäumen, was Euch dienlich ist. Doch Ihr braucht Euch nicht zu eilen, solange Ihr dort bessere Wege seht. Wenn die Naturalisation irgend einem Amte im Wege steht, so sehe ich nicht ein, warum Ihr sie nicht anfragen solltet; restitutio natalium kann, wenn nötig, stets bewirkt werden. Kein Vorteil jedoch kann so groß sein, daß man ihn mit Religionswechsel erkaufen dürfte."

Im Sommer 1631 unternahm Maria zum dritten Male eine Reise nach den Niederlanden, um gleich den Tauben, die Noah aussandte, auszukundschaften, ob das Vaterland seinem Sohne wieder gestatten wolle, festen Fuß zu fassen. Und Freunde und Gevattern urteilten dieses Mal, wenn de Groot nur käme, so würde wohl alles sich gütlich lösen. Kurz vor dieser Reise schreibt sie sehr resigniert an Bruder Nicolaes:

„Vor XIV Tagen habe ich Euch über meine Reise geschrieben. Wißt Ihr auch, daß ich keinen Entschluß fassen kann, ehe wir festen Bescheid haben? Was meinen Mann betrifft, dessen Entschluß ist genommen, sowohl für den Fall Ja, wie Nein. Für mich persönlich frage ich wenig mehr, bin schier von den Leuten, denen alles gleichgültig ist. Alle die Trübsal, die ich gehabt habe, hat mich so weit gebracht, das mögt Ihr mir glauben. Auch dürft Ihr wohl wissen, daß mein Mann sich wohl selbst zu helfen wüßte. Ihr werdet dieses auch wohl glauben, aber es wäre ganz gut, wenn auch andere es wüßten. Man braucht sie nicht zu bitten, man will kein Geld von ihnen. Ich glaube nicht, daß mein Mann hier sein wird, wenn die Antwort auf diesen

---

*) An dem dort aufzurichtenden Athenaeum Illustre, das 1632 eröffnet ward und an dem G. Vossius und C. Barläus die ersten Professoren waren. Dr. R.

**) Guillaume Boutru, französischer Gesandter in den spanischen Niederlanden. Dr. R.

Brief kommt. Die Frau, die hier war und jetzt dort ist, wird Euch wohl sagen, daß ich ihr gesagt habe, es sei unser Entschluß von hier fortzugehen, aber wohin, darüber haben wir nicht gesprochen. Sie kann Euch auch erzählen, wie man hier lebt. Kein vernünftiger Mensch kann uns raten, hierzubleiben, selbst wenn wir bezahlt würden; denn wir wissen, wie es uns damit schon oft ergangen ist. Dasjenige, was man uns hier verspricht und nicht gibt, können wir in Misere verzehren. Befragt darüber nur die Frau, die dort ist. Wenn wir zwölftausend Gulden jährlich hätten, so gäbe es keinen besseren und vergnüglicheren Wohnort."

Am 7. Juli schreibt Maria aus Rotterdam an ihren Mann:

„Fast alle sagen mir: Wir wünschten, daß Herr Grotius hier wäre, wir könnten ihn wohl gebrauchen. Einer der Bürgermeister, Schwager von Mus, sagte mir: Ich wünschte, Herr Grotius wäre hier, er weiß wohl, wie das geschehen könnte; sagen kann ich es nicht, wenn er nur hier wäre, würde sich alles schon machen. Er wollte damit sagen: warum kommt er nicht? Viele andere sagen dasselbe."

Auch über die stets noch beanspruchte Besoldung de Groots verhandelt sie wieder mit den Rotterdamer Herren und ist bereit, Hausmiete und Emolumente fallen zu lassen, falls de Groots Gehalt nachgezahlt würde. Einige der Herren halten ihr entgegen, daß doch de Groot dafür keinen Dienst geleistet hätte. Aber sie antwortet, ob er den Dienst verweigert hätte? Man möchte ihn nur entbieten, und wenn er sich dann weigerte, sei man frei und brauche ihm keinen Gehalt mehr zu bezahlen.

Und Grotius reist wirklich ab und kommt am 29. Oktober in Rotterdam an, nachdem er sich öffentlich von Ludwig XIII. verabschiedet hat. Als de Groot den Plan faßte, offen zurückzukehren, sagen seine Pariser Freunde, daß dieses kühne Vornehmen nicht von ihm, sondern von Maria herrühre. Aber sein Aufenthalt verlief nicht so glatt, wie er und seine Gattin sich vorgestellt hatten.

In Rotterdam eingetroffen, der Stadt, in deren Dienst er lange Jahre gestanden, läßt er dem ältesten Bürgermeister seine Ankunft melden. Man rät ihm, sich verborgen zu halten, sich nicht auf der Straße sehen zu lassen, aber es war nicht des Grotius Meinung, sich scheu zu verstecken. Sein erster Ausgang war nach dem großen Markte, um das Standbild des Erasmus zu sehen, das im Auftrage der Stadt während de Groots Abwesenheit durch den berühmten Bildhauer Hendrik de Keizer geschaffen war*) und das das alte, im Jahre 1572 von den Spaniern ins Wasser geworfene, später wieder herausgeholte Denkmal ersetzen sollte, das bis zu dieser Zeit gestanden hatte.

Er wußte, wie heftig man gegen die Errichtung dieses Denkmals geeifert hatte. Man hatte von den Kanzeln Erasmus einen Libertin und Freigeist genannt, der mit aller Religion den Spott getrieben hätte. De Groot hingegen wollte, wie er in einem Briefe schreibt, diesem Manne seine Hochachtung bezeugen, „der den Weg zu einer rechtmäßigen Reforma-

*) Steht noch in Rotterdam.

tion gewiesen und sich nie durch dunkle Streitpunkte, noch äußerliche Zeremonieen hätte binden lassen".

In Delft ließ Grotius sich von Mierevelt malen, welches Gemälde des Malers Schwiegersohn Willem Delf dann auch in Kupfer stach.

Zwar hatte man Grotius in Rotterdam nicht offiziell bewillkommt, aber es waren ihm doch viele günstig gesinnt. Einer der Herren hatte gesagt, daß alles, was de Groot in der Sentenz zur Last gelegt sei, nach den Beschlüssen der Stadt geschehen sei, ja, daß er mehrfach minder getan hätte, als sein Auftrag verlangt gehabt hätte.

In diesen Tagen, am 14. November 1631, schreibt Maria aus Paris an ihren Bruder Nicolaes:

„Euren Brief habe ich erhalten und sehe daraus, daß Ew. Hochwohlgeboren darüber besorgt sind, daß meines Mannes Ankunft so ruchbar geworden ist. Aber Ihr wißt, daß ich Euch geschrieben habe, daß sie nicht geheim bleiben könne, da hier so viel Leute darum wissen und ich wohl weiß, wie am Tage nach seiner Abreise von hier aus dahin geschrieben ist; auch wollte er es nicht geheim halten. Er müßte ja auch verrückt sein, dahin zu gehen, wie in ein stilles Gefängnis. Was mich betrifft, ich habe ihm nicht geraten, es so ruchbar zu machen, glaube auch nicht, daß es von ihm ausgegangen ist, aber nun es so ist, finde ich das auch nicht schlimm. Es ist allemal gut, resolut zu sein."

Aber trotzdem Rotterdam, Amsterdam und Delft, seine Geburtsstadt, ihn zu schützen suchten, drangen doch die Stimmen der anders gesonnenen Städte durch, und am 10. Dezember 1631 erging der Befehl, Grotius gefangen zu nehmen. Als man ihn darauf in Rotterdam suchte, hatte er diese Stadt schon verlassen und war still nach Amsterdam gegangen, wo er noch mehrere Monate blieb.

Im Januar versucht Rotterdam noch einmal, ob eine allgemeine Amnestie zu erreichen sei. Aber Rotterdam und Delft dringen mit diesem Vorschlage nicht durch und die Staaten von Holland setzen in den ersten Apriltagen einen Preis von 2000 Gulden aus für denjenigen, der ihn der Justiz ausliefert und eine Pön von 500 Gulden für denjenigen, der ihn verbirgt. De Groots Freunde versuchten nun noch, ihn zu einem nachträglichen Gesuche zu veranlassen, aber er erwidert, er wolle keinen Pardon, keinen halben, keinen viertel, keinen achtel Pardon; aber er wolle wohl denen vergeben, die ihm unrecht getan.

Aber ehe er ging, schrieb er an Frederik Hendrik:

Hochgeborener Fürst, gnädiger Herr!

Während all der Zeit, daß ich in Frankreich gewesen bin, habe ich allerlei Gelegenheit nicht nur wahrgenommen, sondern auch gesucht, um nach meinen schwachen Kräften meinem Vaterlande und seinen Bewohnern nützlich zu sein. Verschiedene Schriften, die ich herausgegeben habe, über Religion, Rechtsfragen und Historie, bezeugen vor der Welt meine andauernde Hinneigung zu dem Lande und seiner Regierung. Darum hatte ich gehofft, daß man mein Kommen nicht übel deuten würde. Nicht Mangel an guten Ämtern hat mich hierhergetrieben, mir waren verschiedene, sehr vorteilhafte angeboten, sondern das Verlangen, meine Freunde, meine hochbetagten Eltern,

mein Vaterland wiederzusehen. Auch nur in Gedanken jemanden zu kränken, lag mir fern. Fühlte mein Herz so, es wäre eine Sünde. Die alte Geschichte lehrt mich, daß ein Gleiches, wie mir widerfahren, manch ehrlichen, ja trefflichen Menschen zu verschiedenen Zeiten begegnet ist und daß das Vergessen, sowohl fürs Allgemeine als fürs Besondere, die beste Medizin ist. Kann ich noch irgend einen Dienst dem Lande, der Regierung, einzelnen Personen erzeigen, so wird man mich stets sehr bereit finden und besonders

hochgeborener Fürst, gnädiger Herr
Ew. Exzellenz ergebener und untertäniger Diener
H. de Groot.*)

XIV. Jan. M. D. C. XXXII.'

So verließ de Groot sein Vaterland wieder und ging nach Hamburg, wo er während des Sommers bei einem Holländer G. de Moor in Dockenhuden wohnte. In Hamburg hatte sich in jenen unruhigen Zeiten eine ganze niederländische Kolonie zusammengefunden, in der de Groot in Ansehen stand.

Maria löste inzwischen den Haushalt in Paris auf und reiste im Oktober nach Holland, um nach endlicher Aufhebung der Beschlagnahme ihre Besitzungen im Vaterlande zu Gelde zu machen, und trifft im März 1633 in Hamburg ein. Am 7. März schreibt sie von dort an ihren Bruder Nicolaes:

„Glaubt mir, daß wir das undankbare Holland schon vergessen werden, es ist nicht wert, daß Gott ihm solchen Mann gibt. Alle, die ihn kennen, haben ihn lieb, er ist viel zu tugendhaft für dieses Land. Ew. Hochwohlgeboren mögen wohl glauben, daß gegenwärtig sechs verschiedene Plätze sich um ihn bewerben, von denen der schlechteste besser ist, als die Pensionärswürde von Rotterdam, in Ehre und in Gehalt."

Maria spricht von sechs Ämtern, die ihrem Manne offen ständen Wahrscheinlich läßt nur ihr Stolz sie so reden. Aber ein Platz war ihm geboten. Gustav Adolf hatte den Verfasser des bewunderten Werkes: De jure belli ac pacis zu sich zu ziehen gewünscht und vor seinem Tode noch Oxenstierna geboten, den Grotius nach Schweden zu rufen. Vorkommenden Falles soll Gustav Adolf gern des Grotius Werk citiert und sich darauf berufen haben. Aber erst im Jahre 1634 bietet Oxenstierna in Frankfurt de Groot den Platz als Gesandter Schwedens in Paris an. So kehrte denn Grotius in Glanz und Macht nach Paris zurück, aber während der zehn Jahre, die er diesen hohen Posten bekleidete, hat er sich durch nichts hervorgetan, hingegen oft sich in kleinlichen Rangstreitigkeiten gefallen.

Um sie nicht nur als Gattin, sondern auch als Mutter zu zeigen, möchte ich einige der Briefe einflechten, die Maria an ihre Söhne gerichtet hat. Daß diese ihr vielen und ernsten Kummer bereiteten, geht aus diesen Briefen zur Genüge hervor. Ein Brief aus Paris an ihren Sohn Pieter nach Amsterdam geschrieben lautet:

*) Brandt en Cattenburgh I. T. S. 437.

Sohn Pieter!

Dein Vater hatte an Deinen Onkel geschrieben, daß er mit Dir sprechen solle, um zu vernehmen, ob Du geneigt wärest, eine große Reise zu unternehmen oder etwa eine kleine Reise nach Genua, um die See kennen zu lernen, außer dem was Du darüber gelernt hast. Dein Vater meint, daß Du dadurch am besten vorwärts kommen wirst, da es scheint, daß Du Deine Zukunft am sichersten bei der Seefahrt finden wirst; wenn Du diese kennst, kannst Du Dir überall selbst helfen. Dein Onkel de Groot schreibt, Du hättest gar keinen Sinn zu reisen; wir vermuten, daß dieses ist, weil Du Dir einbildest, man riete es Dir, um Dich los zu sein. Die Dir das weisgemacht haben, haben Dir kein Gutes erzeigt. Dein Onkel de Groot schreibt, Du hättest mehr Lust, Rechte zu studieren; ich denke, Du meinst zu tun, wie viele andere, den Namen Advokat zu führen und aufgeputzt durch die Straßen zu wandern und den Damen Besuche zu machen. Glaube mir, daß das nicht Deines Vaters Absicht ist, sein Wille ist, daß Ihr alle drei Geld verdienen sollt und Euch selbst forthelfen. Dein Vater hatte Deinen ältesten Bruder für die Rechte bestimmt; nun sagt der, er möchte wohl für die Seefahrt ausgebildet sein. Was für Launen! Was scheint Dir, sollten die Kinder nicht am weisesten tun, wenn sie ihres Vaters Urteil folgten? Unsere Absicht ist nicht, Dich zu zwingen. Du hast die Jahre, selbst Verstand zu haben. Meinst Du, daß Du weiser als Dein Vater bist, so tue nach Deinem Sinn, aber sorge dann auch dafür, daß Du uns nicht lange zur Last bist, damit wir für Dich und die anderen sparen können, um Euch, wenn es an der Zeit ist, anständig verheiraten zu können. Wenn Du eine Reise von einem oder einem halben Jahre annähmst, sollte das wohl so arg sein, und gibt es nicht manch angesehenen Mann, der das tut? Gefällt Dir das Reisen, so könntest Du dabei Deinen Weg suchen. Inzwischen könntest Du unterwegs ebenso gut das Recht studieren, wie am Lande, und hättest noch stets die Wahl. Dein Bruder glaubt, für den Sohn eines Gesandten sei es nicht genug Ehre, Advokat zu sein, und Du findest es nicht ehrenvoll genug, zur See zu fahren. Mir scheint, daß die Eltern nicht mehr weise genug sind, ihre Kinder zu erziehen. Bedenke Dich wohl und schreibe Deinem Vater einen gutdurchdachten Brief, aber denke daran, daß Du es so machst, daß Du Dir selbst helfen kannst, Großvater de Groot kann Dir sagen, wie alt Dein Vater war, als er für sich selbst gesorgt hat. Bitte Gott um Weisheit und sei vernünftig. Man schreibt mir, daß Joannis Arnoldi Dich nicht länger haben will und daß er sagt, er hätte keine Gelegenheit dazu. Ich vermute, daß Deine Launen ihm nicht anstehen; es scheint, daß Du es überall so machst, daß Du nicht bleiben kannst. Was haben doch die Eltern für Sorgen, die sie nicht haben würden, wenn die Kinder wären, wie man wünschen möchte. Die Eltern können immer nur ihr Bestes tun, den Rest muß man Gott befehlen, ich bitte ihn, Dir Weisheit zu verleihen, damit Du so wählst, wie am besten ist. Diesen Brief schreibe ich in Deines Vaters Namen, der mich darum gebeten hat, er spricht von einer Genuesischen oder Brasilianischen Reise, oder welche Dir am meisten zusagte. Deine Schwester und Dein Bruder lassen Dich grüßen.

Deine Mutter
Maria van Reigersberg.

Aus Paris, den VII. Oktober. (Wahrscheinlich 1635.)

An Dirk de Groot.

Sohn!

Du hast ohne Zweifel den Brief erhalten, den ich durch den Pagen geschickt habe. Wir haben seit lange keine Nachrichten von Dir gehabt, hier kommen sonst oftmals Briefe aus Deinem Lager an. Dein Bruder hat uns gar nicht geschrieben. Kürzlich sprach ich mit einem Edelmann über den Verlust Deiner Pferde; er sagte mir, das Mißgeschick

träfe Dich oft, weil Deine Pferde nicht gut versorgt würden und der Schweizer, den Du von hier mitgenommen hättest, diente Dir schlecht und wäre ein Säufer. Wenn das wahr ist, so schicke ihn weg und nimm einen andern und habe selbst ein Auge auf Deine Pferde, denn es ist ein großer Verlust, andere zu kaufen. Seit Du dort bist, hast Du nach meiner Schätzung wenigstens sechs bis acht Pferde verloren. Ich habe Dir nicht viel anderes zu schreiben, als daß Du Sorge tragen mußt, zu tun, was Deines Amtes ist. Dein Bruder hat, solange er im Felde ist, nie einen Brief an Deinen Vater oder mich geschrieben. Ich hatte Dich gebeten, Dich zu erkundigen, was er macht. Ich glaube, daß er spielt; es ist mir etwas darüber zu Ohren gekommen. Willst Du mir darüber schreiben, auch ob Aussicht ist, daß er bald eine Kompagnie erhält, und schreibe mir auch, wie es Dir geht. Sei doch stets fleißig und habe gute Courage, so wirst Du weiter kommen. Vor allem fürchte Gott, er wird wohl für Dich sorgen. Wir sind alle wohl. Dein Vater ist krank gewesen, aber Gott sei gelobt, wieder wohl.

An Cornelis de Groot.

Sohn!

Ich habe Dir vor acht Tagen geschrieben und hoffe, daß Du den Brief erhalten hast. Seitdem habe ich mit Monsieur Vickevoort*) gesprochen, der mir gesagt hat, daß er Dir dreißig Pistolen gegeben hat. Vor allem hoffe ich, daß Du Deine Leinwand ausgelöst hast. Ich bitte Dich, doch nicht mehr solche Geschichten zu machen. Bedenke, daß Du von ehrlichen Leuten herstammst und tu uns keine Schande an. Monsieur Vickevoort hat mir gesagt, vom Herzog verstanden zu haben, daß er für Dich sorgen will, wenn Du Dich gut führst, und daß er Dir bald ein Fähnlein geben will, wenn er sieht, daß Du Courage hast. Tu Dein Bestes, um die zu zeigen. Was ist ein Mann ohne Courage? Du brauchst nun nicht gerade zu sagen, daß der Herzog dies gesagt hat, denn man braucht nicht alles weiter zu erzählen, was man weiß, viel tun und wenig sagen, muß nicht faul, nicht lecker und nicht hoffärtig gegen die Menschen sein. Wie ich höre, vertragt Ihr beide Euch nicht sonderlich miteinander**); es ist eine Schande, daß das fremde Leute wissen. Als Du mit Deinem Bruder Pieter hier warst, ging's ebenso. Du bist sehr hochmütig und ausfallend, sagst alles, was Dir in den Sinn kommt, und hast es nachher wieder vergessen, aber andere, die ihre Zunge besser zügeln, vergessen so schnell nicht. Es ist ein Wunder, daß Du, dem Gott guten Verstand gegeben hat, Deine Handlungen so wenig bedenkst. Ich bitte Dich, Dich zu ändern und Dein Bestes zu tun, damit wir, die jetzt nur Ärger von Dir haben, Freude an Dir erleben mögen. Du bist der Älteste und solltest den anderen ein gutes Beispiel sein, aber davon bist Du weit entfernt; aber ich hoffe und bitte zu Gott, daß es besser werde. Schreibe uns oft, es scheint, als ob Du Dich Deinen Eltern entfremdest. Dein Bruder schreibt Deinem Vater oft, tu Du desgleichen. Meinst Du, daß die Eltern nur dazu da sind, den Kindern Geld zu verschaffen? Ich bin noch fünfzehnhundert Gulden für Dich schuldig, Gott weiß, woher ich sie nehmen soll, um sie zu bezahlen. Wir haben noch nicht einen Pfennig von der Krone von Schweden erhalten, seit Du fort bist. Wir sind anderthalb Jahre im Rückstand***) und haben eine große Haushaltung zu bestreiten. Bedenk das wohl, und Du wirst sehen, daß ich Ursache habe, Dich zur Sparsamkeit zu ermahnen. Aber halte Dich sauber in Leinwand und Kleidung,

*) Abraham de Wicquefort, Resident des Kurfürsten von Brandenburg zu Paris. Dr. R.

**) Sein jüngerer Bruder Dirk war bei ihm, wie der vorhergehende Brief zeigt. Dr. R.

***) De Groot klagt stets über schlechte Bezahlung seines Traktaments, auch sein Schwager Nicolaes korrespondiert stets mit ihm darüber. Seit Juni 1637 hatte de Groot kein Geld erhalten, Maria konnte also im Dezember 1638 sagen, daß sie anderthalb Jahre im Rückstand seien. Dr. R.

kostbar braucht es nicht zu sein, und begehe keine Torheiten mehr, denn ich versichere Dich, daß meine Börse keine mehr tragen kann. Und hiermit empfehle ich Dich in Gottes Hut und bitte ihn, daß er Dir Weisheit verleihen möge. Deine Schwester läßt Dich grüßen.

Deine Mutter
Maria v. Reigersberg.

Aus Paris den XXVIII. Dezember. (1638.)

An Dirk de Groot.

Sohn!

Den eingelegten Brief gib an Deinen Bruder*). Es tut mir sehr leid, zu hören, daß er es nicht so treibt, wie wir gern sähen, aber ich will hoffen, daß er bald ein anderes Leben führen wird. Man sagt uns, daß er die größte Lust hätte, hier nach Paris zu kommen, das ist aber gar nicht Eures Vaters Wille, und was sollte er hier denn anfangen? Ledig gehen und viel Geld vertun? Man hat uns gesagt, daß es ihm elend ergeht. Ich begreife nicht, warum er in Kolmar bleibt. Wäre es denn nicht besser, daß er wieder zu seinem Regiment stieße? Der Herr Smidtsbergen würde ihn nicht Not leiden lassen, wie ich wohl weiß. Wo er mit dem Gelde geblieben ist, weiß ich nicht. Hätte er gespart, so lange er reichlich hatte, so würde es ihm jetzt von Nutzen sein. Wären wir auch so umgesprungen, so ginge es uns jetzt auch schlimm. Es ist leichter, Kinder in die Welt zu setzen, als sie durch die Welt zu bringen. Ich hoffe, daß Gott ihn zu Verstand kommen lasse. Wir haben an Monsieur Latau gesagt, daß er Ordre geben möge, damit Dein Bruder keine Not leide. Wir haben ihm bis hundert Gulden monatlich zugelegt, und man hat uns gesagt, das sei genügend. Er braucht nicht alle Tage hoch zu leben. Man erzählt mir, daß er am meisten von leckerem Essen und Trinken spricht. Das ist fürwahr geringer Ruhm, ich behülfe mich lieber mit trocken Brot. Weder ihm noch Dir habe ich Geld geweigert, als wo es berechtigt war. Das Geld, das Ihr nötig habt, werden wir Euch stets geben. Betragt Euch allzeit wohl, so wird Gott Euch segnen, und Ihr werdet die Freude Eurer Eltern sein. Wenn Dein Bruder sich wieder in Dienst begibt, oder wenn er sich unter Smidtsbergen stellen will, so soll er Geld haben, aber er muß sich in irgend jemands Dienst begeben, dann soll für ihn gesorgt werden. Ich glaube, es wäre am besten, wieder unter Smidtsbergen zu dienen. Will er das aber durchaus nicht, so kann er zu jemand anders gehen. Sowie er wieder in Dienst ist, soll ihm ehrlich Unterhalt gegeben werden, bis er wieder so viel verdient, daß er für sich selbst sorgen kann. Nehmt Geld von Monsieur Fereet oder sonst jemandem, ich werde es bezahlen. Ihr könnt vorläufig hundert Kronen nehmen. Es schmerzt mich wohl, daß Dein Bruder kein Geld bewahren kann. Du sollst ihn nicht merken lassen, daß wir Dir geschrieben haben, daß Du ihm helfen solltest, wenn er wieder Dienst nimmt. Sorge dafür, daß er niemandem zur Last falle; wir haben selbst Mittel, unsere Kinder brauchen nicht betteln zu gehen. Schreibe mir bald, wie es mit ihm geht und wie es um seine Kleider und Leinwand bestellt ist und was da not tut. Ich glaube, daß man hier wieder Kleider für das Gefolge vom Herrn Herzog**) macht, ich werde dann alles mitsenden. Sage Deines Bruders Diener, er solle darauf achten, daß dieser immer sauber sei. Ich weiß wohl, daß er von Natur sehr unsauber ist. Oh, daß er so wäre, wie ich wünschte, wie glücklich würde ich sein! Was haben wir uns für Mühe gemacht, unsere Kinder in Ehren groß zu bringen, und nun sie so weit sind, haben wir die meiste Mühe mit ihnen. Tu Dein Bestes, mit Ehren dem Fechten zu entgehen. Ich habe nie den Grund Deiner carelle***) verstanden, aber wie mir scheint, hat der Marquis Dich geschlagen.

*) Cornelis de Groot.
**) Bernhard von Sachsen-Weimar. Dr. R.
***) Querelle.

Wie ist das gekommen? Schreibe mir das doch. Ich habe den Baron de Sich nicht gesprochen, denn ich war nicht hier, als er kam. Ich muß schließen. Ich schreibe in so großer Eile, daß ich kaum weiß, was ich sage. Wir sind alle in Trauer. Deine Großmutter Reigersberg ist den XVI. Oktober gestorben. Ihr, die Ihr im Felde seid, braucht keine Trauer zu tragen. Hiermit schließe ich und bleibe

Deine Mutter
Maria v. Reigersberg.

Deine Schwester läßt sehr grüßen.
Den XVI. November aus Paris (1639).

Mögen die ersten beiden der abgedruckten Briefe an die Söhne uns kalt erscheinen, die beiden letzten zeigen so deutlich den Schmerz und Kummer, den die Mutter empfindet, daß man in Marias Seele mitfühlt, was sie, die stolze Frau, durch die Unwürdigkeit ihrer Söhne gelitten hat. War es auch eine Zeit der Zuchtlosigkeit, so scheint doch die Führung des Cornelis de Groot noch über das hinausgegangen zu sein, was man in jenen wilden Zeiten als statthaft oder verzeihlich hinnahm.

Hier möchte ich wohl auch einen Brief de Groots an seinen Vater einschieben, der im Frühjahre 1635 geschrieben ist, als ihm, bald nach Antritt des Gesandtschaftspostens, seine jüngste Tochter Maria starb. Sind Marias Briefe noch heute allen Elternherzen verständlich, so zeigt de Groots Schreiben eine Auffassung, der wir verständnislos gegenüberstehen.

„Aufschiebend an Ew. Hochwohlgeboren zu schreiben, bis ich die Hindernisse, die sich erst gegen meine Gesandtschaft und darauf gegen die Würde derselben erhoben, überwunden hätte, trifft uns ein neuer Schlag, der die Narben der vorigen wieder mit aufreißt. Kaum war ich von dem Könige zurückgekehrt, von dem ich mit Beweisen seines größten Wohlwollens, sowohl für die Königin*), in deren Namen ich komme, als in meinem eigenen Namen empfangen war, als unsere Maria, außer ihrem andern Leiden noch geschwächt durch die große Kälte, während der Arzt uns ein langes Krankenlager prophezeit hatte, fast ohne Schmerzen gehabt zu haben, plötzlich, nicht so sehr uns, die ihr bald folgen werden, sondern diesem elenden Leben entrückt wurde. Ich und meine Hausfrau tragen dies, wie wir, abgehärtet durch Mißgeschick, gewohnt sind: und warum sage ich denn Mißgeschick, da Gott nach seinem Rechte seine Gabe zurücknahm; da er sie vorausrief zu den Freuden, nach denen junge Menschen ebenso verlangen sollten, wie alte? Dieses Geschick befreit uns von schwerer Sorge, einen Gemahl für sie zu suchen, der ihr und uns gleich wohl gefällt, was schwer zu finden ist. Und hätte sie den auch gefunden, wie groß ist dann noch die Gefahr, daß die Naturen nicht zusammen passen und die Ehe ein Kreuz wird. Ja und wäre dieses alles nach Wunsch geglückt, was geben die Schwangerschaft, Gebären und Erziehen der Kinder nicht für Mühsal und die Sorge für die Ihren, von der wir nun für sie erlöst sind. Unsere Maria wird nicht in den traurigen Fußtapfen ihrer Mutter zu wandeln brauchen. Sie hat nicht mit Richtern zu tun, die gegen ihren unschuldigen Mann feindselig eingenommen sind und gerade wegen seiner Unschuld ihm feindselig sind. Sie braucht ihn nicht in die Gefangenschaft zu begleiten, braucht nicht von einem Lande ins andere zu ziehen, als Genossin seiner Verbannung. Laßt uns sie glücklich schätzen, daß Gott sie aus diesem Leben genommen hat, ehe sie zu viel erfahren hat, was man die Güter dieses Jahrhunderts nennt! Was hat doch die Christenheit, durch Sekten, Teilungen und Kriege aufgerührt, warum man wünschen könnte zu leben."

*) Königin Christine von Schweden.

Cattenburgh, der diesen Brief im II. Teile, S. 17 seiner Biographie abdruckt, preist die Weisheit und christliche Ergebung desselben mit Emphase. Mir ist er unverständlich. Daß man selbst sich aus einem Leben hinwegsehnen kann, in dem man viel Trübsal und Ungerechtigkeit erfahren, ist begreiflich, aber daß man ein junges Kind fortwünscht aus dem Leben, nur weil ihm vielleicht Sorgen erwachsen könnten, finde ich sehr wunderbar, und daß ihr gerade dieselben Schicksale wie ihrer Mutter bevorgestanden hätten, sehr unwahrscheinlich. Und da das Leben doch für jeden Gläubigen eine Gottesgabe ist, scheint es mir von einem frommen Manne sehr undankbar, diese Gabe so zu schmähen.

In demselben Jahre 1639, in dem die oben angeführten Briefe Marias an die Söhne im Lager Bernhards von Sachsen-Weimar geschrieben sind, schreibt sie auch an ihren Bruder Nicolaes:

„Was Herrn Spierinc*) betrifft, so sehe ich wohl, daß das Geld noch immer nicht zur Stelle ist, könnte man inzwischen vom Winde leben, so wäre das sehr schön, aber so geht's hier nicht her. Wer alle Tage vier- bis fünfundzwanzig Menschen zu speisen und zu erhalten hat, kostspieliges Haus, Wagen und Pferde, drei Söhne außerhalb des Hauses, der hat genug zu tun. Glaubt mir, ich habe Arbeit genug, um jedem das Seine zu geben, mein Kopf schmerzt oft davon. Ich bin eine Zeitlang nicht wohl gewesen, bin seit einem Monat fünfmal zur Ader gelassen, noch zweimal, seit ich Euch letzthin geschrieben habe, habe lange andauerndes Fieber gehabt, das aber nicht hoch war, und einige Tage das Bett gehütet. Ich hatte so schlechtes Blut, daß man eine ernste Krankheit fürchtete, aber ich hoffe nun, daß dafür keine Gefahr mehr ist. Das letzte Blut ist besser gewesen. Ich tue, was ich kann, um mich obenauf zu halten, unsere Haushaltung kann mich noch nicht missen. Ich darf noch nicht sterben, es würde der Ruin unserer Kinder sein. Aber Gott sieht darauf nicht immer."

Die Sorgen, die ihr die Söhne machten, scheinen auch ernste Verstimmungen zwischen den Ehegatten hervorgerufen zu haben, denn am 16. April 1640 schreibt sie einen trüben, verstimmten Brief an de Groot aus dem Haag, aus dem ich nur folgendes herausgreifen will.

„Mir scheint, es geht mir, wie man von Spanien sagt, daß alles gut ist, was daher kommt, nur das nicht, was sprechen kann. So geht es auch mir und den Meinen, alles was kommt, ist nicht schlecht, nur das was gesagt und geraten wird. Ich bin immer noch gut genug, für die Kinder Geld zusammenzuraffen. Ich gebe Eurem jüngsten Sohne tausend Gulden, um ihm fortzuhelfen, das ist das Letzte, das er von mir erhält. Ich habe ihm gesagt, fortan möchte er sich an Euch um Geld wenden. Ihr mögt dann bestimmen, wieviel ihm gegeben und woher es genommen werden soll. Wäre ich Gouvernante in jemands Haus geworden und hätte so viele Jahre getreulich gedient, man würde mir mehr Ehre erweisen, als man mir jetzt als Mutter erweist."

Und an Bruder Nicolaes schreibt sie am 25. Oktober 1642:

„Und was ist unser ganzes Leben gewesen? Nichts als Plage und Trübsal, und hätten wir keinen starken Geist gehabt und nur dem Zeitlichen gelebt, so hätten wir das Leben gar nicht ertragen. Es geht ins achte Jahr, daß wir hier in diesem Stande**)

---

*) Peter Spierinck Silvercroon, Finanzrat und Bevollmächtigter Schwedens im Haag, durch den Grotius seinen Gehalt erhielt. Dr. R.

**) Als schwedischer Gesandter.

leben, aber Gott weiß, wie viel Disteln und Dornen wir darin gefunden haben, und das alles um einen eitlen Titel und schmale Kost!"

Auch folgenden Passus aus einem Briefe an den Bruder aus dem Jahre 1643 möchte ich eben einflechten, trotzdem er das Entsetzen jedes heutigen Lesers erregen wird:

„Ich fand die Königin*) sehr paushy. Meine Tochter war nicht mit mir. Die Königin fragte, warum ich sie nicht mitgebracht hätte, ob sie krank sei? Ich sagte ja, und daß man ihr verordnet hätte, Brunnen zu trinken. Sie hat ihn aber nur zwei Tage getrunken, sie hat von neuem Gelbsucht davon gekriegt und ist diese Woche gelber als je. Ich hätte Lust, ihr Läuse**) zu geben, man sagt mir, sie müßten lebend sein."

1644 war Grotius von der Königin Christine entlassen und reiste nach Stockholm, um zu erfahren, wo die Königin ihn jetzt zu verwenden wünsche. Ihm wurde dort kein anderer Posten angewiesen, trotzdem die Königin sehr gnädig gewesen zu sein scheint. Auf der Rückreise erlebte de Groot einen schweren Sturm, wurde in der Nähe von Danzig an Land gesetzt und wollte von dort nach Lübeck reisen, starb aber auf der Fahrt dahin in Rostock, am 28. August 1645, 62 Jahre alt. Seine Leiche wurde nach Delft überführt und in der Neuen Kirche beigesetzt. Auf dem Marktplatz vor der Kirche ist 1886 ein Erzstandbild de Groots von Stracké errichtet.

In der Vorrede zu der großen Biographie sagt Gerard Brandt, der Sohn des Kaspar Brandt, daß es fraglich sei, ob sein Amt, die Gesandtschaft, dem Grotius mehr Ehre gebracht oder er der Gesandtschaft. — Jetzt nimmt man an, daß Grotius ein mäßiger Diplomat gewesen ist, und ich möchte die von Cattenburgh***) angeführten Worte de Groots: „Ich habe die Gnade von Gott, daß ich meine Gedanken abschüttele, wenn ich mein Bureau abschließe," auf seine Gesandtschaftsangelegenheiten und nicht auf seine wissenschaftliche Tätigkeit beziehen. Eine Gnade von Gott könnte es wohl sein. Wem aber seine Arbeit ans Herz gewachsen ist, der kann sie nicht so leicht abschütteln, den verfolgt sie gewollt oder ungewollt.

In seinen letzten Jahren hatte de Groot verschiedene theologische Fehden, hauptsächlich veranlaßt durch seine Schrift: Via ad pacem ecclesiasticam. Seine Hoffnung auf Annäherung und Versöhnung der verschiedenen Glaubensrichtungen verstand man nicht. Er wurde infolge derselben nur als Socinianer oder gar als Katholik angefeindet. Bei einem Gespräch mit einem der Gegner des Grotius in dieser Sache, mit Rivet, sagt Reigersberch, wie er seinem Schwager schreibt: que vous

---

*) Die Königin Anna von Österreich.

**) Ein gebräuchliches Mittel in dieser Zeit und später. Noch im „Allgemeinen wirtschaftlichen Wörterbuch" von M. N. Chomel liest man: Trotz der Abscheulichkeit und des dadurch verursachten Widerwillens, die man natürlich vor den Läusen haben muß, werden sie durch manche, innerlich genommen, als Mittel gegen Gelbsucht angepriesen. Dr. R.

***) II. T. S. 435.

n'esties pas sectaire. — Aber eben das begriff man nicht. Damals waren alle Gläubigen Sektirer. Daß de Groot zwischen oder über den Parteien stehen wollte, war der Welt des siebzehnten Jahrhunderts ein so fremdes Schauspiel, daß man nicht wußte, in welcher Rubrik man ihn unterbringen sollte.

So hieß es denn:

> Kolophon, Rhodos, Athen, Pylos, Argos, Salamis, Smyrna,
> Stritten ums Vaterland sich des göttlichen Sängers Homeros.
> Über den Glauben des Hugo Grotius stritten Socinus,
> Luther zugleich und Calvin, Arminius, Rom und Arrius*).
>
> Menage.

Noch vor seiner Abreise von Paris hatte Grotius sein Testament gemacht und Maria zu seiner Universalerbin eingesetzt. Die Bibliothek ihres Gatten verkaufte sie später für 24 000 Gulden an Königin Christine, deren Brief an Maria Cattenburgh im zweiten Teile seiner Biographie abdruckt. Im Jahre 1620 waren de Groots Bücher auf 340 Gulden taxiert.

Es ist kein Brief erhalten, in dem Maria sich über den Verlust ihres Gatten ausspricht. Sie blieb noch einige Jahre in Paris, wo auch ihre Tochter Cornelia mit Jean Barton, Vicomte de Montbas verheiratet war. Dann zog sie nach dem Haag, wo sie am 19. April 1653 gestorben ist.

Viele Freude haben auch ihre letzten Lebensjahre ihr nicht gebracht. Von ihren Söhnen ist Dirk, der Jüngste, der unter Bernhard von Weimar gedient hatte, später unter Turennes Fahnen gezogen. Er und Cornelis sind beide unvermählt gestorben, Dirk von seinem Diener zwischen Emden und Bremen ermordet worden.

Nur Pieter hat sich verheiratet und hat das Geschlecht de Groots weiter fortgeführt. Er muß, nachdem er jahrelang seinen Eltern vielen Kummer gemacht, schließlich zur Vernunft gekommen und in seinen Ämtern ein ganz tüchtiger Mann geworden sein. Er war Pensionaris von Amsterdam und wurde 1660, nach dem Tode seiner Mutter, Pensionär von Rotterdam, bekleidete also denselben Posten, der seinem Vater so schicksalsvoll gewesen war.

Der letzte in der Sammlung Rogges veröffentlichte Brief Marias enthält, nach allerlei Berichten über ihren Sohn Dirk, die mutlosen Worte: „Es scheint, daß unsere Fortune nicht besser wird. Wenn's Gott gefällt, wird er es bessern. Ich werde schier gefühllos, so wie ich allezeit in eintöniger Traurigkeit hinlebe. Was noch hinzukommt, kann's kaum mehr verschlimmern."

Im Jahre 1608 war de Groot vierundzwanzig Jahre alt geworden. „Um sein Leben angenehmer hinzubringen und mit neuer Lust sein neuer-

*) Mitgeteilt von H. Luden: Hugo de Groot.

worbenes Amt zu versehen," erzählt Brandt, sein Biograph, „beschloß er, auf Rat seiner Eltern, sich nach einer ruhigen Ehegenossin umzuschauen, die geeignet wäre, ihm in Glück und Unglück der Wechselfälle des Lebens die Hand zu bieten. Sein Auge fiel auf Jungfer Maria van Reigersberch." Aus diesen Worten entnimmt Fruin, daß Grotius seine Eheschließung mit nüchternen Augen betrachtet habe und die Stellung der Familie, wie üblich, schwer in die Wagschale gefallen sei. Bei dieser Auffassung kann er sich auf eine Herzählung de Groots berufen, der alle Ehrenplätze, durch seine Familienmitglieder und diejenigen seiner Frau bekleidet, mit großem Ernste herrechnet.

Über die Liebesgefühle lang Verstorbener zu urteilen, ist eine verfängliche Sache. Wohl möglich, daß die Eheschließung beiderseits nüchtern erwogen ist. Nach geschlossener Ehe aber meine ich aus den Briefen Marias eine herzinnige Liebe und Bewunderung ihres Gatten herauszulesen. Ob sie im Laufe der Jahre etwas an sanfter Weiblichkeit hat vermissen lassen, mag dahingestellt bleiben. Wer viel gelitten und viel gekämpft hat, bleibt meistens nicht ganz frei von scharfen Kanten. Mir aber scheinen diese scharfen Kanten sich erst im Laufe ihres Lebens gebildet zu haben, wenn sie auch wohl von Anfang an eine große Schlagfertigkeit besessen haben wird. Vondel hat ein vorzügliches Beispiel von derselben erzählt. Einer der Richter ihres Mannes, dem sie reichlich heftig über das harte Urteil klagte, erwiderte ihr, daß ein christlicher Untertan ein gefälltes Urteil zu ehrbietigen hätte. „Und das Urteil des Kaiphas denn?" fragte sie, worauf der Richter schwieg*). — Ein andermal, als ihr einer der Machthabenden sagte: Ich würde Euch raten, die Sache laufen zu lassen, erwiderte sie: Ich komme zu Euch nicht um Rat, sondern um Recht.

Als de Groot gefangen genommen wurde, soll er sehr erschrocken gewesen sein, während Oldenbarnevelt fest und ruhig war. Auch folgenden, nicht gerade überzeugungstreuen Brief hat de Groot in diesen ernsten Tagen an den Statthalter Moritz geschrieben:

„Es ist wahr, gnädiger Herr, ich und viele andere mit mir haben der Weisheit einer Person zu viel vertraut, aber einer Person, die ohne Zweifel lange wohl regiert und von Ew. Exzellenz und anderen viel Ehre empfangen hat. Meine Jahre geben mir noch nicht viel Erfahrung. Ich bin stets einfach mit der Stimmenmehrheit Hollands gegangen. Wäre diese anders gewesen, wie leichtlich geschehen konnte, ich würde, soweit möglich, mich in Gehorsam gefügt haben. Vorteile habe ich durch den Herrn Advokaten nie genossen. Vorteilhafte Kommissionen sind anderen zugefallen, die fatalsten auf mich . . .

Darum bitte ich Ew. Exzellenz gnädig zu vergessen, was ich im Auftrage eines Höheren, unter Leitung eines Weiseren, in unbedachtem Eifer oder aus Irrtum getan haben mag und das zum Schaden des Landes oder Ew. Exzellenz dienen kann, mich zu befreien von allen weiteren schmachvollen und schädlichen Prozeduren —"

---

*) Brandt en Cattenburgh I T. S. 218.

In Moritz' Hochschätzung ist de Groot durch diesen Brief nicht gestiegen. Als man bei ihm Fürsprache zugunsten de Groots versuchte und meinte, daß er von solch tüchtigem Manne vielen Nutzen haben könnte, wies er auf den Wetterhahn des Turmes und sagte: So ist das Haupt de Groots. Beständigkeit kann man von ihm nicht erwarten. — Sein Biograph Brandt fügt freilich hinzu: Wenn er weniger beständig gewesen wäre, würde es ihm wahrscheinlich besser ergangen sein.

Ich möchte es aber für einen Akt der Selbstbesinnung und des wiedererworbenen Selbstbewußtseins halten, daß er wenig Jahre später seine „Verantwortung der gesetzlichen Regierung Hollands und Westfrieslands,“ die Apologie, herausgab, trotzdem ihm sogar seine, sonst nicht zaghafte, Maria ernstlich abriet. Ruhig und furchtlos schrieb er die Geschichte der gefallenen Regierung, und trotz der versuchten Unterdrückung wurden in wenig Wochen in der Heimat 3000 Exemplare verkauft.

Aber in den Tagen der Gefahr scheint Grotius den Kopf verloren und durch seine Haltung den Glauben hervorgerufen zu haben, daß er Beschwerendes gegen Oldenbarnevelt vorzubringen hätte. Strauchelte er, so hat seine Gattin keinen Moment des Zweifelns gehabt, und ihr oben mitgeteilter Brief No. III. gibt uns noch jetzt den deutlichen Beweis, wie sie angesichts der ernstesten Gefahr, die dem geliebten Manne drohte, die Fahne der Ehre hochzuhalten wußte. Und die Gefahr war nicht gering. Oldenbarnevelts greises Haupt war auf dem Schafott gefallen. Konnten nicht seine Amtsgenossen auch Genossen seines Loses sein? Das Schafott hatte man stehen lassen und die Scharfrichter im Haag zurückbehalten. In diesen Tagen der Angst schrieb Nicolaes van Reigersberch an seinen Bruder Johan, Rentmeister in Seeland:

> „Meine Schwester und ich behalten unsern alten Mut und sehen keinen Grund, Schweres zu fürchten. Von Verschiedenen wird uns geraten, um Milde nachzusuchen, um Entehrung vorzubeugen. Uns aber scheint es besser, wenn es denn geschehen muß, etwas von anderen zu erleiden, als es sich selbst anzutun . . . Wenn wir um Pardon nachsuchen, wird der Name geschädigt . . . Bleibe ruhig, befiehl Gott die Rettung, tröste und ermutige unsere Mutter. Unsere Schwester bewahrt ihren alten Mut. Ich und alle Welt bewundern ihre Tapferkeit und Standhaftigkeit. Gott verleiht den Menschen die Kräfte, die ihnen vonnöten sind . . .“

„Der Besitz solch heldenhafter Gattin war für de Groot unter den schwierigen Umständen, in denen er sich befunden hatte, ein unschätzbares Vorrecht gewesen; aber nur bei seltenen Gelegenheiten kommt Heldenmut zur Anwendung; im häuslichen Leben sind sanftere Tugenden mehr erwünscht. Wir können die Vermutung nicht abwehren, daß die kräftige Gattin, die de Groot in seiner Not gestützt hatte, ihn im täglichen Verkehr wohl mitunter niederdrückte. Er zeigt sich meistens fügsam, sie tatvoll und unternehmend; gewiß nicht das passendste Verhältnis zwischen Mann und Frau.“ (Fruin.)

Sicherlich wird Maria les défauts de ses qualités gehabt haben.

Wer hat sie nicht? Aber dennoch glaube ich, daß sie gerade als Gattin de Groot sehr glücklich gemacht hat. Wie hätte er sonst wohl noch 1632 so verlangend nach ihr aussehen können, als er zeitweilig allein in Hamburg war, bis Maria ihre Angelegenheiten in Paris und im Vaterlande geordnet hatte. Ich glaube viel eher, daß Maria eine andere Haupteigenschaft der Frau vermissen ließ. Mutterliebe nämlich, die richtige, die echte, die das ganze Frauengemüt ausfüllt. Nicht weil sie einige Male harte und strenge Worte in ihren Briefen äußert, spreche ich ihr die Mutterliebe ab. Im Gegenteile, solche Worte könnte die liebendste Mutter zu Zeiten schreiben, und Marias Söhne haben ihr Grund genug zu Sorgen und Vorwürfen gegeben. Es könnte sich also leicht um einen unglücklichen Zufall handeln, der uns gerade nur solche zürnende und ermahnende Briefe an die ungeratenen Söhne erhalten hätte. Grotius schreibt 1634: „Meine Hausfrau nimmt von Zeit zu Zeit die Gelegenheit wahr, ihre Lebensgeschichte zu diktieren*)." Diese Biographie ist leider verloren gegangen.

Aber wenn man bedenkt, daß in ihrem ziemlich ausgedehnten Briefwechsel, der so manches Mal häusliche Aufträge, Kleiderfragen, Wohlergehen der Bekannten und dergleichen berührt, von ihren Kindern kaum die Rede ist, daß am 10. Oktober 1618 ihr Sohn Dirk geboren ist und wir zwei Briefe von ihr an de Groot besitzen, von denen der eine wenige Tage vor der Geburt des Kindes, der andere neun Tage später geschrieben ist, und in diesen beiden Briefen mit keinem Worte des kleinen Weltbürgers gedacht wird, so ist es, glaube ich, nicht zu viel gesagt, daß Maria zu den Frauen gehört hat, die mehr Gattin als Mutter sind. Neben der Aufregung jener angstvollen Tage, die sie um Grotius erlitt, war kein Raum für Muttergefühle. Auch später einmal ist ihr Sohn Pieter ernstlich krank in Paris, während sie in der Heimat weilt. Wohl schreibt sie, daß sie sich seinetwegen sorge, aber ihrer Feder entschlüpft kein so hübsches Wort wie dasjenige, das sie de Groot einmal schreibt, als er krank ist: „Wenn ich fliegen könnt', glaub', daß ich es nicht lassen würd" —

„Wir haben gehört, daß der Herzog Dir bald ein Fähnlein geben will, wenn er sieht, daß Du Mut hast. Also zeige Dich mutig. Was ist ein Mann ohne Courage!" schreibt sie an ihren Sohn Cornelis.

Fruin fügt diesem Passus hinzu, daß er im Munde einer spartanischen Mutter an seinem Platze sein möge, aber nicht in dem einer christlichen Frau, der es zukäme, die Kriegslust ihrer Kinder eher zu mäßigen, als anzufeuern.

Es sind aber in der Welt sehr viele christliche Kriege geführt und stets und überall mit der Absicht, den Feind zu besiegen, und niemals mit der christlichen Moral der Feindesliebe. Daß Maria ihrem Sohn, der Kriegsdienste genommen hatte, die Tapferkeit als große männliche Tugend

*) Brandt en Cattenburgh. II. T. S. 227.

rühmt, finde ich sehr begreiflich. Besonders auch deshalb, weil wahrscheinlich diese Anfeuerung nicht unnötig war, denn einem unzähmbaren Füllen gegenüber würde sie vermutlich mäßigend gesprochen haben. Schlimmer schon finde ich es, daß sie einmal an ihren Sohn schreibt: „Sohn Pieter! Dein Vater hat gewollt, daß Du eine Seereise unternehmen solltest, weil er meinte, daß dies gut für Dein Fortkommen wäre. Dein Onkel schreibt aber, daß Du gar nicht zum Reisen aufgelegt seiest. Wir glauben, daß es ist, weil Du Dir einbildest, man riete es Dir, um Dich los zu sein. Wer Dir das weis gemacht hat, hat Dir keinen Dienst erwiesen!"

Ein trauriger Brief. Doch wer will sagen, an wem die Schuld liegt? An der Mutter oder an dem Sohn?

Wie alle kräftig empfindenden Naturen wird Maria Freude und Schmerz stärker gefühlt haben, als die Mehrzahl der Menschen. Und ihr war viel Schmerz beschieden. Die langjährige Verbannung, die mangelnde Anerkennung der Verdienste de Groots, die darin lag — die nicht gut geratenen Söhne haben ihrem stolzen Herzen sicherlich große Qualen bereitet.

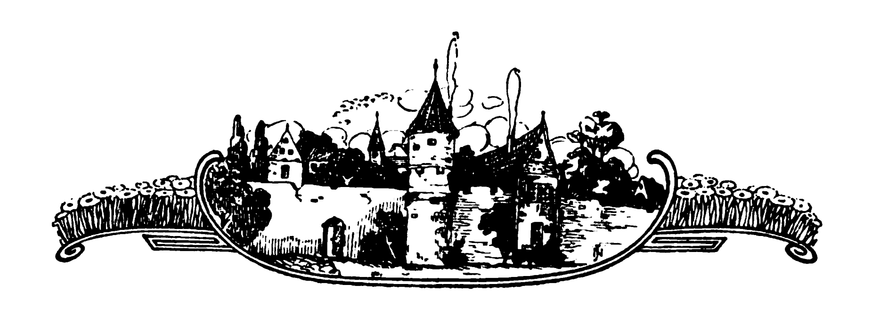
Dieselbe Frau, die 1621, in den Tagen nach der Flucht ihres Mannes, während sie noch in seinem Gefängnis weilte und das Damoklesschwert eigener, langjähriger Gefangenschaft über ihr hing, an Frau Daetselaer schreiben konnte: „Ich bin an meines Mannes Platz gestellt, bewahre die Kammer und Elske mit mir; wir würden wohl mitunter lachen, wäre es nicht, daß wir Euretwegen bekümmert sind —", die wir uns vorstellen dürfen, lachend vor Jubel über die geglückte Flucht des geliebten Mannes, dieselbe Frau schreibt 26 Jahre später, im Januar 1647 an ihren Bruder: „Es scheint, daß unser Glück nicht besser wird. Wenn's Gott gefällt, wird's besser werden. Ich werde schier gefühllos, so wie ich allezeit in eintöniger Traurigkeit hinlebe. Was noch hinzukommt, kann's kaum mehr verschlimmern." — Ist das dieselbe Frau?

Nicht die Jahre großer Angst hatten sie gebrochen, nicht das große, sondern das kleine, täglich sich wiederholende Leid. Und doch wird auch von ihr Vondels*) schönes Wort gültig sein:

Keine Allmacht hat die Macht, daß sie gänzlich vernichtet
Das Wesen, das Du einst auf ewiglich erhieltst.

*) Geen almaght heeft de maght, dat zij geheel vernietigh'
Het wezen, dat ghij eens voor eeuwighlick ontvingt.
Vondel: Luzifer, IV. Akt.





Irmintraut von Gleichen.

Von

Sophie Kloerß.

— Schwerin i. M. —

Und wieder klingt es durch die Nacht so wundersüß, so sehnsuchtsbang,
Und wieder ist der Lenz erwacht und lauscht dem Nachtigallensang
Und drückt den vollen Veilchenkranz sich auf das junge Götterhaupt
Und klimmt empor den Bergespfad, den lichtes Buchengrün umlaubt.
Den Wall hinauf! Zur Burg hinein! „Wacht auf! In Frührot stehn die Höhn;
Grüß Gott, grüß Gott, Frau Irmintraut, wie seid Ihr noch so stolz und schön.
Die Tränen um den fernen Herrn, sie bleichten Euch die Wangen nicht,
Nur höher strahlt im Witwenkleid der Flechten Glanz, der Augen Licht.
Nun legt sie ab die dunkle Tracht, als guter Bote komm ich heut,
Ich hab nicht nur die schöne Welt — ich hab Euch Euer Glück erneut.
Hört Ihr den Jubel auf dem Hof? Hört Ihr die Schritte vor dem Tor?
Stoßt auf den Riegel, laßt ihn ein; ein Freudenbringer steht davor." —

Ein Freudenbringer! — „Bist du's denn? Du, Ludolf, der hier vor mir steht?
Und kommst als Bote meines Herrn? Herrgott, du hörtest mein Gebet!
Wann kommt mein Gatte? heute noch? — Gefangen war er dreizehn Jahr? -
Und soviel Elend brach ihm nicht die Kraft und bleichte nicht sein Haar?
Und käm er krank und schwach und matt, ich liebte ihn nur um so mehr,
Und meine Liebe hüllte ich wie einen Mantel um ihn her.
Ich gäb ihm Mut von meinem Mut, ich gäb ihm Kraft von meiner Kraft,
Bis ich — schwänd auch mein Leben hin — ein neues Leben ihm geschafft.
Nun blast vom Turm hinaus ins Land, vom Erker laßt die Fahnen wehn,
Und reicht mir lichtes Festgewand, wie eine Braut soll er mich sehn.
Und ruft die Söhne mir herbei; sie gleichen ihm an Wuchs und Kraft;
Und die Gefang'nen gebt mir frei, die im Verlies in strenger Haft.
Vergebung dem, der mich beraubt! Vergebung dem, der mich gekränkt!
Der Himmel hat mir den Gemahl zum zweiten Male heut geschenkt." —

Der alte Diener aber blickt zur Erde nieder, atmet schwer:
„Ich hab noch eine Botschaft, Frau; wollt', daß ich nicht ihr Bote wär.
Weiß nicht, wie Ihr die Mär empfangt. — Der Herr — er kommt heut nicht allein,
Es kommt mit ihm sein junges Weib, des Heidenfürsten Töchterlein!" —
„Was redest du? Sein junges Weib? — Hat Wüstenbrand dich irr gemacht?
Hast du — hast du — des Grafen Nahn in tollem Fieber dir erdacht?" —
„Ich bin nicht krank. — Er schuldet ihr die Freiheit, Frau. — Aus Dankbarkeit
Hat er das heimatlose Kind zur zweiten Gattin sich gefreit." —
„Zur zweiten Gattin? Glaubt er denn, ich sei gestorben? Wär ich's doch!
Zur zweiten Gattin? Jesus Christ! Das hör' ich, und ich lebe noch!
Wer trog ihn so? Wer hat den Sinn dem liebsten Manne so verwirrt?
Nie hätte sich sein stolzes Herz von seiner Rittertreu verirrt." —
„Nein, Frau, er wähnte Euch nicht tot. Er freut sich auf das Wiedersehn
Und hofft, Ihr sollt dem jungen Weib als Schwester heut entgegengehn.
Sie ist so jung, sie ist so scheu, sie kennt hier Sprache nicht noch Art,
Und erst drei Wochen gingen hin, seit sie des Grafen Gattin ward."
„Fand sich ein Priester denn bereit zu solcher unerhörten Tat?"
„Der heil'ge Vater war es selbst, der sie dem Herrn versprochen hat;
Er gab Dispens. — Und beigestimmt hat ihm mit Jubel jedermann,
Und selbst die Frauen priesen den, der sich so holdes Glück gewann."
„Und wenn die ganze Welt sie preist, ich öffne ihr die Tore nie,
Und nennt er selber sie sein Weib, — als seine Dirne acht ich sie.
Zucht lebt und Sitte hier im Haus! Das Heidenmädchen bleibt ihm fern.
Zieht sie hier ein, — zieh ich hinaus. Geh hin und meld' es deinem Herrn.
Niemals begrüß ich sie am Tor." Der Alte steht und furcht die Brau,
Dann spricht er langsam, fest und schwer: „Es ist des Herren Wille, Frau."
Sein Wille ist's. — Sie bebt und ringt, das stolze Antlitz aschig fahl;
Von ferne dringt Trompetenstoß, vom Wind getragen, durch das Tal.
„Sie nahen, Herrin. Soll ich gehn? Zum Grafen gehn mit Eurem ‚Nein'?"
Da richtet sie sich langsam auf: „Es ist sein Haus. Führ sie herein.
Und wenn es mir mein Herr befiehlt, — ich war ihm immer untertan —
Und wenn es mir mein Herr befiehlt, will ich mich ihr als Schwester nahn
Und will an seinem Glück mich freun. — Was starrst du mich so eigen an?
Hab' ich gelacht? Die Freude tat's. — So geh doch, geh doch endlich, Mann. —

Bin ich allein? Die Mauern stehn, zertrümmert nichts wie all mein Glück;
Du nahmst es einst mit dir hinaus und bringst mir Leid dafür zurück.
Als Toten hab' ich dich beweint fast vierzehn Jahr in Not und Qual, —
Heut, da du lebend wiederkehrst, heut stirbst du mir zum andernmal." —

— — — — — — — — — —

Und wieder tönt es durch die Nacht so wundersüß, so sehnsuchtsbang,
Und wieder ist der Lenz erwacht und lauscht dem Nachtigallensang
Und lauscht auf eines Glöckleins Ton, das klingt den Bergespfad hinauf. —
Der Priester mit dem Sakrament! — Er steht am Tor, man tut ihm auf.
Im Sterben liegt Frau Irmintraut. Sie flüstern leis in Hof und Gang,
Ein kühler, dunkler Schatten streicht wie Geisterhauch den Flur entlang.
Der Priester tritt zur Kranken ein, der Schatten drängt sich heimlich nach,

Aufflackernd zuckt der Kerzenschein, ein Frösteln geht durch das Gemach.
„Ihr rieft mich, Gräfin. — Seht, ich bring' im Brote Euch den Leib des Herrn,
Er war im Leben Euer Heil, er sei im Tode Euer Stern.
So beichtet denn zum letztenmal, werft ab vom Herzen alle Not;
Wer stets so rein wie Ihr gelebt, der geht mit Lächeln in den Tod."
Zwei Augen blicken sterbensmatt, zwei Hände zucken, krank und blaß;
„Zum Tode! Ja, es geht zum Tod. Nun endet endlich Qual und Haß.
Rein sei mein Leben? Leicht mein Tod? Mein Leben war voll Schuld und Leid,
Voll Sünde ging ich durch die Welt, voll Sünde in die Ewigkeit.
Ihr lächelt nur? Ihr glaubt mir nicht?" „Die Krankheit trübt Euch heut den Blick,
Ich kenne Euch fast dreißig Jahr, kenn' Euer Leben und Geschick;
Sah die Geduld in allem Leid, sah die Ergebung in der Not,
Bei Euch fand fremder Kummer Ruh, bei Euch die Armut Trost und Brot.
Nach Eurem wahren Wesen hat schon lange Euch das Volk erkannt:
‚Der gute Engel' heißen sie Euch rings umher in unserm Land.
Und wüßten sie, wie's um Euch steht, — sie kämen betend durch die Nacht.
Sie wissen's nicht, drum habe ich Euch ihren Segen mitgebracht."
„Mir Segen? Mir? Was soll mir der? Ich bin verstoßen und verdammt,
Und bei den Mördern ist mein Platz, um die die Glut der Hölle flammt.
Nein, seht mich nicht voll Mitleid an; ich bin nicht irre, ich bin klar;
Glaubt mir, — die letzte Beichte ist's, — nie sprach mein Mund wie heut so wahr
Wer seinen Bruder haßt, den sieht als Mörder unser Heiland an, —
Ich hab' das fremde Weib gehaßt, wie Menschenherz nur hassen kann.
Das glaubt Ihr nicht? Weil ich die Burg mit eig'ner Hand ihr aufgetan?
Mein Herr befahl, — hört Ihr's? ‚Befahl', ich möchte ihr als Schwester nahn.
Ihr seid ein Priester, — ach Ihr wißt es nicht, wie hold die Liebe ist,
Und wie ein sehnend Frauenherz die süßen Stunden nie vergißt.
Und er, er hatte mich geliebt! Es war nicht Täuschung, die mich trog;
Schwer riß sein Herz sich von mir los, als er zum heil'gen Lande zog.
Drum sagten sie: Aus Dankbarkeit hätt' er das fremde Kind erwählt;
Sie logen es! — Die eig'ne Lust hat ihn dem Türkenweib vermählt.
Ich sah es bei dem ersten Gruß; sein Wort war kühl, sein Kuß war lau, —
Und ich, ich war noch stolz und jung und war die schönste Frau im Gau.
Er aber hatte keinen Blick — wie einst — für meiner Flechten Pracht,
Er fragte nicht, wieviel mein Aug' um ihn geweint in jeder Nacht.
Er sah es nicht, wie stark und kühn ich seine Söhne ihm erzog,
Wie ich sein Hab und Gut gemehrt, daß ihn kein falscher Freund betrog. —
Da schlug der Haß in mir empor, der Haß auf die, die ihn mir stahl,
Und dieser Haß, er wuchs und wuchs, und keine Ruh vor seiner Qual.
Er weckte mich am Morgen auf, er stand an meinem Bett zur Nacht,
Er füllte meine Träume aus, bis ich mit wildem Schrei erwacht.
Dann starrte ich mit heißem Blick hinüber, wo sein Lager stand,
Und sah im fahlen Dämmerschein die beiden ruhen Hand in Hand. —
Sank Sommerabend auf das Tal, — wir saßen auf des Söllers Rand, —
Dann sang zu seinem Saitenspiel sie fremde Lieder in das Land.
Schwül klang der Sang, schwül war ihr Blick, — er aber stand und sah sie an —
So atemlos, so sinnverwirrt, — als ständ er unter einem Bann.

Er war ein Mann, er war ein Held, — jetzt ward er willenlos und schwach,
Von seinem stolzen Rittersinn blieb nicht ein Funke in ihm nach.
Er dachte nicht an Kampf und Streit, er sorgte nicht um Haus und Feld,
Ihr Lächeln war sein höchster Lohn, und ihr Gemach war seine Welt.
Zu ihren Füßen legte er, was nur ihr eitler Sinn erdacht;
Ich hab' darum wie eine Magd geschafft, gesorgt bei Tag und Nacht.
Ich ging im groben Wollenkleid, daß Seide ihren Leib umfing,
Mein letztes Kleinod gab ich her, daß er mit Ketten sie behing.
Grau ward mein Haar in Sorg' und Not, mein Herz vom bittern Leide krank, —
Er sah es nicht. — Kein einzig Mal gab mir sein Mund, sein Auge Dank.
Oft, wenn sie mir entgegentrat in ihrer übermüt'gen Lust,
Schrie jäh der Haß in mir empor: ‚Stoß ihr ein Messer in die Brust!
Erwürge sie mit deiner Hand.' — Dann floh ich aus der Burg hinaus,
Im Gotteshause drunten rang ich meine wilden Kämpfe aus. —
Dann kam das Letzte. — Langsam nahm sie mir auch meiner Söhne Herz,
Mit ihren jungen Seelen trieb sie wie zum Spiele ihren Scherz.
Ich sah der Knaben Augen sprühn, wenn sie mit Lachen sie umschlang,
Sah ihre Wangen heller glühn bei jenem fremden, falschen Sang.
Der Schreck! Die Angst! — Auf meiner Brust lag eine Last so schwer wie Blei;
Wie lange war der Kinder Sinn noch frei von Gift? Von Sünde frei?
Und ob mir auch das Herzblut floß, ich griff hinein in das Geschick,
Ich schickte selbst die Knaben fort, ich selbst zerschlug mein letztes Glück. —
Da schien es mir, der Himmel hätt' Barmherzigkeit mit meiner Qual;
Mit unerhörter Strenge zog der Winter ein in unser Tal.
Er drang durch Wälle und Gestein, kein Pelz, kein Feuer schreckte ihn,
Und jene fremde Blume schwand vor seinem scharfen Odem hin. —

Als sie das Grab bedeckte, sprach ich: ‚Herz, nun fasse wieder Mut;
Jetzt kehrt dein Herr zu dir zurück, jetzt wird noch einmal alles gut;
Jetzt wird dir Lohn für deine Treu.' — Und endlich kam er dann zu mir,
Und — — — trug sein Leid zu meinem Ohr und sprach von ihr und nur von ihr. —
Mein Haar ward weiß, — ihr Bild blieb jung, ihr eigen blieb sein Herz und Sinn;
Ich warb mit nimmermüder Treu, — die Tote war die Siegerin.
Die ihn mit Zauberei umgarnt, erschien ihm jetzt im Lichtgewand,
Und all sein Denken galt der Zeit, wo er sie droben wiederfand. —

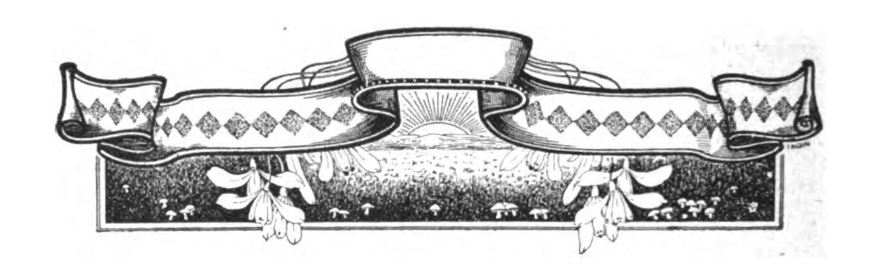
Die ‚Gleichen' wurden reich und groß, und ihr Geschlecht ward stark im Gau,
Der Neid sah scheel zu uns empor, und ich — ich war die ärmste Frau.
In der Kapelle kniete ich die langen Nächte im Gebet,
An jedem Wallfahrtsorte hab' ich zu den Heiligen gefleht:
‚Nehmt mir die Liebe und den Haß! Ich bin so müde, gebt mir Ruh;
Und hat die Welt den Frieden nicht, schließt meine matten Augen zu.'
Doch heut, wo der Erlöser naht, heut graut mir vor des Herrn Gericht,
An meinem Lager steht der Haß und grinst mich an und läßt mich nicht.
Bin ich denn ewiglich verdammt?" — „Geduld, du armes Herz, Geduld,
Wer viel gelitten und geliebt, dem wird Vergebung seiner Schuld.
Leg' deine müde Seele nur vertrauensvoll in Gottes Hand,

Ein Engel steht an deiner Tür und führt dich in das bess're Land." —
Und wie die milde Stimme spricht, so tröstend warm, so sanft und gut,
Zieht Frieden in ein krankes Heerz, die zage Seele findet Mut.
„Habt Dank; Ihr habt mir Trost gebracht; ich geh' jetzt leicht und gehe gern.
So ruft ihn denn zu mir herein zum Abschied, meinen lieben Herrn.
Vielleicht — er hat mich doch geliebt, vielleicht — ich geh' auf immer fort, —
Gibt er mir auf den letzten Weg ein letztes warmes Liebeswort." —
Am Sterbebette steht der Graf. „So läßt auch du mich denn allein?
Und wirst vor mir die Holde sehn in ihrem lichten Himmelsschein?
Sag' ihr, ich sehnte mich nach ihr, wie je nach meiner jungen Braut,
Sag' ihr, ich käme bald dir nach. Versprichst du es mir, Irmintraut?"
Sie blickt ihn an, — — — ein Schluchzen dringt von ihren Lippen wie ein Schrei!
Und mit dem bittern Schluchzen bricht ein heißes Frauenherz entzwei. —

— — — — — — — — — —

Und wieder tönt es durch die Nacht so wundersüß, so sehnsuchtsbang,
Und wieder ist der Lenz erwacht und lauscht dem Nachtigallensang
Und klimmt empor den Bergespfad, — da liegt in Trümmern Tor und Wall,
In Trümmern liegen Turm und Saal, und Veilchen blühen überall.
Wo einst im schwersten Erdenleid ein armes Frauenherz zerbrach,
Wiegt knospend sich ein Holderbaum und träumt vom jungen Sonnentag.
Und wie die Nachtigall verstummt, hebt sich ein Raunen leis und lind,
In den verfall'nen Mauern summt ein altes Liebeslied der Wind.





Heilkunst und Kultur.

Von

Dr. Herman Franck.

— Breslau. —

Motto: Arzt, hilf dir selber.

Jeder Mensch ist dem Tode verfallen. Dies ist ein Axiom, dessen Bestätigung durch die jedesmalige Erfahrung wir nicht nur nicht abwarten, sondern durch die Probe am eigenen Leibe gar nicht abwarten können, mithin aus eigener Erfahrung nicht einmal wissen, ob der Tod Vernichtung oder bloße Formveränderung der Persönlichkeit ist.

Bei jener Ungewißheit sieht man die Lebenserhaltung für eine Pflicht, das Recht der Lebensberaubung für nicht bestehend an. Der Staat ist es, der dem Stand der Ärzte Regeln, d. h. eine Lernmethode und einen Befähigungsnachweis auferlegt, umgekehrt die Abweichung hiervon unter das Strafgesetz stellt.

In alten Zeiten, die wir so mit Vergnügen verspotten, war der Beruf des Arztes mit dem des Priesters in einer Person vereinigt. Der Name, nicht die Sache wechselt. Und später: Wer hätte nicht aus Erfahrung oder aus Erzählungen einmal die Figur des alten hochverehrten Hausarztes kennen gelernt, dem lange Erfahrung die physische Wirkung eines tröstlichen Wortes in eben dem Maße gelehrt hat, als er so manche Subtilitäten seines Universitätsstudiums vergessen, so manche „Errungenschaften der neueren Wissenschaft" gar nicht kennen gelernt hat. Der alte erfahrene Hausarzt wird jetzt zum alten Eisen geworfen: die moderne Figur ist der junge Arzt, am liebsten „Spezialist", mit den neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und den erstaunlichen ganz neuen Kurmethoden und blendenden Theorien, von denen sich früher kein Mensch etwas hätte träumen lassen. Damit ist aber auch, und das ist charakteristisch für die Neuzeit, der Broschüren schreibende Dozent mit dem Reklameapparat eingezogen. Die Erklärung dieser Erschei-

nung liegt nicht ganz auf seiten des Arztes, sondern das Publikum ist durch die vielen populären Darstellungen gebildeter geworden, es will selbst wissen, worum es sich handelt; es glaubt mehr an die Sache als an die Autorität: ist dann der Arzt nicht genötigt, die redende Belehrung an die Stelle der schweigenden Autorität treten zu lassen? Und vice versa: steckt die Miene und das Gebaren wahrer Wissenschaftlichkeit nicht an? Verläßt nicht mancher moderne Kranke, ein gewonnener Anhänger der Methode, die Stätte seiner Heilung mit dem Rezepte „sein eigener Arzt“ zu sein, sorgt auch daheim im eigenen Kreise für Verbreitung der Reklame?

So ist also der moderne Arzt zum Dozenten, das moderne naturwissenschaftlich gebildete Publikum zum Kritiker geworden.

Dies ist nicht mehr als eine allgemeine Signatur der Zeit. Kurpfuscherei und Halbbildung sind ja immer in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannt. Die Grenzen menschlichen Könnens, die Beschränkung des ärztlichen Wirkens insbesondere; daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen sei, daß irren menschlich, aber irren des Arztes unmenschlich sei (ermorden, vergiften bedeute): mit diesem allen wird doch die Wissenschaft der Medizin nicht diskreditiert und unnötig, sondern doppelt wertvoll, indem immerhin das Möglichste geschieht, um zu einem Berufe heranzubilden, der von Anatomie und Physiologie, von der Heilmittellehre, ihren physischen, chemischen und dynamischen Wirkungen usw. eine möglichst genaue Kenntnis habe.

Wenn wir trotzdem unseren Gesichtspunkt unter die allgemeine Formel stellten: „Arzt, hilf dir selber“, so geschah dies in der niederdrückenden Überzeugung, daß es bis zu einem gewissen Grade gar nicht Sache unseres Beliebens ist, Kurpfuscherei und Halbwissen an Stelle ärztlicher Hülfe zu setzen; daß es uns niemand abnehmen kann, in unserer Weltanschauung irgend etwas für uns selber als Norm aufzustellen, und seien es auch nur selbst einige Regeln darüber, wie eine autoritative Norm von irgend woher anzunehmen. Vor allem hat jener Ausspruch eine grundlegende Bedeutung, weil wir nicht umhin können, den Arzt selber unter der Wirkung jenes Satzes zu beobachten. In seiner allgemeinen Lebenshaltung, in seinem Erkranken und Gesunden liegt bereits eine Reklame, die er nicht abschütteln kann, und in seinem praktischen Leben mit allen Gewohnheiten und Einzelheiten eine Selbstkritik der verhängnisvollsten Art. Unsere unfreiwillige, nach den Gesetzen der Logik zwingende Skepsis fängt also schon damit an, daß wir in den kleinen Regeln der Lebenshaltung und den vorbeugenden Gesundheitsmaßregeln entgegengesetzten Meinungen begegnen. Dabei drängt sich die spöttische Wahrnehmung auf, daß der Arzt hierbei seiner eigenen, der gefällige Arzt darin der Gewohnheit des Klienten Zugeständnisse macht. Ersteres nannten wir „spöttisch“, müßten aber besser

„ungerechtfertigterweise“ sagen; denn einesteils muß darin der Arzt mit sich selber in Einklang sein und für sich selber Reklame machen; sodann aber ist hier eine Verschiedenheit sehr erklärlich, keine Widerlegung aller anderen außer einer richtigen Ansicht, indem unleugbar die Naturen sehr verschieden sind und dasselbe dem einen förderlich, was dem andern Gift ist. Wäre das aber selbst nicht der Fall, so darf man vom Einzelerfolg oder Mißerfolg noch nicht urteilen, indem Gewohnheit und Anpassungsvermögen erst die richtige Wirkung hervortreten läßt; und eine fernere Überlegung belehrt uns, daß außerdem nicht nur eine Gewohnheit geschaffen, sondern die Folgen einer langen entgegengesetzten Gewohnheit beseitigt werden müssen. Wenn darin auch dauernd ein Mißerfolg einträte, so könnte die zu erwartende Neuwirkung etwa bereits vorher dauernd paralysiert sein. Dabei läßt sich aber wiederum gar nicht absehen, wie anders und wie viel länger sich der Lebensprozeß bei einer entgegengesetzten Lebensführung abgespielt hätte. Schließlich gelangen wir zu der Folgerung sogar, daß sich eine bestimmte Ansicht über das „so oder so“ unmöglich äußern läßt, weil sich eben mit demselben Individuum zwei völlig unabhängige Experimente und mit zweien dasselbe Experiment nicht anstellen läßt — im zweiten Fall wenigstens ist es wertlos, da wir die Verschiedenheiten beider bis zur alles erschöpfenden Genauigkeit nicht kennen. Man kann wohl in der unorganischen Welt zweimal dasselbe Experiment vornehmen, aber bei den anpassungsfähigen Organismen fehlt, je höher sie entwickelt sind und neben dem Artendasein eine individuelle Existenz führen, das tertium comparationis, d. h. jener indifferente Zustand, den irgend eine neue Quantität desselben anorganischen Stoffes jedesmal aufs neue haben wird. Statt einer Weiterverfolgung der Theorie und ihrer Möglichkeiten ist einfacher zu einem Beispiele zu schreiten und sich die Anpassungsfähigkeit der Menschen sowie ihre Lebenshaltung in den verschiedenen Klimaten der Erde vorzuführen. Wie viel Verschiedenes und Entgegengesetztes findet sich da bis in die gewöhnlichsten Kleinigkeiten des Lebens vor: und wie unmöglich ist es, die dauernde Wirkung anderer Lebensregeln en bloc einzuführen und in exaktes Wissen umzusetzen.

Aber der Satz „Arzt, hilf dir selber“ läßt sich noch nach zwei anderen Richtungen verfolgen. Es genügt hier wohl, die Andeutung einzuschalten, daß unser Satz in erweitertem Sinne nicht zur Kurpfuscherei einladet, sondern unsere Zwangslage, sein eigener Arzt zu sein oder doch irgend welche Entscheidungen nach dieser Richtung zu treffen, näher erläutert. Einige Spezialfälle abgerechnet (Militär-, Anstalts- &c. Ärzte) kann sich niemand der Wahl entheben, vor allem einen Arzt, das heißt häufig zugleich: eine bestimmte Kurmethode vorher für sich selber zu wählen, den Erfolg zu kritisieren, seine Wahl zu ändern, gegen

Mittel Einspruch zu erheben, Kurmethoden als unzweckmäßig zu erklären und vom gleichen Arzt eine Änderung zu verlangen. Und das zweite ist die Rechenschaft, die wir uns selber über unser körperliches Wohl geben müssen, ehe die Herbeiführung ärztlicher Hilfe als notwendig entschieden wird.

Hiermit hängt aber bereits unsere eigene Klassifikation der Krankheit und die Zusammenfassung verschiedener Krankheitssymptome zusammen. So einfach, als anfangs scheint, ist die Sache doch nicht: z. B. gehört bereits eine eingehende klare Würdigung unseres Denkvermögens hinzu, um uns die seltsamen Täuschungen der gewöhnlichen Begriffsbildung klar zu machen. Für gewisse Symptome nämlich haben wir sogleich ein zusammenfassendes Wort, einen Begriff, den Namen einer Krankheit. Oder wenn nicht, so verlangen wir vom Arzt den Namen einer bestimmten Krankheit zu hören und glauben nun etwas ganz Bestimmtes, Substantielles vor uns zu haben. Je ungebildeter der Patient, desto fester hält er an diesem Bilde fest, desto plumper erwartet er, gegen die ihm durch das gehörte Wort klar vorschwebende Krankheit eine substantielle Abhilfe, also eine Medizin zu erhalten, die mit der Krankheit restlos und möglichst rasch fertig wird. Nicht ganz so grob, aber doch ähnlich ist der Gebildetere, der am Krankenbett vor allem auch einen Namen aus dem Krankheitskatalog zu hören verlangt. Ist dies Zauberwort gesprochen, so will er, wenn nicht sogleich die wirkende Medizin, wie der Mann aus dem Volke, so doch ein bestimmtes Vorgehen. Daß der Name für die Krankheit deren Verlauf im Individualfalle doch kein ganz erschöpfendes Begriffs- und Symptomennetz überwirft, versteht er gar nicht. Weigert sich der Arzt, auf diese Bestimmtheiten des Begriffs einzugehen, so hat er die „Krankheit nicht erkannt"; treten neue Symptome hinzu, wird die Methode danach geändert, so ist er „schwankend, unsicher, unwissend", und meistens wird in diesem Stadium mit dem Arzt gewechselt bezw. ein anderer Arzt hinzugezogen.

In Ausführung der oben nur kurz angedeuteten Punkte ist hier noch zu zeigen, wie die Auswahl des Arztes uns bereits vor eine eigene nicht ganz leicht zu treffende Entscheidung stellt. Daß der Spezialist vorzuziehen, ist heute selbstverständlich. Der Hausarzt selbst wird darauf dringen. Aber in den Fällen versteckt auftretender, sofort mit beunruhigenden Symptomen erscheinender inneren Krankheiten? Man gehe zum „besten" Arzt! Aber welcher ist der beste? Der den meisten Zulauf hat? Der teuerste? Ja, wird es lohnen, bei anscheinend nicht gefährlichen Krankheiten, wo der Arzt eigentlich nur zur Beruhigung des Kranken oder umgekehrt, seiner Umgebung, geholt wird, den besten und teuersten Arzt zu holen? Aber in unstreitig ernsten Fällen, wo so sorgfältig hin- und hergefragt wird nach einem vertrauenswürdigen Arzt — welche verschiedenen Meinungen bekommt man zu

hören! Kaum einer, vielleicht keiner, gegen den sich nicht eine gewichtige Stimme erhebt, die von einer verunglückten Kur, einer verkannten Krankheit zu berichten weiß! Kurz, wenn man nicht alles dem Zufall zuschieben will, so setzt die Wahl eines Arztes, sowie die einer bestimmten Kurmethode, eine eigene Kritik der eingezogenen Erkundigungen und gemachten Erfahrungen voraus.

Aber ehe dieser Fall eintritt, ehe für uns oder einen Angehörigen die Herbeirufung des Arztes beschlossen wird, stehen wir vor der kritischen Entscheidung, einen jedenfalls nicht normalen Zustand beurteilen zu müssen. Daß darin erfahrene Eltern vielfach mit einer Art Takt und Übung den Arzt ersetzen, bei Gefahr im Verzuge einschreiten, d. h. den Arzt selber spielen müssen, werden wir aus eigenem Kreise oft durch Beispiele belegt finden. Die Krankheitsnamen und Symptome, sowie die durch Erfahrung bekannten „Hausmittel", wenn rechtzeitig angewandt, werden uns im ganzen immer den Beweis schuldig bleiben, ob ohne solches eigene Einschreiten Ernsteres entstanden wäre. Anderseits übrigens, um vor späteren Vorwürfen sich zu sichern, schicken ängstliche Leute bei der geringsten Störung sogleich nach dem Arzt. Und dann ist doch ein rechtzeitiges energisches Einschreiten des Arztes derselben schwankenden Beurteilung ausgesetzt, wie oben die Hausmittelkuren. Es ist eben unmöglich, einen etwaigen kritischen Verlauf sich unabhängig davon vorzustellen, und wo es geschieht, ist dieser Versuch nicht minder vage, als der, sich Parallelfälle in der gleichen Stadt, in der gleichen Familie, in der gleichen Epidemie oder sonst unter äußerlich gleichen Anhaltspunkten vorzuführen. Bei der Krankheits- und Heilmittelstatistik ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Denn bei ruhiger Überlegung können wir doch keinem Fall seine Individualität absprechen, noch irgend leugnen, daß neben dem, was wirklich geschah, die Substitution dessen, was hätte sein können, ein reines Privatbeginnen, eine Spielerei des vorstellenden Subjektes ist. Übrigens sind hier die Fälle der Beurteilung je nach der kritischen Anlage sehr verschieden, bis wir endlich bei den Familienkonflikten ankommen, wo der Patient überhaupt nicht an den Arzt „glaubt", und sich daher zwischen Patienten und Umgebung ein Streit erhebt, der mit List oder Überredung oder durch Rücksichtnahme auf fremde oder eigene Ängstlichkeit entschieden wird, gelegentlich aber auch durch einen so kritischen Verlauf der Krankheit, daß der Patient sich selbst zur Frage nicht äußern kann.

Verschwindend in unserem kulturellen Leben, aber als um so wirksamer müssen wir hier noch aller der exotischen Fälle gedenken, wo immer nur die Wahl ist, einen offenbar schwer Erkrankten auf dem Karawanen-Wege liegen zu lassen, seinem Schicksal d. h. dem sicheren Tode zu überlassen, oder, nach bestem Wissen, aus der Reiseapotheke sein Bestes zu tun.

Was wir sagen wollen, ist als Resultat des Angeführten nur dieses,

daß bei allem Schwanken der Grenzlinien, manchmal mehr, manchmal weniger, die Ausschließung jeder Laientätigkeit nicht stattfindet, der Laie vielmehr nicht ganz um die Beantwortung der Fragen herumkommt: welcher Art ist die Gesundheitsstörung und was hat dagegen zu geschehen, oder: hat überhaupt etwas zu geschehen?

War vorher bereits der Wert einer Feststellung nach Begriff und Namen der Krankheit in Zweifel gezogen, so wird noch unnötiger erscheinen, daß nach einer Gesamtdefinition der Krankheiten überhaupt gesucht wird: allen den verschiedenen Einzelheiten gegenüber erscheint wertlos und ohne Sinn nach ihren gemeinschaftlichen Begriffsmerkmalen zu suchen, d. h. festzustellen, was das Wesen der Krankheit überhaupt sei. Also wüßten wir nicht, was so recht eigentlich „Kranksein" ist; noch wäre es nötig danach zu fragen? noch ginge es den Laien etwas an, wenn die Wissenschaft in der Tat sich diese Frage stellte?

Die Sachlage selber ist interessanter durch ihre Unklarheit, als durch die Neugier nach ihrer Beantwortung. Wir wissen nicht einmal, wie wir die Frage stellen sollen. Gehört etwa das Studium der Medizin dazu, um die Frage selber zu begreifen? Oder gibt es vielleicht noch keine W i s s e n s c h a f t der Medizin, solange wir noch nicht wissen, was Krankheit eigentlich ist? Und wir tappten vorläufig, Ärzte wie Laien, im Dunkel herum, mit etwas Empirie und einigen Specifica unter den Heilmitteln Tatsachen mit Tatsachen begegnend, ohne deren ursächlichen Zusammenhang zu kennen! Und bei dieser Sachlage gäbe es, faute de mieux, Leute, die wenigstens über ihr Nicht-Wissen und Nicht-Können aufgeklärt werden: Doktoren, die in dem kleinen Kreise menschlicher Macht ihr Heil versuchen: wer stirbt, der stirbt! Wes Natur obsiegt, den retten wir! Und was ist Natur? Ein Etwas, das den Menschen jenseits von Schuld und Reue überfällt, ihn den chemischen und physikalischen Tatsachen bei Lebzeiten teilweis, nach dem Tode gänzlich überantwortet, oder mit willkürlicher Auswahl unter den Vielen auf irgend Einem Pflanzen oder niedere Tierarten wuchern läßt — andererseits für ihn mütterlich sorgt, ihn flickt, ausheilt, mit Schutzwänden versieht, ohne ihn zu fragen, oft gegen seinen Willen zu Heilzwecken in einem verstümmelten Dasein erhält und noch in elendester Lage mit instinktiver Liebe zum Dasein ausstattet. Wie denkt denn nur das Publikum im allgemeinen hierüber? Oder macht man sich lächerlich danach überhaupt zu fragen? Aber ganz ernsthaft: wenn der Arzt gleich den Laien nicht weiß, was das Wesen der Krankheiten ist, dann handelt es sich ja nicht um Fortschritt, sondern um Neubegründung der Wissenschaft: dann verstehen wir, wie robuste, gesunde, fern der Kultur lebende Naturen die Medizin, d. h. den Arzt, ablehnen, lediglich vertrauend, daß Natur sich selber, höchstens mit Unterstützung durch Hausmittel sich heile, oder aber die Auflösung beschlossen habe. Dann wird

verständlich, wie z. B. bei Tolstoi der Arzt fast durchweg als lächerliche oder gar im Trüben fischende Figur erscheint.

Aber packen wir, die Zweifel der allgemeinen Theorie überspringend, die Sache nur frisch da an, wo sie sich uns darbietet, so darf man das Publikum nicht tadeln, daß es fragen, lernen, kritisieren, urteilen will, nachdem man es zu dieser Teilnahme erzogen hat. Als mit der Ermüdung an der spekulativen Hochflut der Hegelzeit das philosophische Interesse noch einmal unter Schopenhauer-Hartmann und nach einer Pause unter Nietzsche erwacht war, um sich danach zum tiefen Schlaf zu legen, und nachdem das Interesse an den exakten Naturwissenschaften durch die handgreiflichsten praktischen Erfolge belohnt worden war, so konnte es doch als kein Naschen an fremder Wissenschaft, kein gefährliches Halbwissen, kein Prunken mit unverstandenen Dingen bezeichnet werden, wenn das große Publikum aus Virchows Zellularpathologie erfuhr, daß Kranksein des Menschen Erkranken der ihn bildenden kleinsten Teile, der Zelle, sei. Diese Zellen aber waren keine Hypothesen wie Atom und Molekül, sondern wahrnehmbare Wirklichkeit! — Das war doch etwas! Das bedeutete eine Epoche in der Wissenschaft!

Noch stärker wurde das allgemeine Interesse rege durch den Nachweis kleiner Lebewesen als Erzeuger gewisser Infektionskrankheiten. Daß dies n e b e n, gewissermaßen ü b e r einer allgemeinen Theorie der Zellerkrankung stand, war einleuchtend. Und, obwohl nicht mit dem Anspruch einer allgemeinen Theorie der Pathologie auftretend, war der neue Gesichtspunkt fruchtbar genug, um zur Allgemeinheit ausgebaut zu werden, d. h. man ging bei verschiedenen Krankheiten nach einem Bazill als Krankheitserreger auf die Suche. Nebenher geht der glückliche Erfolg künstlicher gutartiger Bazillenkultur, um der gefährlicheren Bazillspezies die Vegetationsbedingung zu entziehen. Durch die Kuhpockenimpfung gegen schwarze Blattern ging ein vereinzeltes rein empirisch gewonnenes Beispiel zeitlich weit voraus. Die Empirie einer Serumeinspritzung gegen Diphtheritis ist Tatsache. Daß auf dieser Basis weitere Bazillen als Krankheitserzeuger und weitere feindliche Brüder derselben entdeckt werden können, liegt im Bereich einer nüchternen Erwägung. Da gibt es kein Leugnen.

Aber hier gibt es z w e i e r l e i zu bemerken: Die Empirie mit dem Einzelfall ist zwar unumstößlich, aber eine Tendenz zur allgemeinen Erweiterung liegt in ihr, sonst bleibt sie unfruchtbar. Die treibende innere Kraft ist der Wunsch, nach Art der mathematischen Wahrheiten aus dem Einzelfall das Gesetz zu kristallisieren und damit eine sichere Abwehr jeder künftigen Zufälligkeit in der Hand zu haben. Was nicht ist, wird vorläufig durch die Hypothese gestützt, und das sensationsbedürftige Publikum wird meistens über den vorsichtigen Standpunkt des Entdeckers durch kenntnislose Begeisterung weit hinausgetrieben.

So kommt es, daß das allgemeine Interesse an den beiden signalisierten Erscheinungen der Neuzeit angeleitet wird, sich nach dem Fortschritt der Wissenschaften zu erkundigen, somit auch rückwärts die Leiter einige Stufen hinabzusteigen. Nun, da haben eben sehr verschiedene, zum Teil ebenfalls ganz populär gewordene Theorien im Laufe der Jahrhunderte geherrscht, seit der Theorie von den vier Säften (humores); ihre unrichtige Mischung: die Krankheit; die Herstellung der richtigen Mischung: die Therapie. — In noch älterer Zeit wurden böse Geister, Dämonen, als Krankheitserreger angesehen, deren Austreibung, die Heilung, der Priester oder Medizinmann besorgte. Wir finden das heut sehr komisch! Ja, an welcher absoluten Wahrheit messen wir denn? Was ist Krankheit schlechthin? Vielleicht auch etwas in diesen Kranken gebanntes Individuelles — und die Heilung: vielleicht ein Spezifikum, nur muß dazu der psychologische Faktor kommen, der auf Überzeugung der Wirkung sich stützende starke Wille. Zweifelstimmung, Verzweiflung ist für sich schon halbe Krankheit. — Und aus späterer Zeit wollen wir uns einiger anderer Einzelheiten erinnern, die gleichfalls unter dem inneren Drange nach Verallgemeinerung sich in Übertreibungen verloren und dadurch so diskreditierten, daß sie vorläufig ganz beiseite gelegt wurden: dazu gehören aus älterer Zeit: Aderlassen, Schröpfköpfe, Brechmittel, Hungerkur, Purgative. Periodische Aderlässe waren noch nicht vor zu langer Zeit in ländlichen Kreisen, als Präventiv, sehr beliebt; in Persien sind die Aderlässe im Frühjahr noch heute ganz im Brauch. Auch die Opiate und Narkotika und bei operativen Eingriffen das Chloroform erregten bei ihrer Einführung großes Aufsehen, und es war Neigung vorhanden, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Die ältere Prießnitzsche Wasserkur und die Kaltwasserheilanstalten, deren Gutes nach Übertreibung der Anwendung später sehr unterschätzt wurde, erlebten in der Kneippschen Methode gewissermaßen eine Reminiszenz oder verbesserte Auflage. Daran schließen sich in der Neuzeit die Heilgymnastik, die elektrischen und Massagekuren. Die Behandlung mit Röntgenstrahlen, Radium, nebst dem modernen Sanatorienbetrieb, auf den wir unten noch zu sprechen kommen, führen uns bis zur Gegenwart heran. Diese Einzelheiten sind zwar ein buntscheckiges Nebeneinander einzelner teils präventiver, teils spezieller, teils sekundärer ärztlicher Eingriffe und unterstützender Mittel, bilden indes, von guten Erfolgen beim ersten Erscheinen begleitet, eine historische Reihenfolge, in der sie, den Kleidermoden vergleichbar, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und ihren Anwendungskreis über die Spezialfälle zu erweitern Neigung hatten. Das konnten sie, da, wie wir sahen, die Neigung zu einer Zentralisation einerseits vorhanden, andererseits ein allgemeines Prinzip m. a. W. eine allgemeine Definition des Wesens aller krankhaften Zustände noch nicht gefunden ist.

In diesem Zusammenhange dürfen wir einen Blick auf zwei, vielfach gar nicht ernst genommene Stiefkinder der Wissenschaft werfen. Deren eines, die Homöopathie, ist eine Kurmethode, die sich mit einem selbständigen Grundprinzip neben die gesamte übrige Allopathie gestellt hat. Auch der Homöopathie ging, gleich der Bazillentheorie das Impfen, ein unbestrittener Einzelfall voraus: das Erregen eines künstlichen, doch minder gefährlichen Fiebers durch Chinarinde (Chinin, Antipyrin, Antifebrin) als Gegenfiebers der Malaria. Obgleich auch für die Verallgemeinerung dieses Einzelfalles (**similia similibus**) zur Theorie die Modestimmung vorüber ist, so kann vielleicht der Wissenschaft das Hervorsuchen zahlreicher älterer Spezifika einen ähnlichen Dienst leisten, als einst die Alchimie der Chemie erwies. Trotz bis zur Erbitterung getriebenen Spottes hat diese Theorie bis heute ihre Anhänger. Die Kleinheit der Dosen, ihre Wirkungslosigkeit bei zufälligem Genuß auch größerer Mengen von Zuckerpillchen zum Beispiel siebenter Teilung und das Zurückgreifen auf allopathische Behandlung in ernsteren Fällen hat mit Recht als offene Bresche zu Angriffen gedient. Seltsam und ohne naheliegende ursächliche Erklärung ist die oft gemachte Bemerkung, daß die Anhänger der Homöopathie sich vorwiegend aus der besten sozialen (nicht der wissenschaftlichen) Gesellschaft rekrutieren. Wäre die Vorliebe der entgegengesetzten Kreise für derbe, gründliche Dosen nur ein Zufall? Sehr verschämt, allen Rationalisten und Männern der Wissenschaft ein Greuel, aber trotzdem vorhanden, muß endlich die Kurmethode der Sympathie angeführt werden. Sie erlebte durch Einführung der Suggestion in die Heilkunde, sodann neusterdings durch die Richtung der Gesundbeter eine Auferstehung, die auf beiden Seiten den leidenschaftlichen Ausdruck des „Für und Wider" zu hellen Flammen entfachte. Das Schlagwort ist die Hervorbringung materieller Wirkung (also des Heilvorganges) durch psychische Einwirkung; sofern irgend etwas Materielles seitens des Arztes oder Patienten, Auflegen der Hände, oder Bestreichen, Druck, Starren, dabei in Frage kommt — so erklären die Anhänger der Psychotherapie wenigstens selbst, dieses Materielle als unwesentlich.

Etwas abseits davon steht die sich ausgesprochenermaßen als religiös ausgebende Heilwirkung. Es wird vielfach behauptet, daß der Anhänger dieser Richtung mehr sind, als öffentlich zugegeben wird. Das Zeitbewußtsein und Modedenken hat uns eben derart in Besitz, daß auch vor die baren Tatsachen gestellt der moderne Mensch lieber an einen unbekannten, aber materiellen Vorgang glaubt, deren Lösung später bekannt werden wird, als an eine direkt psychische Vermittelung.

Und das z w e i t e (cf. S. 404), was wir diesem höchst bedenklichen Modetreiben und Herumsuchen in Ermangelung einer einheitlichen Basis

der Heilmethode entgegensetzen müssen, ist eine Mahnung zur Vorsicht. Auf den ersten Blick überschleicht uns ja ein trostloses Gefühl bei der Vorstellung, ein solches Tasten, ein solches Modeprobieren in Krankheitsfällen mit dem eigenen Leibe, eigener Gesundheit, ja mit dem eigenen Leben bezahlen zu müssen. Ganz entgegen der Mathematik, deren Fundamente sich vor Neuentdeckungen und Moden nicht zu fürchten haben, kann hier jeder Tag ein neues System, eine grenzenlose Bloßstellung der bisherigen Methode, eine Anklage auf systematischen Mord gegen die ganze Ärzteschaft bringen. Wie? des „Fortschrittes" rühmt sich die heutige innere Medizin? Nun eben darum ist also das „heut" vor dem „morgen" derart gefährdet, daß wir ohne großes Nachdenken auch diesem Fortschritt in der Geschichte des steten Tappens eine neue Stufe hinzudenken können. Dann werden wir ebenso morgen widerlegt, wie einst die Priesterärzte, Medizinmänner und Hokuspokusmacher durch Galenus, und umgekehrt haben alle Stufen dieses gemein, daß sie über gewisse Einzelerfahrungen hinaus diese in kein System einfügen können, welches uns mit Notwendigkeit und Allgemeinheit weiterer Zweifel enthöbe. Trotzdem, und das ist unsere Warnung, ist wohl zuviel gesagt, dem Arzt Scharlatanismus und dem Publikum Kritiklosigkeit bis zum Wunderglauben vorzuwerfen. Vergessen wir nur nicht, daß der psychische Faktor einer überzeugten Modestimmung zu dem Heilerfolg, wie physisch dieser auch herbeigeführt sei, irgend wie zu Hilfe kommt; daß ferner irgend welche neu angewandten Mittel wirklich anfangs eine stärkere Wirkung (beim Einzelnen und nach längerem Zeitraum bei einer Gesamtheit) haben, welche Wirkung sich mit der Zeit abbaut und schwächt, so daß faktische Heilerfolge eben so wirklich sind, wie die spätere Indifferenz. Dann kann leicht für einige Zeit der Unmut der Enttäuschung auf die Stellung ganzer Zeitalter ebenso hemmend, wie die Freude der Neuentdeckung fördernd auf die Heilerfolge wirken. Endlich läßt sich ja gar nicht angeben, wie weit sich im Laufe der Zeiten die Konstitution und Disposition der Leute geändert hat. Wir meinen nicht nur die Verweichlichung durch die Kultur unmittelbar, die Verschlechterung der Portion an Licht, Luft, Raum durch Übervölkerung, sondern eine Anzahl von Imponderabilien, die sich mehr ahnen als denken lassen. Eine Zeit, die mit Schwert und Keule, mit grausiger Folter, barbarischen Strafen, unmenschlichen Gefängnissen, ohne alle geistige Kommunikation unserer Tage viel langsamer als wir lebte, bedurfte wahrscheinlich einer viel roheren Medizin. Mehr Persönlichkeit und ein ungebrochener Wille, auf den mit solchen Mitteln gewirkt wurde, hatten sicherlich im psychischen Faktor eine viel stärkere Heilwirkung zur Verfügung. Starke Nerven und Abhärtung ließen bei ihm, zuversichtlich, starke Schmerzen viel weniger ins Zentralorgan wirken, wie unter unsere nervöse, unendlich reizbare Hirnschale. — — Übrigens ist schwer zu sagen, wie weit z. B.

manche Krankheitserreger sich geändert haben. Die Darwinsche Lehre eröffnet uns für die Epochen, welche die Bazillen durchlebt haben, eine weite Perspektive: nur eine einzige Stunde bedeutet für die Bazillengeneration unzählige Vegetationsepochen, ein einziger Tag: Jahrhunderte; ein Jahr: Weltalter. Ein gemeiner Schnupfenbazillus ist ein gebildeter Influenzabazillus geworden; ein anderer hat sich zum Bazill der Genickstarre kultiviert. Wir geben zu, mit dieser Ausführung nur eine Konstruktion nach der Analogie bekannterer Tatsachen zu liefern. Wie sehen nämlich in höheren Reichen, z. B. der Insekten, manche Spezies, mit zunehmender Kultur der Menschen, außerordentlich selten werden, andere sich verändern, andere unter günstigen Umständen sich ins Massenhafte vermehren, um sodann zeitweis spurlos zu verschwinden. Und wie wenig wissen wir vom Leben der Bazillen. Seit wie kurzer Zeit kennen wir sie überhaupt, und wie lange war das Mikroskop in Gebrauch, ehe wir sie entdeckten. Und auf ihnen lebt und webt vielleicht eine noch unbekannte Welt der Parasiten, oder neben ihnen eine noch kleinere Welt als die heutige mikroskopische, deren Wirkung uns überhaupt erst als Massenwirkung und wohl ohne ersichtlichen Grund der Hervorbringung entgegenträte, also z. B. als rätselhafte Krankheitsursache.

* * *

Was wir durch das bisher Angeführte zum Bewußtsein des Lesers zu bringen wünschen, ist kurz folgendes: zwei diametral entgegengesetzte Lebensanschauungen bestehen seltsamerweise nebeneinander: die materielle, indem sozusagen amtlich die Medizinmänner als Stand und Beruf bestehen und an unsere Krankenbetten geholt werden; bei staatlicher Hygiene uns aber unter Umständen amtlich auf den Hals geschickt werden, oft aber (statt des staatlichen Zwanges) von der Umgebung des Kranken, der sich vielleicht nicht mehr verständlich machen kann, diesem oktroyiert werden! Auch läßt sich nicht wissen, sondern nur argwöhnen, wie vielen Sterbenden zwangsweises medizinisches Eingreifen und falsche Behandlung das Ende erschwert oder unliebsam beschleunigt hat.

Die ideelle, theologische, indem ideelle Unzerstörbarkeit der Individualität zwar als der Wirklichkeit gleichwertiger, unstreitiger Glaubensbesitz, der Eintritt einer vollkommeneren Existenz als Glaubenssatz angesehen wird, aber der Versuch materieller Lebensrettung als Pflicht und die Gesundung als Gnade Gottes erachtet wird, so daß der herbeigerufene Geistliche, je nachdem die Sache abläuft, als Tröster beim Sterben oder als bittender Beter bei glücklicher Krisis auftritt. Vielfach trifft man auf die Sitte, daß die Fürbitte für Gesundung schwer Erkrankter als Gemeindesache ins Kirchengebet aufgenommen wird.

Welch schwüle, dumpfige Atmosphäre erzeugt ein solches Zusammensein der Begriffe!

Sodann wünschten wir eine notwendige Übereinstimmung mit dem Leser darin herbeizuführen, daß unsere Laienkritik leider implicite über dem Krankenbett lagert, so daß es sich gar nicht darum handelt, ob wir sie als unberechtigt zurückweisen, oder aus unserer Lebenserfahrung über Krankheit und Ärzte als Konsequenz der Tatsachen auffassen. Fängt sie doch unleugbar bereits mit der Reflexion an, die wir zur Beantwortung der Fragen des Arztes nötig haben! Stützt sie sich doch auf die unabweisbare Erwägung, in wie losem Zusammenhange der Begriff, der bloße Name einer Krankheit mit unserem faktischen individuellen Leiden stehe. Was soll es z. B. heißen, wenn wir sagen: katarrhalische Erscheinungen vulgo Schnupfen treten seit einer Reihe von Jahren mit erschwerenden Symptomen auf, die man Influenza (früher Name einer Pferdekrankheit) nennt! Oder wenn wir sagen, Epidemien erschöpfen und schwächen sich ab, also z. B. ein heutiger Cholerafall trete gutartiger auf als zur Zeit der ersten starken Epidemien. Gleichsam wie die Tabakspflanze, zu lange auf gleichem Boden gebaut, ihr Aroma verliert. Oder wenn gestritten wird, ob die heutige Krankheit x mit dem sogenannten „schwarzen Tod" vom Jahre so und so identisch sei; oder die heutige Krankheit y mit der früher als „Aussatz" beschriebenen und benamseten. Wir verkennen gar nicht, daß die Herrschaft von Wort und Begriff trotz des Konfliktes mit dem Einzelfall ein Machtzuwachs des menschlichen Geistes über das Chaos des allgemeinen Seins bedenke. Wir bedürfen dieser Herrschaft vielmehr auf vielen Gebieten, z. B. um die Fülle der strafbaren Handlungen unter den Lakonismus eines kurzen Strafgesetzes zu beugen. Aber der einzelne Krankheitsfall ist für den Patienten doch zu wichtig, um unter dem Begriffsschematismus einer Pathologie zu seufzen. Übrigens ist ja nichts Befremdendes, daß wir hier, wie auf irgend einem anderen Gebiete, mit dem Alltagsgut eines durch Gewohnheit befestigten Wissens so lange operieren, bis wir uns mit der Sache einmal näher befassen und binnen kurzem in einem Gebirge der Zweifel verlaufen, welches vorher so zum Greifen deutlich mit seinen Vorbergen und der zu erklimmenden höchsten Spitze am Horizont vor uns lag. Haben wir die Laienkritik als Bestandteil unseres Objektes einmal erkannt, so erwächst uns die Pflicht, so lange zu probieren, bis wir eben auf eine vorläufige Spitze gelangen, von wo aus wir unseren früheren und künftigen Weg über die Abgründe der Unmöglichkeit und die Serpentinen einer Möglichkeit zur Spitze, die Fehler und Umwege richtig erkannt haben. Es ist anschaulicher, durch Irrtum hindurch zur Spitze zu gelangen, als mit einem teuren Führer müheloser einen Pfad zu erklimmen, den wir allein vielleicht nicht wiederfinden.

Wird nun ein absoluter Fortschritt der Wissenschaft, der Heilmethoden der Staatshygiene und Prophylaxis zugegeben, mithin die Durchschnittslebensdauer verlängert gedacht, also die Bevölkerungsziffer proportional steigend, so würde die Natur auf der durch die Kugelgestalt begrenzten Erde endlich zu einer Lahmlegung dieses Menschenwitzes schreiten. Und diese Mittel würden natürliche sein; ja, wenn wir näher zuschaun, so wirken sie vielleicht schon. Alle Staatshygiene muß jedenfalls eine Grenze finden, wenn die Leute anfangen einander Raum, Licht, Luft wegzuschnappen. Noch hat die Erde Raum genug, aber partiell ist doch die Antihygiene schon da. Der bleiche Städter und der gebräunte Landmann fordern zum Vergleich auf. Es ist ein Unglück, wenn uns die Staatshygiene am Sterben hindert: so wie damals, im Märchen, als der Schmied von Jüterbog den Tod auf dem Apfelbaum künstlich interniert hatte. Die wahnsinnige Stadtzentralisation führt stracks zu diesem Ziele hin. Sodann kann keine Staatshygiene und keine moderne Medizin, wie hoch sie auch ihre Augenbrauen vor einem unbotmäßigen Skeptiker ziehe, Brot noch Fleisch auf der flachen Hand wachsen lassen oder aus dem Asphaltpflaster stampfen. Das Land mag sich entvölkern, weil es sich in der prächtigen Großstadt lustiger lebt, als bei den dummen Bauern auf dem langweiligen Lande, aber Brot und Fleisch müssen geschafft werden. Was da von besseren Löhnen und leichterer Möglichkeit, Arbeit in der Stadt zu finden, geredet wird, mag jeder mit den Klagen über das teure Leben in der Stadt in Einklang zu setzen versuchen; es ist nicht mehr als ein Rechenexempel. Mag doch der Staat, wenn die wahnsinnige Anhäufung um die Städtezentren in Progression der letzten 100 Jahre weitergeht und sich gegen die Freizügigkeit keine zeitgemäße Beschränkung finden läßt, das Recht der Strafversetzung zur Landarbeit ins Strafgesetz aufnehmen.

Mit dem Städteleben Hand in Hand geht die Emanzipation von Wind und Wetter, die Verweichlichung durch die Kultur und die ins Ungeheuerliche gewachsene Kräftevergeudung durch erotische Zwecklosigkeiten unseres städtischen Lasterlebens. Ich vermeide absichtlich die Begriffe von Stadt- und Landmoral, sondern spreche nur von Zwecklosigkeit, Naturvereitelung und Kräftevergeudung. Man würde aus diesen Erwägungen, auch ohne den exakt geführten Beweis aus der nationalökonomischen Statistik, geneigten Glauben dafür finden, daß die Stadtziffer dem Aussterben ausgesetzt ist und sich selber ohne fortwährenden Zuzug vom Lande nicht erhalten könnte.

Aber nicht nur krankhafte Auswüchse wirken hier, sondern die Anspannung wirtschaftlicher Kräfte durch die erhöhte Konkurrenz hat den Kampf ums Dasein zum Übermaß gesteigert. Im selben Maße brutal und eilig fallen die Erholungsmittel des Kulturmenschen und die Stimulantien zur schnellen scheinbaren Rekreation der Lebenskraft aus.

Hierzu kommt noch die Erblichkeit, wieder ein Punkt, den Staatshygiene nicht heben und die Wissenschaft nicht verleugnen kann. Alkoholismus und Nervosität, vereint mit erblicher Belastung, beanspruchen, als moderne Erscheinungen allgemein bekannt zu sein. Sie arbeiten unleugbar der Natur zur Beseitigung der Vielzuvielen kräftig in die Hände.

Die eigen verschuldeten und die auf Vererbung beruhenden Folgen des Alkoholismus tragen zur Vermehrung der Nervosität unleugbar bei. Wir stellen aber beide hier nebeneinander, weil die persönliche Erwerbung der Nervosität als normale Folge unseres Kulturlebens zu stark vorwiegt. Man vergegenwärtige sich nur das geräuschvolle und unregelmäßigere Stadtleben im allgemeinen und, von anderem zu schweigen, den Nachtdienst unserer modernen Verkehrseinrichtungen und Fabrikbetriebe und die durch Konkurrenz gesteigerten Arbeitsstunden der Saisongeschäfte, die durch zeitweise Vermehrung der Bezüge, wohl selten durch zeitweise Vermehrung des Personals ausgeglichen werden. Es wird immer übersehen und, wenn vorgebracht, vielleicht bestritten, daß in unserem Kulturleben nicht etwa nur für die unsoliden, sondern noch mehr für die zurückhaltenden Elemente in unseren sittlichen und geselligen Zuständen eine nervöse Aufreibung liegt. Die legale Geschlechtsbefriedigung verschiebt sich im heutigen Erwerbsleben gegen das Alter der Fähigkeit zu natürlicher Befriedigung um mindestens zehn Jahre, aber jährlich, besonders im Mittelstand mehrt sich die Zahl derer, die überhaupt nicht heiraten können. Das Treiben illegaler Befriedigung indes macht sich derart ungescheut breit, daß der Phantasie der übrigen weitester Spielraum gelassen wird. Man mache sich dies nur durch ein Beispiel aus anderem Gebiet klar: mit welcher Deutlichkeit z. B. malt sich der Arme den versagten Genuß des Fleisches aus! Wie groß ist das Quantum der immer dahin wirkenden Vorstellung! Wie ermüdet er die Phantasie! Wie wenig bietet dagegen die Wirklichkeit dem Wohlhabenden, der täglich sein Stück Fleisch auf dem Teller hat. Was also bei Versagung eine große Rolle in der Vorstellung spielt, scheidet aus dieser bei Erfüllung in der Wirklichkeit ziemlich aus, d. h. die Wirklichkeit ist, dagegen gemessen, schal. Denken wir dasselbe auf erotischem Gebiet, so ist z. B. selbstverständlich, daß die Kunst, will sie nicht anders lügen, das Wirkungsvolle dem Unbedeutenden vorzieht. Und danach fällt die heutige Kunst aus: auf der Bühne, in der Belletristik, in der bildenden Kunst. Vergeblich klagen wir sie an, vergeblich versuchen wir polizeiliche Einschränkung. Ähnlich der mikroskopischen Welt hinter der mit bloßem Auge wahrnehmbaren, bildet sich hinter der täglich unverhüllteren Welt illegaler Verhältnisse eine ganze Welt des geheimen, auf den einzelnen beschränkten Lasters aus. Keine Statistik reicht dahin. Welch kolossaler Faktor, nicht etwa nur im aktiven Laster, sondern

mehr noch in der einfach sich unbefriedigt abquälenden Phantasie der zurückhaltenden, also besseren Elemente! Noch nicht genug: das viel lustigere Laster drängt sich in die Sphäre legaler Befriedigung hinein; oder gebildeter gesagt: die viel zu lange überreizte Phantasie der Zurückhaltenden findet eine Enttäuschung in der Ehe, und so ist auch diese kein Hafen der Sittlichkeit, sondern eine bequeme Zuflucht exotischer Genüsse auf beiden Seiten geworden. Es gibt ganze Serien vielgelesener Witzblätter, deren unerschöpfliches Thema in Wort und Bild die Verhöhnung legaler aber reizloser Verhältnisse durch illegale ist. Die Langweile sittlicher Geselligkeit und Ermüdung einer in den Hintergrund getriebenen, ursprünglich natürlichen Sinnlichkeit hat die sogenannte Tugend also längst zu einer Zielscheibe des Spottes und der Verhöhnung gemacht. Wir sprechen von den b e s s e r e n, die wenigstens „Nein" sagen wollen.

Man wird leicht geneigt sein, unsere Ausführungen einer affektierten Übertreibung zu bezichtigen, indem die historische Entwickelung, die Allmählichkeit der Steigerung einerseits, die Anpassungsfähigkeit des Menschen andererseits dagegen angeführt und die abfällige Beurteilung moderner Entwickelung als reaktionär verurteilt wird. Die schärfere Anspannung der Kräfte, die systematische Ausnützung der Zeit schaffe ökonomische Werte, die wir z. B. im Vergleich mit dem Orient direkt erübrigen, während sie dort latent bleiben.

Die Bemerkungen über Staatshygiene, Zunahme der Hungerkonkurrenz durch Steigerung der Bevölkerungsziffer aber werden dem modernen Menschen als sinnlos erscheinen, die man entweder ignorieren oder mit der Gegenfrage schlagen könne, was dann, die Tatsache zugegeben, zur Korrektur geschehen solle, etwa das Gegenteil: also Einstellung der Staatshygiene und Sicherheitspflege in allem Betriebe und jeder öffentlichen Prophylaxis, Einschränkung der Sanitätspolizei und ähnliches?

Es kann hierauf nur mit der Mahnung: „Arzt, hilf dir selber", d. h. mit der Aufforderung geantwortet werden, nach subjektiver Prüfung der Gegenwart sich über einen Erkrankungsprozeß, die Kulturseuche, ins klare zu setzen und auf eigene Rettung zu denken, so gewiß man keinem Reisenden unserer schwimmenden Paläste das harmlose Vergnügen verübelt, daß er einen Rettungsgürtel probiert und sich zurecht legt, wie er durch die Verwirrung der Bevölkerung solcher Monsterschiffe hindurch, im ernsten Fall, aus seiner Kabine am schnellsten auf Deck und ins Wasser gelange, statt unten und mitten drin wie eine Katze im Sack zu ertrinken.

Ein unruhiges, von einer unbestimmten Sucht in die Ferne getriebenes Element hat es seit jeher gegeben: den Auswanderer, Kolonisten. Aber systematisch ist diese Sache doch erst im jüngsten Zeitalter unserer

Kolonisationsfragen geworden. Wenn wir allein erwägen, daß Afrika, dessen Karten voll Fragezeichen, weißen Flecken und punktierten Linien der heutigen älteren Generation noch bestens in Erinnerung, heut ziemlich aufgeteilt ist, oder wenn wir nur die Regungslosigkeit des damaligen Ostasiens mit heutigem Stande der Dinge vergleichen, so läßt sich durchfühlen, daß es sich heut um Zeitströmungen und Weltfragen, nicht mehr um den Auswanderer von dazumals, jenen Typus der malcontents handelt, die ein Glück in der unbestimmten Ferne suchen. Die Wandelung der Auffassung geht langsam aber sicher vor sich, und die Tatsachen streiten mit der Banausenansicht, daß Großmannssucht und Utopien im Spiele seien. Vielleicht würde das beklemmende Atmen und Ringen nach Licht und Luft in zu engem Raum viel einfacher gedeutet werden, wenn nicht jeder gesteinigt würde, der über die optimistische Kulturfreude und den Weltstadtstolz den Kopf schüttelt; der, auch ohne vom Hunger getrieben zu sein, hinaus möchte aus dieser Zwangskultur, diesem durch ödes Herkommen zu sehr verteuerten Leben in einfachere, freiere Lebenshaltung. Es ist ja nicht so schwer die Frage der Berufswahl und die Kosten der Ausbildung von heut und früher zu vergleichen; es ist ein einfaches Rechenexempel, die Bevölkerungszunahme der letzten 5 bis 6 Dezennien in eine geometrische Reihe zu bringen und auf den nächsten ebenso langen Zeitraum auszurechnen. Ingleichen kann man aber eine Städtedezentralisation, auch ohne Antastung der Freizügigkeit, voraussehen. Oder wie lange soll die Naivität bestehen, daß die Menschen in zu großen Haufen sich übereinander setzen, um sich über Raummangel zu beklagen; und einem besseren Verdienst dort nachgehen, wo er nicht ausreicht, d. i. die Lebenshaltung zu teuer ist; und Lohnerhöhungen dort zu erzwingen, wo der ökonomische Kreislauf sie am andern Ende wieder verschlingt? Natürlich muß die Rückstauung eine Zeitströmung, ein historisches Imponderabile werden. Mit dem Rate an die vielen Einzelnen, die Stadt zu verlassen, oder an die Vielzuvielen, in die Kolonien auszuwandern, ist es nicht getan.

Aber warum der Zeit in Gedanken vorauseilen? Gibt es nicht gegenwärtige dahin zielende Zeiterscheinungen? Wie vorhin die gleichsam private Auswanderung zur Kolonisationsbewegung sich erweiterte und wesentlich vom unsystematischen Anfange unterschied, so können wir ähnliches im Gebiet der Ausflüge und Reisen wiederfinden. Wenn der ehrsame Bürger alter Zeit seinen sonntäglichen Spaziergang vor die Tore der Stadt machte, oder sich mangels der früher unbekannten Garten-, Platz- und Straßenalleen-Pflanzung einmal „ins Grüne" begab; und wenn manches Jahrzehnt später die festtägliche Menge aus der erheblich erweiterten Stadt in der holprigen Familienkutsche oder danach im Omnibus durch die gerngemiedene Armut des Vorstadtviertels sich ins Freie begab, oder wenn, wieder erheblich später, der Eisenbahnzug

die ferienfrohe Menge in das nächste Gebirge oder zum fernen Wald, See oder Strand beförderte, so waren dies Vergnügungen und Zerstreuungen privater Art, keine ernstlichen Reaktionen gegen städtisches Leben. Es gab für den Genügsamen noch Licht und Luft genug, ohne staatliche Hygiene. Die Zeiten liegen noch nicht so weit zurück, wo es einen Typus des Großstadtphilisters gab, der nie ein Feld erblickt, nie eine Kartoffelpflanze hatte blühen sehen.

Es ist gewiß kurzsichtig, sich die heutige, zeitweise Flucht aus der prächtigen Großstadt nur als eine Erweiterung der früheren harmlosen Spaziergängerei vorzustellen und deren Ausweitung zum Ferienausflug als eine Verlockung zum Reisen durch die verbilligten Eisenbahnfahrten zu denken. Richtiger reihen wir diese Erscheinungen einer großen Reaktion gegen das Gift des modernen Riesenstadtlebens ein, welche eine Systematik anstrebt, wenn sich gegen den Bodenwucher Bauvereine auf sozialer Grundlage gebildet haben und statt der Sonntagsflucht aus den Stadtmiasmen in die Lebensluft die ständige Verlegung des Heims in den gesünderen Vorort oder aufs nächste Dorf eingebürgert hat, während das Abonnement der elektrischen Bahn tagsüber den Aufenthalt im Komptoir oder Bureau der Großstadt ermöglicht.

Daß ein Weiterbeschreiten dieses Weges zu einer Lösung führe, wird nach kurzem Bedenken niemand behaupten, weil die Spekulation mit größter Hurtigkeit die Kultur ebendahin verlegt, wohin man vor ihr fliehen wollte. Wo immer die Menge zahlreicher hinwallfahrtete, da fand sie binnen kurzem Alkohol und die dunstigen Stuben wieder, und der überfüllte Konzertgarten verwandelte die Natur in das tabaks- und bierdunsterfüllte Restaurant zurück, falls nicht wirkliche gigantische Bierhallen bei schlechtem Wetter das Großstadtlokal selber dort auferstehen ließen. Wie weit auch die Flucht, um so weiter die Kultur; über Schneegipfeln erhebt sich das Prachthotel, bequem mit der Zahnradbahn zu erreichen. Und in der Sommerfrische des entlegenen Gebirgsdorfes wurde im Handumdrehen aus dem biederen Sennwirt und Bauern der Herr Vermieter und Hotelier. Das Publikum zetert immer noch über Unbequemlichkeit und hat wohl nur dunkle Vorstellungen von dem eigentlichen tieferen Sinn dieses hoffnungslosen Wettrennens von Kultur und Natur.

Es steht wohl auch nur in einem begrifflichen, beileibe keinem ursächlichen Zusammenhang, wenn die überall kulturgequälte, überall betrogene Menschennatur zu einem anderen Mittel greifen mußte: dem Sport.

Die älteste Generation wird sich der Zeit erinnern, wo, aus ganz anderen Motiven und in ganz anderer Art, das, was wir heute als Sport bezeichnen, sich im wesentlichen auf Körpergymnastik beschränkte; teutsche Turnerei und teutscher Sang vereinigte Jünglinge und ernste

Männer; daneben führten Kegelklub und Schützenbrüderei ihr Dasein, obgleich die militärische Volksausbildung die mehr oder minder unklaren Ziele jener halb poetischen, halb albernen Vereinsmeierei ins Zwecklose gerückt hat, so daß sie nur durch fröhliches Zusammensein beim Alkohol noch einigen Reiz zurückbehielt. Aber der Militarismus bezog sich doch nur auf einen Ausschuß gesunder und körperlich normaler Menschen und auf diesen nur zeitweise; er unterbrach den Beruf, statt ihm eine stete Körperpflege zu gewähren. Diese Lücke wurde gewissermaßen durch den Sport gefüllt. Man verkennt den tieferen Sinn der ganzen Richtung, wenn man den Sport sowie die sportmäßige Organisation einiger auch früher beliebt gewesener Übungen einer Nachäfferei des Fremdländischen zuschiebt. Nein, die Stimmung dafür liegt tiefer. Daß seine eigentlich nicht im Zweck liegende äußere Gestaltung, sein oft seltsames „Drumunddran“ einen gewissen Ehrgeiz und Wetteifer theatralischen Charakters hineingetragen hat, mag als Nebenwirkung und als Ansporn zu größerer Tätigkeit oftmals günstig, vielfach als schädliches Übermaß wirken. Wenn der Hauptzweck erreicht wird, die Gesundheit erhalten, eine gesundheitswidrige Kulturquälerei irgend eines Lebensberufes paralysiert wird: mag man dann über die Auswüchse ebenso liebenswürdig lächeln, wie etwa darüber, daß im alten Athen der Effekt eines Forstkulturgesetzes erreicht ward, indem man den Olivenbaum der Göttin Athene weihte. Hilft die Sportmedizin über die Kulturkrankheit siegen, dann mag sie mit allen abgeschmackten Sportzutaten, die vom eigentlichen Ziel abführen, bestehen bleiben; aber es scheint doch, die Kulturanstrengung, die bereits bei heutiger Bevölkerungsziffer dem einzelnen zur Erhaltung des Lebenskampfes auferlegt wird, sei zu groß, um selbst durch den Sport die beiden Krankheiten der Kulturseuche: den Alkoholismus und die Neurasthenie zu heilen.

Daß der Alkoholverbrauch, pro Kopf ausgerechnet, für den einzelnen eine ganz respektable Leistung ist, die er, schon im Interesse seines Geldbeutels, ganz gut herabsetzen könnte, diese Einsicht hat sich natürlich in größeren Kreisen Bahn gebrochen. Auch heißt es die schwache menschliche Natur richtig beurteilen, wenn man zwar ein kleines Maß als der Absicht der Mäßigkeit nicht entgegen erachtet, aber dem Gewohnheitsmenschen nicht mit Erfolg dies Maß zu bestimmen zutraut. Daher fordern die Mäßigkeitsvereine: gänzlich entsagen. Ich lasse dahingestellt, ob wir nur aus alter sündiger Gewohnheit die trübseligen Asketen nicht recht goutieren. Mäßigkeit und pedantische Enthaltsamkeit sind eben nicht dasselbe; und vielen von den Zeitgenossen werden diese Herren, die immer nur beim Glase Wasser, Tee oder Milch sitzen und beim Familienfest buchstäblich mit der Tasse Tee anstoßen, ein gewisses Mißtrauen einflößen. Als Medizin wird bekanntlich auch von den Puristen Indulgenz gewährt, und dem schwachen Greise wird das stär-

kende Glas nicht zu versagen sein. Das Leben geht zur Neige! Soll bezüglich der Gewohnheiten des absterbenden Greises noch Besorgnis am Platze sein? Auch die alternde Menschheit Europas ist greisenmüde. Kaffee, Tee, Tabak, Alkohol ist ihre Stütze, daß sie früh auf den Beinen stehen und nachts Schlaf finden kann. Aber schafft doch Bedingungen, daß sie naturgemäß arbeiten kann, oder daß sie wieder jung wird! Dann wird sie abends schlafen können und nur schlafen wollen, wie ein gesunder Todmüder, dann wird sie früh fröhlich aufspringen und vom Alkohol als einer Belästigung fliehen, wie es Kinder tun.

Wenn das Übermaß des Alkoholkonsums anerkannt und über die Schädlichkeit des Genusses kein Zweifel ist und, auf Erfahrung gegründet, die Zubilligung mäßigen Genusses den Alkoholiker schwer bei der Grenze hält, ihn viel eher der Entschluß gänzlicher Entsagung zum Ziele führt, so ist die bisherige allgemeine Stellungnahme zum Radikalismus der Abstinenzpartei ein Zeichen, daß die breite, als Träger des Zeitgeistes zu bezeichnende Masse die vorgeschlagene Maßregel für schief ansieht, sie also durch Majoritätsbeschluß nicht stützen kann. Das heißt: nicht die Wirksamkeit der Zwangsmaßregel, nicht die Immoralität des Alkoholgenusses steht zur Diskussion, sondern die Grenzen staatlicher Macht gegen das Gebiet der Privatmoral. Wir müßten nicht aus dem Ganzen unserer Zeitmoral und unserer modernen Lebenshaltung von Staats wegen die Alkoholfrage herausschneiden, sondern eine derartige Ummodelung der Verhältnisse im ganzen erhoffen, daß der einzelne von innen heraus und im Zuge der Zeiten die Veranstaltung ändert: mit andern Worten der neue Mensch müßte nicht vor einen moralischen oder gar staatlichen Zwang gestellt werden, an der Schnapsbude vorbeizumarschieren, sondern statt dieser müßte überhaupt etwas anderes, einem besseren Zukunftsgeschmack Angepaßteres dastehen. Die heutige Traktätchenpraxis und Verpflichtungsmethode berührt noch zu viele unbehaglich, obgleich sie sonst zur Sache sympathisch stehen. Man wird einwenden: die Sache zwar billigen, aber zur Seite stehen und abwarten, bis die Angelegenheit von selber sich gefördert habe, dies sei doch jedenfalls zu wenig; dann doch lieber tätig sein und sich rühren, wenn selbst die Maßregeln, sei es gesagt, etwas muckerhaft ausschauen. Bei Licht besehen bedeutet wohl die Meinungsverschiedenheit nicht mehr, als die über den Ort, wo die Dämme aufzuwerfen sind, um den Sumpf in Neuland zu verwandeln.

Es sei in diesem Zusammenhang vergönnt, endlich auf eine neuzeitliche Erscheinung aufmerksam zu machen, die ganz bekannt und gewürdigt ist und als therapeutisches Mittel eher zu viel Reklame auf ihrer Seite hat. Aber einen den Zeitgeist ummodelnden Einfluß wird sie nur dann haben, wenn sie auf breitester Basis als eine Reaktion, nicht als sensationelle Neuheit aufgefaßt wird: in dem Augenblick,

wo man sich nicht zu genieren oder vor Steinwürfen zu fürchten haben wird, wenn man die Kultur, ja unsere gepriesene, mit allen Mitteln so herrlich geförderte Kultur als eine Krankheit erkennt und die Einrichtung der Sanatorien, Nervenheilanstalten, Trinkerasyle, Luftkurorte 2c. dadurch verbilligt, daß jeder sein eigener Arzt, jeder Haushalt ein eigenes Sanatorium wird. Es ist eigentlich zum Lachen, wenn man dem Sanatoriumbetrieb nachgeht und bei den Patienten Umfrage hält, bloß um die Entdeckung zu machen, daß dort die Menschen mit Gewalt und unter Autorität des Arztes zu einem vernunft- und naturgemäßen Leben kommen. Das Kulturleben und der Zwang des Herkommens gestatten ihnen nämlich diesen Luxus nicht. Viele kommen mit der dunklen Vorstellung zurück, daß sie überhaupt für dieses Leben verdorben sind und nur noch im Sanatorium oder in der Nervenheilanstalt es aushalten. Andere sind noch naiv! Die Kur hat so gut getan! Wenn sie erst wieder dreiviertel Jahr im Berufsleben, wieder eine Wintersaison der Großstadt hinter sich haben, wird man die Kur erneuern müssen. Wenige sind so gescheit, einzusehen, daß es eigentlich nicht auf Vornahme einer Kur, sondern Beseitigung einer verrückten Lebensweise ankam.

Komisch ist jedenfalls, daß der Sanatorienbetrieb sich unter einer ungeheuren Reklame als medizinisches Heilverfahren aufspielt und mit den gelehrtesten Broschüren verteidigt. Einzelne Spezialfolgen des modernen unsinnigen, aller Natur entfremdeten Genußlebens werden mit dem Titel „Krankheiten" beehrt, als wenn solche systematischen Nervenverwüster und Soireemärtyrer ihre Neurasthenie so von ungefähr bekämen und vererbten, wie einer den Typhus oder die Tuberkulose. Diese Sanatorien sind weniger Krankenanstalten als Veranstaltungen eines ganz neuen Lebens: Wohnung, Schlafen, Wachen, Essen, Trinken, Bewegung, sogar vernünftige Erholungen, Sportextrakt ohne Sportabgeschmacktheiten. Die geniale Erfindung, daß nicht nur Wasser, Seife, Kamm, sondern Licht, Luft, Bewegung zum Leben nötig: also Sonnenbäder und Arbeit im Freien, ist als eine Entdeckung der neuen Therapie gepriesen worden. Bequemer hätten wir es von jedem Naturvolk lernen können, wenn wir Europäer nur nicht mit Verachtung auf sie hinblickten und unsere edle Kulturverfeinerung, also eine Entfernung von der Natur, als eine unantastbare Errungenschaft priesen.

Suchen wir einen wohlhabenden Großstädter auf. Er erhebt sich mit dem allgemeinen Großstadtkater bedeutend nach Sonnenaufgang, fühlt sich nervös; nimmt sein Bad, trinkt starken Kaffee, raucht eine gute Zigarre oder Zigarette (das gilt seit einigen Jahren für „feiner"), liest oder überliest eine umfangreiche Zeitung — und fühlt sich leidlich. Die Gewohnheit tritt eben in ihr Recht. Wenn die Zeit der goldenen Früh- und Vormittagstunden vorüber, so verfügt man sich aus der eleganten Villenwohnung mittels elektrischer Bahn ins Amt, und die

eigentliche Tätigkeit beginnt fast erst dann, wenn die Sonne am höchsten steht, zu einer Zeit, wo man von strenger Morgenarbeit eigentlich eine Pause machen möchte. Entweder muß nun später eine kleine Alkoholerquickung mit Imbiß aushelfen, oder es wird bis zum Diner in einem feinen Restaurant, etwa 4 bis 6, durchgearbeitet. Nun wird zum Vergnügen geschritten, im günstigsten Falle zur Partie Lawntennis. Offizielle Besuche werden auch in dieser Zeit zu erledigen sein. Ein Spaziergang hat für diese Leute nur Sinn, wenn es viele Menschen zu sehen gibt und wenig zu laufen ist. Alles andere ist langweilig. Die Abendarbeit hängt von Stellung, Wirkungskreis, persönlicher Begabung ab und von dem Ehrgeiz, Karriere zu machen; Arbeit vielleicht bis in die Nacht hinein, vielleicht unter Zuhilfenahme einiger Stimulantien. Aber häufiger muß der Abend geselligen oder Vereinspflichten geopfert werden oder wird bei Alkohol und Zigarrenrauch oder am Kartentisch oder in der Giftluft eines Vergnügungslokals verbracht. Wenige geistreiche Zirkel abgerechnet, hat der Salon etwas so ungemein Stereotypes und Ermüdendes, daß danach eine ungezwungene Unterhaltung im engeren Kreise etwa in einem „Wiener Café" eine Art Bedürfnis ist. Selbst ein dabei verhältnismäßig nüchterner Herr und fleißiger Arbeiter muß den nächsten Morgen mit leisem nervösen Unbehagen sich erst wieder aufraffen. Das Naturkind wäre dabei zur Arbeit unfähig. Der Kulturmensch täuscht sich eben wegen Gewohnheit und Anpassungsvermögen über den Kräfteverbrauch solchen Lebens. Ganz andere, aber wahrlich nicht gesündere Bedingungen diktiert die rasende Hast des großstädtischen G e s c h ä f t s lebens.

Die Beispiele aus dem Leben liegen zu nahe, als daß man sie häufen und überhaupt auf das moderne Kultur- und Großstadtleben näher einzugehen hätte. Wir wählten hier, um vor einseitiger Übertreibung sicher zu gehen, einen verhältnismäßig günstigen Fall eines großstädtischen modernen Egoisten. Wir dachten ihn uns daher auch als alleinlebend. Darüber zur Rede gestellt, würde er uns wahrscheinlich mit der dem modernen Menschen eigenen leidenschaftslosen Blasiertheit vorrechnen, welche riesigen Forderungen das gesellige und soziale Herkommen an ihn als Verheirateten stellen würde, Forderungen, von denen sich der Unbemittelte und Zugehörige tieferer sozialer Schichten losmacht, daher frischweg einen Haushalt gründet und bald in der Lage sein dürfte, mit den schwärzesten Farben einer sozialistischen Feder das Familienelend einer kinderreichen Hintertreppenexistenz der Großstadt mit der ganzen sittlichen Empörung eines „Enterbten" vorzuführen.

Interessant nur ist die mitleidige Abfertigung, die der Kritik eines natürlichen, sich von solchem Milieu mit Energie befreienden Menschen seitens jener großstädtischen Kulturpflanzen zuteil wird. Und sie haben recht, denn der erste Schritt ist diesen Kreaturen ein müdes blasiertes

Bewußtsein ihrer ausgehöhlten Substanz, wenn sie der Stimulation entbehrt. Das gelehrte Brimborium und die teuren Preise eines Sanatoriums sind da ein geeignetes Mittelglied, damit ihnen etwa eine Ahnung davon aufdämmert, daß am Ende doch der Kulturplunder der Güter höchstes nicht ist.

Es hieße die Menschheit beleidigen, wenn man den dargebotenen Ideengang als etwas anderes bezeichnete, denn den Niederschlag einer bereits irgendwie vorhandenen Stimmung. Nur Milieu ist sie noch nicht, wie die Zerstreutheit der einzelnen hier einmal in ihrem innerlichen Zusammenhang aufgewiesenen Zeichen der Zeit beweist. Dem Gros sind ja schon längst einige zurzeit noch nicht ernst genommene Enthusiasten vorausgeeilt. Gewiß! Sie nehmen sich komisch aus, die halbnackten Naturmenschen, diese Kulturverächter à tout prix. Komisch sind nicht ihre Ansichten, nicht der Mut und die Rücksichtslosigkeit, womit sie diese vertreten, sondern ihr unvermitteltes Auftreten in einem Kulturniveau, mit dem sie doch wirtschaftlich zusammenhängen.

Es fragt sich noch, und dies müssen wir zum Schluß berühren, ob auch auf geistigem Gebiet die Zeichen einer neuen Zeit aufstehen. Die Naturwissenschaft hat wahrlich lange genug unter bornierter Vorherrschaft, in den Ketten brutalster Einschränkung geschmachtet, als daß man sich wundern könnte, wenn sie nun nicht freundlicher gegen ihre früheren Herren auftritt, als die einst erstarkte rechtgläubige Christenheit gegen die sogenannten Heiden oder Ketzer. Nenne man die Parallele nicht übertrieben und insofern unrichtig, als scientia non sitit sanguinem, die Wissenschaft nichts mit Feuer, Blut oder Schwert bewiesen habe. Die Wissenschaft bringe nur das Natürliche zu Ausdruck und Verständnis und opfere ihm den Wahn. Ja, mit schonungslosem, oft schneidendem Spott, mit Verhöhnen und Karikieren dessen, was vielen das Heiligste; und das alles unter Voraussetzung irgend einer anderen nicht bewiesenen Untrüglichkeit des absoluten Anfanges. Endlich liegt eine Unredlichkeit, mindestens Unkonsequenz vor Augen, daß ein theoretisch wertloses Leben weiter geführt, eine theoretisch in nichts zerrinnende Persönlichkeit weiter behauptet, eine Moral und alles, was damit zusammenhängt, theoretisch annulliert wird, praktisch aber doch seine Rolle fortführt.

Es befriedigt wohl nicht, weil nicht nach innen gehend, aber ist gleichwohl nicht unwahr, wenn wir ganz äußerlich den allgemeinen Satz, daß Extreme sich berühren, anwenden und den Naturalisten prophezeien, die Hochflut der Begeisterung für die Naturwissenschaften werde vorübergehen, läge vielleicht schon hinter uns, und wir müßten uns auf das Gegenteil gefaßt machen. Diese Richtung hat, scheint es, vielmehr schon angefangen, wenn wir neuzeitlich gar nicht selten von (ja, es fehlt eben an einem gemeinschaftlichen Ausdruck, einem Wegweiserwort,

Schlagwort!) Spiritismus, Occultismus, gesteigerten religiösen Praktiken, anderen direkteren Erkenntnisarten als denen der äußeren Erfahrung reden und dabei verwundert ausrufen hören: wie ist das möglich!? In einer so aufgeklärten Zeit! Aller Wissenschaft zum Trotz! Ja, gewiß! Eben gerade deswegen, die Gegensätze berühren sich; erzeugen sich! Und es gibt nicht nur Einzelnaturen, sondern Zeitalter, die das Bedürfnis fühlen, dort „nein" zu sagen, wo sie „ja" sagen hören.

Aber so leichten Blutes können wir uns doch nicht mit der Sache auseinander setzen. Im Sinne der oben angeführten Beispiele können wir das besser Gewußte hinter das als falsch Erkannte nie und nimmermehr zurückstellen. Ganz unter denselben Gesichtspunkt fällt erst recht, daß Glaubenszwangsmaßregeln in Sachen naturwissenschaftlicher Erkenntnis ein tiefes Mißtrauen zurückgelassen haben. Wir können nur eine menschliche, wenn nicht teuflische Mache darin erkennen, daß z. B. die Berichtigung einfacher kosmischer Tatsachen verboten und an Leib und Leben gestraft wurde. Allein daran liegt es doch nicht lediglich. Das von uns hochverehrte, in vielem noch heut vorbildliche Altertum zeigt, von einer Priesterkaste unbevormundet, ganz denselben Rückstand in naturwissenschaftlichen Dingen. „Magnet und Elektrizität weisen schon durch ihre griechischen Namen auf Phänomene hin, die den Alten wohl bekannt waren. — Aristoteles, von keiner Kirche bedrückt, gleich groß als Empiriker wie Systematiker—gleiche äußere Natur, gleicher Wahrnehmungsapparat, gleiches Erkenntnisvermögen — hoch entwickelte mathematische und logische Schulung — Leute wie Pythagoras, Archimedes, Euklides. Und welch rückständige Kenntnisse! Woran liegt das? Offenbar nicht am einzelnen, nicht an den äußeren Daten, sondern an der Methode! Sagen wir genauer: an der Rücksichtslosigkeit einer Milieustimmung in Anwendung der Methode. Aber jene Milieustimmung enthielt den ganzen Katzenjammer der Überfütterung durch die ebenso große Rücksichtslosigkeit einer Begriffsreiterei sondergleichen, die tatsächlich die absolute Wahrheit schon in der Tasche zu haben vorgab. Und die Unterlage dieser Stimmung wiederum war ein durch ganz Europa gehender reaktionärer Katzenjammer in politischen und historischen Dingen. Die Philosophie mußte als Gefäß zur Aufnahme der Tätigkeit dienen, so wie gelegentlich vornehme aber begabte Leute sich durch Lektüre über die Leerheit ihres Daseins und die Zwecklosigkeit einer reichen Existenz hinwegtäuschen.

Als dies überstanden, kam jene tatkräftige Milieustimmung, jenes Hurragefühl in fundamentaler Anwendung der Methode und Verwertung derselben zur Erzeugung der Kulturmittel. Rechnung und Resultat stimmte, die Erfolge waren so klar, so handgreiflich, so evident! Das völlig Neue und Unerhörte daran war die Suprematie der Methode.

Man glaubte daran. Ganz gewiß hat die moderne Naturwissenschaft auch in den Tagen ihrer größten Vermessenheit nie behauptet, daß sie alles wisse oder alles erklären könne. Das war eben Arbeitsfeld, bloße Frage der Zukunft. Aber die Methode war der neue Gott; den alten brauchte man gar nicht mehr. Wirklich bewegt sich der moderne Mensch, auch ohne „gelernter" Naturforscher zu sein, insoweit aus seiner Milieustimmung heraus auf materialistischen Voraussetzungen, daß es ihn widerwillig macht, Phänomene aus einer anderen Voraussetzung überhaupt anzuerkennen. Daher wird gern zugegeben, daß die eigentliche Urtatsache, wie sich ein Zentrum eine (Lebens-) Zeit hindurch gegen den radikalen Stoffwechsel (Tod genannt) mittels eines erst allmählich auflösenden Stoffwechsels (Lebensprozeß genannt) wehrt, uns völlig unbekannt ist, aber es widerstrebt uns insgeheim, wenn Phänomene an dieses unbekannte x als Willen, Bewußtsein, Moral angeschlossen werden, oder wenn man die Unerschütterlichkeit des Glaubens an die Untrüglichkeit von Rechnung und Wahrnehmung eben nur als einen Glauben bezeichnet und zwar keinen alleinseligmachenden.

Was das Individuum aber auch sei, so fühlt es sich jedenfalls nach zwei ganz verschiedenen Richtungen, deren eine leugnen zu wollen — unredlich wäre. So gewiß ich mir selber den Schädel durch einen Schuß zerschmettern oder meine Atmungstätigkeit durch Blausäure hemmen oder meine Pulsadern durchschneiden kann, so gewiß braucht man den Arzt, der mit größerer statistischer und theoretischer Kenntnis an die Sache herangeht. Warum soll er nicht Erwecker des psychologischen Faktors im Patienten in gleicher Weise wie der in ihm schlummernden Naturheilkraft werden?

Das Beste aber kommt von innen. Hilf dir selber, so hilft dir Gott — und sei es auch nur zum seligen Ende.





Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Sammelwerke.

Gerhart Hauptmann: „Gesammelte Werke." — Henrik Ibsen: „Sämtliche Werke." — Hugo von Hofmannsthal: „Die Prosaischen Schriften gesammelt." — „Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten." — Martin Luthers Werke.

In seinem literarhistorischen Werke über „Das jüngste Deutschland", dem ersten Versuch, die Literaturbewegung seit 1882 geschichtlich darzustellen, schließt Adalbert von Hanstein mit dem Wunsche, daß die nächste Zukunft der deutschen Dichtung nicht von Schulen und Richtungen, sondern von einzelnen, für sich dastehenden, groß und frei schaffenden Persönlichkeiten beeinflußt werden möchte. Wenn Hanstein, der leider zu früh Gestorbene, heute noch lebte, müßte er seine Freude haben, beobachten zu können, wie dieser Wunsch in Erfüllung zu gehen beginnt. Unser gegenwärtiges Literaturleben weiß im großen und ganzen nur wenig von Schulen und Richtungen, die wohl lebensfähig und vielleicht auch nützlich sind in Zeiten des Kampfes, aber nicht nützlich und auch gar nicht lebensfähig bleiben, wenn die Dichter sich wieder darauf besinnen, daß sie nicht eine dichtende Richtung, sondern schaffende Persönlichkeiten sein müssen. Unsre von demokratischen Tendenzen erfüllte Zeit neigt zum Zusammenschluß der Einzelnen auch auf rein geistigen Gebieten; aber es darf auch nicht verkannt werden, daß gerade in der Kunst und Literatur, mehr oder weniger auch in andern Äußerungen des modernen geistigen Lebens, als Reaktion ein erhöhtes Bewußtwerden des Wertes und der Bedeutung der Persönlichkeit nebenher gegangen ist und jetzt mehr denn je an Breite und an Kraft gewonnen hat. Die Kämpfer der letzten Literaturbewegung sind, soweit sie nicht überragende Persönlichkeiten waren, in der Versenkung der Lebensbühne verschwunden, manche kaum noch dem Namen nach in literarisch interessierten Kreisen gekannt, andere vom breiten Publikum genannt, weil sie, die Stolzen, es nicht verschmäht haben, nachdem der Sturm und Drang verflogen war, sich zu ihm herabzulassen. Wer von ihnen heute noch Anspruch auf hervorragende künstlerische Bedeutung machen kann, darf dies nicht, weil er einer der literarischen Revolutionäre war, sondern weil er eine in sich geschlossene, groß und frei schaffende Persönlichkeit ist.

Einer dieser ist Gerhart Hauptmann. Man durfte in der Zeit, als der laute und aufdringliche Literaturlärm ihn umbrandete, für seine Entwicklung zur in sich selbst sicheren Persönlichkeit wirklich fürchten und mußte Sorge haben, daß der laute Publikumserfolg ihn hinabziehen würde. Heute aber wissen wir, daß diese Sorge keine Berechtigung mehr hat, daß Hauptmann, unbekümmert um Erfolg oder Mißerfolg, unbekümmert um das Urteil der Freunde oder Feinde, aus der reichen Fülle seiner dichterischen Begabung schöpft und gestaltet, was in ihm lebt und nach künstlerischer Darstellung ringt. Eine kürzlich erschienene Gesamtausgabe seiner Werke (Gerhart Hauptmann: „Gesammelte Werke in sechs Bänden". S. Fischer, Berlin) macht es möglich, das Schaffen dieses Dichters zu übersehen, seine Persönlichkeit voll auf sich wirken zu lassen.

Wir wissen aus vielen Zeitungsnotizen und manchen Berichten seiner Freunde, daß Gerhart Hauptmann stets mehrere Entwürfe zu Dramen in seinem Schreibtisch liegen hat und je nach Stimmung und Laune bald an diesem, bald an jenem Werke arbeitet, oft auch alle beiseite tut und aus einer neuen Anregung heraus eine neue Dichtung beginnt und in kurzer Zeit vollendet. Darum lassen die Daten der Vollendung und das Erscheinen einer Dichtung bei Gerhart Hauptmann keine Schlüsse zu auf die für die Beurteilung der Entwicklung weit wichtigere Zeit der Konzeption und des ersten Keimens. Mit Recht hat darum die Verlagshandlung bei Herausgabe der Gesammelten Werke dieses Dichters die einzelnen Werke nicht chronologisch geordnet, sondern hat das gesamte Material so geteilt, daß jeder Band die nach ihrer Grundstimmung zusammengehörigen Werke umfaßt. So bringt der erste Band die sozialen Dramen: „Vor Sonnenaufgang", die „Weber", den „Biberpelz" und seine Fortsetzung, den „Roten Hahn". Der zweite Band als Fortsetzung der sozialen Dramen die beiden ländlichen Dramen: „Fuhrmann Henschel" und „Rose Bernd". Im dritten Bande sind die Familiendramen: „Das Friedensfest", „Einsame Menschen", „Kollege Krampton" und „Michael Kramer" zusammengefaßt. Der fünfte Band enthält das einzige historische Drama Gerhart Hauptmanns, den „Florian Geyer". Der vierte und sechste Band fassen die Märchendramen zusammen, und zwar bringt der erstere „Hanneles Himmelfahrt", „Die versunkene Glocke", und den „Armen Heinrich", während der letztere (nach Angabe des Verlages) diejenigen Werke märchenhafter Art vereinigt, die von der Realität losgelöster sind als die des vierten Bandes, nämlich: „Elga", „Schluck und Jau", „Und Pippa tanzt!" „Helios" und „Das Hirtenlied".]

Wenn wir an der Hand dieser Sammlung, der im zweiten Bande noch die beiden Prosaarbeiten des Dichters: „Bahnwärter Thiel" und „Der Apostel" angegliedert sind, das Werk Gerhart Hauptmanns überschauen, so scheint es uns in zwei große Gruppen zu zerfallen: die Dramen der Wirklichkeit und die Märchendramen, zwischen denen für den flüchtigen Blick kein Zusammenhang vorhanden ist. Die erste Gruppe, zu der sowohl die sozialen, als auch die Dramen gehören, die Konflikte und Katastrophen innerhalb der Familie umfassen, macht gleichfalls auf den ersten Blick hin keinen geschlossenen Eindruck, weil das historische Drama „Florian Geyer" aus dem Zusammenhang herauszufallen scheint. Wenn wir aber genauer zusehen, so müssen wir bald bemerken, daß viele heimliche Fäden die Idee dieses Dramas mit der stärksten sozialen Dichtung Gerhart Hauptmanns, mit den „Webern", verbindet. Man hätte darum, meine ich, gut getan, auch in der Gruppierung diese Zusammengehörigkeit zum Ausdruck zu bringen, indem man diese Dichtung hinter den sozialen Dramen eingereiht hätte. Da dies historische Stück einen Band für sich bildet, würden auch keine praktischen Gründe dagegen gesprochen haben. Dann wären die oben erwähnten beiden Gruppen noch schärfer unterschieden worden, da der „Florian Geyer" die beiden Bände Märchendramen nicht mehr getrennt hätte. Man hat s. Zt., als die „Versunkene Glocke" erschien, verwundert den Kopf geschüttelt, weil man sie, nicht bloß veranlaßt durch den breiten Publikumserfolg, für eine Untreue des Dichters gegen sich selbst und damit gegen die Kunst ansah und weil man keine Verbindungen mit seinem übrigen Schaffen erblicken konnte. Und doch waren diese Verbindungen in „Hanneles Himmelfahrt", dieser innigen Verschmelzung von Traum und Realität, von Wirklichem und Unwirklichem, gegeben. Gerhart Hauptmann ist ein echtes Kind seiner schlesischen Heimat und verleugnet nie und nirgends seine Eigenart, die er aus seiner Heimaterde gesogen hat. Neben einem stark ausgeprägten Wirklichkeitssinn liegt im Schlesier ein großer Gefühlsreichtum, ja oft Gefühlsüberschwang geborgen, in dem sich gleichsam der süddeutsche Einschlag seines Wesens darstellt, und der nicht selten sich zu Phantasie und religiöser Schwärmerei steigert. In Hannele, dem gemarterten, von der Verzweiflung in den Tod getriebenen armen Webermädchen der Hauptmannschen Traumdichtung, lebt die phantastische religiös-mystische Schwärmerei des schlesischen Volkes, die schon im siebzehnten Jahrhundert in der tiefen Mystik des Angelus Silesius ihren philosophisch und künstlerisch erschöpfendsten Ausdruck gefunden hat. So war es nicht bloß ein Versuch, sein Stoffgebiet zu erweitern, als er „Hanneles Himmelfahrt", die „Versunkene Glocke" dichtete; Hauptmann mußte seiner ganzen Eigenart, seiner ganzen Veranlagung nach vom sozialen Drama zur Märchendichtung kommen. Niemals ist, wenn wir vielleicht von dem ersten Drama: „Vor Sonnenaufgang" absehen, bei Hauptmann das Realistische Selbstzweck, immer ist es ihm nur Ausdrucksmittel für das Seelische gewesen, und je reicher und voller seine dichterische Persönlichkeit sich entfaltete, je inniger und reiner sein tiefes Innenleben sich in seinen Dichtungen widerspiegelte, um so inniger mußte auch die Verschmelzung

der äußeren Erscheinung der Dinge, wie das Auge des Plastikers sie sieht, mit dem geheimen Leben werden, das hinter allem Sichtbaren webt und das nur mit den feinsten Organen der Seele schauernd geahnt werden kann. Ohne Tasten, ohne Suchen, intuitiv erfaßt und dargestellt erscheint diese Verschmelzung in ihrer vollkommensten Form bei Hauptmann in „Hanneles Himmelfahrt", der Dichtung, die ich unter allen seinen Werken am höchsten schätze, die bleiben wird, auch wenn die „Weber" und der „Arme Heinrich" vergessen sein sollten.

Die Volksausgabe der „Sämtlichen Werke" von Henrik Ibsen, die kürzlich vom Verlage S. Fischer, Berlin, herausgegeben wurde, will das Werk dieses großen Toten populär und weitesten Kreisen unseres Volkes zugänglich machen. Wie bisher nur wenige Dichter eines anderen Volkes ist Ibsen, der seit vielen Jahren bis zu seinem Tode in Deutschland ansässig gewesen war, der Unsere geworden. Ein unbestreitbar hohes Verdienst um diese Ueberführung des Ibsenschen Lebenswerkes in unsern geistigen Besitzstand haben sich der S. Fischersche Verlag und die Herausgeber der großen zehnbändigen Gesamtausgabe: Julius Elias und Paul Schlenther erworben, indem sie sich als Ziel setzten: „dem nordischen Originaltext einen ebenso formvollendeten, sprachlich reinen, alles Charakteristische treu und doch frei wiedergebenden deutschen Text gegenüberzustellen, der als deutsche Originaldichtung gelten könnte;" darum haben die Uebersetzer, unter denen wir die besten Namen: Emma Klingenfeld, Marie von Borch, Adolf Strodtmann und Christian Morgenstern finden, sich bemüht, „den deutschen Ausdruck so zu gestalten, wie ihn Henrik Ibsen vielleicht gewählt hätte, wenn er nicht norwegisch, sondern deutsch geschrieben hätte." Es ist mir nicht möglich, die Uebersetzungen der beiden Gesamtausgaben, die von den Herausgebern „in ihrem Gesamtton als neu" bezeichnet werden, mit den älteren Uebersetzungen zu vergleichen, da sie mir nicht vorliegen; das aber ist gewiß, daß die nochmals revidierten Texte der Volksausgabe sich nicht wie Uebersetzungen, sondern wie originale deutsche Dichtungen lesen. Es ist also ohne Zweifel gewiß, daß die Herausgeber ihr hohes Ziel erreicht haben. Wir Deutsche dürfen stolz sein auf diese hervorragende Tat der Uebersetzerkunst und müssen uns freuen, durch sie das gewaltige Werk eines Dichters ganz gewonnen zu haben, der von eminentem, tief wirkendem Einfluß auf die Entwicklung unsrer Literatur gewesen ist. Der Tod Ibsens rief den Gedanken wach, das Werk Ibsens zu popularisieren, und der Verlag hat sich, der Uebereinstimmung mit den Erben des Dichters gewiß, alsbald zur Herausgabe einer Volksausgabe entschlossen, für die Julius Elias und Paul Schlenther ebenfalls verantwortlich zeichnen. Sie haben den ganzen Ibsen von „Catilina" an bis zu dem Epilog: „Wenn wir Toten erwachen" in chronologischer Folge aufgenommen, nur die romantischen Schauspiele der ersten Frühzeit sind wegen ihrer mehr historischen als künstlerischen Bedeutung weggelassen worden und — leider — auch die Prosaschriften, Reden und Briefe, die eine überaus wertvolle Ergänzung und Deutung des Persönlichkeitsbildes des großen Norwegers bieten, wie es uns aus seinen Dichtungen entgegenstrahlt. Zu bedauern ist auch, daß man nur die Sammlung der Gedichte aufgenommen hat, die Ibsen 1871 selbst veranstaltete, und wegließ, was später hinzukam. Für die allgemeine Einführung in das Leben und in die Werke des Dichters haben die literar-historischen Betrachtungen, mit denen in der großen Ausgabe die einzelnen Dichtungen eingeleitet wurden, Verwertung gefunden. Die einfache, aber solid und würdig ausgestattete Volksausgabe wird allen Verehrern Ibsens hoch willkommen sein, denen die Anschaffung der großen Gesamtausgabe der nicht unbeträchtlichen Kosten wegen unmöglich ist und die sich darum mit der recht unzulänglichen und unvollständigen Ausgabe begnügen mußten, die bei Reclam erschienen war.

In Zeitungen und Zeitschriften, auch als Einleitung zu diesem oder jenem Buche begegneten wir hier und da Aufsätzen von Hugo von Hofmannsthal. Die buntverstreuten Arbeiten hat der Dichter nunmehr gesammelt und legt sie in einer vierbändigen Ausgabe, deren erster Band vor kurzem erschienen ist, unter dem Titel: „Die Prosaischen Schriften gesammelt in vier Bänden" (S. Fischers Verlag, Berlin) dem deutschen Publikum vor. Der erste Band, der mir vorliegt, mutet mit seinem mit gelbem Glanzpapier beklebten Pappeinband, mit dem altersdunklen Rotschnitt und dem starken weichen Papier an wie ein jahrhundertaltes Buch. Und wenn man dieses Buch aufschlägt und die vier Aufsätze liest, die es enthält, den Vortrag über den Dichter und seine Zeit, den Brief, den Philipp Lord Chandos, jüngerer Sohn des Earl of Bath, an Francis Bacon, später Lord Verulam und Viscount St. Albans, schrieb, um sich bei dem Freunde wegen des gänzlichen Verzichtes auf literarische Betätigung zu entschuldigen, das bekannte Ge-

spräch über Gedichte, den Essay über Shakespeares Könige und große Herren, so fühlt man sich einem wundervoll ruhigen, abgeklärten Geist gegenüber, den man noch älter meinen könnte, als das Buch zu sein scheint. Es ist eine Reife und eine ihrer selbst sichere Weisheit in dem Buche, daß man staunen muß. Es ist leicht zu sagen, daß ein Dichter aus diesem Buche zu uns redet; nicht bloß leicht zu sagen, weil wir alle wissen, daß Hofmannsthal ein Dichter ist und wie sehr er Dichter ist, sondern auch leicht zu sagen, weil jeder an dem wundersamen Glanz und Feuer seines feingeschliffenen Stils leicht den Dichter erkennen kann. Ich sage aber hier noch in einem tieferen Sinne: ein Dichter redet aus diesem Buche zu uns. In dem ersten Essay: „Der Dichter und diese Zeit" redet Hofmannsthal also vom Dichter: „Er ist der Entzückte der großen Städte und der Entzückte der Einsamkeit. Er ist der leidenschaftliche Bewunderer der Dinge, die von ewig sind, und der Dinge, die von heute sind ... Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen, nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten ... Wie der innerste Sinn aller Menschen Zeit und Raum und die Welt der Dinge um sie her schafft, so schafft er aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Tier und Mensch und Traum und Ding, aus Groß und Klein, aus Erhabenem und Nichtigem die Welt der Bezüge." In diesem seinem Sinne ist Hofmannsthal auch in seinem Essaywerk ein Dichter; nur daß es hier nicht die Dinge der Umwelt sind, aus denen seine Gestaltungskraft die Welt der Bezüge schafft, sondern daß es Bücher, Dichtwerke, Kunstwerke sind, die hier auf ihn einwirken; denn das Leben geht den Dichter nicht bloß in seinen unmittelbaren Wirkungen an, sondern auch in seinen mittelbaren durch Bücher und Kunstwerke. Er sagt selbst darüber: „Es hat keinen Sinn, eine wohlfeile Antithese zu machen und den Büchern das Leben entgegenzustellen. Denn wären die Bücher nicht ein Element des Lebens, so wären sie gar nichts und es wäre nicht des Atems wert, über sie zu reden. Aber sie sind in der Hand eines jeden etwas anderes, und sie leben erst, wenn sie mit einer lebendigen Seele zusammenkommen." Wir dürfen mit großem Interesse den noch ausstehenden Bänden dieses Werkes entgegensehen, das uns Hofmannsthals Persönlichkeit von einer andern Seite zeigt, als wir sie sonst zu sehen gewöhnt waren, aber nicht von einer uninteressanteren. Jedenfalls hat der Verlag sich ein unbestreitbares Verdienst mit der Herausgabe erworben. Ich werde nicht unterlassen, bei Gelegenheit auch auf die weiterhin erscheinenden Bände aufmerksam zu machen.

Hugo von Hofmannsthal hat durch einen längeren Essay auch die große Ausgabe der „Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten" eingeleitet, die der Inselverlag in Leipzig veranstaltet hat. Wir haben in Deutschland nicht viele vollständige Ausgaben dieses wundervollen arabischen Sagenbuches, das neben Homers Ilias und Odyssee zu den berühmtesten und verbreitetsten Erzeugnissen der Weltliteratur gehört. Die verbreitetste deutsche Ausgabe, die die gesamten bisher bekannten und zugänglichen Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten enthielt, indem sie sich auf den Bûlâker Text stützte und in einer Reihe von Supplementen die außerhalb dieses Textes stehenden Erzählungen beibringt, ist die bei Reclam erschienene Ausgabe von Max Henning, der die Märchen aus dem Arabischen übersetzte. Felix Paul Greve hat seiner Uebersetzung die englische Ausgabe Richard Burtons: „The Book of the Thousand Nights and a Night" zugrunde gelegt, die, 1886—88 erschienen, in zehn Bänden die Uebertragung des Macnaghtenschen Textes und sechs Bände Supplemente brachte. Henning nennt diese Burtonsche Ausgabe: „Eine meisterhafte Uebertragung mit allen stilistischen Feinheiten des Urtextes in der Sprache Chaucers analog dem mittelalterlichen Arabisch, in welchem die Erzählungen geschrieben sind." Der bekannte Uebersetzer hat sich schmiegsam seinem Vorbilde angepaßt und eine vorzügliche Uebertragung geliefert, die sich wie ein Originalwerk liest. Während Henning sich besonders bei Stellen anstößigen Inhalts Streichungen, sowie nicht unbeträchtliche Kürzungen der eingelegten Poesien erlaubte, bietet Greve die Burtonsche Ausgabe unverkürzt. Und das ist, meine ich, ein bedeutender Vorzug. Die vollständige Ausgabe der Erzählungen aus den „Tausend und ein Nächten" ist kein Kinderbuch; jeder Erwachsene weiß, daß er es mit Erzeugnissen einer schwelgerischen orientalischen Phantasie zu tun hat, und wird mit Stellen rechnen, die unserm verfeinerten Empfinden als unziemlich erscheinen. Auch die eingestreuten Poesien scheint Greve, soweit ich das beurteilen kann, vollständig wiedergegeben zu haben. Er hat es sich dabei nicht so leicht gemacht wie Henning, der sie seiner Uebersetzung in prosaischer Wiedergabe einfügte, während der Uebersetzer der Inselausgabe sie in die poetische Form der Ghaselen kleidete. Der Verlag, der durch seine stil-

vollen, gediegenen Buchausstattungen bekannt ist und in dieser Beziehung unter Deutschlands Verlegern den ersten Platz einnimmt, hat dem bedeutenden Werke ein seiner würdiges Gewand gegeben. Die Bände, von denen bis jetzt drei vorliegen, sind in weiches, hellgrünes Leder gebunden, Titel und Einband zeichnete Marcus Behner. Das Vorsatzpapier, rot mit Ornamentik in mattem Gold, wirkt, als stamme es aus einem arabischen Buche. Wir dürfen den Verlag zu den bisher erschienenen Bänden beglückwünschen; wenn das Werk fertig vorliegt (es soll zwölf Bände umfassen), wird es die beste und schönste Ausgabe dieses wundervollen Märchenbuches darstellen. Ich behalte mir darum vor, nach Abschluß der Ausgabe auf das ganze Werk und insbesondere auf seine Bedeutung für unsere Jugend und für uns selbst ausführlich einzugehen.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine Bearbeitung von „Martin Luthers Werken" aufmerksam machen, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart durch Lic. Dr. Julius Boehmer hat herausgeben lassen. Diese Ausgabe reiht sich den bekannten einbändigen Klassikerausgaben dieses Verlages, denen es in Größe und Ausstattung völlig gleicht, würdig an und wendet sich, wie der Herausgeber in seiner Vorbemerkung besonders hervorhebt, „nicht bloß an das christliche Haus, nicht bloß an die Erbauung suchenden frommen Christen, am allerwenigsten ausschließlich an die Theologen". Sie richtet sich an alle Freunde deutscher Literatur und eines ihrer größten Männer, an alle Gebildeten deutscher Zunge. Um Luthers Werke, die in einer guten Auswahl geboten werden, dem modernen Leser genießbar zu machen, hat der Herausgeber die Sprache und den Stil Luthers modernisiert, wo eine genaue Nachbildung der Ausdrucksweise Luthers unsern Zeitgenossen unverständlich gewesen wäre oder zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hätte, und Orthographie, Grammatik und Interpunktion den heute geltenden Regeln angepaßt. So ist eine Volksausgabe entstanden, die der Laie auch lesen kann. Möchte sie überall in das deutsche Haus, die deutsche Familie eindringen und Luthers große Persönlichkeit lebendig werden lassen.





Illustrierte Bibliographie.

Alpine Gipfelführer. XII.—XVII. Bändchen. 12. „Der Großvenediger" von Louis Hampeler. 13. „Sesvenna und Lischanna" von Adolf Witzenmann. 14. „Die Hochwilde" von Gustav Becker. 15. „Die Jungfrau" von Hans Biendl. 16. „Der Rosengarten" von Alfred von Radio-Radiis. 17. „Die Marmolata" von K. Bindel. — Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. 1907.

Die Deutsche Verlagsanstalt hat ihre Serie von „Alpinen Gipfelführern", deren 1.—11. Bändchen ich im Juliheft des vorigen Jahres wärmster Anerkennung widmen



Gipfelwächte am Großvenediger.
Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. XII. Der Großvenediger, von Louis Humpeler. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, 1907.

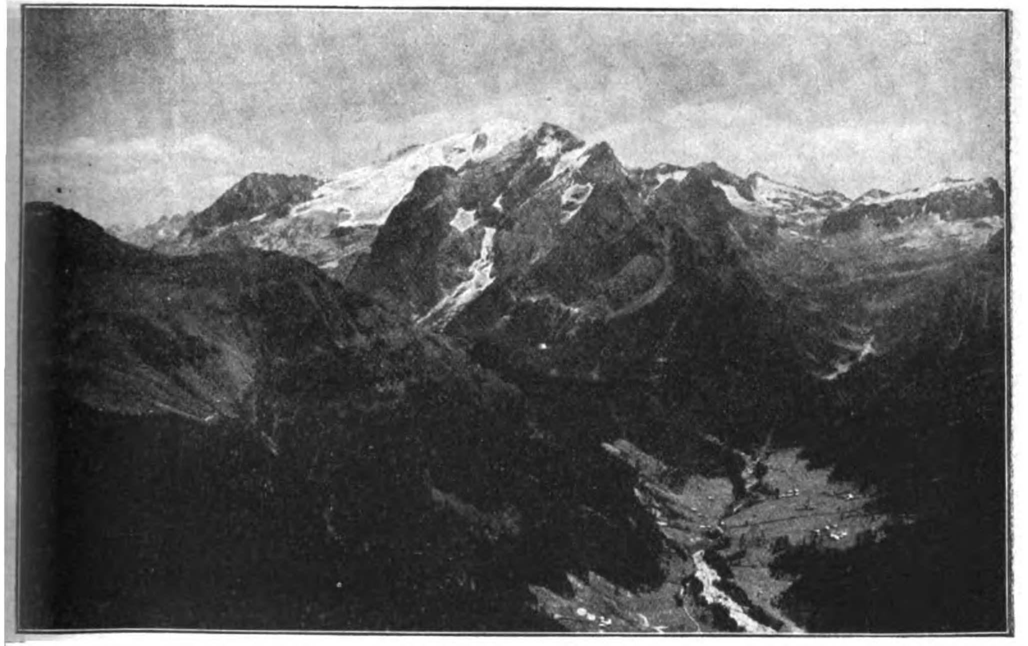
durfte, in sechs Bänden fortgesetzt und bei Auswahl der zu behandelnden Berge wieder viel Geschick und Umsicht bewiesen. Neben dem Großglockner, dem das siebente Bändchen der Sammlung gewidmet war, ist der Großvenediger der beliebteste und besuchteste Berg der Tauern, besuchter noch vielleicht als sein an Höhe ihn überragender östlicher Nachbar, weil er leichter zu ersteigen ist, noch beliebter vielleicht, weil er inmitten des größeren Gletscherareals liegt und um ihn wie ein eiserstarrtes Meer die weißen Firnfelder sich lagern, aus denen einzelne Felszinnen wie Inseln emporragen. Diesem vielbesuchten und gänzlich ungefährlichen Berge widmet Louis Humpeler das zwölfte Bändchen der Sammlung. Im dreizehnten Bändchen führt uns Adolf Witzenmann in ein wenig bekanntes, weil abseits von den großen Touristenstraßen liegendes, aber sehr besuchenswertes Gebiet, in das Tätigkeitsfeld der Sektion Pforzheim, die auf dem Schliningpaß, 3½ bis 4 Stunden von Mals, eine prächtig gelegene Hütte erbaut und dadurch die Besteigung der beiden Berge:



Blick vom Südgipfel der Hochwilden gegen Hochweiße und Lodner, in der Ferne der Zug der Mendel. Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. XIV. Die Hochwilde, von Gustav Becker. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, 1907.

Sesvenna und Lischanna, zwei Aussichtswarten mit hervorragendem Rundblick, erleichtert hat. Es ist ein Verdienst der Herausgeber, daß sie mit Herausgabe dieses Bändchens die Aufmerksamkeit der Touristen einem Gebiete zuwenden, das wenig gekannt ist, und so nicht unbedeutend zur Erschließung dieser Gegend beitragen. Mit seinem Bändchen über „Die Hochwilde" führt Gustav Becker, der verdienstvolle Karlsruher Alpinist, uns wieder in die Oetztaler Gruppe, der wir im elften Bändchen, das die Wildspitze behandelte, bereits einen Besuch abstatteten. Wir lernen bei dieser Gelegenheit eine Anzahl herrlich gelegener Hütten: die Essener, Zwickauer, Stettiner und Karlsruher Hütte, sowie den nach dem Verfasser des Bändchens benannten, 1904 eingeweihten Gustav Beckerweg kennen. Dem schönsten Berge der schönsten Gruppe in den Westalpen, der „Jungfrau", widmet Hans Biendl das fünfzehnte Bändchen. Veranlaßt wurde die Herausgabe dieses Gipfelführers wohl durch die Eröffnung der Jungfraubahn bis zur Station Eismeer, und Biendl schildert auch zunächst eine Fahrt bis zu dieser höchsten europäischen Eisenbahnstation. Doch kommt auch der

Bergsteiger auf seine Rechnung; er findet alle, die leichteren und die schwierigeren Aufstiege verzeichnet und geschildert, so anschaulich und klar geschildert, daß der Leser Lust bekommt, diesem wundervollen Berg einen Besuch abzustatten. Wenn nur die hohen Führergelder nicht wären! Die beiden letzten Bändchen bringen uns in die Dolomiten: Alfred von Radio-Radiis führt uns in die wundersame Felsenwildnis des sagenumwobenen Rosengarten des Königs Laurin, schildert uns hier die herrlichen Höhenwege, die unvergleichlich schön gelegenen Hütten, beschreibt die Aufstiege auf die Rosengartenspitze und berichtet in einem Anhang auch über die übrigen Gipfel im Umkreis des Gartls: die Laurinswand und die drei berühmten Felsnadeln des Winklerturms, des Stabelerturms und des Delagoturms, die ihre Namen nach ihren ersten Bezwingern tragen. Die Marmolata, die eisumgürtete Königin der Dolomiten, bringt uns K. Bindels Schilderung nahe. Seit die Sektion Nürnberg den Weg über den Westgrat baute und durch Klammern, Eisenstifte und Leitern seine



Marmolata von der Rodella.
Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. XVII. Die Marmolata, von K. Bindel.
Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, 1907.

Bezwingung auch dem im Klettern weniger geübten Hochtouristen möglich machte, gehört eine Ueberschreitung der Marmolata vom Contrinhaus zum Fedaja zu den schönsten und interessantesten Bergtouren in den Dolomiten.

Die Büchlein weisen, wie die ersten, dieselbe Gliederung auf, sie schildern die Orographie des Berges, die Zufahrtslinien und Talstationen, die leichteren und die schwereren Anstiege und die Ersteigungsgeschichte, geben Winke über das Führerwesen im Gebiete des Berges und enthalten auch die in Frage kommenden Führertarife. So eignen sie sich vorzüglich zur Vorbereitung für Bergtouren, ganz besonders, da sie über die Schwierigkeiten der Anstiege vortrefflich informieren. Sie sind aber für den, der diese Berge besucht hat, mit ihrem ausgezeichneten und reichen Illustrationsmaterial eine liebe Erinnerung an die genußreichen Stunden froher Gipfelfahrten. Leider vermisse ich noch immer eine Berücksichtigung der Stubaier Berggruppe, deren Besuch, besonders seit Eröffnung der Stubaitalbahn, immer mehr zunimmt, und die erhabene Gebirgsbilder enthält, die an Schönheit und

Großartigkeit denen der Tauern in keiner Weise nachstehen. Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß es vorteilhaft sein würde, wenn die Einbände, die im Rucksack doch immer etwas leiden, abwaschbar wären. A. F. K.

Bismarcks Lehrjahre. Von G. Wolf. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.

Das vorliegende Buch will dem Mangel einer „zusammenfassenden, in das innere Werden Bismarcks eindringenden Biographie" abhelfen, „dem zünftigen Historiker sei es an Stoff, sei es in Gruppierung möglichst viel Neues" bieten, ist aber andererseits nicht nur für Gelehrte, sondern für weitere Kreise bestimmt.

Der erste Abschnitt, in dem mit besonderer Sorgfalt und teilweise aus bisher noch nicht benutzten Quellen die Nachrichten über Bismarcks Schulzeit gesammelt sind, führt die Darstellung bis zu Bismarcks Eintritt in den vereinigten Landtag, der zweite und letzte bis zu seiner Berufung an die Gesandtschaft am Bundestage zu Frankfurt a. M.



Inneres der Berglihütte.
Aus: „Alpine Gipfelführer." Bd. XV. Die Jungfrau, von Hans Biendl.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, 1907.

Diese Begrenzung erscheint nicht ganz glücklich gewählt, entspricht wenigstens nicht ganz dem Titel. Denn gerade Frankfurt war die hohe Schule der Politik, auf der Bismarck erst zum großen Staatsmann wurde — die Frankfurter Zeit gehört im Grunde noch zu Bismarcks politischen Lehrjahren. Da nun gerade für diese Zeit die Quellen sehr reichlich fließen, während sie für die früheren Epochen recht spärlich sind, so wäre es doppelt erwünscht gewesen, wenn die Frankfurter Jahre noch in die Darstellung einbezogen worden wären.

In der Beschränkung auf die Zeit bis zum Jahre 1851 gibt der Verfasser eine ausführliche Darstellung von Bismarcks Leben und Entwicklung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, — eine Darstellung, die hauptsächlich den Wunsch eines weiteren Leserkreises, sich eingehender über diese Epoche im Leben Bismarcks zu unterrichten, zu befriedigen geeignet ist. Die wissenschaftliche Kritik dagegen wird wohl nicht immer den Ausführungen des Verfassers zustimmen können. So ist namentlich die Stellung Bismarcks zu den Parteien nicht mit der nötigen Klarheit gezeichnet: Es ist nicht richtig, daß bloß „die zufällig vorliegenden Fragen und die zufälligen Meinungsübereinstimmungen in denselben Bismarck an die Seite der Konservativen führten" (S. 247), sondern Bismarck war damals durchaus konservativer Parteimann und ein prinzipieller Gegner des mit der

Revolution kokettierenden Liberalismus, und vor diesem großen Gegensatz treten doch die Meinungsverschiedenheiten zwischen Bismarck und den übrigen Konservativen sehr zurück. Neben der genialen Eigenart, die Bismarck von vornherein auszeichnet und die ihn über seine Partei emporhebt, darf man nicht übersehen, daß er doch im Anfang seiner politischen Laufbahn bis zu einem gewissen Grade befangener Parteimann ist.

Den Stil möchte man stellenweise etwas einfacher und kürzer, stellenweise auch korrekter wünschen.

Mit Anmerkungen sind — entsprechend dem Zweck des Buches — nur die wichtigsten Stellen belegt, doch sind Quellen und Literatur im ganzen fleißig benutzt. Ungenau ist die Behauptung, daß nach Fester Bismarck schon 1850 bezüglich Kurhessens Einverleibungspläne gehegt hätte. Fester hat in seiner, auch vom Verfasser angeführten Replik gegen Ulmann eine solche Unterstellung ausdrücklich zurückgewiesen.

Ein Namenregister ist dem Buche dankenswerterweise beigegeben. Die Ausstattung ist vortrefflich. Ernst Salzer.

Bibliographische Notizen.

Positive Weltanschauung. Ein Jahrbuch für freie Denker und ernste Wahrheitssucher. V. Band der „Religion der Menschheit", herausgegeben von Dr. H. Molenaar. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Wer sich über das Wesen und die Ziele des Positivismus orientieren will, findet im 5. Jahrgang der „Religion der Menschheit" reichen Stoff. Gleich der erste Aufsatz „Spiritualismus — Materialismus — Positivismus" gibt ein klares Bild der positivistischen Weltanschauung im Gegensatze zu dem materialistischen und spiritualistischen Weltbilde. Eine Reihe größerer Aufsätze im positivistischen Geiste wechselt mit Gedichten und Bücherbesprechungen ab. Freunden des Positivismus wird das Buch gewiß manche Anregung bieten. M. K—pp.

Die Revolution in Rußland. Statistische und Sozialpolitische Studien von Rudolf Vrba. — 2 Bände. Prag, Selbstverlag, Kommission bei Fr. Rivnac, Palais der Landesbank. —

Die umfangreiche Arbeit des Verfassers — jeder Band umfaßt über 500 Seiten — ist, wie er in der Vorrede hervorhebt, aus Liebe zur Wahrheit entstanden. Lediglich auf dieser fußend entwirft er ein Bild von der Revolution in Rußland, von ihren Beweggründen und ihrem bisherigen Verlauf. Als Kenner der russischen Verhältnisse hat er mit großem Fleiß aus Zeitungen und verschiedensten Schriften Auszüge zum Beweise seiner ausgesprochenen Ansichten zusammengetragen. Außerdem aber enthält seine Arbeit reichhaltige statistische sowie sozialpolitische Studien und interessante Betrachtungen persönlicher Natur. Bei dem umfangreichen Material ist es nicht möglich, auf Einzelheiten hier näher einzugehen. Es sei daher nur unter Hervorhebung einzelner Kapitel der Gang skizziert, den der Verfasser in seiner Arbeit verfolgt hat. Aus dem 1. Bande seien erwähnt: „Europas Nationalitätenkarte, Rußlands Ausdehnung, die Dynastie Romanow, die Erreger der Revolution und die letztere selbst, der Pope Gapon, der russisch-japanische Krieg". Im 2. Bande werden besonders behandelt: „Die Folgen des russisch-japanischen Krieges, die orthodoxe Kirche in Rußland, die Polenfrage, die Duma, die Schwächung Rußlands, und schließlich eine Schlußbetrachtung über den Völkerfrieden". Wer sich über die russischen Verhältnisse, im speziellen über die russische Revolution eingehend unterrichten will, der sei auf das vorliegende interessante Werk hiermit besonders aufmerksam gemacht. K.

Die Elemente des russischen Staates und die Revolution. Von Ferdinand von Wrangell, Wirkl. Staatsrat a. D. Leipzig, Duncker u. Humblot.

In der Neuzeit ist über Rußland und die dortigen Verhältnisse viel geschrieben worden. Der Verfasser hat sich trotzdessen veranlaßt gefühlt, seine über den russischen Staat und die Revolution gemachten Erfahrungen zu veröffentlichen. Er stützt sich hierbei auf seinen, während einer 40jährigen Dienstzeit in verschiedenartigen Stellungen und in verschiedenen Gegenden gewonnenen Einblick in das eigenartige Gefüge dieses großen Reiches. In 4 Abschnitten behandelt der Verfasser: „Die Elemente des

russischen Volkes, die wichtigsten staatlichen Institutionen Rußlands, die Grenzländer und schließlich die Revolution". Der Wert des vorliegenden Buches (84 S.) liegt in der kurz gefaßten, übersichtlichen und außerordentlich klaren Darstellung. K.

Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze von Otto Hartwig. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Otto Hartwig, der langjährige Direktor der Königlichen Universitätsbibliothek in Halle und „Begründer des Zentralblattes für Bibliothekswesen", ein organisatorisches Talent ersten Ranges, hatte bereits 1898 Aufzeichnungen über sein Leben für seine Freunde als Manuskript drucken lassen. Nach seinem Tode (1903) unterzog sich Erich Liesegang der Aufgabe, die Bruchstücke dieser Selbstbiographie mit einer Reihe sehr geschickt ausgewählter, früherer Aufsätze Hartwigs zu dem vorliegenden Bande zu vereinigen. Das Buch gliedert sich in drei Teile, von denen der erste die Lebenserinnerungen umfaßt. Hartwigs Lebensgeschichte ist reich an wechselvollen Bildern. Er ist Kurhesse und verlebte einen Teil seiner Studentenjahre in Marburg, zu einer Zeit, wo in seinem Heimatlande der reaktionäre Minister Hassenpflug und sein Haupthelfershelfer, der streitbare Theologe Vilmar, das Regiment in den Händen hatten. Die politische Tätigkeit dieser Männer charakterisierte er mit leidenschaftlicher Erbitterung. Der zweite Teil enthält drei biographische Aufsätze: Karl Hillebrand — Zur Erinnerung an Luise von François — Ludwig Bamberger. Die drei letzten Aufsätze nehmen auf Hartwigs kurhessische Heimat Bezug. O. L.

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 3 Bd. (Cottasche Handbibliothek No. 132 bis 134.) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Wenn die Briefe der Frau von Sévigné als die bedeutendsten gerühmt werden, die die weibliche Briefliteratur aufzuweisen hat, so darf man als gleichwertig die heute leider wohl mehr dem Titel als dem Inhalte nach bekannten Briefe Bettinas von Arnim daneben stellen. Vielleicht trägt die billige Ausgabe in der Cottaschen Handbibliothek dazu bei, wieder weitere Kreise mit dem eigenartigen Zauber in Berührung zu bringen, den von allen Briefen Bettinas besonders diese ausströmen. H. Sch.

Erinnerungen an Richard Wagner. Von Angelo Neumann. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Unter den Männern, die für die Popularisierung der Wagnerschen Musikdramen in hervorragender Weise tätig gewesen sind, steht der Prager Theaterdirektor Angelo Neumann obenan. Seiner Initiative ist es vornehmlich zu verdanken, daß der Ring des Nibelungen außerhalb Bayreuths in seiner Totalität durch vortreffliche Aufführungen bekannt wurde; sein „wanderndes Wagner-Theater" war eine Kunsttat ersten Ranges. In dem vorliegenden Buche schildert er seine Beziehungen zu Wagner von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1883 in ebenso anschaulicher, wie anziehender Weise. Einen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß ihm eine stattliche Anzahl Wagnerscher Briefe einverleibt ist, die nicht nur über Wagners Kunstanschauungen vielfach neue Aufschlüsse geben, sondern ihn auch von der rein menschlichen Seite uns näher rücken. Künstlerisch vornehme Beigaben sind eine Reproduktion der im Foyer des Leipziger Stadttheaters aufgestellten Wagnerbüste von Anton zur Strassen, die Porträts Neumanns, der Reicher-Kindermann und Anton Seidls, sowie das Faksimile eines von Wagner an Neumann gerichteten längeren Briefes (datiert: Venedig Palazzo Vendramin 11. Febr. 1883). — Seit der Veröffentlichung der Wagnerschen Familienbriefe und der Briefe an das Ehepaar Wesendonck ist in Deutschland kein interessanteres Wagnerbuch erschienen. eb.

Ein Menschenleben. Alltagsbriefe unserer Klassiker. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. W. Mießner. Berlin, Verlag Dr. Wedekind & Co.

Es ist eine eigenartige Briefsammlung, die der Verf. hier zusammengestellt hat. Nicht wissenschaftliche Grundsätze haben ihn dabei geleitet, sondern — und daraus erklärt sich der Titel — Ereignisse im Menschenleben, seine Sorgen und Freuden, Geburt, Kindheit, Jugend, Brautzeit, Ehe, Freundschaft, Krankheit und Tod. Es ist nun höchst anziehend, zu erfahren, wie unsere Geistesheroen des 18. Jahrhunderts — neben Goethe und Schiller sehen wir Hamann, Wieland, Klopstock, Herder, Lessing, Jean Paul vertreten — sich zu solchen Ereignissen

in Briefen an Verwandte und Freunde äußern. Die Auswahl ist mit feinem ästhetischen Empfinden getroffen und wohl geeignet, einen dauernden Genuß zu bieten.
H. Sch.

Rétif de la Bretonne, Charlotte Corday. Frei übertragen von Arthur Schurig. Mit einem Bildnis der Charlotte Corday nach einem französischen Kupferstich aus dem Jahre 1793. E. Dohle, Paris-Vincennes, 112 Rue de Paris, und Leipzig. Verlag von Julius Eichenberg, Siena (Italien) und Leipzig.

Der französische Schriftsteller, den Dr. Eugen Dühren durch eine umfangreiche Biographie den Deutschen näher gebracht hat, ein Anhänger Marats, gibt seiner Sympathie für Charlotte Corday durch eine ungeschminkte Schilderung der Heldentat des mutigen Mädchens Ausdruck, die er jedoch als Verbrechen bezeichnet. Die kleine Schrift bedeutet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.
R. N.

Wanderbilder. Von Adolf Pichler. Aus dem Nachlasse. München und Leipzig, Georg Müller.

Die Persönlichkeit, die nach altfränkischer Art aus jeder Seite des Buches direkt zu uns spricht, ist so sympathisch und wohlwollend, so deutsch und so heimatecht, daß sie den Schilderungen ihren höchsten Wert verleiht. Der Gelehrte, der Naturforscher, der Wald und Moor, Stein und Blume Tirols kennt und liebend beschreibt, sieht doch im Menschen die interessanteste und schönste Schöpfung der Natur. Er schildert seine eigenen Wanderungen über Berg und Tal, seine Hochtouren und Seefahrten mit ihren Gefahren und ihren Überraschungen; — einmal mußte er die entsetzliche Überschwemmung des Etschtales aus nächster Nähe mit erleben. Aber der Verfasser schildert nicht nur Land und Leute, wie er selbst sie antraf, sondern er fügt die Geschichte Tirols, die Sagen und Aberglauben alter Zeiten, alles, was charakteristisch war und ist, in seine Erzählung ein. Auch Zukunftshoffnungen und politische Erinnerungen fließen unbeabsichtigt in die Wellen seiner Prosadichtung hinein. Die Darstellung gemahnt manchmal an Gustav Freytags „Bilder aus deutscher Vergangenheit.“
M. Kr.

Tagebuch eines Weltpriesters. Dresden, E. Pierson.

Man braucht weder die Weltanschauung noch den politischen Standpunkt des katholischen Priesters zu teilen und muß doch anerkennen, daß der vorliegende in Tagebuchform geschriebene Roman ein lesenswertes Buch ist. Der Verfasser stellt Menschen von Fleisch und Blut auf die Beine, mit der bodenwüchsigen, knorrigen Eigenart der Bewohner eines oberösterreichischen Gebirgsdorfes; — ebenso wahrheitsgetreu und ergreifend schildert er den schweren Kampf in der eigenen Brust gegen das Allzumenschliche, aus welchem er als Sieger hervorgeht. Daß er die Gegner gar zu grau in grau malt und seinen Haß gegen das Unternehmertum, durch welches die Industrie mit ihren sozialen Schäden in den Frieden seines Gebirgsdorfes verpflanzt wird, von konfessionellen Abneigungen beeinflussen läßt, zeigt eine Einseitigkeit seiner Anschauung, die ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht werden wird; aber neben vielen Uebertreibungen sind ebensoviel Wahrheiten enthalten, und wenn man das Buch zuweilen mit überlegenem Lächeln liest, das Interesse an demselben weiß der Verfasser bis zum Schlusse lebendig zu erhalten.
mz.

Kurt Willinger. Roman von Berta Kehren. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Berta Kehren ist eine feinsinnige Schriftstellerin, die Geschmack und Stilgefühl besitzt; zwar wandelt sie nicht gerade neue Bahnen und stellt keine tiefgründigen Seelenprobleme auf, aber gerade ihre schlichte Erzählungskunst, voll warmer Empfindung und Naturwahrheit, wird ihr Freunde schaffen. Hauptsächlich gelungen ist der Frauencharakter in der vorliegenden Erzählung, in welchem sich rheinischer Frohsinn mit Gemütstiefe und Herzenswärme glücklich vereint; auch für das Seelenleben der Kinder besitzt die Verfasserin einen kundigen Blick und findet für ihre Leiden und Freuden stets den treffendsten Ausdruck. Das Buch ist der heranwachsenden weiblichen Jugend warm zu empfehlen.
mz.

Paukzeit. Von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Verlag A. Cavael.

Als 21jähriger schrieb der Verfasser den Roman; eine sehr gute Leistung! Die Schilderung ist flott und anschaulich, die Diagnose der jungmännlichen Psyche in den verschiedenartigsten Stadien überraschend gut getroffen. Heute dürfte der deutsche Schriftsteller wohl kaum noch den groben Fehler der Verwechselung von „ganz“ und „all“ (Seite 14) machen; dies nebenbei!
W. M.

Die Liebe und die Frauen. Von Helene Stöcker, Dr. phil. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Diese Sammlung von Aufsätzen wird für eine stattliche Anzahl von Frauen, die den Standpunkt der Verfasserin teilen, geradezu ein Evangelium bedeuten; doch auch die Frauen, die in anderer Welt- und Lebensanschauung wurzeln, werden diese glänzenden Ausführungen mit höchstem Interesse begleiten. Das treffliche Buch sei der denkenden Frauenwelt warm empfohlen.

R. N.

Tod den Toten. Von Max Brod. Stuttgart, Axel Juncker.

Der Verfasser gibt in dem Werke in verschiedenen Essays Gedanken von philosophischem Gepräge Ausdruck. Brod, der auch als Lyriker sich einen Ruf zu verschaffen wußte, zeigt in dieser Sammlung wiederum sein großes dichterisches Talent, die Tiefe seines Denkens und gesunde Moralanschauungen.

W. M.

L'Assesseur de Prusse und anderes. Von Walter von Rummel. Mit einer Umschlagzeichnung von F. von Reznicek. München und Leipzig, Georg Müller.

Ein Band interessanter Skizzen, auf verschiedenen Schauplätzen spielend, insbesondere als gute Reiselektüre zu empfehlen.

R. N.

Das Geheimnis des Waldsees. Von Palle Rosenkrantz. Stuttgart, Axel Juncker.

Das Geheimnis des Waldsees ist ein Verbrechen, ein Mord, der an seinen Ufern verübt worden, und dessen Opfer seine Fluten verbergen. Der Roman behandelt die Aufklärung dieses schauerlichen Geheimnisses, welche ein findiger Detektiv mit erstaunlicher Feinheit der Berechnung in die Hand nimmt; wir haben es also mit einem Kriminalroman zu tun, der im allgemeinen künstlerisch nicht hoch zu bewerten ist, aber der vorliegende wendet sich nicht nur an die Sensationslust der Leser, er enthält menschliche Dokumente, die ein allgemeines Interesse beanspruchen, und überragt durch seine Technik und scharfe Charakteristik die Dutzenderzeugnisse der gleichen Gattung ganz erheblich.

mz.

Menschen und Tiere. Von Alexander L. Kielland. Leipzig, Verlag Georg Merseburger.

Die gesammelten Studien Kiellands, die er seiner Gemeinde gewissermaßen als Abschiedsgruß spendete, sind ein Werk voller Anmut und Feinsinnigkeit. Der Mensch, der aus ihnen spricht, hat nicht die Ecken und Rauheiten, die seinen nordischen Landsleuten anzuhaften pflegen. Er ist im Gegenteil immer fein und verbindlich — auch wenn er tadelt, geschieht es meist ohne Schärfe. Nur einmal, in dem Aufsatz „Pastoren und Streik“ wird er bitter und schneidend — und vielleicht zu Unrecht. Kann es den klugen, im Leben stehenden Mann so verwundern, daß das „Richtet euch nach meinen Worten, und nicht nach meinen Taten“ immer noch Geltung hat? Warum solcher Groll?

Im übrigen spricht Kielland mit weltmännischer Grazie und mit liebevollem Ernst. Letzterer zeigt sich besonders in den fein beobachteten und wiedergegebenen Tierstudien, denen man die warme Tierfreundschaft Kiellands nachfühlt — und seinen Wunsch, den von dem Gros der Menschheit eingenommenen homozentrischen Standpunkt zugunsten unserer Mitgeschöpfe aus dem Tierreich zu verrücken. Bei allen Gleichgesinnten ist er einer verständnisvollen Aufnahme seiner Worte gewiß, Andersdenkende regen sie wohl wenigstens zum nachdenklichen Besinnen an. Die formvolle Ausgeglichenheit und ein lieber feiner Humor, der über dem Werkchen liegt, gibt ihm einen besonderen Reiz — ebenso die Vornehmheit der Ausstattung, die zu erhöhen der Buchschmuck von Andresen wesentlich beiträgt.

Christa.

Gedichte von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen.

In diesen Gedichten gibt ein eigen fühlender Mensch und Künstler sein Bestes. Sie gehören nicht zu den Dichterworten, die wie Flammen emporsteigen, sondern zu denen, die mild und befruchtend wie Frühlingsregen herabfallen. Den Dichter trieb viel mehr die Sehnsucht, als die freudige Begeisterung, als das Gefühl der Gewißheit, daß seine Liebe zum Leben vom Leben erwidert werde. Er sagt auf S. 65: „Doch willst dereinst du Triumphator sein, mußt du der Welt ein Totenopfer weihn, das volle Herz sollst deiner Kunst du geben und sterben, um der Ewigkeit zu leben, der Lorbeer sprießt aus Tränensaat allein. Noch keinem ward ein großes Lied geboren, der nicht den Schmerz zum Meister sich erkoren, dein Wunsch nach Glück muß rauschen in die Zeit.“ Aber die Sehnsucht ist bei ihm nur die Begleiterin der Kraft. Immer

findet er für seine dichterischen Gedanken und Gestalten das schöne Maß und die feste Form. Er fühlt: Es kann kein Werk durch Kraft bestehen, die Sehnsucht muß im Bunde gehen. Seine Sehnsucht ist nicht unfruchtbar, sie verhimmelt nicht, sie haftet an heimatlicher Scholle, sie weiß: Menschen und Kunstwerke vertragen nur einen bestimmten Grad von Feinheit, darüber hinaus werden sie krank und kraftlos. Sie gebiert die Tat, sie überwindet die Eigen- und Schönheitsliebe des Künstlers durch Menschenliebe. Nur eine kleine Probe: Märzabend. „Aus Schollen und feuchtem Torfe steigt langsam über den Tann der dunstige Mond; zum Dorfe kehrt müde das Ackergespann. Wir haben der Saat gewaltet, der Arbeitstag verloht, nun seien die Hände gefaltet: Herr, segne das tägliche Brot. Es schlummern die Felder, die blauen, in schweigender Vollmondpracht, darüber halten zwei Frauen, Hoffnung und Liebe, Wacht.“ Und noch eines erhebt den Poeten über die Menge der Modedichter und macht ihn uns besonders lieb und wert: Ob Sturm, ob Glück am Steuer stand, ein Gut ist treu geblieben — o deutsches Land, o Vaterland, dir gilt das letzte Lieben.

Was er Lortzing nachrühmt, kann er von sich selbst sagen: „Deutsch bis zum Grund — du warst und bist es heut, ein starker Halm, der volle Saat gestreut, ein treuer Baum, des Astwerk, weit gebauscht, von Märchenluft, von Lieb und Leid gerauscht, ein Rebstock gut, des edler Feuergeist in Pracht und Kraft von Herz zu Herz gereist. Du gabst im Lied, was deinem Volke teuer“ . . . N.

Aus alten Schlössern, die nicht stürzen wollen. Gedichte von Robert Walter-Freyr. Hamburg, Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co., vorm. Richter.

Ein neuer Lyriker! R. W.-Fr. gehört zu den begnadeten Zauberern, die Empfindung und Phantasie in Klang und Sinn, Fühlen und Schauen in Stimmung und Bild verwandeln. Seine Gedichte tragen das scharfe Gepräge einer selbständigen Persönlichkeit. Das Nachempfundene, was sonst poetischen Erstlingen mehr oder minder anhaftet, ist hier bis auf wenige schwache Anklänge an Gustav Falke — z. B. Tanzlied — ausgeschlossen. Die Sucht nach Ursprünglichkeit verleitet den Dichter zuweilen sogar zum Uebermaß, zur Unnatur. Er berauscht sich dann an der Schönheit seiner Worte, er tut im seligen Bewußtsein überschäumender Kraft des Guten zu viel und achtet nicht auf das Merkmal des Künstlers: Der Dilettant kompliziert sich unbewußt das Einfache, der Künstler dagegen vereinfacht sich bewußt das Komplizierte. Das Buch ist eingeteilt in I. Balladen und Romanzen, II. Aus meinem Tagebuche, III. Ich habe still das dunkle Tor geschlossen. Der erste Teil enthält Gutes, das Beste aber bietet der zweite und der dritte Teil. Von den Balladen könnten einige wegbleiben. Z. B. erinnern „Die Schlacht bei Hemmingstedt“ und „Martje Floris“ nur an bekannte Dichter, welche denselben Stoff besser verwertet haben. Wie einfach und packend klingt dagegen der plattdeutsche „Trinkspruch Martje Flors“ in Liliencrons Balladenchronik S. 213. N.

Nachlaß-Gedichte von Robert Haaß. Mit einem Vorwort von Wilhelm Jensen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

Wilhelm Jensen, der intime Freund des am 22. 12. 05 in Karlsruhe gestorbenen Robert Haaß, sagt u. a. in seinem Vorwort: „Er war ein Dichter, dessen Namen nur sehr wenige in Deutschland kannten, und doch einer der echtesten, tiefsinnigsten seiner Zeit. Im Buchdruck ist nichts weiter von ihm erschienen als in früherer Zeit ein kleines Gedichtbändchen ‚Abnoba‘. Eigentümlich, fast sich widersprechend, verband sein Wesen mit dem innigsten Naturgefühl, der feinsten Gemütsbesaitung und dem Drange, sich grübelnd in sein Inneres zurückzuziehen, einen politischen Kampftrieb und sarkastischen Witz. In kürzestem Wort zusammengefaßt, bildete er eine seltsame Vereinigung von Schwermut und Humor. In unserer Zeit des sich Bückens und Umschielens nach Gunst und Gewinn stand er aufrecht da, unabhängig und selbstsuchtlos als ein vollkommen freier Denker nur auf seiner eigenen Erkenntnis sicher ruhend, in Wahrheit einer der Edelsten der Nation.“ Diese Anerkennung ist wohl die beste Empfehlung der vorliegenden, in ihrer großen Mehrzahl bisher nicht gedruckten Nachlaß-Gedichte. An das zum vollen Verständnis der Dichtungen unerläßliche Vorwort schließt sich der eigentliche Inhalt. Er bringt in seinen 7 Abteilungen: Schwarzwaldgedichte. Der Wildsee. Sonnenlicht. Düstere Nebel. Verschiedenes. An Freunde. Politisches — das menschliche und dichterische Gesamtwesen zu klarem Ausdruck und zeugt von einer sorgfältigen und charakteristischen Auswahl. Zu besonderer Zierde gereicht dem 156 Seiten starken, gut ausgestatteten Bändchen ein Bild, welches die angenehmen Gesichtszüge des Dichters vortrefflich wiedergibt. N.

Giosue Carducci. Ausgewählte Gedichte, übertragen von Otto Haendler. Dresden, Carl Reißner.

Umfaßt auch die Auswahl nur 58 Gedichte, so gibt sie doch das Wesentliche des italienischen Meisters getreu wieder. Giosue Carducci (27. VII. 1835—16. II. 1907) erinnert in seinen Oden und Sonetten an Platen; auch sein dem Buche beigegebenes Photogramm zeigt mehr einen deutschen als einen italienischen Typus. Diese dichterische Aehnlichkeit erleichtert uns Deutschen die Uebertragung und das Verständnis seiner Dichtungen. Otto Haendler ist ein berufener Dolmetsch, der in Form und Sprache dem Original gerecht wird. N.

Gesammelte Gedichte in oberbayerischer Mundart von Karl Stieler. Mit einem Titelbild. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Diese schön ausgestattete, übersichtliche Gesamtausgabe wird dem so früh verstorbenen liebenswürdigen Dichter zu seinen zahlreichen alten Freunden gewiß viele neue gewinnen. Sie vereint in einem Bande die in wiederholten Auflagen erschienenen sechs Bücher: Bergbleameln. Weil's mi' freut. Habt's a Schneid!? Um Sunnawend'. A Hochzeit in die Berg'. In der Sommerfrisch'. Als Vorrede dient die vortreffliche Abhandlung Stielers: Ueber Ziele und Grenzen der Dialektdichtung. Den Worten folgen die Taten: Die kleinen, naturfrischen, humoristisch oder epigrammatisch zugespitzten Dichtungen. Sie erfüllen alle in dem Vorwort gestellten Erfordernisse, gehen nicht in die Breite der Darstellung, sondern in die Tiefe der Empfindung, halten sich treu an die Denk- und Redeweise des Volkes und sind als kulturgeschichtliche Beiträge ebenso wertvoll wie als poetische Bilder. Die beschränkten Stoffe der Dialektdichtung: das bäuerliche Leben mit seinen Freuden und Leiden, die Wagnisse der Jäger und Wilderer, die Schelmenstücke der Verliebten, fröhliche Gelage und Feste und zuweilen wohl der Widerstreit der Untergebenen mit ihren Vorgesetzten werden durch die Phantasie und den Witz des Volkes fortwährend erweitert. Aus der Fülle köstlicher Einfälle, gemütvoller Beschaulichkeit, feiner Beobachtung hat St. das Beste herausgegriffen und ihm die rechte, echte Fassung und Stimmung gegeben. N.

Musikästhetische Probleme auf vergleichend-ästhetischer Grundlage nebst Bemerkungen über die großen Figuren in der Musikgeschichte. — Von Hugo Marcus. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Der Verfasser erörtert zunächst die allgemeinen Probleme der Musikästhetik, geht sodann auf das spezifische Wesen und die spezifische Wirkung der Musik näher ein und fixiert das Verhältnis der Musik zur Gesamtheit der Künste und speziell zur Dichtkunst. Der zweite Teil des Buches wendet sich zu den speziellen Problemen der Musikästhetik, als da sind: Harmonie, Melodie, Komposition, Gliederung, Fremdeinflüsse usw. Der Anhang enthält allerlei Gedanken über Musiker, über den Reiz der schönen Künste, über die ethische Wirksamkeit der Musik, über die Beziehungen zwischen Musik und Philosophie und Verwandtes. Leicht zu lesen ist das Buch nicht; wer sich aber die Mühe gibt, es sorgsam zu studieren, der wird manches daraus lernen und auch da zum Nachdenken angeregt werden, wo er dem Verfasser nicht unbedingt beizustimmen vermag. eb.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Berliner Theaterhändel vor 80 Jahren. Von Dr. Heinrich Stümcke. Preussische Jahrbücher 129, 1 (Juli 1907).

(Böhle.) — Fritz Böhles Radierungen. Von Rudolf Klein. Westermanns Monatshefte 51, 11 (August 1907).

Deutsche Frau im Mittelalter, Die. Von Wilhelm Kothe. Hochland IV, 10 (Juli 1907).

Deutsche Frauendichtung im Mittelalter. Von Hans Ellenberg. (Schluss.) Magazin für Literatur des In- und Auslandes 77, 10 (Juli 1907).

Entwicklungstheorie, Die, und der Mensch. Von Johannes Bumüller. Hochland IV, 10 (Juli 1907).

Firdusi. Von F. M. Tarrasch. Magazin für Literatur des In- und Auslandes. 77, 11 (August 1907).

„Frauenstreit" in der französischen Renaissanceliteratur, Der. Von Heinrich Schneegans. Deutsche Rundschau 33, 10 (Juli 1907).

Grossherzog Carl Alexander v. Sachsen-Weimar und H. C. Andersen. Von Louis Bobé. Deutsche Rundschau 33, 10 (Juli 1907).

Hansjakob, Heinrich. (Zu seinem 70. Geburtstag.) Von Karl Muth. Hochland IV, 11 (August 1907).

Jean Pauls Levana. Von August Hackemann. Hochland IV, 11 (August 1907).

Kaiser Joseph II. als Volkwirt. Von Dr. Franz Ilwof. Preussische Jahrbücher 129, 2 (August 1907).

Kunstgewerbe und Architektur. Von Paul Moos. Preuss. Jahrbücher 129, 2 (August 1907).

Lagerlöf, Selma. Von Dr. Erwin Ackerknecht. Westermanns Monatshefte 51, 10 (Juli 1907).

Lateinische Sprache im deutschen Mittelalter, Die. Von Johann von Kelle. Deutsche Rundschau 33, 11 (August 1907).

Michelangelo und Leonardo. Von Friedrich Gundelfinger. Preussische Jahrbücher 129, 1 (Juli 1907).

(Multatuli.) — Ueber den holländischen Schriftsteller Multatuli. Von Prof. Dr. Adolf Mayer. Preussische Jahrbücher 129, 2 (August 1907).

Musset, Alfred de. Von Hans Benzmann. Bühne und Welt IX, 21 (August 1907).

(Nietzsche.) — Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Von Ida Overbeck. März I, 15 (August 1907).

Novalis und sein magischer Idealismus. Von Friedrich Alfred Schmid-Noerr. Hochland IV, 10 (Juli 1907).

Oberbayerische Volkskunstmuseen. Von Dr. Oskar Doering. Westermanns Monatshefte 51, 11 (August 1907).

Oestéren, Friedrich Werner van. Von Ott. Stauf von der March. Magazin für Literatur des In- und Auslandes 77, 10 (Juli 1907).

Problem der Form in der Wortkunst, Das. Von Dr. Friedrich Kuntze. Preussische Jahrbücher 129, 1 und 2. (Juli und August 1907).

(Reichenau.) — Die Insel Reichenau im Untersee, die älteste Pflanzstätte süddeutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst. Von Konrad von Arx. Westermanns Monatshefte 51, 10 (Juli 1907).

Schillers Wallenstein auf der Bühne. Von Eugen Kilian. Bühne und Welt IX, 21 (August 1907).

Sexualethik und Sexualpädagogik. Von Fr. W. Foerster. Hochland IV, 11 (August 1907).

Söderberg, Hjalmar. Von Anna Brunnemann. Das literarische Echo IX, 20 (Juli 1907).

Tataren, Die Kulturbestrebungen der. Von H. Vambéry. Deutsche Rundschau 33, 10 (Juli 1907).

Uebersetzers, Aus der Werkstatt des. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Das literarische Echo IX, 19 (Juli 1907).

(Vischer.) — Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Paulskirche. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Gottlob Egelhaaf. Deutsche Rundschau 33, 11 (August 1907).

Zweierlei Aesthetik. Von Julius Hart. Das literarische Echo IX, 21 (August 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Banner der Freiheit, Das. Monatsschrift von Gottfried Schwarz. 12. Jahrg. Heft 137. Mai 1907. Karlsruhe i. B., Selbstverlag von Gottfried Schwarz.

Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Literatur und Musik. Amtliches Blatt des Deutschen Bühnen-Vereins, herausgegeben von E. und O. Elsner. IX. Jahrg. No. 21. August-Heft 1. 1907. Berlin, Verlag von „Bühne und Welt", Otto Elsner.

Dauthendey, Max, Die Ammenballade. Acht Liebes-Abenteuer, gedichtet von acht Ammen am Sarge des Herrn Heinz. Neun Pariser Moritaten. München, E. W. Bonsels & Co.
— Singsangbuch. Liebeslieder. München, E. W. Bonsels & Co.

Dziubiella, Johannes, Blumen im Strauss. Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Fehrentheil, Hans von, Deutschlands Polenpolitik. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens und Friedens. XI. Jahrgang. Heft 11. 1907. Würzburg, Göbel u. Scherer (Heinr. Klemmer).

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann O.-S.-B. V. Jahrgang. 1907. Heft 6. Münster i. W., Verlag der Alphonsusbuchhandlung.

Grunert, Carl, Feinde im Weltall? und andere Novellen. Vierte Aufl. Stuttgart, Franckh-sche Verlagshandlung.

Hans Sachs als Humorist in seinen Gedichten und Schwänken. Sprachlich erneuert, ausgewählt und eingeleitet von Otto Band. München, Hans Sachs-Verlag (Schmidt-Bertsch).

Held, Hans Ludwig. Jakobus. Aus dem Leben eines jungen Priesters. München, Hans Sachs-Verlag.

Hepp, Carl, Paracelsus. Dichtung. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hey, Paula, Nur Sehnende kennen den Sinn! Dichtungen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Hey, Oskar, Max Haushofer der Dichter. Mit dem Bildnis Haushofers, einer Probe seiner Handschrift und einer Ansicht von Frauenchiemsee. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst, herausgegeb. von Karl Muth. IV. Jahrg. 1907. Heft 11. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung.

Holm, Orla, Dein Buch. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Jahne, Ludwig, Verirrte Liebe. Erzählung aus der Kärntner Türkennot. Graz, Druck und Verlag der deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt Graz.

Jordan, Gustav, Die Todeshochzeit. Drama in fünf Aufzügen. Strassburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Kirchbach, Wolfgang, Zum Verständnis altgriechischer Dichtung. Drei Essays. (Beiträge zur Literaturgeschichte, Heft 20. Herausgeber: Hermann Graef.) Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Kochendörfer, Heinrich, Wie bewahrt sich ein Volk die Herrschaft über seine Zeit? Die germanische Religion der Zukunft. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil.

Korrespondenz, Photographische. Organ des Vereins zur Pflege der Photographie und verwandter Künste. Juli 1907. Wien, Verlag der Photographischen Gesellschaft.

Kupffer, Marie, Blumenlieder. Allen Blumenfreunden zum Gruss. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Leben, Theosophisches. X. Jahrg. No. 4. Juli 1907. Berlin, Paul Raatz.

Ley, Georg, Der Weise und der Tod. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Lösch, D. von, Maria von Nazareth. Roman. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Lustwäldchen, Das. Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit. Gesammelt und herausgegeben von Franz Blei. München, Hans v. Weber, Verlag.

Maršall, Gustav, Praktisches Lehrbuch der Slovakischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit zahlreichen Uebungen, einem Wörterbuche u. einer Auswahl von erklärten Lesestücken. Zweite verbesserte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Mensch, Der, und die Erde. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. I. Gruppe. Lief.: 25. 26. 27. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Moszkowski, Alexander, Riviera-Express. Heiteres. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Muser, Oskar, Der Ultramontanismus und das Zentrum. Lahr, Moritz Schauenburg.

Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 34. Tänze. Leipzig, W. Vobach & Co.

Osten, Der. Literarische Monatsschrift der „Breslauer Dichterschule". XXXIII. Jahrg. Heft 5. 6. Mai/Juni 1907. Jauer, Oscar Hellmann.

Penthesileia. Ein Frauenbrevier für männerfeindliche Stunden. Mit Zeichnungen von Anna Constenoble. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Popper, W., Wintersonne. Novellen. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Poritzky, J. E., Liebesgewalten. Novellen. Berlin, Carl Freund.

Rheinsch, Erika, Schöne Welt! Gedichte. Frankfurt a. M., Heinrich Demuth.

Roethenbacher, M., Ich hört' ein Sichlein rauschen. Verse. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Rohrbach, Dr. Paul, Wie machen wir unsere Kolonien rentabel? Grundzüge eines Wirtschaftsprogramms für Deutschlands afrikanischen Kolonialbesitz. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag.

Rundschau, Deutsche, für Geographie u. Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXIX. Jahrg. Heft 11. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Salkind, Alexander, Arthur Schnitzler. Eine kritische Studie über seine hervorragendsten Werke. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Scherlag, Lorenz, Sehnsucht. Gedichte und Lieder. Berlin, Modernes Verlagsbureau. Curt Wigand.

Schmidt-Warbola, Ernst, Schicksal. Lieder. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schulerziehung, Deutsche. In Verbindung mit anderen herausgegeben von W. Rein, Jena. I. Band. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Seeliger, Ewald Gerhard. Hamburg-Wandsbeck, Octaviostr. 24.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 20. Jahrgang. 1907. Heft 14. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Thompson, William, Von den geheimen Kräften in uns. (Bibliothek der praktischen Lebenskunde: Band I.) Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. Jahrg. 1907. No. 13 u. 14. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".

Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. IV. Jahrg. 1907. No. 13 u. 14. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Ulrich, A., Der Mensch in seinen Pflichten und Rechten. Ernste Betrachtungen für jedermann. Cöthen-Anhalt, Paul Schettlers Erben, G. m. b. H.

Vanselow-v. Behr, Detloff, Kaleidoskop. Satiren. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Veltheim, Hans Graf von, End' und Anfang. Ein dramatisches Zeitgemälde. München, Georg D. W. Callwey.

Weichbrodt, Felix, Ich komme aus Liebe! Psychologische Studie. Berlin, Carl Hause.

Weimann-Bischoff, Enne, Gedichte. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Weinberg, Freiherr v., Lotte Herzen. Ein Schauspiel. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Whit, Charles, Eroika. Drama in drei Akten. Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Zepler, Marg. N., Menschenkultur. Anregungen zur Stärkung und Veredelung nationaler Kraft durch zielbewusste Mithilfe gebildeter Frauen. Berlin, Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.